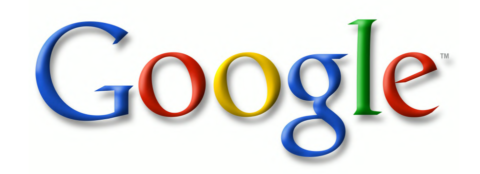




ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. ERNST HÖPFNER UND DR. JULIUS ZACHER

PROVINZIALSCHULRAT IN KOBLENZ — PROF. A. D. UNIVERSITÄT ZU HALLE



FUNFZEHNTER BAND

HALLE,

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES.

1883.

INHALT.

Miscellen.

Litteratur.



DER GERMANISCHE ABLAUT IN SEINEM VERHÄLTNIS ZUM INDOGERMANISCHEN VOCALISMUS.

Die untersuchungen auf dem gebiete des indogermanischen vocalismus haben im laufe des lezten jahrzehntes zu einer völligen umgestaltung der ansichten über das system und die entwickelung der indogermanischen vocale geführt. Ein moment nach dem anderen ergab sich, welches mit der hergebrachten theorie nicht recht in einklang stand, und während man anfangs noch hoffen durfte, mit einer entsprechenden modification des alten systems auszureichen, hat sich schliesslich herausgestelt, dass auch der eigentliche kern jener theorie — die lehre von den drei vocalreihen, welche auf den drei grundvocalen und ihrer steigerung beruhen solten — nicht mehr zu halten sei. Über diesen negativen teil der vocalischen frage ist man sich heute wol ziemlich auf allen seiten klar; hinsichtlich der positiven aufstellungen aber, durch welche die alte theorie zu ersetzen sei, herscht nicht dieselbe klarheit. Allerdings hat sich jezt für manche, man kann wol sagen für die mehrheit der vocalischen erscheinungen ein zusammenhang ergeben, welcher an einfachheit und geschlossenheit der lehre von den drei vocalreihen nichts nachgibt. Allein dies system ist nicht überall so bekant geworden und hat nicht überall diejenige aufnahme gefunden, welche es verdient. Der grund hierfür ist wol hauptsächlich darin zu suchen, dass das neue system nicht auf einmal und nicht von éinem gelehrten gefunden ist, sondern sich almählich und unter beteiligung verschiedener richtungen ergeben hat. Dies hat einerseits dazu geführt, dass die einzelnen abhandlungen, welche die erforschung des vocalismus weiter zu führen suchten, an verschiedenen und nicht jedem leicht zugänglichen orten zerstreut sind; andererseits hinderte es an der aufstellung einer einheitlichen und gleichmässigen bezeichnung der für die prähistorische zeit vorausgesezten vocale: es trat eine zeit lang so ziemlich in jeder neuen abhandlung ein neues vocalschema dem leser entgegen. Endlich komt hinzu, dass einzelne versuche, die entstehung des ablautes zu ermitteln, weit über das ziel, an dessen erreichung die vergleichende sprachwissenschaft denken kann, hinausschiessen, und dadurch das gefühl der unsicherheit, welches den neueren forschungen gegenüber noch vielfach herscht, vermehrt haben. —

In erwägung dieser sachlage ist von uns im folgenden der versuch gemacht worden, speciell für germanistische leser einen überblick dessen zu geben, was als sicheres ergebnis der neueren vocaltheorien gelten kann. Die darstellung sucht zunächst über den gang der forschung seit dem erscheinen von Schleichers compendium zu orientieren; es sollen die leitenden ideen, welche sich im laufe der forschung verfolgen lassen, hervorgehoben und zugleich für die systematische darstellung der germanischen vocale, welche den zweiten teil des aufsatzes bildet, der grund gelegt werden.

I. Historischer überblick der neueren forschungen.

1. Von Schleicher bis auf Amelung.

Das erscheinen von August Schleichers Compendium der vergleichenden grammatik der indogermanischen sprachen (1861) bezeichnet, wie auf den übrigen gebieten der vergleichenden grammatik, so vor allem auf dem des vocalismus den beginn einer neuen epoche der forschung. Zwar kann man nicht sagen, dass Schleicher den früheren ansichten[1] gegenüber in allen punkten das richtige getroffen habe; wol aber bildet seine darstellung ein eigenartiges, in sich fest gefugtes und nach allen seiten hin abgeschlossenes system, das von der ursprache bis zu den einzelsprachen herab in der entwickelung des vocalismus feste gesetzmässigkeit aufzuweisen suchte, jeder einzelnen vocalischen erscheinung in dem grossen zusammenhange ihren platz anwies, und vor allem durch die art und weise, in welcher es die erforschung der sprachlichen tatsachen vornahm, für die folgezeit ein muster abgab. — Auf eine ausführliche widergabe des Schleicherschen systemes können wir hier verzichten; wir dürfen dasselbe als aus dem compendium und aus der anschaulichen entwickelung, welche Schleicher in seinem buche „Die deutsche sprache“ (Stuttgart 1860, 4. aufl. 1879) s. 133 fg. gegeben hat, bekant voraussetzen. Nur die grundzüge des systems mögen hier, als anhaltspunkt für die darstellung der nachher zu besprechenden ansichten, in aller kürze aufgeführt werden.

Der älteste lautstand der indogermanischen sprachen kante nur die drei grundvocale: *a*, *i*, *u*. Zum zwecke des beziehungsausdruckes konten diese drei vocale gesteigert werden, dadurch dass ihnen ein *a*

1) Einen überblick der ansichten von Grimm, Bopp, Holtzmann und Jacobi geben Rumpelt, Deutsche grammatik (Berlin 1860) s. 105—129 und Grein, Ablaut, reduplication und secundäre wurzeln der starken verba im deutschen (Marburg 1862) s. 1—27.

(„der die natur des vocals am ausgeprägtesten tragende, reinste und ungetrübteste aller vocalischen laute“) vorgeschoben ward; es traten also zu den grundvocalen die gesteigerten vocale *aa, ai, au.* Zu diesem vocalbestande stelten sich durch nochmalige hinzufügung eines *a* vor die erste steigerung — oder durch hinzufügung eines *â* vor die grundvocale — die vocale der zweiten steigerung: *âa, âi, âu.* Darnach ergibt sich für die grundsprache eine dreifache dreiheit von vocalen, d. h. drei vocalreihen, deren jede aus grundvocal, erster und zweiter steigerung besteht:

	Grundvocal.	1. steigerung.	2. steigerung.
A-reihe:	*a*	*aa* (*â*)	*a* + *aa* = *âa* (*â*)
I-reihe:	*i*	*ai*	*a* + *ai* = *âi*
U-reihe:	*u*	*au*	*a* + *au* = *âu.*

Dieses ursprachliche system erfährt in der deutschen grundsprache eine wichtige modification zunächst dadurch, dass der grundvocal der A-reihe zu *i* und *u* geschwächt werden kann;[1] die grundvocale *i* und *u* bleiben erhalten, so dass wir im Deutschen zweierlei *i* und *u* haben. Die erste und zweite steigerung der A-reihe, welche sich ursprünglich beide in *â* zusammenziehen,[2] sind als *â* (got. *ê*) und *ô* von einander geschieden; die beiden steigerungen der I-reihe als *ei* und *ai,* die der U-reihe als *iu* und *au.* Die „entstellung“ der U-reihe durch „zusammenschmelzen von *iu* zu *û*“ ist der deutschen grundsprache in ihrer älteren form noch nicht zuzuschreiben. Der vocalismus der deutschen grundsprache gewint demnach folgende gestalt:

	2. schwächung.	1. schwäch.	Grundvocal.	1. steigerung.	2. steigerung.
A-reihe:	*i*	*u*	*a*	*â* (got. *ê*)	*ô*
I-reihe:			*i*	*ei*	*ai*
U-reihe			*u*	*iu* (*û*)	*au*

1) „Der edelste volste vocal *a*,“ sagt Schleicher (Die deutsche sprache s. 136 und 137), „wird als schwer empfunden und die sprache sucht und findet mittel, sich dieses ursprünglich überaus häufigen lautes zum grösseren teile zu entledigen .... Das endliche ergebnis der lautlichen veränderungen, die die sprache erfuhr, war das, dass in der deutschen grundsprache, durch fortsetzung der reihe über den grundvocal hinaus, also durch negative abstufung, die A-reihe um zwei glieder, nämlich um die erste schwächung *u* und die zweite schwächung *i* vermehrt ward.“

2) „Die deutsche sprache will diese beiden stufen, einem feinen sprachgefühle rechnung tragend, auseinander halten. Was hat sie für mittel, diesen zweck zu erreichen? ... Um die zweite steigerung von der ersten zu sondern, ward das *â* der zweiten steigerung zu *ô* getrübt, das der ersten steigerung aber rein belassen. Das Gotische gieng im streben nach dissimilation dieser beiden *â* sogar so weit, auch das *â* der ersten steigerung zu färben, nämlich nach *i* hin, zu *ê* (= *â*). Dies ist jedoch der deutschen grundsprache fremd.“ (A. a. o. 137.)

Man begreift es, wenn Schleicher meinte, diese vocalverhältnisse seien in sich selbst so klar, durchsichtig und so zu sagen symmetrisch, dass auch in der blossen zusammenstellung der resultate eine gewisse gewähr für die objective richtigkeit derselben liege. Aber trotz dieser klarheit und symmetrie hat sich das Schleichersche vocalsystem nicht bewährt, sondern hat schon nach wenigen jahren einem systeme weichen müssen, welches das verhältnis zwischen ursprachlichen und zwischen germanischen vocalen in nicht weniger klarer und zugleich in weit einfacherer weise zu lösen schien.

Den anlass zur ausbildung dieses neuen systemes gab eine veränderte auffassung derjenigen *i* und *u*, welche Schleicher als schwächungen des grundvocals der A-reihe bezeichnet hatte. Ein in den sitzungsberichten der Sächs. gesellsch. d. wissenschaften 1864 s. 9—12 enthaltener aufsatz von G. Curtius „Über die spaltung des A-lautes im Griechischen und Lateinischen mit vergleichung der übrigen europäischen glieder des indogermanischen sprachstammes“ führte den nachweis, dass sämtliche europäische sprachen in der „spaltung des A-lautes,“ d. h. in der bewahrung des *a* oder verdumpfung zu *o* (*u*) einerseits und in der färbung desselben zu einem helleren vocale *e* (*i*) andererseits übereinstimmen; im Griechischen und Lateinischen ergab sich sogar für alle drei gebiete, das des *a*, *o* (*u*) und des *e* (*i*), eine gleichmässige verteilung. Andererseits[1] hatte, wie man durch Scherer zGDS[1] s. 7 erfuhr, prof. Müllenhoff in seinen vorlesungen den algemeineren satz aufgestelt und begründet: „Die germanische scheinbare spaltung von *a* in *i* und *u* beruhte auf einer älteren spaltung und färbung zu *e* und *o*.“ Eine specielle motivierung für das Germanische, unter voller verwertung des materiales, welches die vergleichung der einzelnen germanischen dialekte wie die heranziehung der verwanten sprachen an die hand gibt, fand dieser satz in der habilitationsschrift Bezzenbergers: „Über die A-reihe der gotischen sprache,“ Göttingen 1874.

Durch die aufdeckung des gemeineuropäischen *e* war die beurteilung des germanischen vocalismus mit einem schlage verändert. Seit J. Grimm hatte man für die germanischen sprachen einen zustand als ursprünglich vorausgesezt, in welchem der gesamte vocalismus ledig-

1) Man hat darauf aufmerksam gemacht, dass der nachweis der gemeineuropäischen spaltung des *a* in *a* und *e* schon früher von zwei seiten geliefert war, nämlich von Wahlenberg, Über einwirkung der vocale auf vocale, Sigmaringen 1855, und von E. Jessen in der Tidskrift for Filologi og Pädagogik I (1860) 217. — Vgl. Scherer, zGDS.[2] 50 und Weinhold, Mhd. gramm. s. 7.

lich aus den drei grundvocalen und aus diphthongischen verbindungen der grundvocale sich zusammensezte. Diesem urgermanischen zustande solte die gotische sprache am treuesten geblieben sein; lieferte sie doch, nach Jacob Grimms meinung, mit dem Sanskrit zusammen den beweis dafür, dass es ursprünglich nur die drei vocale *a i u* gegeben habe. Den grundvocalen *i* und *u* gegenüber galten *e* und *o* als unursprünglich und minderwertig, so zu sagen als vocale zweiten ranges. Grimm bezeichnete sie als „brechungen" des *i* und *u*, er glaubte in der geschichte der germanischen sprachen überall die bestätigung dafür zu finden, dass *e* und *o* einer jüngeren sprachperiode angehörten. Allen diesen theorien trat jezt das bestimte zeugnis der verwanten sprachen entgegen. Der gotische vocalismus durfte nicht mehr für unbedingt altertümlich gelten, seine einfachheit gegenüber den übrigen dialekten beruhte zum grossen teil auf verarmung. Die stiefmütterlich behandelten *e* und *o* aber beanspruchten ihren platz unter den altgermanischen vocalen, und ihre einführung in den urgermanischen vocalismus bedingte — wie schon bemerkt — zugleich eine änderung des ganzen systemes.

Waren *i* und *u* als „schwächungen des grundvocals der A-reihe" auf älteres *e* und *o* zurückzuführen, so durfte auch für die „erste steigerung der U-reihe" ein älteres *eu*[1] — das so dem *ei* der I-reihe parallel wurde — vorausgesezt werden. Und wie man das *e* der A-reihe aus grundsprachlichem *a* durch spaltung entstanden sein liess, so lag es nahe auch in der I-reihe und der U-reihe *ei* und *eu* für spaltungsformen des *ai* und *au* zu erklären. Damit ist für die I- und U-reihe Schleichers annahme einer zweiten steigerung[2] beseitigt; und für die

1) Es liess sich damals noch die frage aufwerfen, ob das germanische *eu* innerhalb des Germanischen oder im zusammenhange mit dem *eu* der verwanten sprachen entstanden sei, vgl. Bezzenberger, D. A-reihe der got sprache s. 34; J. Schmidt, Jen. Lit.-Ztg. 1875. Art. 588; Bezzenberger, Gött. gel. Anz. 1875 s. 1322; J. Schmidt, KZ. 23, 348 fgg.; Bezzenberger in s. Beitr. II, 141 fgg. — Jezt ist algemein anerkant, dass das germanische *eu* die regelrechte entsprechung eines gemein-europäischen (weil grundsprachlichen) *eu* ist.

2) Dass seine annahme einer zweiten steigerung bedenklich sei, war Schleicher selbst nicht entgangen, er sagt (Comp.[3] s. 11), die zweite steigerung finde sich in der asiatischen, südeuropäischen und nordeuropäischen abteilung der indogermanischen sprachen, stamme also mit höchster wahrscheinlichkeit aus der ursprache, „obwol die einzelnen sprachen im gebrauche derselben oft nicht zusammen stimmen." Die sache liegt in wirklichkeit so, dass dasjenige, was Schleicher in der südeuropäischen und nordeuropäischen abteilung als erste und zweite steigerung unterscheidet, beides dem indischen Guna und der „ersten steigerung" der ursprache entspricht; die „zweite steigerung" der ursprache ist von Schleicher nach dem muster der indischen „Vriddhi" angesezt, von der Joh. Schmidt, Voc. I,

A-reihe konte man diese unterscheidung um so eher fallen lassen, als es schwer zu begreifen war, wie die Germanen dazu gekommen sein solten, die nach Schleichers eigener meinung schon in der ursprache in *â* zusammengeflossenen beiden steigerungen von neuem zu scheiden. Auf diese weise gewann man für die grundsprache ein höchst einfaches vocalsystem, das sich in folgendem schema widergeben lässt:

	Grundvocal.	Steigerung.
A-reihe:	*a* = germ. *a, e, o*	*â* = germ. *â* (*ê*), *ô*
I-reihe:	*i* = germ. *i*	*ai* = germ. *ai, ei*
U-reihe:	*u* = germ. *u*	*au* = germ. *au, eu*.

Dieses system hat wesentlich durch Scherers bahnbrechendes werk in der germanischen grammatik aufnahme gefunden, und etwa ein jahrzehnt lang den meisten untersuchungen über den germanischen vocalismus zu grunde gelegen. Scherer trat zugleich für die von Kuhn (KZ. 12, 143) geäusserte meinung ein, welche die steigerungsformen nicht durch vortreten eines *a*, sondern durch die mittelstufe gedehnter vocale aus den grundvocalen hervorgehen liess. Aus den gedehnten *î* und *û* solten *ai* und *au* nicht anders entstanden sein, wie z. b. die mhd. *î* und *û* sich im nhd. zu *ai* (geschrieben *ei*) und *au* entwickelt haben. Wir werden auf diese erklärung der vocalsteigerung — für welche Joh. Schmidt, Z. Gesch. d. indog. Voc. I, 143 den umstand geltend machte, dass noch reste des alten *û* in wörtern wie *lûkan, sûgan* im Germanischen erhalten seien — später zurückkommen müssen; hier sei nur bemerkt, dass sie zu allen zeiten gegner gehabt und sich schliesslich nicht bewährt hat.

Wir kommen nun zu einer schrift, die in den lezten jahren zwar mehrfach erwähnt worden ist, aber immer noch, wie mir scheint, weniger ihrem inhalte nach bekant ist und ihrer bedeutung nach gewürdigt wird als sie verdiente — ich meine Arthur Amelungs schrift: „Die bildung der tempusstämme durch vocalsteigerung im Deutschen," Berlin 1871.[1] Zwei fragen sind es nach Amelung (s. 8), die bei der

145 in diesem sinne mit recht bemerkte „eine zweite steigerung (Vriddhi) ist für die ursprache noch in keiner einzigen form erwiesen." Schleicher hatte also fälschlich die beiden spaltungsformen der europäischen sprachen mit den beiden steigerungsformen der arischen sprachen in beziehung gesezt: das ist der grundfehler seines systemes.

1) Ich beschränke mich darauf, aus dieser schrift diejenigen punkte hervorzuheben, welche für die auffassung des vocalsystemes von interesse sind, möchte aber hier darauf hinweisen, dass Amelungs untersuchungen auch in anderer hinsicht, z, b. in der samlung des materials, in der anordnung der conjugationsklassen und in der beurteilung mancher einzelnen erscheinung für ihre zeit sehr anerkennenswertes geleistet haben und vielfach noch heute von wert sind.

untersuchung des ablautes vor allem beantwortet werden müssen: „erstens, unter welchen bedingungen in der indogermanischen ursprache grundvocal, erste oder zweite steigerung eintrat; zweitens, nach welchen lautgesetzen sich die vocale und diphthonge des ursprünglichen steigerungssystems in den einzelnen sprachen verändert haben.“ Diese beiden fragen für das Westarische zu beantworten bezeichnet Amelung als das nähere ziel seiner untersuchungen; seinen ausgangspunkt bildet überall das Germanische. — Amelung schliesst sich der Curtius-Müllenhoffschen ansicht an, dass das *e* gemeineuropäisch und urgermanisch sei. Aber er geht darin seinen eigenen weg, dass er *e*, *ei*, *eu* nicht für europäische spaltungsformen des *a*, *ai*, *au* hält, sondern die ersteren wie die lezteren als weiterentwickelungen grundsprachlicher steigerungsformen ansieht.[1] In der I-reihe und U-reihe sind ihm *ei* (woraus *î*) und *eu* vocale der ersten, *ai* und *au* vocale der zweiten steigerung — also wie bei Schleicher, nur dass das germanische *eu* für Schleichers *iu* jezt einen genauen parallelismus der beiden reihen herstelt. In der A-reihe sezt er germ. *e* als vertreter des grundvocals, germ. *a* als vertreter der ersten und germ. *ô* als vertreter der zweiten steigerung. Dieser schritt ist vor allem beachtenswert. Während bei Schleicher der ablaut **beran* — **bar* auf dem wechsel zwischen erster schwächung und grundvocal beruht, also jüngeren datums wäre, ist darin nach Amelung ein wechsel zwischen grundvocal und erster steigerung, also der reflex eines grundsprachlichen vorganges zu sehen. Deutsch *e*, *a*, *ô* ergeben sich nach Amelung aus der vergleichung des Griechischen und Lateinischen als die regelmässigen vertreter der drei steigerungsstufen der A-reihe. Mit germ. *â* = got. *ê* (s. 46—52) und germ. *ô* (s. 52—58) hat es eine besondere bewandnis. Das *â* im ablaut deutscher verben ist nach Amelung nirgends einfach vocalsteigerung, sondern immer nur ersatzdehnung; später ist es dann auch schlechthin als steigerungsvocal in neuen wortbildungen verwant worden. Was das germ. *o* anlangt, so hat Amelung richtig erkant, dass es mit dem südeuropäischen *o* nichts zu tun hat; „es muss neben dem deutschen *e* für einen zweiten directen vertreter des westarischen *e* gelten.“ Aber *â* sowol als *o* setzen den ausfall des wurzelvocals voraus. — „Wo im plur. perf. eine liquida zwischen zwei andere consonanten zu stehen kam, da haben wir *o*, im

1) Über die gründe, welche ihn veranlassten, die annahme einer westarischen spaltung des *a* zu verwerfen, spricht sich Amelung s. 39 fgg. aus. Sein hauptgrund ist enthalten in den worten: „Die spaltung eines lautes in zwei verschiedene ist immer eine bedenkliche annahme, wenn das eintreten des einen oder des andern lautes an gar keine bestimten bedingungen gebunden erscheint.“

anderen falle *â*" (s. 54). „Der ausfall des *e* kann nur in einer für uns freilich nicht mehr zu ermittelnden vorgermanischen betonungsweise seinen grund gehabt haben" (s. 55). Dieselbe erklärung wie für das *o* des plur. perf. gilt für das *o* des participiums: wenn das *o* hier ebenso wie im perf. plur. an stelle eines schon im Westarischen durch wirkung des accentes ausgefallenen oder doch auf das geringste mass von klangstärke reducierten *e* stehen soll, so erklärt sich daraus leicht der unterschied von *gebans* (X. conj.) und *borgans* (XII. conj.)" (s. 56). Amelung sezt daher für die grundformen *borgumâs*, *holpumâs*, *bundumâs* usw. ältere germanische formen wie *bebrgumâs* (nach abfall der reduplication *brgumâs*), *hehlpumâs*, *bebndumâs* voraus; ebenso im participium für *borgans*, *holpans*, *bundans* älteres *brganas*, *hlpanas*, *bndanas* „mit silbenbildender liquida" (s. 56). Entsprechend nimt er für nominalformen wie got. *fruma*, *haurn*, *kaurnô* die grundformen *frma*, *hrn*, *krnô* an, und fügt hinzu: „Dass aber die ursache dieser schwächung weit hinter germanischer zeit zurück liege, zeigt wider die weit gehende übereinstimmung des Slavischen: dem deutschen *o* (*u*) entspricht slavisches *ŭ* in: *vlŭna vulla* lana. *vlŭkŭ vulfs* lupus. *plŭnŭ fulls* plenus. *črŭvĭ vaurms* vermis. *zrŭno* granum *kaurn* frumentum. *chlŭmŭ holmr* collis. *dlŭgŭ* longus *dulgs* debitum. *sŭ-mrŭtĭ* mors *maurþr* caedes. *glŭkŭ* sonitus *klocka* campana. *trŭnŭ þaurnus* spina" (s. 58).

Die grundzüge seines systems hat Amelung tabellarisch (s. 26 und 59) folgendermassen zusammengefasst:

		indogerm.	westarisch	griechisch	lateinisch	deutsch
I-reihe	Grundvocal:	*i*	*i*	*ι*	*i*	*i*
	1. steigerung:	*ai*	*ei*	*ει*	*ei*	*î*
	2. steigerung:	*āi*	*ai*	*αι : οι*	*ai : oi*	*ai*
U-reihe	Grundvocal:	*u*	*u*	*υ*	*u*	*u*
	1. steigerung:	*au*	*eu*	*ευ*	*eu*	*eu* (*û*)
	2. steigerung:	*āu*	*ou*	*αυ : ου*	*au : ou*	*au*
A-reihe	Grundvocal:	*a*	*e*	*ε*	*e*	*e : o*
	1. steigerung:	*ā*	*a*	*α : ο*	*a : o*	*a*
	2. steigerung:	*â*	*â*	*ᾱ* (*η*) *ω*	*â* (*ê*) : *ô*	*ô*

Gegen Amelungs aufstellungen wante sich Leo Meyer in dem aufsatze: „Über vocalsteigerung insbesondere in der verbalflexion" (Zs. f. vergl. sprachf. 21, 341 fgg.). Die Schleichersche annahme zweier grundsprachlichen steigerungen, von der Amelung ausgehe, sei gänzlich verfehlt. Sowol von anderen, wie von Friedrich Müller („Über d. vocalsteigerung der indogerm. ursprache" s. 8 = Sitzungsber. der Wiener

Akad. bd. 66 vom j. 1870 s. 220) sei betont, dass in der indogerm. ursprache nur eine einzige vocalsteigerung vorhanden war; die zweite steigerung in ihrer consequenten entwickelung als Vriddhi sei ein specifisch indisches produkt.

Amelung hat die einwürfe L. Meyers in einer „Erwiderung" (Zs. f. vergl. sprachf. 22, 361 fgg.) zu entkräften versucht, in der er sich von dem grundfehler des Schleicherschen systemes — der gleichsetzung der zweiten form der Guna-steigerung in den europäischen sprachen mit der Vriddhi-steigerung im Indischen — frei macht, und die grundzüge einer neuen auffassung des indogermanischen vocalismus entwirft. Aus den sprachlichen tatsachen gehe sicher hervor, dass schon in der europäischen grundsprache ein grammatisch geregelter wechsel von *e a â*, *i ei ai*, *u eu au* bestanden habe, also ein volständiges system zweifacher vocalsteigerung (s. 366 fg.). In der I- und U-reihe entspricht europäischen grundvocalen *i* und *u* zwar auch im Arischen *i* und *u*; europäischer erster und zweiter steigerung *ei eu* und *ai au*, die den unterschied zwischen präsens- und perfectstamm charakterisieren, entspricht aber im Arischen gleichmässig erste steigerung. Hier bleibt die frage offen, ob in dem arischen Guna die europäischen *ei* und *ai*, *eu* und *au* zusammen seien, oder ob sich die früher allein vorhandene Gunasteigerung erst im Europäischen in zwei laute gespalten habe (s. 368). „Ganz ähnlich liegt die frage in betreff der A-reihe. Den drei europäischen lauten *e a â* stehen nur zwei arische, *a* und *â* gegenüber. Europäischem *e* entspricht überall arisches *a*, europäischem *a* bald *a* bald *â*. Hier wird nun, ich muss wol sagen gewohnheitsmässig, angenommen, das ursprüngliche *a* habe sich im Europäischen in *a* und *e* gespalten. Es ist aber ganz ebenso möglich, dass in dem arischen *a* zwei ursprünglich verschiedene laute zusammengeflossen seien. Ausdrücklich dafür spricht der umstand, dass nur dasjenige *a*, welches europäischem *e* entspricht, sich öfter zu *i* schwächt, nicht aber das andere *a*, welches europäischem *a* gleich steht. Aus dem umstande, dass nur dasjenige *k*, welches slavischem *k* entspricht, im Lateinischen und Griechischen die färbung zu *kv*, im Gallobritischen zu *p* annimt, schliesst Fick Spracheinheit cap. I mit recht, es müsse zwei ursprünglich verschiedene *k*-laute gegeben haben. Ist aber dieser schluss richtig, so zwingt das verhältnis von europäischem *e* und *a* gegenüber arischem *a* (*i*) zu demselben schlusse, und man wird für das Indogermanische, dem europäischen *e* und *a* entsprechend, zwei irgendwie verschiedene *a*-laute annehmen müssen. Hält man aber auch einen solchen schluss nicht für völlig zwingend, so ist er doch in jedem falle ebenso zulässig, wie die herkömliche annahme einer

europäischen spaltung des ursprünglichen *a*, und man müste aufhören, mit solcher entschiedenheit an lezterer festzuhalten, wie es algemein geschieht. Es hat bei dieser ansicht, glaube ich, eine halb mythische vorstellung von der notwendigen einfachheit und monotonie des ältesten vocalismus mitgewirkt, so dass man sich fast jegliche mannigfaltigkeit erst später hineingekommen denkt. Es wird sich aber auch unter den primitivsten, wirklich vorliegenden sprachen der welt schwerlich eine ausfindig machen lassen, die eine solche dürftigkeit des lautmaterials aufwiese, wie sie in unserer reconstruierten indog. ursprache herscht, und es ist kaum noch begreiflich, wie eine sprache mit so geringen unterscheidungsmitteln ihren zweck überhaupt erfüllen konte" (s. 369).

BERLIN. H. COLLITZ.

ALTDEUTSCHES EPISTEL- UND EVANGELIENBUCH.

III.

Dem abdrucke meines Altdeutschen Epistel- und Evangelienbuches im XII. bande dieser zeitschrift s. 1—72 und den gedrängten bemerkungen über handschrift, dialect, wortschatz und das verhältnis des denkmals zur Vulgata a. a. o. s. 323—333 will ich hier die besprechung bisher noch unerörtert gebliebener punkte folgen lassen.

Die *Sacramentarien* der alten kirche[1] umfassen bekantlich nicht den volständigen ritus der Messe, sondern enthalten nur die kleinen gebete, die der priester während des gottesdienstes zu verrichten hat; es standen daher bei der feier des messopfers noch drei[2] andere bücher

1) Die ältesten aufzeichnungen der römischen liturgie liegen in drei sacramentarien vor, im Sacramentarium Leonianum (herausgegeben von J. Blanchini unter dem titel „Codex Sacramentorum vetus Romanæ Ecclesiæ, a Sancto Leone Papa confectus," 1735; vgl. L. A. Muratori „Liturgia Romana vetus," Venetiis 1748, I, 16 fgg.), im Sacramentarium Gelasianum (h. von J. M. Thomasius u. d. t. „Liber Sacramentorum Romanæ ecclesiæ ordinis anni circuli," Romæ 1680; vgl. Muratori a. a. o. 51 fgg.) und im Sacramentarium Gregorianum (h. mit den beiden andern Sacramentarien von Muratori a. a. o. II, 1 fgg.).

2) In einzelnen kirchen waren sogar noch mehr bücher in gebrauch. So war es nach der ambrosianischen und mozarabischen liturgie geboten täglich zwei episteln während der messe zu lesen; die eine muste dem alten, die andere dem neuen testamente entnommen sein. *Eundem usum*, sagt E. Martene (in „De antiquis Ecclesiæ Ritibus." Antuerpiæ 1736. I, 372), *olim in Gallicana Liturgia viguisse discimus ex Gregorii Turonensis libro I de Miraculis S. Martini c. 5: Factum est, inquit, ut illa dominica, prophetica lectione jam lecta, ante altarium staret, qui lectionem B. Pauli proferret. Et libro 4. Historiæ francorum cap. 16 narrat, tres*

als supplemente jener in verwendung: die *Antiphonarien* mit den rituellen messgesängen, die *Lectionarien* mit den abschnitten aus dem alten Testamente, der Apostelgeschichte, den Briefen der apostel, der Apocalypse und die *Evangeliarien* mit den lesestücken aus den vier Evangelien.[1]

Als ein solches supplement zu einem sacramentarium ist auch unsere pericopensamlung zu betrachten. Ihre praktische verwendung wird wie die aller übrigen so zahlreichen[2] deutschen pericopensamlungen darin bestanden haben, dass sie gleich unseren heutigen Epistel- und Evangelienbüchern, abgesehen von dem algemeinen zwecke religiöser erbauung und belehrung, dem priester als handbuch und leitfaden bei der conception seiner predigten diente und, wenn etwa der predigt die vorlesung der auf diesen tag fallenden pericope vorangieng, als lesebuch verwendet wurde. Zu lezterer bemerkung füge ich jedoch gleich hinzu, dass es vom 10. jahrhundert ab, also zur zeit als die predigt nicht mehr einen integrierenden bestandteil der messe bildete, sondern bereits eine selbständige stellung errungen hatte, im gegensatz zu heutiger gepflogenheit, nicht algemeiner gebrauch gewesen zu sein scheint, vor der predigt die betreffenden pericopen vorzulesen. Es geht dies nicht allein daraus hervor, dass in sehr vielen predigten der inhalt der auf den tag fallenden (epistel- oder evangelien-) pericope den zuhörern ganz ausführlich mitgeteilt wird, es beweist dies auch eine reihe von stellen, die direct auf die während der Messe gelesenen pericopen hinweisen; vgl. *Vns sait daz hilig ewaingelium, daz man hivt liset ze dem hiligen Ambt* Roth (Deutsche predigten) V; *Quecumque scripta sunt etc. Der gvte sant paulus sprichet also hivte an dem ampte* Leyser (Deutsche predigten) s. 4; *Daz ewangelium daz man hûte zv messe liset daz sagt vns* Leyser 120; *Sente paulus spricht in der epistiln die man hute zu messe lieset* Leyser 128; *In dem hêiligen evvangelio daz man huto lîset an gottes dîenste vvêrden vvîr ermanot* Wackernagel (Altdeutsche predigten) XVIII; *Erunt signa in sole et luna et stellis. Disiu wort diu schribt der heilig ewangelist sanctus*

libros super altarium ad legendum in missa collocatos fuisse, id est prophetiæ, apostoli, et evangeliorum.

1) Jedes dieser einzelnen vier bücher führte zuweilen auch die bezeichnung „liber missalis,“ vgl. Cod. Vind. 1809 („Missale ordinis Franciscanorum dioec. Olomucensis“), der auf fol. 11ᵃ als titel des nun folgenden die worte bringt: *Incipit missalis secundum consuetudinem romane curie sancte* und in wahrheit nur ein sacramentarium enthält.

2) Die Wiener k. k. hofbibliothek besizt allein etwa 20 verschiedene deutsche pericopensamlungen. Die älteste derselben liegt vor in einer pergamenthandschrift des 14. jahrhunderts: Cod. 2741; s. unten s. 16.

Lucas in dem ewangelio das wir hiut gelesen hein zuo dem heiligen ampt der mesz. Wack. LXVIII; *Quia heri hora septima reliquit eum febris. Disiu wort sprichet der gemint Johannes ewangelista in dem Ewangelio das man hiut ze dem heiligen ampt der messe gelesen hat* Wack. LXIX; *An der epistel diu hiute ze gotis dinst gelesen ist, sprichet sct paulus zv uns gotlichiu wort* Germ. 3, 365.

Wie der augenschein lehrt und einem aufmerksamen leser kaum entgangen sein dürfte, enthält der Olmützer codex nicht eine originalübersetzung, sondern nur die abschrift einer bisher noch unbekanten altdeutschen pericopenübersetzung. Die handschrift weist nämlich eine reihe von fehlern und misverständnissen auf, die nur durch unachtsamkeit des schreibers veranlasst sein können. Zu den bereits beim abdrucke unter den text gestelten verbesserungen füge ich hier die berichtigung noch folgender hinzu, bedauere aber zugleich in meinem streben mich möglichst an den mir vorliegenden (unzweideutigen) wortlaut der handschrift zu halten, die besserungen nicht schon in den text aufgenommen zu haben. Auf einzelne derselben hat mich herr professor Bech, dem ich hiefür meinen besten dank sage, aufmerksam gemacht. So ist XVI, 2 gegen die handschrift, die deutlich *mier* hat, *nuer* zu schreiben; vgl. XIX, 36. XXXI, 4. — LV, 2 ist statt *gedreng* (hs. *ged'ng*) wol *geding* zu lesen; hiemit entfält wort *gedrenc* auf s. 326. — LV, 19 fg. hat der schreiber beim abschreiben einige worte ausgelassen; die Vulgata hat *Et statim apertæ sunt aurus ejus, et solutum est vinculum linguæ ejus, et loquebatur recte,* in der übersetzung heisst es dagegen nur *vnd zehant wurden auf gepant vnd redt recht.* — LXXVII, 5 hat die hs. *von im irem,* es wird aber entweder zu schreiben sein *von im von irem* oder nach den worten der Vulgata *et sanarentur a languoribus suis* einfach *von irem.* — LXXXIV, 9 handschriftlich *wol* zu bessern in *vol.* — Zu lesen wäre sodann noch XXXIII, 6 *merkvnd,* XXXIX, 6 *sprach: in wew* und LXXI, 15 *solde, waz.*

Dass aber die handschrift trotz ihrer vielen fehler und der oft geradezu hölzernen übersetzung der episteln im gebrauche stand, zeigt die abgegriffenheit der blätter und das vorkommen handschriftlicher bemerkungen und correcturen; vgl. a. a. o. s. 3 anm. 5. 6; s. 4 anm. 1; s. 12. 13 zu XII^{b}; s. 14 anm. 3; s. 18 anm. 2, s. 43 anm. 1; s. 56 anm. 1. 2. Ausserdem auf fol. 23^{b} neben dem worte *chômen* eine (jedoch unleserliche) randglosse.

Die anordnung der pericopen in unserem epistel- und evangelienbuche ist die auch sonst gewöhnlich begegnende: den anfang machen die pericopen „*de tempore*“ (*Das sind epistel vnd ewangelij an den*

suntagen) I — LXVII, ihnen folgen die „*de sanctis*“ (*Das sein di letzen vnd ewangelij von den heiligen*) LXVIII — LXXXI, den schluss bilden als repräsentanten des „*Commune sanctorum*“ die (Evangelien-) pericopen *von der chirchweich* LXXXII, *von iunchfrawen* (*von den iunchfrauen*) LXXXIII. LXXXIV und *von eim igleichen gotes iunger* LXXXV.

Der titel, den die erste gruppe von pericopen führt, entspricht nicht völlig dem inhalte derselben; denn die samlung bringt nicht allein pericopen auf sontage, sondern auf kirchliche festtage überhaupt. Auffallen könte es vielleicht, dass wir in ihr auch pericopen für den *sand Stephans tag* (VIII) und den *sand Iohannes tag* (IX) finden. Allein die römische kirche feierte schon von alters her im weihnachtsfeste auch den tag des ersten märtyrers (26. decbr.) und den des lieblingsjüngers Christi (27. decbr.). Diese eigentümliche art der betrachtung von heiligenfesten bezeugt bereits das Gelasische sacramentar, welches die heiligentage in einer besonderen abteilung vereinigt, jene zwei feste aber und das fest der unschuldigen kinder von jenen trent und sie unmittelbar dem weihnachtstage anschliesst. Auch das heutige Missale Romanum stelt die messen für diese drei tage in das „Proprium missarum de tempore.“ Steinmeyers schätzenswertes verzeichnis der erhaltenen deutschen predigten im Anzeiger II, 228—234 hat dieses moment ausser acht gelassen und sind die predigten auf genante tage in die „Sermones de sanctis“ gesezt.

Was die zweite gruppe der samlung, die pericopen von den heiligen betrift, so folgen LXVIII — LXXVIII strenge der anordnung des kirchenjahres. LXXIX aber (*An sand Laurenci tag* 10. aug.), LXXX (*An sand Matheus tag* 21. sept.) und LXXXI (*An sand Andres tag* 30. nov.) weichen von der bisher eingehaltenen reihenfolge ab: wir haben in ihnen jedenfals nachträge zu dem bisher gebotenen zu erblicken. LXXIX gehört zwischen LXXIV und LXXV, LXXX zwischen LXXV und LXXVI; LXXXI hätte die gruppe nicht schliessen, sondern beginnen sollen, gehört also zwischen LXVII und LXVIII.

Ich wende mich nun zur erörterung der frage, in welchem verhältnisse unsere pericopensamlung zu dem heute geltenden *Missale Romanum* sowie zu den im mittelalter gangbarsten *Lectionarien* (in weiterem sinne) und *Homiliarien* steht.

Das *Missale Romanum*, das heute in der römischen kirche fast algemein[1] in kraft steht, ist bekantlich erst ein werk neuerer zeit. Nachdem bereits auf dem concil von Basel (1431 — 1443) und 1536

1) Eine nennenswerte ausnahme macht nur die kirche von Mailand, in der die sog. mailändische oder ambrosianische liturgie als norm gilt.

auf einer synode zu Köln sich der ruf nach einer reform der plenarien erhoben hatte, wurde in der 18. sitzung des Tridentiner concils (1545—1563) eine commission zur beratung dieser angelegenheit eingesezt. Da jene aber das ihr aufgetragene werk nicht zu vollenden im stande war, übernahm auf beschluss des concils der pabst selbst die herausgabe eines neuen Missale. Von Pius IV. begonnen wurde sie von Pius V. am 14. juli 1570 vollendet. Ihr folgten zwei revisionen unter Clemens VIII. (Bulle vom 7. juli 1604) und Urban VIII. (Bulle vom 2. sept. 1634).[1] Doch waren bereits vor 1570 missalien erschienen, die mehr oder minder dieselbe auswahl wenigstens der sonn- und festtäglichen pericopen zeigen wie das heutige Missale Romanum; so u. a. das „Missale s,m cōsuetudinem sancte ecclesie Romane[2]: singulari cura ac diligētia: Imp̄ssuꝫ Venetijs per Simonē dictū biuilaquā Papiensem Anno a Natiuitate Dn̄i nostri iesu christi 1497 Die Ultimo Januarij.“

Es war hoch an der zeit, dass die römische curie daran gieng ein für alle ihrer kirchen in gleicher weise geltendes Missale herauszugeben. Denn wenn auch die meisten der bisher im gebrauch gestandenen den Gregorianischen ritus zur grundlage hatten, so lassen sie doch, besonders was die auswahl der pericopen betrift, eine reihe nicht unbedeutender abweichungen von einander erkennen. Bereits im 15. jahrhundert machte sich, freilich erst nur in einzelnen diöcesen, ein streben nach einheit in dieser richtung geltend. Auch Hugo von Landenberg, bischof zu Constanz, lässt *per circumspectū virū Erhardum Ratdolt ciuem Augusteū* ein einheitliches Missale für seine diöcese anfertigen. Denn ihm war, wie er in der vorrede sagt, zu gehör gekommen, *maximam esse in civitate et dioecese nostris librorum missalium penuriam et eos, quos interdum facultas subministrat, ... esse dissonantes ... confusos et sine omni ordine compositos.* Das werk erschien Augsburg 1504.

Unser epistel- und evangelienbuch (EE) zeigt, um das resultat meiner untersuchung gleich hier vorwegzunehmen, in betreff der auswahl seiner pericopen nächste verwantschaft mit dem während des ganzen mittelalters in grösstem ansehen stehenden „Comes diui Hieronymi

1) Ich benutze die Editio Ratisbonensis undecima, Ratisbonæ, MDCCCLXXVI.

2) Aus den worten *secundum consuetudinem sancte ecclesie Romane* darf nicht geschlossen werden, dass es bereits um diese zeit ein feststehendes algemein giltiges Missale Romanum gegeben habe. Auch andere Missalien dieser zeit führen den zusatz *secundum* etc., weichen aber dessenungeachtet in der pericopenauswahl von einander ab. Man vergleiche mit obigem Missale z. b. Cod. Vind. 1820 (s. 16): „Incipit ordo Euangeliorum per circulum totius anni secundum consuetudinem Romanæ Ecclesiæ.“

Presbyteri sive Lectionarius" (CH), herausgegeben von Jac. Pamel im II. bande der „Liturgica Latinorum" (Coloniæ Agrippinæ 1571) s. 1—62, abgedruckt bei E. Ranke „Das kirchliche Pericopensystem" (Berlin 1847) im „Appendix monumentorum" s. LIV fgg., vgl. s. 135 fgg.

Zum beweise dessen und um zugleich das verhältnis von EE zum heutigen Missale Romanum (MR) klar zu legen, will ich hier alle jene sonn- und festtage, an denen EE andere pericopen als MR aufweist, namhaft machen und zu weiterer vergleichung noch folgende für die geschichte der pericopensamlungen im mittelalter wichtige liturgische werke herbeiziehen:[1]

Cth = „Anni circuli liber Comitis .. auctus a *Theonticho,*" abgedruckt im anhange von E. Baluzes „Capitularia regum Francorum" (Paris 1677) II, 1309 fgg. und bei Ranke a. a. o. s. LXXXIV fgg., vgl. s. 144 fgg. — Es ist das einzige alte lectionar, das nicht nur für alle sonn- und festtage, sondern für alle tage des jahres pericopen und zwar für jeden doppelte enthält; leider ist es nicht volständig überliefert. Gemäss den alten Sacramentarien und dem CH beginnt es das kirchenjahr nicht wie unser heutiges römisches Missale mit den adventssontagen, sondern mit der weihnachtsvigilie; ihm folgen hierin unter den nachstehend angeführten werken noch Ca und Eg. Bemerkenswert ist ferner die ihm sowie Ca und Eg eigentümliche zählung und benennung der sontage nach pfingsten;[2] s. die anmerkungen s. 18 fgg.

Ca = „Comes ab *Albino* ex Caroli imperatoris præcepto emendatus," abgedruckt bei J. M. Thomasius im V. bande der Opera omnia (ed. Vesozzi, Rom 1750) 297 fgg. und bei Ranke a. a. o. s. IV fgg., vgl. s. 154 fg. und seine „Theol. Stud. und Krit." (1855) s. 382 fgg.

Eg = „Capitulare Evangeliorum de anni circulo. Ex Msc. Spirensi Sec. VIII. circ. collato cum Rhenaugiensi Sec. X. circ., herausgegeben von M. Gerbert im I. bande der „Monumenta veteris Liturgiæ Alemannicæ" (Typis San-Blasianis 1777) s. 417 fgg., abgedruckt bei Ranke a. a. o. s. XXVII fgg., vgl. s. 228 fgg.

Mr = „Missale Romanum": handschrift der k. k. Wiener hofbibliothek no. 1831, perg., XV. jahrh. (1478), 154 bl., 4°. Das Missale beginnt auf fol. 13ᵃ mit Dom. I. Adv., ist aber sehr lückenhaft.

1) Unberücksichtigt liess ich seiner unkritischen zusammenstellung wegen J. M. Thomasius „Lectionarius Missæ Juxta ritum Ecclesiæ Romanæ ex antiquis Mss. Codd." in Opera V, 321 usw. vgl. Ranke a. a. o. s. 161 fgg., und das „Capitulare evangeliorum de anni circulo . . secundum Catholicæ et Apostolicæ Romanæ Ecclesiæ ordinem" in Opera V, 431 usw. vgl. Ranke a. a. o. s. 217 fgg.

2) Vgl. A. J. Binterims „Denkwürdigkeiten der christ.-kath. kirche" (Mainz 1829) 5, 161.

Erg = „Evangeliarium germanicum“: handschrift der k. k. Wiener hofbibliothek no. 2741, perg., XIV. jahrh., 156 bl., 8⁰ aus dem nonnenkloster Thalbach bei Bregenz: Denis II, DCCCXXXVIII, Hoffmann CCLXXI. Auf fol. 1ᵇ die überschrift: *Ditz sint die ewangelio die man liset durch daz iar nach der ordenunge.*

Er = „Evangeliarium secundum consuetudinem Romanæ ecclesiæ“: handschrift der k. k. Wiener hofbibliothek no. 1820, perg., XV. jahrh., 219 bl., fol.; Denis II, DCCCXLV. Es begint auf fol. 1ᵃ mit der überschrift: *Incipit ordo Euangeliorum per circulum totius anni secundum consuetudinem Romanæ Ecclesiæ.*

G = „Sancti *Gregorii* Papa XL Homiliarum in Evangelia Libri duo“ in Opera omnia (Paris 1705) I, 1435 fgg.

B = „Venerabilis *Bedæ* Homiliæ in Dominicas anni et festa Sanctorum“ in Opera VII (Coloniæ Agrippinæ 1688).

H = „Pauli *Winfridi* Diaconi Homiliarius, hoc est præstantissimorum ecclesiæ patrum sermones sive conciones ad populum, primum a Paulo Diacono jussu Caroli Magni collecti“ im 95. bande von J. P. Mignes „Patrologia“ (Paris 1851), col. 1159 fgg.

HA = „Speculum ecclesiæ, sive sermones aliquot Euangelici, tam de tempore, quam de sanctis, diui *Honorij* presbyteri Augustunensis.“ Aeditio prima (Coloniæ 1531).

I. Dominia I Adventus, am ersten suntag ze advent:[1] *Rom. 13, 11—14* EE, CH, Ca, Mr 13ᵃ, MR; *Matth. 21, 1—9* EE, CH, Eg, MR 13ᵇ, H I. *Luc. 19, 29—38* B 183.[2] *Luc. 21, 25—33* Erg 1ᵇ, Er 1ᵃ, MR. *Luc. 17, 24—32* H II.

II. Dom. II Adv., Am andern suntag:[3] *Rom. 15, 4—13* EE, CH, Ca, Mr 14ᵇ, MR; *Luc. 21, 25—33* EE, CH, Eg, Mr 15ᵃ, G I, B 186,[4] H III, HA 251ᵇ. *Matth. 11, 2—10* Erg 2ᵃ,[5] Er, MR.

1) *Dom. IV ante Nat. Domini* CH, Ca, Eg (*Hebdomada IV*).

2) In B werden sehr häufig bei der der predigt vorangestelten angabe der (Evangelien-) pericope auch deren parallelstellen angegeben. So steht hier: *Luc. XIX, Matth. XXI, Marc. XI.* „In illo tempore, cum appropinquasset Jesus ad Bethphage et Bethaniam“ usw. Der text der pericope ist der stelle aus *Lucas* entnommen, während das evangelium *Matth. 21* und *Marc. 11* die entsprechenden parallelstellen enthalten; ersteres *v. 1—9*, lezteres *v. 1—10.* Der übersichtlichkeit wegen habe ich diese varianten nicht in die tabelle aufgenommen, sondern in die anmerkungen verwiesen. — Auch im Cod. Vind. 4246, der auf fol. 232ᵃ einige pericopenangaben verzeichnet (*Eplē et ewnᵃ de tpe et de sctis ac specialm̄ missar. p c'culū añi sᵐ breuiarem salczburḡ*, doch hört mit *In festo S. Stephani* das verzeichnis plötzlich auf) findet sich bei angabe der pericopen die der parallelstellen.

3) *Dom. III ante Nat. Dom.* CH, Ca, Eg (Hebd.).

4) = *Matth. 24, 29—35. Marc. 13, 24—31.*

5) In der hs. irrig *In dem ersten suntak d' zū kunft.*

III. Dom. III Adv., am dritten suntag:[1] *I Cor. 4, 1—5* EE, CH, Cth, Ca, Mr 16ᵃ. *Phil. 4, 4—7* MR; *Matth. 11, 2—10* EE, CH, Eg, Mr 16ᵇ, G VI, H V. *Luc. 7, 19—27* B 187.[2] *Joan. 1, 19—28* Cth, Erg 2ᵇ, Er 5ᵇ, MR.

IV. Dom. IV. Adv., Am vierden suntag:[3] *Phil. 4, 4—7* EE, CH, Cth, Ca, Mr 17ᵇ. *Jerem. 23, 5—8* Cth. *Hebr. 10, 35—39* Cth. *I Cor. 4, 1—5* MR; *Joan. 1, 19—28* EE, CH, Cth, Eg, Mr 17ᵇ, G VII, B 197,[4] H. XIII. *Luc. 3, 1—6* Erg 5ᵃ,[5] Er 9ᵃ, MR.

XVII. Dom. V post Epiphaniam, am vierden suntag: *Col. 3, 12—17* EE, CH, MR. *Rom. 13, 8—10* Ca. *II Tim. 1, 8—13* Ca; *Matth. 11, 25—30* EE, CH, Cth, H LVIII. *Matth. 13, 24—30* Eg, Erg 11ᵇ,[6] Er 27ᵇ, MR.

XXII. Dom. II in Quadragesima, am andern sunntag:[7] *I Thess. 4, 1—7* EE, CH, Cth, Ca, Mr 39ᵇ, MR; *Matth. 15, 21—28* EE, CH, Cth, Eg, Mr 40ᵃ, Erg 21ᵃ, B 237,[8] H LXXX. LXXXI. *Matth. 17, 1—9.* Er 45ᵇ, MR.

XXVI. Dom. in Palmis, am pluemastertag zum ampt:[9] *Phil. 2, 5—11* EE, CH, Cth, Ca, Mr 47ᵃ, MR; Passion: *Matth. 26, 2—27. 66* CH, Cth, Eg, MR. *Matth. 26, 2—27. 61* Erg 47ᵇ;[10] Evang.: *Matth. 21, 1—9* EE,[11] Mr 48ᵃ,[12] MR; B 261,[13] H CXIII. *Matth. 27, 62—66* Erg 55ᵃ.[14] *Luc. 19, 29—40* Erg 47ᵃ.[15]

XXXXIII. Dom. in Octava Pentecostes, am achten tag des phingst tages:[16] *Apoc. 4, 1—10* EE, CH, Cth. *I Cor. 12, 2—11* Ca; *Joan. 3, 1—15* EE, CH, Cth, Eg, Erg 93ᵇ, B 43, H CLVII.

1) *Dom. II ante Nat. Domini* CH, Cth (*Hebd. II*), Ca (*Hebdomada*), Eg (*Hebd. II*).

2) = *Matth. 11, 2—10.*

3) *Dominica Proxima Nat. Dom.* CH; *Hebd. I ante nat. Dom.* Cth, Ca, Eg.

4) = *Luc. 3, 15—16.*

5) *An dem IIII suntak dʳ zů kunt* (sic) *list man das ewangeliwm daz von an dem samcztage ist gelesen.*

6) In der hs. irrig *An dem vierden suntak.*

7) *Dom. prima infra quadragesimam* Cth. *Dom. I Mensis Primi* Ca.

8) = *Marc. 7, 24—30.* Angeführt ist auch *Luc. XIX*, allein weder in diesem noch in einem anderen capitel des Lucasevangeliums findet sich eine erzählung von der heiligung der tochter des chananäischen weibes.

9) *Dominica Indulgentiæ* CH, Ca. *Hebd. VI die Dom.* Eg.

10) *Den passion an dem palm tage.*

11) *Dem ewangelij geleich vindestu am ersten suntag des aduentes.*

12) *Ewᵐ sx in pʳma dñica in aduentu dñi.*

13) = *Marc. 11, 1—10. Luc. 19, 29—38. Joan. 12, 12—19.*

14) *Das ewangelio schreibet matheus.* 15) *An dem palm tage vbʳ die palm schreibet lucas.* 16) Die heutige kirche feiert bekantlich am achten tage nach

XXXXIV. Dom. I post (Oct.) Pent., am ersten suntag:[1] *I Ioan. 4, 8—21* EE, CH, Cth, MR. *Rom. 8, 18—23* Ca; *Luc. 16, 19—31* EE, CH, Cth, Eg, Er 112ᵇ, B 44, H CLIX, HA 213ᵇ. *Luc. 6, 36—42* Erg 95ᵃ, MR.

XXXXVII. Dom. IV post (Oct.) Pent., am vierden suntag:[2] *Rom. 8, 18—23* EE, Ch, Cth, MR. *Luc. 6, 36—42* EE, Ch, Cth, Eg, Er 120ᵃ, B 51, H CLXII. CLXIII. *Luc. 5, 1—11* Erg 97ᵃ, MR.

XXXXVIII. Dom. V post (Oct.) Pent., am fünften suntag:[3] *I Petr. 3, 8—15* EE, CH, Cth, MR. *Luc. 5, 1—11* EE, CH, Cth, Eg, Er 122ᵃ, B 52, H CLXIV, HA 222ᵃ. *Matth 5, 20—24.* Erg 97ᵇ, MR.

IL. Dom. VI post. Oct. Pent., am sexten suntag:[4] *Rom. 6, 3—11* EE, CH, Cth, MR. *Rom. 5, 12. 21* Ca; *Matth. 5, 20—24* EE, CH, Eg,[5] Er 124ᵇ, H CLXV. *Matth. 7, 15—21* Cth. *Marc. 8, 1—9* Erg 98ᵃ, MR.

L. Dom. VII post Oct. Pent., am sibenten suntag:[6] *Rom. 6, 19—23* EE, CH, MR. *Rom. 6, 3—11* Ca; *Marc. 8, 1—9* EE, CH, Eg, Er 127ᵇ, B 55,[7] H CXLVI. *Matth. 7, 15—21* Erg 99ᵃ, MR.

pfingsten das fest der trinität, das früher an einzelnen orten am montag nach der pfingstoctav begangen wurde, s. Miss. Const. 93ᵇ: „Et feria secunda post octauas penthecostes agitur de sancta Trinitate cū duobus sequentibus sub pleno officio": *Rom. 11, 33—36; Joan. 15, 16 usw.* Dieselben pericopen bringt auch das Miss. Pataviense („Libror. missaliū s,m Pataūiēsis ecclie rubricā. Opus ... Wienne exaratum" 1503) fol. 113ᵃ. Das Miss. Rom. vom j. 1497 liest *II Cor. 13, 11—13; Joan. 15, 26—16, 4.* Über die pericope des Johannesevangeliums eine predigt bei B 43 und H CLVIII. Das heutige MR schreibt *Rom. 11, 33—36; Matth. 28, 18—20* vor. Vgl. Binterim a. a. o. 5, 1, 263 fgg.

1) *Hebdomada II post Pent.* Cth, Eg, (Ca), H (*In Dominica*). *Dominica I post Pent.* MR (und so immer). *Dominica prima post* (*festum*) *Trinitatis* B; doch geht diese in den homiliensamlungen Bedas durchwegs eingeführte bezeichnung der predigten für die sontage nach der pfingstoctav nicht auf Beda selbst zurück, sondern stamt aus jüngerer zeit. Denn die überschrift „post (festum) Trinitatis" kann erst aufgekommen sein, als der Trinitätssontag nicht nur gefeiert, sondern auch zu einem bestimmenden terminus im kirchenjahre geworden war (also im XIV. jahrh.).

2) *Hebd. V post Pent.* Cth, Eg, H (In Dom.).

3) *Hebd. VI post Pent.* Cth, Eg, H (In Dom.).

4) *Dom.* (*prima*) *post Natale Apostolorum* Cth, Ca, Eg (Hebd.). *In Dom. VII post Pent.* H

5) Es reicht die lection eigentlich bis v. 26, doch steht im Cod. Rhen. von jüngerer hand ausdrücklich die bemerkung „usque et tunc veniens offeres munus tuum" (Matth. 5, 24).

6) *Dom. II post Nat. Apost.* Ca, Eg (*Hebd.*). *In Dom. VIII post Pent.* H.

7) = *Matth. 15, 32—39.*

LI. Dom. VIII post Oct. Pent., am aehteden suntag:[1] *Rom. 8, 12—17* EE, CH, MR. *Rom. 6, 19—23* Ca; *Matth. 7, 15—21* EE, CH, Eg, Er 130[b], B 57,[2] H CLXVII. *Luc. 16, 1—9* Erg 99[b], MR.

LII. Dom. IX post. Oct. Pent., am neunten suntag;[3] *I Cor. 10, 6—13* EE, CH, MR. *Rom. 8, 1—6* Cth, Ca; *Luc. 16, 1—9* EE, CH, Cth, Eg, Er 134[a], B 59, H CLXVIII. *Luc. 19, 41—47* Erg 100[a], MR.

LIII. Dom. X post Oct. Pent., am zehenten suntag:[4] *I Cor. 12, 2—11* EE, CH, MR. *Rom. 8, 12—17* Cth, Ca; *Luc. 19, 41—47* EE, CH, Eg, Er 137[a] (G XXXIX),[5] B 60,[6] H CLXIX, HA 225[b]. *Luc. 10, 25—37* Cth. *Luc. 18, 9—14* Erg 100[b], MR.

LIV. Dom. XI post Oct. Pent., am aindleften suntag:[7] *I Cor. 15, 1—10* EE, CH, MR. *I Cor. 15, 39—46* Cth; *Luc. 18, 9—14* EE, CH, Cth, Eg, Er 139[a], B 63, H CLXX. CLXXI, HA 229[b]. *Marc. 7, 31—37* Erg 101[a], MR.

LV. Dom. XII post Oct. Pent., am zwelften suntag:[8] *II Cor. 3, 4—9* EE, CH, MR. *I Cor. 15, 39—46* Ca; *Marc. 7, 31—37* EE, CH, Eg, Er 140[a], B 64, H CLXXII. *Luc. 10, 23—37* Erg 101[b], MR.

LVI. Dom. XIII post Oct. Pent., am dreitcehenten suntag:[9] *Gal. 3, 16—22* EE, CH, MR. *II Cor. 5, 1—11* Ca; *Luc. 10, 23—37* EE, CH, Eg, Er 142[b], B 67,[10] H CLXXIII. CLXXIV, HA 234[a]. *Luc. 17, 11—19* Erg. 102[b], MR.

1) *Dom. III post Nat. Apost.* Ca, Eg (*Hebd.*). *In Dom. IX post Pent.* H.

2) = *Luc. 6, 43—46.*

3) *Dom. IV post Nat. Apost.* Cth, Ca, Eg (*Hebd.*). *In Dom. X post Pent.* H.

4) *Dom. V post Nat. Apost.* Cth, Ca, Eg (*Hebd.*). *In Dom. XI post Pent.* H.

5) *Habita ad populum in basilica beati Iohannis, quæ dicitur Constantiniana.*

6) = *Matth. 24, 1—2. Marc. 13, 1—2.*

7) *Dominica* .... Cth. Von hier ab ist eine exacte bestimmung der pericopen für jeden der sontage nicht mehr möglich, denn Cth hat die ursprüngliche zählung der pfingstsontage nicht consequent eingehalten: Auf *Dominica* ... folgt *Dom. II post s. Laurentii* (II Cor. 5, 1—10; Marc. 7, 31—37), *Dom. III, p. s. L.* (..... Luc. 10, 23—37). *Dom. IV p. L.* (Gal...; Luc. 17, 11—19), *Dom. V p. s. L.* (Gal. 5, 16—24; Matth. 6, 24—33), hierauf *Dom. mensis VII* (Gal. 5, 25—6, 10; Luc. 7, 11—16), *Dom. mensis VIII* (Ephes. 4, 1—6; Luc. 14, 1—11), *Dom. mensis VII* (I Cor. 1, 4—8; Matth. 22, 23—33), *Dom. mensis VII* (Ephes. 4, 23—28; Matth. 9, 1—8) und *Dom. III post s. Cypriani* (Ephes. 5, 15—21; Matth. 18, 23—25). Eine grosse lücke im msc. hindert die weitere zählung des Theontichus zu verfolgen. — *Hebd. VI* Eg. *In Dom. XII post Pent.* H.

8) *Hebd. prima post s. Laurentii* Ca, Eg. *In Dom. XIII post Pent.* H.

9) *Hebd. II post s. Laurentii* Ca, Eg, *In Dom. XIV post Pent.* H.

10) = *Matth. 13, 16—17.*

LVII. Dom. XIV post Oct. Pent., am viertzehenten suntag:[1] *Gal. 5, 16—24* EE, CH, MR. *II Cor. 6, 14—7, 1* Ca; *Luc. 17, 11—19* EE, CH, Eg, Er 146ᵃ, B 70, H CLXXV. CLXXVI. *Matth. 6, 24—33* Erg 103ᵃ, MR.

LVIII. Dom. XV post Oct. Pent., am fünftzehenten suntag:[2] *Gal. 5, 25—6, 10* EE, CH, MR. *Gal. 3, 16—22* Ca; *Matth. 6, 24—33* EE, CH, Eg, Er 148ᵇ, H CLXXVI.[3] CLXXVII. *Luc. 16, 13* B 71.[4] *Luc. 7, 11—16* MR.

LIX. Dom. XVI post Oct. Pent., am sextzehenten suntag:[5] *Ephes. 3, 13—21* EE, CH, MR. *Gal. 5, 16—24* Ca; *Luc. 7, 11—16* EE, CH, Er 151ᵃ, B 72, H CLXXVIII. CLXXIX. *Luc. 14, 1—11* Erg 104ᵃ, MR.

LX. Dom. XVII post Oct. Pent., am sibentzehenten suntag:[6] *Ephes. 4, 1—6* EE, CH, Ca, MR. *Luc. 14, 1—11* EE, CH, Eg, Er 153ᵇ, B 73, H CLXXX. CLXXXI. *Matth. 22, 34—46* Erg 104ᵇ, MR.

LXI. Dom. XVIII post. Oct. Pent., am achtzehenten suntag:[7] *I Cor. 1, 4—8* EE, CH, Ca, MR. *Matth. 22, 34—46* EE, CH, Er 159ᵇ, B 76,[8] H CLXXXV. *Matth. 22, 23—33* Eg. *Matth. 9, 1—8* Erg 108ᵃ, MR.

LXII. Dom. XIX post Oct. Pent., am newntzehenten suntag:[9] *Ephes. 4, 23—28* EE, CH, Ca, MR. *Matth. 9, 1—8* EE, CH, Eg, Er 161ᵇ, H CLXXXVI. CLXXXVII. *Marc. 2, 1—13* B 77.[10] *Matth. 22, 1—14* Erg. 108ᵇ, MR.

LXIII. Dom. XX post Oct. Pent., am zwaintzkisten suntag:[11] *Ephes. 5, 15—21* EE, CH, Ca, MR; *Matth. 22, 1—14* EE,

1) *Hebd. III post s. Laurentii* Ca, Eg. *In Dom. XV post Pent.* H.

2) *Hebd. IV post s. Laurentii* Ca, Eg. *In Dom. XVI post Pent.* H. In Erg 104ᵃ die bemerkung: *Hie ist ei ewangeliū niht geschribē daz man da liset an dem funf zehēden suntak.* Erg ist somit abschrift.

3) Die nummer wird irtümlich zweimal verwendet.

4) = *Matth. 6, 24—33.*

5) *Hebd. V post s. Laurentii* Ca, Eg. *In Dom. XVII post. Pent.* H.

6) *Hebd. prima Mensis Septimi* Ca. *Hebd. I post (Nat.) s. Cypriani* Eg. *In Dom. XVIII post Pent.* H.

7) *Dom. ut supra Mensis Septimi* Ca. *Hebd. II post Cypriani* Eg. *In Dom. XIX post Pent.* H.

8) = *Marc. 12, 28—33. Luc. 10, 25—37.*

9) *Hebdomada I post s. Angeli* Ca. *Hebd. III post s. Cypriani* Eg. *In Dom. XX post Pent.* H.

10) = *Matth. 9, 1—8. Luc. 5, 17—26.*

11) *Hebd. II post s. Angeli* Ca. *Hebd. IV post s. Cypriani* Eg. *In Dom. XXI post Pent.* H.

CH, Eg, Er 165[b] (G XXXVIII [1]), H CLXXXVIII. *Joan. 4, 46—53* Erg 109[b], MR.

LXIV. Dom. XXI post Oct. Pent., am ains vnd zwaintzkisten suntag:[2] *Eph. 6, 10—17* EE, CH, Ca, MR; *Ioan. 4, 46—53* EE, CH, Er 169[a], H CLXXXIX. CXC. *Matth. 18, 23—35* Eg, Erg 110[a], MR.

LXV. Dom. XXII post Oct. Pent., am zwai vnd zwaintzkisten suntag:[3] *Phil. 1, 6—11* EE, CH, Ca, MR; *Matth. 18, 23—35* EE, CH, Er 171[a], H CXCI. CXCII, HA 242[a]. *Matth. 22, 15—21* Eg, Erg 111[a], MR.

LXVI. Dom. XXIII post Oct. Pent., am drei vnd zwaintzkisten suntag:[4] *Phil. 3, 17—4, 3* EE, CH, MR. *Phil. 3, 17—21* Ca; *Matth. 22, 15—21* EE, CH, Er 174[a], B 80,[5] H CXCIII. CXCIV. *Matth. 9, 18—26* Eg, Erg 111[a], MR.

LXVII. Dom. XXIV post Oct. Pent., am vier vnd zwaintzkisten suntag;[6] *Col. 1, 9—14* EE, CH, Ca, MR; *Matth. 9, 18—26* EE, CH, Er 176[b], B 81.[7] *Luc. 8, 41—56* H CXCV. CXCVI. *Ioan. 6, 5—14* Eg. *Matth. 24, 15—35* Erg 112[a],[8] MR.

LXXII. In festo s. Apost. Petri et Pauli, an sand Peters tag:[9] *Act. Apost. 12, 1—11* EE, CH, Cth, Ca, Mr 108[a], MR; *Matth. 16, 13—19* EE, CH, Cth, Eg, Mr 109[b], Erg 115[b],[10] H (2. teil:) XXVI. *Ioan. 21, 15—19* Erg 120[a].[11]

1) *Habita ad populum in basilica beati Clementis martyris:*

2) *Hebd. III post s. Angeli* Ca. *Hebd. V post s. Cypriani* Eg. *In Dom. XXII post Pent.* H.

3) *Hebd. IV post s. Angeli* Ca. *Hebd. VI post s. Cypriani* Eg. *In Dom. XXIII post Pent.* H.

4) *Hebd. V post s. Angeli* Ca. *Hebd. VII post Cypriani* Eg. *In Dom. XXIV post Pent.* H.

5) = *Marc. 12, 13—17. Luc. 20, 20—25.*

6) *Hebd. VI post s. Angeli* Ca. *Hebd. VIII post s. Cypriani* Eg. *In Dom. XXV post Pent.* H.

7) = *Marc. 5, 22—43. Luc. 8, 41—56.* 8) In der hs. irrig *D' ein vñ zweizigest.*

9) 29. juni. In älterer zeit pflegte der papst an diesem tage zwei messen zu lesen, die eine in der St. Peterskirche, die andere in der St. Paulskirche, s. Binterim a. a. o. 5, 1, 389. Dieser gebrauch verlor sich jedoch bald und das ursprünglich an einem tage gehaltene doppelfest wurde auf zwei tage verteilt. Am ersten tage nimt der ritus der messe, besonders epistel und evangelium, auf den heil. Petrus bezug, obgleich das fest auch dem heil. Paulus gilt; am zweiten findet diesem zu ehren eine art nachfeier, die „Commemoratio S. Pauli" statt; vgl. Binterim a. a. o. 5, 1, 382 ff. — *In Natali s. Petri* CH, Ca. *Item (Apost. Petri et Pauli) in die* Cth. *Die XXIX mensis suprascripti, Nat. Ap. Petri et Pauli* Eg.

10) *Daz liset mā in allen hochzeitē sand peters.*

11) *An Sand peters vñ sand paulus tak.*

LXXIII. In Commemoratione s. Pauli, An sand Pauls tag:[1] *Gal. 1, 11—20* EE, Mr 110ᵃ, MR. *Act. Apost. 9, 1—22* CH, Cth, Ca; *Matth. 19, 27—29* EE, CH, Cth, Eg, Mr 110ᵃ, Erg 120ᵇ,[2] H (2. teil:) XXVIII. *Matth. 10, 16—22* MR.

LXXIV. Die s. Mariæ Magdalenæ, an sand Maria Magdalen tag:[3] *Cant. 3, 1—4* EE. *Cant. 3, 2—5; 8, 6—7* MR; *Luc. 7, 36—50* EE, Mr 117ᵃ, MR.

LXXXIII. LXXXIV. Commune plurium Virginum (et Martyrum), von iunchfrawen (von den iunchfrauen):[4] *I Cor. 7, 25—34* Mr 147ᵃ, MR; *Matth. 25, 1—13* EE, Eg, Mr 147ᵇ, Erg 148ᵃ, MR, H (2. teil:) XCIV. XCV. XCVI. *Matth. 13, 44—52* EE, Eg, Erg 149ᵃ, MR,[5] H (2. teil:) XCIII.

LXXXV. Commune unius Apostoli, von eim igleichen gotez iunger:[6] *Eccli. 44, 25—45, 9*[7] Ca. *II Tim. 4, 1—8* Ca; *Ioan. 15, 17—25* EE,[8] Eg, Erg 130ᵃ. *Ioan. 15, 12—16* Eg, Erg 131ᵃ. *Ioan. 15, 1—11* Erg 129ᵇ. *Luc. 9, 1—6* B 154.[9]

Wer mit einiger aufmerksamkeit die vorstehende tabelle, die zugleich ein recht zutreffendes bild von der grossen divergenz der lectionarien in der auswahl ihrer pericopen entwirft, überblickt, wird bald bemerken, dass EE in all den obigen mit rücksicht auf dessen verhältnis zu MR ausgewählten fällen engen anschluss an CH, und nur an

1) 30. Juni. *In Natali s. Pauli* CH, Ca. *Item (s. Pauli) in die* Cth. *Die XXX mensis suprascripti ad s. Paulum* Eg.

2) *Dicz ewangeli* (hs. *ewangelist*) *ist von sande paulus eigenlich.*

3) 22. Juli. In Erg. fol. 121ᵇ die bemerkung: *An sande mariē magdalenē tak daz ewangelivm such dez vreitages nach dem XVII* (hs. *XV*) *suntak* (erg. nach Pfingston).

4) *In Nat. Virginum* Eg. *von den meiden* Erg 148ᵃ. 149ᵃ.

5) MR bietet noch ein drittes evangelium: *Matth. 19, 3—12.*

6) MR kent kein „Commune unius Apostoli," da für jeden der einzelnen aposteltage eine bestimte messe vorgezeichnet ist. Der „Sacramentorum Liber tertius incerto authore conscriptus, quantum apparet, ab Alcuino abbate" bei Pamel „Liturgica Latinorum" II, 535 enthalt eine „Missa in veneratione unius apostoli" mit der „Lectio Epistolæ B. Pauli Apostoli ad Ephesios" (2, 19 fgg.) und der „Sequentia Sancti Evangelij secundum Ioannem" (recte Matth. 19, 27 fgg.). — *In Nat. unius Apostoli* Ca, Eg. *An eins zwelf poten tag* Erg 129ᵇ, 130ᵃ. *von einem zwelf poten* Erg 131ᵃ.

7) Im auszug.

8) Hiernach ist meine angabe a. a. o. s. 72 zu bessern.

9) = *Matth. 10, 5—8. Marc. 3, 13—15.* Von dieser auswahl der pericopen im „Commune unius Apostoli" ist verschieden die der Commune Apostolorum; ich verzeichne hiefür: *Matth. 10, 5—8* Erg 131ᵇ (*von den zwelf poten*). *Matth. 10, 5—10* G, IV, H (2. teil) LXX. *Marc. 6, 6—13* Erg 131ᵇ. *Marc. 10, 25—30* Erg 132ᵃ. *Ioan. 15, 17—25* H (2. teil) LXXI. *Ioan. 15, 12—16* H (2. teil) LXXII.

CH zeigt; denn während sich bei einem vergleiche von EE mit Cth, Ca, Eg usw. eine ganze reihe von abweichungen entdecken lassen, stimt EE stets mit CH zusammen. Ein vergleich von EE mit CH in betreff der pericopenauswahl für die übrigen oben nicht angeführten sonn- und festtage kann die richtigkeit des bisher gewonnenen resultats nur bestätigen.

EE und hiemit die vorlage von EE (s. s. 12) gehen daher unzweifelhaft auf CH als quelle zurück. Da aber EE eine anzahl von festtagen aufweist, die in CH keine berücksichtigung finden, wie LXIX *zu der chundung* (Annunciatio B. Mariæ Virg.), LXXIV *an sand Maria Magdalen tag,* LXXVII *an aller heiligen abent,* LXXVIII *an aller heiligen tag* und diesem auch das commune LXXXIII *von iunchfrawen,* LXXXIV *Awer ains von den iunchfrauen* und LXXXV *von eim igleichen gotez iunger* fehlt, konte die vorlage von EE nicht unmittelbar aus CH geschöpft haben, sondern muss aus einer mittelquelle, einem auf CH fussenden (lateinischen) lectionar, geflossen sein.

Den schluss meiner erörterungen mögen einige bescheidene nachträge zu Steinmeyers schon oben (s. 13) berührtem verzeichnis der erhaltenen deutschen predigten bilden.

Man kann die predigten in zwei grosse hauptgruppen scheiden, in *Sermones de tempore* und *Sermones de sanctis.* Während leztere ihren stoff meist den Heiligenleben und Martyrologien entnahmen, boten für die ersteren im algemeinen die epistel- und evangelienpericopen den ausgangspunkt. Der predigt wird gewöhnlich ein der epistel- oder evangelienpericope entnommener satz als thema vorangestelt, worauf dessen mehr oder minder eingehende auslegung und anwendung folgt. Ist das thema in lateinischer fassung gegeben, so wird ihm meist die deutsche übersetzung oder umschreibung beigefügt. Zuweilen, doch seltener, geht die predigt nicht von einem satze der tagespericope, sondern von irgend einer passenden bibelstelle oder von kirchlich autorisierten worten aus und nimt erst im laufe der ferneren darstellung auf epistel oder evangelium bezug. Eine nicht unbeträchtliche zahl von predigten endlich zieht religiöse fragen in betracht, die ganz abseits von dem inhalt der für den betreffenden tag vorgeschriebenen pericope liegen. Besonders waren es die weltgeistlichen, die sich in der behandlung der predigt solch eine grössere freiheit der bewegung gestatteten. Grieshaber erwähnt „Deutsche Predigten“ (Stuttgart 1844) I, XIX, dass sich am obern rande von fol. 49ᵃ zur überschrift *Dom. IV post Pent.* handelnd über Luc. 6, 36—42 eine glosse erster hand findet, die besagt: *Secundum seculares, sed secundum ordinem prima;* und in wahrheit wird in Erg und MR das evangelium Luc. 6, 36—42

nicht am vierten, sondern am ersten sontage nach pfingsten gelesen. Steinmeyer hat leider in seinem verzeichnis eingangs- und pericopenstelle gleichgeachtet und viele predigten auf diese weise mit einem irreleitenden citate versehen. Es ist von den angeführten predigten nur eine verhältnismässig kleine zahl namhaft zu machen, die wirklich über die zur einleitung gewählte nicht den tagespericopen entlehnte bibelstelle handelt.

A. Zu Keinz-Haupts bruchstücken einer althochdeutschen evangelienübersetzung.

Friedr. Keinz hat in den sitzungsberichten der k. Münchener akademie 1869, I s. 549 fgg. und Jos. Haupt in Germ. XIV, 443 fgg. bruchstücke einer ahd. evangelienübersetzung bekant gemacht. Diese übersetzung ist auch für die erkentnis altdeutscher pericopen von wichtigkeit, indem der schreiber der handschrift teils mitten zwischen dem texte, teils aussen am rande die stücke und den tag verzeichnet, an welchem sie als evangelium in der messe gelesen wurden (s. Sitz. Ber. a. a. o. 550 anm. 6, 553 anm. 9; Germ. XIV, 440). Erhalten ist uns der hinweis auf folgende hier nach der ordnung des kirchenjahres gereihte pericopen:

In galli cantu, ze cristes mese ze winahten: [1] Luc. 2, 1 (Miss. Const.[2] fol. VIII^b) in Germ. XIV, 458.

.... *zetagemese ze* ..: Luc. 2, 15 (MC. IX^b) in Germ. XIV, 458.

in nat. sci Stephani ..: Matth. 23, 34 (MC XI^a) in Germ. XIV, 450.[3]

Dominica infra octauam natiuitatis ....: Luc. 2, 33 (MC XIIII^b) in Germ. XIV, 459.

Dominica IIII. post epiphaniam. feria VI. An dem fritag nach dem fierdem svntach nach perhtnachten: Luc. 9, 57 (MC XX^a) in Germ. XIV, 461.

1) Am weihnachtstage (25. dec.) wurden von alters her drei messen gelesen; vgl. darüber Binterim a. a. o. 5, 1, 538 fgg. Eine predigt in „festo Nativitatis" (Sitz. Ber. der Wiener Akad. 94, 249) begint mit den worten: *Man begêt hûte den heyligin cristak vnd ist gar eyn riche hôchezît. Dorume sô mak eyn iclicher pristir wol dry messe lesin adir singin. Daz ist dorume, daz kein dorf, noch keyne kirche, noch keyn mensche sal hûte ân messe sin.*

2) Die hs. weist fast durchaus dieselben pericopen auf wio das alte Missale Constantiense; vgl. Germ. XIV, 442.

3) Fehlt bei Steinmeyer; sein verzeichnis berücksichtigt die von Keinz und Haupt veröffentlichten evangelienfragmente nur dann, wenn diese andere texte zu einzelnen sonn- und festtagen aufweisen, als er sonst durch predigten belegen konte.

Dom. in quinquagesima, An dem andern svntach vor vase... Marc. 10, 46 [1] in Germ. XIV, 457.

Dom. II in XL. feria III, An dem ... nach dem ...: Matth. 23, 1 (MC XXXIIII[a]) in Germ. XIV, 448.

In Palmis Passio domini S. Matheum, An dem balmtage: Matth. 26, 1[2] (MC LIIII[b]) in Germ. XIV, 451.

..... *An dem phinztage in der phingst wochen:* Luc. 9, 1 (MC XCI[a]) in Germ. XIV, 461.

..... *An dem ersten suntach nach phingsten:* Luc. 16, 20[3] (MC XCVI[a]) in Sitz. Ber. a. a. o. 550.

Dominica V. post octauam pentecostes feria IIII., An dem midichen nach dem fivnftem svntach nach phingsten: Luc. 10, 21 (MC CI[a]) in Germ. XIV, 464.

Dom. VII. post oct. pentec., An dem sipentem svntach nach phingsten: Marc. 8, 1 (MC CIII[a]) in Germ. XIV, 455.

Dom̄. VIII. post octauam pentecostes fer. VI., An dem fritach nach dem ahtum nach phingsten: Matth. 23, 13 (MC CIIII[b]) in Germ. XIV, 449.

Dom̄. XVIII. post octauam pentecostes, An dem ahczehentem svntach nach phingsten: Matth. 22, 34 (MC CXVII[a]) in Germ. XIV, 447.

Dominica XVIII. post octavam pentecostes feria VI., An dem fritach nach dem ahtzehentem svntach nach phingsten: Matth. 13, 31 (MC CXVII[b]) in Germ. XIV, 444.

[XV]IIII. post octauam pentecostes feria IIII., ... em nivnzehentem: Matth. 13, 36 (MC CXVIII[a]) in Germ. XIV, 445.

Dom. XX post oct... [feria VI.][4] .... Luc. 6, 22 (MC CXIX[b]) in Sitz. Ber. a. a. o. 553.

1) ist nur eine parallelstelle zu der in MC vorgeschriebenen pericope Luc. 18, 13—43.

2) Wie schon oben (s. 17) erwähnt ist und die lateinische überschrift hier ausdrücklich sagt, ist Matth. 26, 1 fgg. passion, nicht evangelium, wie St. s. 229 anführt.

3) Doch begint das evangelium bereits mit dem dem fragmente fehlenden v. 19 (das fragment umfasset nur Luc. 16, 20 und 21); fehlt bei St.

4) Die worte *feria VI* hat schon J. Haupt (Germ. XIV, 442 anm.) ergänzt. Keinz berichtet a. a. o. 550 anm. 6, dass am rande des fragmentes sich die bemerkung finde: *Dom. XX post oct.* und einige worte mehr, die aber fast ganz weggeschnitten seien. St. hat die anmerkung Haupts übersehen und das Evang. Luc. 6, 21 fgg. (recte 22 fgg.) als pericope unter „Dom. XXI" gestelt. Hiebei will ich erwähnen, dass St. in seinem verzeichnis die zählung der sontage nach pfingsten in der weise vornahm, dass er die pfingstoctav (Dom. in Oct. Pent.) gegen die gewöhnliche zählung als ersten sontag nach pfingsten rechnete, und dadurch viele ungenauigkeiten hervorrief.

Dom̄. XX. III. post octavam pentecostes, an dem tri vnd zwaingistem svntach nach phingsten: Matth. 22, 15 (MC CXXII[a]) in Germ. XIV, 446.

De apostolis, von den zwelf poten: Luc. 10, 1 (MC. 2 teil III[a]) in Germ. XIV, 462.

De martyribus ... Luc. 10, 16 in Germ. XIV, 463.

...... *von den maiden:* Matth. 13, 43 (MC. 2. teil XIV[b]) in Germ. XIV, 445.[1]

B. Zu Müllenhoff-Scherers Denkmælern (2. ausg. Berlin 1873.)

LXXXVI.

Die predigten der ersten samlung (A) (**1** = Fundgr. I, 65; **2** = Z. f. d. A. VIII, 106 (1); **3** = Z. f. d. A. VIII. 106 (2); **4** = Fundgr. I, 64; **5**[a] — **6**[b] = Keinz Münchener Sitz. Ber. 1869, I, 542) erlauben, wie schon St. s. 227 mit recht bemerkt, keine sichere deutung auf bestimte zugrunde liegende pericopen. Hier und da findet man zwar anklänge an evangelien- oder epistelstellen (s. namentlich 4), allein es ist nichtsdestoweniger unmöglich, auf grund dieser den tag zu ermitteln, an dem sie gehalten worden waren.

Die zweite samlung (B) enthält folgende vier predigten: **1** = Fdgr. I, 63, nach der behandelten pericope (*Daz êvangelîum zélit uns, daz unser hêrro Jêsus Christus zuo den bóton imo iruueliti sibincig unta ziuuêni jungerun* usw.: Luc. 10, 1 — 9) zu schliessen, nicht wie St. angibt eine predigt auf Dom. V post Epiphaniam,[2] sondern auf das fest des heil. Markus (25. april);[3] **2** = Fundgr. I, 59 über Matth. 20, 1 — 16: eine predigt auf Dom. in Septuagesima; **3** = Fundgr. I, 62 über Luc. 8, 4 — 15: auf Dom. in Sexagesima; **4** = Fundgr. I, 63 über Luc. 18, 31 — 43: auf Dom. in Quinquagesima.

Die dritte samlung (C) bringt in ihrem **1.** bruchstücke (= Keinz Münchener Sitz. Ber. 1869, I, 541) eine predigt auf Dom. I in Quadragesima (über Matth. 4, 1 — 11) und in ihrem **2.** (= Z. f. d. A. VIII, 107 (3)) eine predigt auf Dom. II in Quadragesima (über Matth. 15, 21 — 28). Das **3.** bruchstück (bei Keinz a. a. o. I, 541 erwähnt) lässt

1) Fehlt bei Steinmeyer.

2) an der nur Matth. 11, 25 — 30 oder Matth. 13, 24 — 30 gelesen wird, s. oben s. 17.

3) Es widerspricht dieser annahme nicht, dass die homilie Gregors, aus der der deutsche prediger schöpfte (s. MSD s. 587) — es ist die homilie XVII: *habita ad Episcopos in fontes Lateranensium* — der predigt auf der im kirchenjahr früher fallenden sontag septuagesima vorangeht. Denn die 40 homilien Gregors sind nicht nach dem kirchenjahr geordnet, vielmehr bunt durcheinander gewürfelt.

seiner alzu fragmentarischen überlieferung wegen nicht ermitteln, welcher text der predigt zu grunde lag.

C. Zu Hoffmanns predigten in Fundgruben I, 59 fgg.

59 = MSD LXXXVI B 2.

62 = MSD LXXXVI B 2.

63, 8 = MSD LXXXVI B 4.

63, 20 = MSD LXXXVI B 1. Die genanten vier predigten sind bei St. unter den entsprechenden citaten von MSD angeführt.

64 = MSD LXXXVI A 4.

65 = MSD LXXXVI A 1.

66. Das fragment behandelt Marc. 7, 31—37, ist daher eine predigt auf Dom. XII post (Oct.) Pent.; bei St. unter „Dom. XIII."

67, Dom. XIII; bei St. unter „Dom. XIV."

69, 1. Bruchstück einer predigt über Luc. 18, 31—43: auf Dom. in Quinquagesima.

71, In Pascha. Die predigt geht zwar[1] von Psalm 117, 24 (*Hæc est dies quam fecit Dominus*)[2] aus, doch ist sie keineswegs, wie man nach St. vermuten könte, auf diese stelle aufgebaut, sondern nimt (S. 72, 30) ausdrücklichen bezug auf die gelesene evangelienpericope (Marc. 16, 1—7): *Man las uns an dem evangelio, daz sancte Maria magdalen unde æin anderv Maria s. Jacobs mûter choften aromata* usw.

74, In Octava Pasche enthält s. 75, 6 zuerst einen hinweis auf die evangelienpericope des osterdienstags: *Man las uns an dem eritage an dem evangelio, daz sih unser herre erzaiget sinen iungern, da si alle in einem bespartem huse waren* usw. (Joan. 20, 19—25) und sezt dann fort: *Nu lasm uns hûte an dem evangelio, wie die heiligen zwelfpoten sih gesamnt heten in æin hus an dem ahtodem tage von der urstende, do was s. Thomas mit in* usw., bespricht also Joan. 20, 26—31, wie sie auch mit den worten anhebt: *Post dies octo etc.* (Ioan. 20, 26). St. führt die predigt irrig unter dem citate „Joh. 20, 19 fgg." an.

77, In Romana Letania, behandelt Luc. 11, 5—13 (*als man uns desselben tages uorliset an dem evangelio: qui petit, accipiet, et pulsanti aperietur* usw.), ist somit nicht wie St. angibt, eine predigt auf das fest des heil. Marcus, sondern In Litaniis majoribus,[3] (wenn

1) Wie jene bei Kelle 64. 65; Jeitt. 75; Leyser 61. 132 = Z. f. d. A. 20, 242; Altd. Bll. II, 178.

2) Entnommen einer antiphonie dieses tages s. Breviarium Romanum, Mecheln 1861, pars vernalis 262.

3) S. das Miss. Rom., wo s. 286 eine Missa „In Litaniis majoribus" mit der Epistel Jac. 5, 16—20 und dem Evang. Luc. 11, 5—13.

auch dieses fest mit dem des heil. Marcus auf einen tag, 25. april, fält). Der schluss der predigt bestätigt die richtigkeit meiner annahme, denn er weist nur ganz nebenbei hin auf das an demselben tage zu begehende fest des heil. Marcus. Die stelle lautet: *So uolget ir uil sælichlichen dem heiligem cruce, ob ir iwern lip cruzet unde dwinget uon upicheit, uon bosheit unde uon allerslahte unrehte. Von div pittet den almehtigen got, daz ir im geuolgen mûzet mit worten unde mit werchen, unde sentet an in ze boten den gûten s. Marcum, des tult wir desselben tages begen.*

78, Philippi et Jacobi, citiert wol im beginne Psalm 138, 17 (*Nimis honorati sunt amici tui*), geht jedoch dann über auf Ioan. 15, 15 usw. Keine der beiden genanten bibelstellen ist pericope. Steinmeyers stellenangabe (Ps. 138, 17) ist somit zu streichen.

80, De S. Cruce, ist eine predigt auf das fest „Inventionis s. Crucis“ (3. mai).

82, 1. Bruchstück einer predigt auf Joannes Evang.

86, Dominica in Septuagesima, = Roth IX, begint wie Kelle 44 mit den worten des psalms 136, 1 (*Quomodo cantabimus canticum Domini in terra aliena?*) und wird bei St. auch so citiert. Es ist mir leider noch nicht gelungen, diese psalmstelle als zu den liturgischen gebeten des tages gehörend nachzuweisen; doch ist sie keinesfals pericope.[1]

88, Sermo in Quadragesima, ist nach der pericope II Cor. 6, 1—10 zu schliessen, eine predigt auf Dom. I in Quadragesima.

90, In Annunciatione Domini. St. begleitet die predigt nach den anfangsworten: *Porta hæc clausa erit* usw. (Ezech. 44, 2) mit diesem citat; doch geht sie von jenem unmittelbar über auf die erklä-

1) In EE führen die pericopen dieses tages die überschrift *so man das alleluia nider leit*, vgl. hiezu: *am svntag als man daz alleluia nyder legt* Cod. Vind. 2825, fol. 10[b]; *An dem suntage so man liset daz allelvia* Erg fol. 12[a]; *Daz frolich sanc, daz wir allez ditze iar sungen, alleluia, daz uermide wir nu unz an den heiligen abent ze ostern* Fundgr. I, 86; *Durch daz, min uil lieben, so laze wir die alleluia hinnen unze ostern unt ander frolich sanc* Fundgr. I, 87; *iz sint die tage komen, daz man alleluia gileget hat, daz man iz uor ostern niemer singen scol, unt ist uerboten êlichiv hyrat uon disem tage hiute unz an den sunnetac der ůzgenden ostirwochen.* Fundgr. I, 93; *Nv ist allez frolich gesanc hingeleit. allelvia vñ frȫde* Kelle 44; *Man begêt hûte den suntac, alz man daz alleluia legit vnd allin vrôlîchin gesanc alz gloria in excelsis Deo und Te Deum laudamus vnd Ite missa est. Desin vrôlîchin gesanc leit man dor umme, Daz di werlt vil yteler vręude hât* Wiener Sitz. Ber. 94, 253; s. E. Martene „De antiquis Ecclesiæ Ritibus“ III, 136 und M. Gerbert „Monumenta veteris Liturgiæ Alemannicæ“ II, 348; MR schreibt vor: „Non dicitur Gloria in excelsis ab hac Dominica usque ad Pascha, exceptis feria V. in Coena Domini et Sabbato sancto, et quando dicitur Missa de festo.“

rung der evangelienpericope Luc. 1, 26—38: *Diu boteschaft, als uns daz evangelium saget, diu wart empholhen dem heiligen gotis engele sente gabrieli* usw.

107, 36 Dominica in Palmis s. Iohem. Bei St. ist statt „Joh. 12, 1 fgg." zu lesen: Joh. 12, 12 fgg.; s. s. 17 anm. 13.

113, 1 Commemoratio vivorum. An welchem tage eine solche Commemoration zu halten war, ist nicht leicht zu bestimmen: die Missalien und Lectionarien geben, wenn sie, was jedoch nur selten der fall ist, überhaupt eine „Missa pro salute vivorum" bringen, keinen aufschluss: es war eben kein ständiges fest, sondern die messe gehörte zu den „Missis votivis pro diversis rebus." Ich möchte daher nicht glauben, dass Sts. vermutung, die Commemoration sei am 1. novbr. gehalten worden, haltbar sei, umsomehr als an diesem tage von jeher das fest Allerheiligen gefeiert wurde. Im „Lectionarius Missæ" bei Thomasius Opera V, 418 wird als epistel der messe Col. 1, 9—14, im „Capitulare Evangeliorum" als Evangelium Matth. 20, 29—34 vorgeschrieben (s. Opera V, 526).

116, In Nativitate behandelt Luc. 2, 1—14, mithin das evangelium der 1. messe am weihnachtstage. St. führt die predigt ohne angabe der zugrunde liegenden pericope auf.

118, Stephani. Bei St. nach den eingangsworten *Diligite inimicos vestros* usw. mit dem citat „Matth. 5, 44" versehen; doch wird der tod des heil. Stephan nach der algemein für den Stephanstag vorgeschriebenen epistelpericope (Act. Apost. 6, 8—10; 7, 54—59) erzählt.

An diese predigt, die nur bis 119, 10 reicht, schliessen sich zwei predigten an, die von Hoffmann ohne jede bemerkung unmittelbar dem vorhergehenden angefügt werden. Die erste dieser beiden predigten muss an einem sontag, der dem 4. juli vorangeht, gehalten worden sein; dieser sontag kann kein anderer als Dom. I post nat. Apost. (seinen pericopen nach = VI. post (Oct.) Pent., s. oben s. 18 anm. 4) sein. In der predigt werden nämlich die gläubigen aufgefordert zu gott zu beten, dass er sich ihrer erbarme: *Dar zů haben wir groze hilfe an den heligen, der tult wir in dirre wochen begen.* Und nun werden folgende heilige angeführt, deren *tult* bevorstehe: der heil. Udalrich, bischof zu Augsburg (4. juli), der heil. Kilian (8. juli), der heil. Willibald (7. juli), die sieben söhne der heil. Felicitas (10. juli). Die predigt schliesst mit den worten: *die růfet des tages, swa ir sit, uil inniclichen an, unde pittet got, daz er ivh irlaze geniezen an dem libe unde an der sele.* Fehlt bei St.

Auf sie folgt *119, 43* eine predigt auf die heil. Margarethe (13. juli).

120 ist ein bruchstück einer unbekanten Marienpredigt; sie behandelt die Theophiluslegende; bei St. unter „Maria."

121, (*Dominica II*)[1] über Luc. 14, 16—24, bei St. unter „Dom. III."

122, Dominica III = Leyser XXVII über Luc. 15, 1—10, bei St. unter „Dom. IV."

123, Dominica IIII über Luc. 8, 18—23 bei St. unter „Dom. V," und

125, Dominica V über I Petr. 3, 8—15 bei St. unter „Dom. VI."

D. Zu J. Kelles Speculum Ecclesiæ Altdeutsch (München 1858).

Nach einigen liturgischen gebeten und ansprachen begint s. *8* (mit den worten *wͦlte. do wͦlte er in allererste enbietin sine kvnft*) das bruchstück einer predigt in Dom. I Adv. Auf den inhalt der epistelpericope (Rom. 13, 11—14) wird erst am schlusse der predigt (s. 12) bezug genommen.

13, Sermo in Natale Domini, über Tit. 3, 4—7 und Luc. 2, 15—20 (*Man hat gelêrn. an dem heiligem êwangelio. daz hirte warn in dem lantę ...*), bespricht also die pericopen der zweiten weihnachtsmesse; bei St. nach den eingangsworten unter ersterem citate angeführt.

17, In Octaua Domini = Wack. LB 197, über Luc. 2, 21 und Gal. 4, 1—7. St. stelt die predigt unter „Luc. 2, 21 fgg." Allein die evangelienpericope dieses tages ist nur der eine vers Luc. 2, 21,[2] daher auch der prediger nach anführung des lateinischen textes bemerkt: *Daz sint kursiv wͦrt. s. euugelii unde sint iedoch tief. mit vil mangir bezaichinunge.* — Die epistelpericope Gal. 4, 1—7 schreibt bereits Ca vor, während CH, Eg, Mr 33ª Gal. 3, 23—4, 2. Cth und MR Tit. 2, 11—15 lesen; sie scheint auch den predigten „In Circumcisione Domini" in Fundgr. I, 82, Jeitt. 3 (= S. Paul 4) und Germ. VII, 336 (ohne überschrift) vorzuliegen.

20, Sermo in Aduentu Dni, begint wol[3] mit den worten des psalms 144, 18 (*Prope es Dn̄s omnibus inuocantibus eum in ueritate*),[4] bespricht aber s. 21 ausführlich die tagespericope: Rom. 13, 11—14.

1) *post (Oct.) Pent.*

2) Auch Roth IV (s. 24) und Jeitt. 35 (= S. Paul 75) behandeln nur den einen vers; bloss Cth und Eg lesen Luc. 2, 21—32.

3) Wie Leyser 127 und Anz. II, 223.

4) So auch citiert bei St. Die psalmstelle, welche der lection am „Sabbato ad Vesperas" (s. Brev. Rom. pars hiemalis 140) entnommen sein mag, bot eine passende parallele zu Rom. 13, 11 (*Nunc enim propior est nostra salus*).

22, In Vigilia Natiuitatis Dni, lässt eine bestimte deutung auf die an diesem tage gelesenen pericopen nicht zu.[1] Die predigt wird mit den worten *Letentur Celi et exultet terra. aň faciē dnī quō ueň* eingeleitet, die der Antiphonie „In tertio Nocturno In Nat. Dom." nach Ps. 95, 11. 13 entlehnt sind (s. Brev. Rom. pars hiem. 204).[2] Die weitere darstellung (s. 23 fg.) nimt bezug auf Luc. 2, 1—14, also auf das evangelium, das „In Nat. Dom. ad primam missam" gelesen wird. St. begleitet die angabe der predigt mit dem citate: „Ps. 95, 11 oder 1 Paral. 16, 31."

25, De Natiuitate Dni, über Joan. 1, 1—14: eine predigt auf die pericope der „Tertia missa in Die Nat. Dom."

29, Stephanus; s. das oben zu Fundgr. I, 118 gesagte.

31, De eodem, nimt (wie 29) bezug auf die epistel des tages; bei St. ohne pericopenangabe angeführt.

32, Iohanis Euangeliste, begint[3] mit den einem Responsorium dieses tages entlehnten worten: *Valde honorandus est beatus Iohs̄* usw. (s. Brev. Rom. pars hiem. 217). Weder sie noch die auf s.

34 stehende *De eodem* (ihre eingangsworte *Iste ē Iohēs cui xpē in cce matrē vginē vgini comdaū*[4] sind derselben stelle des Breviariums entnommen) besprechen die vorgeschriebenen pericopen (Eccli. 15, 1—6;[5] Ioan. 21: 19—24).

35, *Innocentum* St. führt die predigt nach den eingangsworten (*Ambulabant mecū in albis* usw.) mit dem citate „Apoc. 3, 4" an; doch geht sie nach diesen worten sofort über zur inhaltsangabe des für diesen tag vorgeschriebenen evangeliums Matth. 2, 13 — 18.

36, Circumcisionis; auf den inhalt der evangelienpericope (Luc. 2, 21) wird nur kurz hingewiesen; bei St. ohne angabe.

44, In Septuagesima, s. oben s. 20 zu Fundgr. I, 86. Kelle meint, dass mit den worten *daz klaget david* die predigt auf septuag. abbreche und mit den darauf folgenden (fol. 34ª) *Circumdederunt me gemitus* usw. eine predigt auf Sexagesima beginne (s. seine inhaltsangabe s. 287). Er stüzt seine ansicht durch die vermutung, dass zwi-

1) Übereinstimmend schreiben die alten Lect. und Miss. vor; Is. 62, 1—4 (CH, Cth) und Rom. 1, 1—6 (CH, Cth, Ca); Matth. 1, 18—21 (CH, Cth, Eg, Erg 4ᵇ, Er 9ª).

2) Auch die worte *Ecce iā venit plenitvdo tēporis* usw. (s. 23) finden sich im Brev. Rom. und zwar als antiphonie nach der 2. lection der „Feria Sexta infra Hebdomadam quartam Adv." (s. pars hiem. 197).

3) wie Roth II (21).

4) Iste est Iohannes cui Xristus in cruce matrem virginem virgini commendavit. 5) Ca liest Ephes. 2, 19—22.

schen fol. 33[b] und 34[a] eine lage fehle (s. s. 44, anm. 4; nachweisbar ist nur, dass mit 34[a] wider die „erste hand“ zu schreiben begint, s. s. 44 anm. 4 und vorr. XVI). St. hat mit vollem recht diese vermutung ausser acht gelassen und die predigt als ein ganzes betrachtet. Denn die zusammengehörigkeit der beiden teile lässt sich schon daraus entnehmen, dass die im ersten teile erwähnten *sibenzech tage*, *die vns zebûze gesetzet sint* im zweiten mit den siebzig jahren der babylonischen gefangenschaft in parallele gezogen werden: *Die sibintzic tage da wir nu inne sin. die sint uns bezeichent mit sibintzic iaren. dei die iuden in uanchnusse wâren.*[1] Zudem heisst es am schlusse der predigt: *Nu habit ir uernômin uon der heiligen schrift. wannin div gewonheit sich hûb. dise sibintzic tâge mit arbeite lêbin. nu arbeitet danach in disen tâgen.*

47, S. In Quinquagesima. Da aber die predigt von der Antiphonie Ad Magnificat der Dom. I Quadrag. (s. Brev. Rom. pars vern. 159, entnommen der epistelpericope dieses tages: II Cor. 6, 1—10) ausgeht, da sie ferner wie *52, Sermo in Quadragesima*, die aufforderung an die gläubigen enthält für das heil der seele durch ausübung guter werke zu sorgen und endlich direct sagt: *uon div sint uns nu ûzgenomin dîse uierzich tage. in den wir dem leidigem uiant verre widerstên schulin*, so muss ein fehler in der überschrift vorliegen: die predigt war nicht für Quinquagesima, sondern für Dom. I Quadrag. bestimt. Bei St. ist sie noch unter Quinq. angeführt.

52, Sermo in Quadragesima, nimt keinen bezug auf die tagespericopen, sondern enthält wie erwähnt die mahnung in der kommenden fastenzeit durch beten, fasten, almosengeben für das seelenheil sorge zu tragen. St. stelt die predigt unter „Dom. I. Quadrag.,“ da sie, wenn auch ihres algemeinen inhaltes wegen für jeden tag der quadragesimalzeit verwendbar, doch an dieser in erster linie gehalten worden sein mochte.

53, Palmarum; s. oben s. 29 zu fundgr. I, 107.

55, In Quadragesima. St. stelt die predigt unter „Dom. I Quadrag.,“ doch scheint sie nach der pericope Is. 55, 6—11 zu schliessen (sie begint mit den worten *Derilinquat Impius uiā. suā* usw. Is. 55, 7) für feria III post. Dom. I Quadrag. bestimt gewesen zu sein. Sie bricht s. 56 mit *idoch ist er hivte aller gnædigest umbe die* ab, worauf

56 (ohne überschrift) eine predigt auf Coena domini (über I Cor. 11, 20—32[2] und Ioan. 13, 1—15) folgt.

1) Dieselbe deutung auch in Fundgr. I, 86.
2) Unter diesem citat bei St.

64, Die Sancto Pasche und *65, In die Sancto Pasche* gehen zwar von Psalm 117, 24 aus und werden auch von St. so citiert; s. jedoch oben s. 27 zu Fundgr. I, 71.

70, In Letania Maiore (über Jac. 5, 16—20) und *75, In Letania* [1] sind bei St. irrig unter „Dom. V post Pascha" angeführt; es sind predigten auf die Dies Rogationum (bittage). Das fest der Rogationen fehlt bei St.

79, In Ascensione bespricht die evangelienpericope dieses tages Matth. 16, 14—20; bei St. ohne angabe.

80, In die Sancto Pentecoste über Act. Apost. 2, 1—11 und Ioan. 14, 23—31; sie geht aus von Psalm 32, 6 (*Verbo dnī celi firmati sunt* usw.).[2]

Auch *86, In Sancto Die Pentecosten* behandelt beide pericopen, während *88, Die Pentecosten* bloss auf die epistel bezug nimt. St. führt erstere nur mit dem citat „Act. 2, 1 ff.," leztere ohne jede angabe auf.

89, In Nat. S. Iohannis B. Die predigt begint mit Matth. 11, 11 (*Inter natos mulierū ñ surrexit maior Johē b.*), wird daher auch von St. mit diesem citate versehen; doch bringt sie einige zeilen tiefer den inhalt des evangeliums Luc. 1, 5—17. Der zugrundeliegende text ist jedoch nicht pericope dieses tages, sondern der Vigilia S. Ioannis Baptistæ. Das fest Johannes des täufers war bekantlich ehedem dadurch ausgezeichnet, dass an ihm drei messen gelesen wurden: „Tres Missæ celebrantur de S. Ioanne. Una in Vigilia, duæ vero in ejus Natali." Die erste messe oder die messe in Vigilia wurde nach der vorvesper, die zweite um mitternacht und die dritte am tage gehalten. Alcuin erteilt hierüber folgende erklärung: „Ideo tres Missæ celebrantur in festivitate S. Joannis, quia tribus insignibus triumphis excellenter refulsit. Ad hoc enim venit, ut viam domino præpararet exemplo suæ conversationis, qui triumphus celebratur in Vigilia ejusdem; per ministerium baptismi claruit insignis, et hujus ministerii triumphus in prima Missa recolitur; Nazaræus permansit ex utero matris, et hoc donum recolitur in die" („De divinis officiis" cap. XXX. Opera II. 489 edit. Frob.; vgl. Gerbert „Monumenta vet. Liturg. Alem." II, 899, Binterim a. a. o. 5, 1, 375 fgg.). Anders die deutung in einer predigt auf Johannes Baptista (Germ. I, 446); *Der gůte S. Johannes der hat driv ampt hivt an dem gotes dienst. nah den drin ampten div er vor got hat* (als prophet, apostel, märtyrer). Die pericopen, die während dieser drei mes-

1) Rasur nach Letania; s. Kelle 65, anm. 1.
2) So auch bei St. citiert.

sen gelesen wurden, waren: *In Vigilia:* Jerem. 1, 4—10 (CH, Cth, Ca, Lect. Missæ bei Thomasius Op. V, 395); Luc. 1, 5—17 (CH, Cth, Eg, Cap. Evang. bei Thomasius Op. V, 474). *In prima missa:* Is. 41, 27—42, 9 (CH, Lect. Missæ a. a. o. V, 395); Luc. 1, 18—25 (CH, Cap. Evang. a. a. o. V, 475). *In die*: Is. 49, 1—7 (CH, Cth, Ca, Eg, Lect. Missæ a. a. o. V, 396); Luc. 1, 57—68 (EE, CH, Cth, Eg, Cap. Evang. a. a. o. V, 475).

91, De Sancto Johanne. B., behandelt keine der tagespericopen, sondern fordert nur die gläubigen auf, nach dem beispiele Johannes *mit uastin. mit wachin. mit kuslichem lebin. mit diemûte. mit allir slahte gûte* das himmelreich zu erwerben.

94, De Apostolis P. et P. Die von St. als pericope angeführte bibelstelle „Psalm 138, 17“ (*Nimis honorati sunt amici tui d̄s* usw.), mit der die predigt begint, ist den Responsorien „ad Nonam“ dieses tages entnommen (s. Brev. Rom. pars æstivalis 404). Sie behandelt wie die unmittelbar vorangehende (*92, De Sancto Petro et Paulo*), keine der vorgeschriebenen pericopen.

96, De Sancta Maria Magdalena, bei St. ohne angabe, erzählt den inhalt der evangelienpericope Luc. 7, 36—50.

98, De S. Laurentio, algemein gehalten.

98, De Sancto Laurentio, bespricht die epistelpericope II Cor. 9, 6—10; eingeleitet wird die predigt durch Psalm 111, 5 (*Iocundus homo qui miseret.* usw.); diese stelle, die bei St. als pericope angeführt wird, ist entnommen den gebeten „in II Vesp.“ dieses tages (s. Brev. Rom. pars æst. 518).

Auf *101* begint mit den einem vers der „Lectio I“ dieses festes entlehnten worten *Ave ē ista que ascendit per desertū* usw., eine predigt auf Assumptio Beatæ Mariæ V. Die tagespericopen sind: Eccli. 24, 11—20 (EE, CH, Mr 124[b], MR) und Luc. 10, 38—42 (EE, CH, Cth, Eg, Mr 125[a], Erg 123[a], Er 191[b], Mr).[2]

104, Assumptionis Mariæ = Z. f. d. a. I, 290, algemein gehalten.

106 = Z. f. d. A. I, 290, eine predigt auf Nativitas B. Mariæ Virg.: *Hiute ist uns chomen. min uil lieben! der uil heilige tâc! an dem geborn wart div aller hereste maget.* Sie erlaubt wie 104 keine deutung auf zugrundeliegende pericopen.

Mit den worten *Hec predices in quocūq; festo beate Marie velis!* hebt (*s. 108*) eine neue Marienpredigt an und war, wie die eben angeführte stelle besagt, für jedes Marienfest anwendbar.

1) S. Brev. Rom. pars æst. 529; = Cant. 3, 6 und so bei St. citiert.

2) Daneben werden gelesen: Eccli. 38, 9—24 (Cth). Eccli. 31, 10—31 (Ca). Eccli. 24, 23—31 (Ca). Eccli 7, 30—8, 4 (Ca); Luc. 11, 27—28 (Eg).

110, Exaltationis Crucis, über Joan. 3, 1—16. Auch Ch, Cth, Eg u. a.[1] lesen diese pericopen, während MR Joan. 12, 31—36 vorschreibt. Der predigt folgen auf s. 116 zwei predigteingänge; ersterer begint mit *Hec dicas in inuentione sce crucis,* lezterer mit *Hec dicas in exaltatione.* Man kann diese exordien nur so verstehen, dass die predigt an beiden tagen gehalten werden konte und im gebrauchsfalle nur der eingang, welcher bezug auf das fest nimt, entsprechend gewählt werden muste. Eine solche verwendung der predigt für beide festtage war um so leichter, als die evangelienpericope der beiden tage die gleiche war. Schon Beda hat für kreuzerhöhung und kreuzerfindung nur eine predigt. In der ausgabe seiner homilien (a. a. o. 136) wird „In festo exaltationis sanctæ Crucis" nur einfach bemerkt: „Homiliam ejusdem require in festo Inventionis sanctæ Crucis."

119, Mathei behandelt wie die ihr vorangehende *116, Mathei* die evangelienpericope Matth. 9, 9—13; sie fehlt bei St.

120 und *126, Michaelis* erlauben keine deutung auf bestimte pericopen.

127, Omnium Sanctorum bespricht wie *157, De omnibus Sanctis* Matth. 5, 1—12: *Man list hiute in dem heil. evuangelio! wer die sîn. uñ wie sælic die sin. die daran denchent* usw. St. hat erstere nach den eingangsworten *Venite benedicti patris mei* usw. irrig mit „Matth. 25, 34" angeführt.

129, Martini nimt auf die tagespericopen keinen bezug.

130 ist eine algemein gehaltene predigt *De quolibet Sancto in Communi;* bei St. unter „Sanctus unus."

131, ohne überschrift, beginnend *Omnis etenim electus* usw. handelt über Ezechiel 1, 10—14, also über die pericope, welche die römische kirche am Marcus- und am Matthäustage liest. Da in der ganzen predigt ein bezug auf die evangelienpericope[2] nicht genommen wird, wäre die beantwortung der frage, an welchem der beiden tage die predigt gehalten wurde, keine leichte. Wie jedoch der augenschein lehrt — die predigt zeigt ganz gleichmässige bezugnahme auf alle vier evangelisten — will sie sich gar nicht an einen tag binden, sondern an allen vieren verwendet werden. Daher wird auch die predigt bei Kelle (in der inhaltsangabe) unter „De evangelistis," bei St. unter „Evangelistarum" angeführt.

137, De apostolis, über Joan. 15, 12—16; s. oben die tabelle.

1) Z. b. das „Capitulare Evangeliorum" bei Thomasius Op. V, 495.

2) Für den Marcustag ist Luc. 10, 1—9, für den Matthäustag Matth. 9 9—13 bestimt.

139, ohne überschrift; sie begint mit *Ecce ego mitto zos sic oues in medio lupor.* und handelt über Matth. 10, 16—22. Kelle hält sie irrig für eine predigt „De apostolis;" St. bringt sie unter „Martyrum omnium." Nach der pericope zu schliessen war sie jedoch eine predigt In Natale plurimorum Martyrum. Dass ein unterschied in der auswahl der pericopen zwischen lezterem und dem feste In Natale unius Martyris (denn so wird wol das „Martyrum omnium" Sts. aufzufassen sein, da es ein eigenes martyrerfest nicht gab) bestand, kann Eg lehren; es liest „In Natale unius Martyris sive Confessoris" Matth. 10, 26—32 oder Luc. 14, 26—35; „In Natale plurimorum Martyrum" Matth. 10, 16—22. Matth. 19, 3—11. Marc. 13, 1—13. Luc. 12, 1—8. Joan. 16, 20—22. Matth. 10, 23—32. Auch das heutige Missale unterscheidet genau zwischen diesen beiden tagesbezeichnungen.

160, ohne überschrift, bestimt *zô der grozzen hochzît dirre heil. chirchwîhe* gehalten zu werden; sie geht aus von Gen. 28, 17 [1] (*Terribilis ē locus iste* usw.), doch ist diese stelle keine pericope; auf das evangelium (Luc. 19, 1—10) wird s. 165 bezug genommen. Auch

165 ist eine predigt In Anniversario Dedicationis Ecclesiæ; sie bespricht III Reg. 8, 29; [2] 9, 3 und die evangelienpericope Luc. 19, 1—10 (.. *Als der gôte zacheus tet. uon dem man hiute list in deme heil. euuanglīo*).

Das nun (auf s. *166*) folgende lateinische stück ist abgesehen von einigen auslassungen wörtlich der predigt des Honorius von Autun „In dedicacione Ecclesiæ" entnommen. (Spec. Eccles. 259ª fg.; s. Kelle vorrede VII).

Auf *167* begint mit den worten *Uenite filii. audite me timorem dnī docebo uos* eine predigt, die stellenweise wort für wort aus dem „Sermo de Sexagesima" des Honorius (Spec. Eccles. 52ª) übersezt ist; s. Pfeiffer Z. f. d. a. I, 284 und Kelle vorrede VII. Die predigt schliesst s. 171 mit *so muget ir dester baz die sovzze des paradisy. nach disme libe besizzen. Amen.*, umfasst also alle die ansprachen an einzelne stände (*ewarten*, *rihtare*, *riche*, *armen*, *ritere*, *chôflute*, *bulute* ...), [3] die man nach der inhaltsangabe Kelles (s. 283) und nach der bemerkung Sts. s. 227 für selbständige predigten halten könte.

1) So auch angeführt bei St.

2) Unter diesem citat bei St. — In Cth komt neben Apoc. 21, 2—5 und I Cor. 3, 8—15 auch III Reg. 8, 22 fgg. als epistel vor.

3) Bei Honorius: *Ad sacerdotes* (52ª). *Ad iudices* (53ᵇ), *Ad diuites* (54ª), *Ad pauperes* (54ᵇ), *Ad Milites* (54ª), *Ad mercatores* (55ᵇ), *Ad rusticos* (56ª), *Ad cōiugatos* (57ᵇ), *Ad communem populum* (57ᵇ).

Alle übrigen predigten *s. 171—186* sind nicht auf bestimte tage beschränkt, sondern konten ad libitum verwendet werden; ich gehe daher nicht weiter auf sie ein.

E. Zu K. Roths Deutschen predigten des XII. und XIII. jahrhunderts. (Quedlinburg und Leipzig 1839; a. u. d. t. Bibliothek der gesamten deutschen National-literatur XI. band 1. teil.)

Den pericopen nach unbestimbar sind *II, In natiuitate Sancti Iohannis*,[1] *XXVII In inuentione s. crvcis*[2] und *XXVIII*, ein kleines bruchstück einer unbekanten predigt. *I—XXVII* folgen im algemeinen der ordnung des kirchenjahrs; es sind zumeist predigten auf sonn- und festtage. Angehängt ist der text zweier pergamentstreifen: *XXVII — XXX.*

Die samlung ist dadurch bemerkenswert, dass für viele der tage zwei predigten vorliegen; die eine behandelt die epistel-, die andere die evangelienpericope. So für *Dominica V* post Epiphaniam N. *VI* (über Col. 3, 12—17), *VII* (über Matth. 11, 25—30); für Dom. III in Quadrag. *XII* (Ephes. 5, 1—9), *XIII* (Luc. 11, 14—28); für Dom. IV in Quadrag. *XIV* (Gal. 4, 22—31), *XV* (Ioan. 6, 1—15); für *Dominica in palmis XVIII* (Phil. 2, 5—11), *XIX* (Matth. 21, 1—9); für *In die sancto pasce XXI* (I Cor. 5, 7—8), *XXII* (Marc. 16, 1—7); für Dom. I post Pascha *XXIII* (I Ioan. 5, 4—10), *XXIV* (Ioan. 20, 19—31); für Dies Rogationum *XXV* (= Mones anz. V, 456, über Jac. 5, 16—20), *XXVI* (= Mones anz. V, 456, über Luc. 11, 5—13); ja für Dom. in Septuagesima sind sogar drei predigten vorhanden: *IX* (= Fundgr. I, 86, von Psalm 136, 1 ausgehend, s. oben s. 28 zu Fundgr. I, 86), *X* (I Cor. 9, 24—10, 5) und *XI* (Matth. 20, 1—16).

Auch für den passionssontag sind nach Roths angabe zwei predigten bestimt: XVI über Joan. 8, 46—59 und XVII (überschrieben *Item*) über Rom. 6, 3—11.[3] Da jedoch in keinem der lectionarien die Römerstelle gelesen, sondern vielmehr übereinstimmend Hebr. 9, 11—15 vorgeschrieben wird, dagegen Rom. 6, 3—11 epistelpericope der Dom. VI post (Oct.) Pent. ist, so setze ich predigt XVII auch

1) Über die worte des eingangs *Ualde honorandus est beatus iohannes* usw. s. s. 31 zu Kelle 32.

2) Die eingangsworte der predigt: *Hoc signum crucis erit in celo, dum dominus ad iudicandum uenerit* sind einem Responsorium „In primo Nocturno" dieses tages entnommen; s. Brev. Rom. pars vern. 480.

3) *der guote s. Paulus, der chundet uns hiut aine froliche botscaft. Er sprichet, daz wir sculen wizen, daz unser alter mennisch gecrucet sie* usw.

für diesen tag an. Eine kleine stütze meiner vermutung sehe ich darin, dass bei Roths anordnung gerade nur an diesem sontage die epistelpredigt der evangelienpredigt nachgestelt wäre, während sonst überall das umgekehrte der fall ist; man vgl. die abfolge der predigten VI, VII; X, XI; XII, XIII; XIV, XV; XVIII, XIX; XXI, XXII; XXIII, XXIV; XXV, XXVI.

III auf Dom. infra Nat. Dom., über Luc. 2, 33—40 ist bei St. wol infolge eines versehens unter „Gal. 4, 1 fgg.“ geraten.

XXV. XXVI (In dies Rogationum) sind bei St. irrig unter „Dom. V post Pascha“ gestelt; s. s. 33 zu Kelle 70.

XXIX = Mones Anz. V, 457 ist das fragment einer predigt über Matth. 22, 1—14. Da diese pericope nach dem heutigen MR am 19. sontag nach pfingsten gelesen wird, sezte sie Roth s. 18 auch für diesen tag an. Ich glaube jedoch nicht mit recht. Denn da der predigt *VII* (Dom. V post Epiphaniam) Matth. 11, 25—30, also dieselbe pericope wie sie EE hat, zugrunde gelegt ist, während MR, Erg, Er Matth. 13, 24—30 lesen; da ferner *XIX* (Dom. in Palmis) deutlich auf die pericope Matth. 21, 1—9 hinweist und auch hier mit EE übereinstimt, während Mr (der vierte repräsentant der römischen Missalien) Matth. 27, 62—66 vorschreibt: so dürfte auch für *XXIX* nicht die ordnung der römischen Missalien, sondern die EE zugrunde liegende anzunehmen, daher die predigt über Matth. 22, 1—14 nicht auf den 19., sondern auf den 20. sontag nach pfingsten zu setzen sein. St. führt sie unter „Dom. XXI“ an.

F. Zu W. Wackernagels Altdeutschen Predigten (Basel 1876).

Unberücksichtigt blieben *VI Sermo cotidianvs ad popvlvm, VII Sermo cotidianus ad populum, XVII* „Nach der gesamtbeichte“ und *XLI—LXVII.*

I ist ein algemein gehaltener *Sermo de angelis*, der auf tagespericopen keinen bezug nimt. Da aber in demselben besonders der heil. Michael gefeiert wird und es auch am schlusse heisst: *Nv bevelent vvch in diseme vnstatin zite in die hvote vnde die biscirmunge. sancte michels. vnde sinir ginoze der heiligon engilon* usw., so mag diese predigt vornehmlich am tage des heil. Michael (29. sept.) gehalten worden sein. St. stelt sie unter „Angelorum in die.“

II Sermo de. Ascensione. domini, IV Sermo In Octava domini, XI Sermo in dedicatione ecclesię,[1] *XIII Sermo in festo sancti micha-*

1) St. führt sie mit dem citate Psalm 86, 1 an, doch werden in gleicher weise noch 14 andere bibelstellen im contexte citiert und besprochen.

helis, XVI „Am tage S. Johannes des Evangelisten," *XXIII De S. Cruce, XXIV* „Am tage Marien himmelfahrt," *XXVII* „An der heil. Apostel Tage," *XXVIII De martiribus, XXIX* „An der heil. Bekenner Tage," *XXXI* „An der Kirchweihe," *XXXIII ain ander red von ünser frowen* und *XXXV* „Am Tage aller Heiligen" [1] lassen eine deutung auf bestimte pericopen nicht zu; keinesfals werden in ihnen die von der kirche vorgeschriebenen pericopen besprochen.

III Sermo in natiuitate domini behandelt Tit. 3, 4—7 (auf diese stelle wird ausdrücklich hingewiesen z. 44: *Von ire* (Maria) *chom vns div genade die wir hivte lesen ander leczen. Aparuit. b. Vns ist erschinin der gvote wille* usw.), nimt somit bezug auf die epistelpericope der 2. messe des weihnachtstages.

IX Item sermo de sancta Maria ist bei St. unter „Maria" gestelt; die predigt ist jedoch nach der zugrunde liegenden epistelpericope Eccli. 24, 11—20 zu schliessen auf das fest Assumptionis zu setzen; sie begint mit den worten *Ab inicio et ante secula creata svm* usw. (Eccli. 24, 14). Zudem heisst es ausdrücklich in der überschrift „*Item sermo*" und geht als *VIII* voran ein *Sermo in assumptione sancte̜ Marie̜*.

XII Sermo de pascha. St. sezt nach den anfangsworten *Ihesus christus traditus est propter delicta nostra* usw. der predigtangabe das citat „Rom. 4, 25" [2] bei. Doch abgesehen davon, dass die predigten in Wackernagels samlung häufig genug mit einem bibelverse oder einer stelle aus einem kirchenvater beginnen, deren bezug zur predigt ein nur ganz loser ist, weist die predigt ausdrücklich auf die tagespericope hin, wenn sie z. 42 sagt: *Wie abir unsir herre irstvonde alde wenne daz uindein wir an dem heiligin evangelio daz man gestir las. daz schribit sante matheus.* [3] *vnde andeme daz man hivte list daz schribit sante Marcus* usw. (16, 1—7).

XIV „Am achten tage nach weihnacht. Tit. 3, 4 fgg." Es ist mir nicht erklärlich, mit welchem rechte Wackernagel die predigt mit Tit. 3, 4 fgg. überschreiben konte, denn die ihr zugrundeliegende pericope scheint Tit. 2, 11—15 zu sein; auch wird Tit. 3, 4 fgg. in keinem der mir bekanten lectionarien oder missalien als pericope für Oct. Nat. Dom. (= In circumcisione Dom.) erwähnt. Ebensowenig will es mir einleuchten, warum Wackernagel die stücke *XIV. XV. XVI* („drei auch am äussersten rande beschnittene querstreifen zweier zusammenhangender pergamentblätter;" s. 255) in dieser und nicht in der

1) Bei St. nach den eingangsworten mit „Eccli. 3, 5" angeführt.

2) Epistelpericope des tages ist I Cor. 5, 7—8.

3) 28, 1—7.

reihenfolge des kirchenjahres abdruckte (welche doch gewiss auch die der predigten war); ihr zufolge müste *XVI* „Am tage S. Johannes des Evangelisten" vor *XIV* und *XV* „Am tage Epiphaniæ" gestelt werden.

XIX „Am dreizehnten sontage nach pfingsten" = LB 319 bei St. unter „Dom. XIV."

XX Dominica XIIII = LB 321 bei St. unter „Dom. XV."

XXII ist, wie St. mit recht bemerkt (s. s. 217), nicht eine predigt „An S. Barnabas Tage," sondern für Philipp und Jacob (1. mai) bestimt.

XXVI bezeichnet Wackernagel unbegreiflicher weise mit „Am fünften sontage nach ostern? Jac. 1, 22." Die predigt enthält jedoch nicht nur keinen hinweis auf die citierte stelle, sondern bespricht geradezu den inhalt von Matth. 18, 1—10. Es ist daher die predigt nicht auf den 5. sontag nach ostern, sondern auf das fest des heil. Michael (29. sept.) zu setzen. St. hält (s. 217) die predigt, indem er in den eingangsworten *laudis honorificabit me* usw. eine anspielung auf Matth. 9, 13 erblickt, für eine predigt auf den Matthäustag (21. sept.).

XXXIII ain ander red von ünser frowen ist bei St. unter „Maria" angeführt. Nach der überschrift könte man vermuten, dass die predigt auf Assumptio gehört (denn ihr geht als *XXXII* ein sermo *von der vffart ünser frovwen* voran), allein der inhalt derselben nimt auf dieses fest durchaus keinen bezug. Die predigt geht von der erklärung des wortes Maria als *mersterne* aus: *Maria daz sprichet ain mer sterne Siv haizet da von mersterne. Daz ir iren hailigen namen sült an sehen. Wan alz sich div scheff div vf dem mer varend. nach dem sterne rihtent vntz daz si vss den fraisen choment.* Dieselbe deutung begegnet bei Leyser 102: *maria daz spricht zv latine maris stella. zv dvte ein meresterne. Sie heizzit wol ein meresterne. wane si leitet vns vz dem mere dirre werlde zv dem lande des ewigen libes. als der meresterne die schifman vz dem mere;* und bei Kelle 108: *Maria. daz chût. Maris stella. Daz wort Maria sprichet rehte. ein mersterne. die an dem mere uarent. die mǒzzen sich rihten nach dem meresternen. die uon himele scînent. daz si nach ire marche zestade chomen mugen. also mǒzzen alle die tǒn. die zedem himelriche. uñ zǒ dem stade. der ewigen urǒde chomen wellent* usw. Beide stellen gehen offenbar auf eine gemeinsame ältere quelle zurück. Vgl. mit dieser erklärungsweise des namens Konrads gold. Schmiede 934 fgg. *bî dînem namen ist daz mer bescheidenlich uns worden, got sprach von sînem orden und ouch von sînem bilde, daz elliu wazzer wilde zein ander solten gâhen und*

eine stat bevâhen, dâ man si sament sæhe, und swenne daz geschæhe, daz si zein ander quæmen dâ, sô hieze man si marîâ. waz mac daz nû ze diute sîn? niht anders wan der name dîn, Marîâ, keiserlîche fruht.

XXXVI Dominica V secundum Lucam (über Luc. 5, 1—11), bei St. unter „Dom. VI.“

XXXVII Dominica VII secundum Marcum (8, 1—9), bei St. unter „Dom. VIII.“

XXXVIII Dominica XI secundum Lucam (18, 9—14), bei St. unter „Dom. XII.“

XXXIX Dominica XIII secundum Lucam (10, 23—37), bei St. unter „Dom. XIV.“

XL Dominica XXII secundum Marcum (recte Matthæum 18, 23—35), bei St. unter „Dom. XXIII.“

In den lezt angeführten fünf predigten sehen wir, was die pericopenauswahl betrift, ein abweichen von der reihenfolge der pericopen in den römischen Missalien und engen anschluss an das EE zugrundeliegende Lectionar. Wir werden daher auch nicht fehlgreifen, wenn wir

LXIX über Joan. 4, 46—53[1] nicht wie Wackernagel es getan, für den „zwanzigsten sontag nach pfingsten,“ sondern für Dom. XXI post (Oct.) Pent. und

LXX über Luc. 17, 11—19 nicht mit Wackernagel für den „dreizehnten sontag nach pfingsten,“ sondern für Dom. XIV post (Oct.) Pent. ansetzen. Ja auch

LXVIII über Luc. 21, 25—33[2] wird nicht auf den „ersten,“ sondern auf den zweiten sontag im advent zu verlegen sein.

LXXI „Am ersten sontage nach ostern“ über I Joan. 5, 4—10 weist widerholt auf den text der epistelpericope hin; s. Z. 7, 23, 30.

LXXII enthält eine predigt auf *Feria VI* post Oct. Pent. über I Tim. 6, 17 fgg.; dieselbe epistelpericope auch im Lect. Missæ bei Thomasius Op. V, 344.

Auf s. *522—541* sind endlich noch drei predigten (aus der S. Georger handschrift) abgedruckt, deren erste und lezte hier erwähnt

1) *Quia heri hora septima reliquit eum febris. Disiu wort sprichet der gemint Johannes ewangelista in dem Ewangelio das man hiut ze dem heiligen ampt der messe gelesen hat.*

2) *Erunt signa in sole et luna et stellis. Disiu wort diu schribt der heilig ewangelist sanctus Lucas in dem ewangelio das wir hiut gelesen hein zuo dem heiligen ampt der mesz.*

zu werden verdienen (die zweite ist eine predigt „Bei einsegnung einer nonne“). In der ersten (s. *522*) liegt eine predigt auf Nat. S. Stephani vor (sie behandelt Act. Apost. 6, 8—10; 7, 54—59); die dritte (s. *539*) ist, wenigstens nach der besprochenen pericope Joan. 15, 1 fgg. zu schliessen, eine predigt auf „eins zwelf poten tag.“ (s. s. 22 anm. 6.)

Die lezterwähnten predigten sowie LXVIII—LXXII fehlen in Sts. verzeichnis.

G. Zu Steinmeyers recension von Wackernagels Altdeutschen Predigten (Anzeiger für deutsches altertum und deutsche litteratur II, 215 fgg.)

Steinmeyer hat bei gelegenheit dieser seiner treflichen recension auch seinerseits „einige scherflein zur näheren kentnis des altdeutschen predigtmaterials“ beigesteuert und s. 221 fgg. sechs bisher ungedruckte predigten veröffentlicht.

221 Alius de omnibus sanctis. Die predigt ist im verzeichnis nach den eingangsworten *Nos omnes de plenitudine eius accepimus* mit „Joh. 1, 16“ angeführt. Die stelle ist jedoch nicht der evangelienpericope des tages entnommen, da diese, wie schon s. 35 zu Kelle 127 bemerkt worden, Matth. 5, 1—12 ist.

223 Sermo de aduentu domini s. 30 zu Kelle 20.

224 „neunter sontag nach pfingsten“ über Matth. 7, 15 – 21. Ich widerhole hier, was bereits s. 25 anm. 4 gesagt ist, dass St. gegen die gewöhnliche zählweise die sontage nach pfingsten nicht von der octav, sondern vom pfingstsontag an rechnete; daher muss er hier „neunter sontag“ schreiben, während die handschrift erst die darauf folgende predigt (s. *225*) mit den worten *Der nuynte sondag secundum matheum* (recte Lucam 16, 1—9) bezeichnet.

225 „zwölfter sontag nach pfingsten“, richtig Dom. XI post (Oct.) Pent. über Luc. 8, 9—14.

226 „dreizehnter sontag nach pfingsten“, richtig Dom. XII post. (Oct.) Pent. über Marc. 7, 31—37.

H. Zu F. K. Grieshabers Deutschen predigten des XIII. jahrhunderts (Stuttgart 1844. 1846).

Den pericopen nach unbestimbar bleiben die predigten *I, 29* „Dominica VI post Pascha?“ [1] *I, 82* „Dominica IX post Pentecosten,“ [2]

1) Bei St. unter dem citate „Joh. 15, 7?“ angeführt.
2) Bei St. unter Dom. XI mit der pericopenangabe „Luc. 19, 41 fgg.“

I, 155 Dom. I in Adventu Domini [1] und *I, 160 Dom. III in Adventu Domini.* [2]

I, 37 Dom. prima post Pentecosten — I, 79 Dom. VIII post Pentecosten sind bei St. unter Dom. II — IX; *I, 82* „Dominica IX post Pentecosten“ — *I, 148 Dominica XXII post Pentecosten* unter Dom. XII — XXIV und *I, 148* „Dominica XXIV post Pentecosten“ unter „Dom. XXV“ gestelt.[3]

II, 66 In Capite Ieiunii et per totam Quadragesimam quandocunque volueris geht zwar von Jac. 5, 16 aus und wird auch von St. mit diesem citate angeführt, doch ist die stelle nicht einer der tagespericopen entnommen, da diese in allen lectionen übereinstimmend Joel 2, 12 — 19 und Matth. 6, 16 — 21 sind. Dass Jac. 5, 16 auch als solche nicht gelten wolte, dafür spricht der umstand, dass während sonst ausdrücklich die eingangsstelle als der tagespericope entnommen bezeichnet wird, hier nur einfach gesagt ist: *Ich han ain wort fůr gelait in der latine. dc scribet uns der gůte S. Jacob. uñ an dem worte lereter uns dc* usw.

II, 74 Iste Sermo „Convertimini“ etiam est communis quandocunque volueris ist eine predigt über die epistelpericope des Caput Jeiunii (Joel 2, 12 — 19).

Wenn man nun die abfolge der pericopen in Grieshabers samlung mit den in den alten lectionarien vorliegenden vergleicht, bemerkt man bald, dass die predigten auf *Dom. prima* und *Dominica IV — VIII post Pentecosten* in ihrer pericopenauswahl mit der in EE, CH usw. gegen Erg und MR stimmen, von *Dominica X — XXIV post Pentecosten* aber das umgekehrte verhältnis eintritt und anschluss an Erg und MR gegen EE, CH usw. erfolgt (s. oben s. 18 fgg. die tabelle). Es ist diese erscheinung gewiss keine zufällige, sondern steht ohne zweifel damit in verbindung, dass mit fol. 73[a], auf dem *Dominica X* begint, eine neue hand zu schreiben anfängt; s. Grieshaber I vorwort XVII. XVIII. Da die samlung ferner in den pericopen auf *Dom. IV in Adventu Domini* mit der auswahl in EE, CH, Cth, Eg, Mr gegen Erg, Er, MR; auf *Dominica V post Epiphaniam Domini* mit Eg, Erg, Er, MR gegen EE, CH, Cth; auf *Dominica II in Quadragesima* mit

1) Bei St. nach den eingangsworten *Emitte manum tuam de alto* mit „Ps. 143, 7“ angeführt.

2) Bei St. ohne angabe.

3) Ich halte das I, 83 abgedruckte stück über Marc. 8, 22—26 nicht für das fragment einer selbständigen predigt (s. St. 227) — denn die behandelte bibelstelle ist keine pericope — sondern für die fortsetzung und den schluss der unmittelbar vorangehenden predigt auf „Dominica IX post Pentecosten.“

EE, CH, Cth, Eg, Mr, Erg gegen Er und MR übereinstimt, diese übereinstimmung oder nicht-übereinstimmung aber gleichfals das resultat eines uns jedoch unbekanten äusseren umstandes sein kann, so sehen wir deutlich, dass es oft grossen schwierigkeiten unterliegt, das einer predigtsamlung zugrundeliegende lectionar oder missale zu entdecken und die diöcese zu bestimmen, in der die predigten gehalten wurden.

I. Zu H. Leysers Deutschen predigten des XIII. und XIV. jh. (Quedlinburg und Leipzig 1838, a. u. d. t. Bibliothek der gesamten deutschen national-literatur XI. band, 2. teil.)

Leysers predigtsamlung besteht aus 2 teilen. Der erste (s. 1—23) ist von neun predigten (predigten des XIII. jahrhunderts) gebildet, die der pergamenths. 720 der Leipziger universitätsbibliothek entnommen sind; der zweite (s. 24—136) ist eine „auslese aus einer samlung von mehr als anderthalbhundert sonn- und festtäglichen und auf besondere heilige bezüglichen predigten, welche die pergamenths. n. 760. 4° auf der universitätsbibliothek zu Leipzig enthält. Die handschrift zählt 203 blätter von je zwei columnen und kann gegen die mitte des vierzehnten jahrhunderts geschrieben sein ... Der grössere teil der handschrift besteht aus längern, oft mit einem eingange versehenen, der kleinere bis zum ende aus kürzeren predigten, denen einigemal ein lateinischer originaltext vorangeht;“ s. Leyser vorwort und einleitung XXIII fg.; vgl. Rieger in Wackernagels Altdeutschen predigten und gebeten s. 332 anm. und Schönbach Z. f. d. a. XX, 218 fgg.

1 Dom. I über Rom. 13, 11—14, ist eine predigt auf Dom. I Adv.

4 Dom. II über Rom. 15, 4—13 auf Dom. II Adv.

7 Dom. III über I Cor. 4, 1—5 auf Dom. III Adv.

10 Dom. IV über Phil. 4, 4—7 auf Dom. IV Adv.

13 Dom. V über Gal. 4, 1—7 auf Dom. infra Oct. Nat. Dom. (bei St. irrig unter „Nativitas Christi.“)

15 Dom. VI über Rom. 12, 1—5 auf Dom. infra Oct. Epiph. (= I post. Epiph.).

17 Dom. VII über Rom. 12, 6—16 auf Dom. II post Epiph.

19 Dom. VIII über Rom. 12, 16—21 auf Dom. III post. Epiph. und

21 Dom. IX über Rom. 13, 8—10 auf Dom. IV post. Epiph.

24, die erste predigt der zweiten samlung, begint mit den worten: *Missus est gabriel ad Mariam virg.* Da diese stelle entweder der evangelienpericope des festes Mariä verkündigung (Luc. 1, 26—38) oder auch dem Responsorium der „lectio III In primo Nocturno“ der Dom. I Adv. (s. Brev. Rom. pars hiem. 151) entnommen sein konnte,

finden wir die predigt von der „etwas späteren hand," welche die überschriften sämtlicher predigten des zweiten teiles besorgte (s. Leyser 24 anm.) mit *In annunciacione beate marie virginis seu in adventu domini dom. I.* überschrieben. Erwähnenswert scheint es hiebei auch, dass unsere predigt wesentlich denselben eingang bietet wie jene *39 De adventu domini.* Da jedoch erstere in ihrem verlaufe die ganze oben angeführte pericope bespricht und immer wider auf Maria bezug nimt, dagegen eines directen hinweises auf die kommende adventszeit entbehrt, so kann sie in wahrheit doch nur für das fest Annunciationis B. Mariæ Virg. bestimt gewesen sein.

30 Sermo de adam et de transgressione mandati ist, wie schon die eingangsworte *Wiltu rechte bicht tun so soltu rechte dise worte merken* andeuten, eine predigt, die jeweilig vor einer beichte zu halten war; vgl. das stück „Nach der gesamtbeichte" Wack. XVII.

36 De nativitate marie virginis nimt auf die tagespericopen (Prov. 8, 22—35 und Matth. 1, 1—16) keinen bezug; sie geht aus von den dem Responsorium der „lectio I In primo Nocturno" dieses tages (s. Brev. Rom. pars autumalis 298) entnommenen worten: *Hodie nata est beata virgo maria ex progenie david.*

39 De adventu domini, eine algemein gehaltene adventspredigt; bei St. unter „Dom. I in Aduentu." s. zu 24.

46 De nativitate christi, über die evangelienpericope der „prima missa" dieses tages: Luc. 2, 1—14.

61 In die pasche s. s. 27 zu Fundgr. I, 71.

Die folgenden sechs predigten, sämtlich für sontage nach pfingsten bestimt, zeigen in ihrer pericopenauswahl merkwürdige divergenzen von den oben s. 15 fg. angeführten lectionarien und missalien. So behandelt *63 Dom. II.* Luc. 15, 1—10, eine pericope, die in sämtliche lectionarien und missalien an Dom. III post. (Oct.) Pent. gelesen wird (bei St. unter „Dom. IV") und *65 Dom. III.* die pericope Luc. 6, 36—42, die gleichfals übereinstimmend für Dom. IV post (Oct.) Pent. vorgeschrieben ist (bei St. unter „Dom. V."). Während wir ferner in 68 Dom. XII. (über Marc. 7, 31—37; bei St. unter „Dom. XIII.") anschluss an EE, CH usw. gegen Erg und MR constatieren müssen, zeigen die nächsten drei predigten nach dieser richtung hin wider übereinstimmung mit Erg und Mr gegen EE, CH usw.; denn *70 Dom. XV* nimt auf Luc. 7, 11—16 bezug (bei St. unter „Dom. XVII"), *72 Dom. XIX* auf Matth. 22, 1—14 (bei St. unter „Dom. XXI") und *75 Dom. XXI* auf Matth. 18, 23—.35 (bei St. unter „Dom. XXIII").

77 De sancto iohanne (Evangelista) geht aus von den worten *Iohannes apostolus & ewangelista virgo est electus a domino* usw., die

einem responsorium der „Lectio I In primo Nocturno" dieses tages (27. dec.) entlehnt sind (s. Brev. Rom. pars hiem. 217). Ein bezug auf die tagespericopen fehlt.

84 Kathedra sancti petri. Die römische kirche unterscheidet eine Cathedra Romana (18. jan.) und eine Cathedra Antiochena S. Petri (22. febr.); s. Binterim a. a. o. 5, 1, 329. Die pericopen sind für beide tage dieselben: I Petr. 1, 1—7 und Matth. 16, 13—19. Unsere predigt bezieht sich auf das fest der Cathedra Antiochena, denn sie sagt ausdrücklich: *sente Peter sazte sinen stûl zv anthyoche. als wir hûte begen* (z. 19) und *Wir begen hûte nemeliche den tach daz er zv anthyoch bischof gesazt wart* (z. 36). Sie begint mit der dem „Vers. und Resp. ad Laudes" dieses tages (s. Brev. Rom. pars hiem. 446) entlehnten stelle: *Exaltent eum in ecclesia plebis* usw. (Ps. 106, 32; so auch bei St. citiert) und bespricht hierauf Matth. 16, 13—19.

86 De sancto mathia erzählt ausführlich den inhalt der für diesen tag vorgeschriebenen epistel Act. Apost. 1, 15—26. Bei St. fehlt die angabe der pericope.

87 De sancto spiritu behandelt Act. Apost. 2, 1—11 also die epistelpericope der Dom. Pent. Bei St. ohne angabe. Auch

93 In assumpcione beate marie erscheint auffallender weise bei St. ohne angabe der der predigt zugrundeliegenden pericope; und doch wird (95, 30) auf die evangelienpericope (Luc. 10, 38—42) ausdrücklich mit den worten hingewiesen: *Man liset hûte anc den heiligen ewangelio. daz vnser herre ihesus cristus zv einem male quam in eine stat* usw. Die eingangsworte *Hodie beata virgo maria* usw. sind der „Antiphonia ad Magnificat" dieses festes entlehnt (s. Brev. Rom. pars æst. 537).

98 In nativitate sc̄e marie virginis, beginnend: *Regali ex progenie Mar. exor. reful.* usw. (aus der 3. Antiphonie „ad Laudes" dieses tages; s. Brev. Rom. pars aut. 301), nimt auf die pericopen keinen bezug, desgleichen die predigt

104 In exaltacione sancte crucis, die bei St. nach der eingangsstelle *Cum mundus per suam sapienciam sapienciam dei comprehendere non posset* mit „I Cor. 1, 21" angeführt wird.

Ebenso fehlt ein bezug auf die tagespericopen in *107 De sancto Michaele, 110 De omnibus sanctis, 121 De sc̄o Jacobo, 124* ohne überschrift.

115 In dedicatione templi bespricht (nach III Reg. 7. 8) den bau und die einweihung des salomonischen tempels, erzählt jedoch auch den inhalt der evangelienpericope des tages (Luc. 19, 1—10): *Daz ewangelium daz man hûte zv messe liset daz sagt vns. daz vnser herre ihes. xp̄s zv einem male in eine stat vûr die hiez Jericho* usw.

125. 126 sind predigten auf Caput Jejunii über die vorgeschriebene epistel Joel 2, 12—19.

127 s. s. 30 zu Kelle 20.

128 ist nach der behandelten pericope (Rom. 15, 4—13) zu schliessen, eine predigt auf Dom. II Adv. St. hat die predigt nach den eingangsworten *Jherusalem surge et sta* usw. mit dem citate „Baruch 5, 5" angeführt und, geleitet durch den umstand, dass die fassung derselben predigt bei Schönbach Z. f. d. a. XX, 224 den titel *Dominica prima post adventum* führt, unter „Dom. I in Aduentu" gestelt. Allein jene überschrift ist keinesfals correct; denn eine „Dominica prima post Adventum" müste die Dom. infra Oct. Nat sein, daher ich denn auch die bei Schönbach a. a. o. abgedruckte predigt unbedenklich auf den zweiten adventssontag ansetze.

129 = Z. f. d. a. XX, 229. Der predigt liegt nicht, wie St. angibt, „I Joh. 4, 9," sondern Tit. 3, 4—7, die epistelpericope der zweiten messe des weihnachtstages, zugrunde.

131 ist eine predigt auf Dom. IV Quadrag.; sie geht von Is. 66, 10 (*Letare iherusalem* usw., entnommen dem Introitus der messe dieses tages; s. Miss. Rom. 99) aus und wird auch von St. so citiert; auf die epistel (Gal. 4, 22—31) wird jedoch hingewiesen mit *Der vinde wir ein bilde ander lectien die man hûte list. Mane list von hern abraham* usw.

132 = Z. f. d. a. XX, 242, eine predigt auf Dom. Resurrectionis; s. s. 27 zu Fundgr. I, 71.

134 halte ich nicht mit St. für eine predigt auf Pascha, sondern nach der zugrundeliegenden pericope (Rom. 6, 3—11) für eine predigt auf Dom. VI post (Oct.) Pent.; vgl. zu Roth XVII.

135 Dom. tercia begint mit *Obsecro vos tamquam ad ve. et pe.* usw. *M. Sente Peter spricht zv vns an der lectien die man hûte list,* geht somit von der epistelpericope I Petr. 2, 11—19 aus. Da diese aber nur an der Dom. III post Pascha gelesen wird, so ist die predigt auch als für diesen tag bestimt anzusehen. St. stelt sie irrig unter „Dom. IV post Pent."

Ich breche hier mit meinen bemerkungen über das verhältnis der deutschen predigten zu den tagespericopen ab. Ich hoffe durch die angeführten beispiele schon zur genüge gezeigt zu haben, dass die deutschen predigten verhältnismässig nur selten die von der kirche vorgeschriebenen texte unberücksichtigt lassen, dass eingangs- und pericopenstelle nicht immer identisch sind und daher bei bestimmung und datierung unbekanter predigten

vorsicht not tut, und dass die eingangsworte, wofern sie nicht den tagespericopen selbst entnommen sind, häufig den liturgischen gebeten des tages entlehnt werden.

WIEN, JUNI 1881. KARL STEJSKAL.

BEITRAG ZUR KENTNIS ÄLTERER DEUTSCHER VOLKSLIEDER.

In der öffentlichen landesbibliothek zu Oldenburg befindet sich ein sammelband (erst in neuerer zeit gebunden, mit dem rückentitel Ludicra), der unter anderen schriftstücken des 17. jahrhunderts auch ein liederquodlibet auf vier quartblättern enthält. Unbekant ist dieses quodlibet nicht; es findet sich auch auf der landesbibliothek zu Kassel und ist von Hoffmann von Fallersleben im Weimarschen jahrbuch 3, s. 126 fgg. besprochen. Auch in dem quellenverzeichnis des Grimmschen wörterbuches ist es angegeben (I, s. LXXXVII, wo aber nur steht: Sieben lächerliche Geschwätz. 16. 17. Jh. -- Geschwätz ist wahrscheinlich druck- oder schreibfehler für Geschnältz — und V, s. XXII). Das Oldenburger exemplar ist aber nicht ganz dasselbe mit den vorhingenanten, wie sich schon aus dem titel ergibt, der bei Hoffmann etwas anders lautet. Zur vergleichung teile ich den volständigen titel des Oldenburger exemplars mit; er lautet so:

Sieben lächerliche Geschnältz
Oder Gikes Gakes Ofenloch | Dille delle Häußle bawen | Vnd
Newer Grillenschwarm
oder Gemeusch | auch mancherley Gehäck
oder Hack vnd Mack durcheinander | wenn ein hungert
vnd durst | Oder sein Zinß vnd Schulden nit bezahlen kan | gar visierlich für die lange weil zu lesen oder zu singen | nach dem der
Wind wehet | vnd die Leute wolauff seyn.
O hinden hab wol acht | damits nicht
bricht | denn es hat gar offt kracht.

(Figur, darstellend ein auf den hinterbeinen stehendes rind, den linken vorderfuss auf ein notenbuch legend, das aufgeschlagen auf einem notenpulte liegt, im rechten vorderfuss einen stab haltend, auf der nase eine brille tragend.)

Gelt jhr Gevatter Liendel | es gicht gewaltigen wol?
Ja es ist war Hans leck den Löffel.
M. D C. X.

Das wichtigste ist hier die angabe des jahres, in welchem dieses quodlibet erschien. Während es bei Hoffmann heisst: „Getruckt im Jahr 000000," und daraus, dass es andern flugschriften, die alle die jahreszahl 1620 tragen, beigebunden ist, der schluss gezogen wird, dass es ebenfals dem jahre 1620 angehören müsse, und während es auch bei Hildebrand heisst: „Flieg. Bl. um 1620," ist hier ganz bestimt die jahreszahl 1610 angegeben. Es hatte also Hoffmann keinen grund zu der klagenden verwunderung, dass in einer so ernsten und trüben zeit wie 1620 diese leichtfertigen sachen veröffentlicht seien.

Sodann ist das Kasseler exemplar nicht so volständig als das Oldenburger. Jenes besteht nämlich nach Hoffmann nur aus fünf Gemeuschen, während das Oldenburger aus sieben abteilungen besteht, die so betitelt sind: Das erste Geschnältz; das ander seltzsame Gickes gackes; das dritte Gehäck; das vierd Hack und Mack; das fünffte Gemeusch; das sechste dille delle heußle bawen; der siebende newe Grillenschwarm. Im Kasseler fehlt der erste teil; denn nach Hoffmann ist der anfang: Das erste seltsame Gickes gackes. Guten Morgen, guten Morgen! wie stehet's, wie stehet's;" dagegen begint so im Oldenb. exemplar das zweite „seltzsame Gickes gackes." Ferner fehlt im Kasseler der siebente teil; denn die mitteilungen Hoffmanns reichen nur bis gegen das ende des sechsten teils. Was der grund zu dieser auslassung gewesen sein mag, lässt sich schwerlich nachweisen. Er kann nicht etwa in den groben unflätigkeiten liegen, welche den ersten und lezten teil miszieren; denn leider sind die anderen auch vielfach unsauberen inhaltes.

Das quodlibet scheint zur ergötzung studentischer kreise geschrieben (oder, richtiger gesagt, aus manchen lappen und flicken zusammengestückt) zu sein; denn an den eingestreuten lateinischen brocken, wenn auch in macaronischer form, konten doch nur diejenigen behagen finden, die ein verständnis des lateinischen besassen.

Wegen des wertes für die geschichte des deutschen volksliedes, den diese samlung trotz ihrer zerstückten form hat, mag sie im folgenden mitgeteilt werden. Der volständigkeit wegen mögen auch die stücke mit angegeben werden, die sich bereits bei Hoffmann finden. Die unflätereien aber, die nicht einmal witzig sind, sondern nichts weiter als unflätig, lasse ich bei seite. Zwar heisst es: literae non erubescunt, aber der schreibende schämt sich doch solche „garstige säuweisen" durch die feder laufen zu lassen.

I. (S. 2.) Das erste Geschnältz.

1. Guten tag Beuerlein | Juncker ich komm von Pinna . . . . . .

Trinks gar aus | so wird ein voller Bruder draus | juch hoscha hobadey | hundert ist mehr denn drey.

2. Holdselig wie ein Essigkrug | da schrier die Braut | Ach weh mir ist durchschossen | das junge | Bomp, bomp, bomp, widi widi womp, das junge Hertze mein.

3. Wenn er deß Nachts wolt freundlich mit jhr schertzen | da stolpert ihm sein Apffelgraues Roß | vnd habn ein guten muth | der die hundert Klöse fraß. Ach leycht mir hundert gulden | ey lieber thut es flugs | fa la la la la diri dum.

4. Baur, was habn die Seu golten | Biß Montag über 14 tag wils Gott | herr wirth ich bin dir schuldig | ich gib dir aber nichts | Frisch auff mein liebes Töchterlein | vnd hab ein guten Muth ...... hett ich ein wenig Hutzelnwein, es wird mir hier gar übel, ey ey es geht schon auff die Bein | O flugs bringt mir ein Kübel.

5. Baur wenn wirst du Hochzeit habn | Herr ohn ein Ort sechs gülden, der wirth der ist fürwar der best, er nimbt die Kreiden vnnd tröst die Gäst, schier mich nicht mehr, Es solt ein Megdlein hochzeit habn die war noch eben klein | Ihr freundsman wie gebt jhr eure Eyer | Ach Mutter gebt mir einen Mann | schlaffen gahn ist Wohlgethan.

II. Das ander seltzsame Gickes gackes.

1. Guten Morgen | guten Morgen | wie stehts wie stehts. Ihr dörfft nicht danckn | es ist gern geschehn | mein ich bitt euch gar schon, grüst mir mein Gevatter fleissig | O ich mag nicht trincken, habt grossen danck euers Käß.

2. Ihr allerliebsten Leut | sagt mir flugs flugs wo der Pumpernickel wohnt | ey ey wie thut mir mein Bauch so sehr sehr wehe | Auweh.

3. O | O | Newen Wein | vmb 22 das erst Weiß ein neuen Wein vmb 52. Sie sprach was gehts dich an du Lauer .....

4. Aber ein Viertel da. Mein Hänicken war ein Kautz | Brauns Meydlein wolgemuth | Ach Hans, ach Hans | o Hänselein, ach Hans mein edler Schatz | ein Hansen muß ich haben | ein Hans behelt den platz.

5. Ich Ich hab gute warme Semmeln | kaufft mir ab. Auffsehets | warvmb gehst nicht weg | so hett ich dich nicht gestossen.

6. (S. 3.) ... Geht her Jungs Mensch kaufft mir ab | ich ich wil euch wolfeyl gebn | nun kriegt jhrs je nit besser | secht wie sie so schön sind.

7. Hört hört wunderding | wie es mir mit der Jungfraw gieng, frew dich Hüppenbub. Leppisch laß nicht schnappen. In vnsers Nach-

bers Brosies Huß | do giet sich ein Garten dort hengen hinauß. Do wackelt jhm der Federbosch. Vnd wenn ich Gelts gnug hett | ich wolt wol reich werden.

8. Hop | hop bald essen, ha ha ha | ha. Ir Jungfraw Els | mein sagt mir doch | wie viel muß ich hefftle zu einer Pfannen haben. Zum fitz vnd federlein | zum aller hederle | mein Mann ist nicht daheime.

9. Ey so schadets mir ein Jahr so mechtig mechtig viel | daß ich nicht allzeit Gelt hab wenn ichs haben will. Dieweil er vnser Schwester hat | so muß er vnser Schwager seyn | langt vns für drey Pfenning Buttermilch rein | last vns ein stündlein fein lustig seyn.

10. Hatts kein alte Schuh do. O du saubers Thierlein | hast Buhlschafft viel | keiner dich wil | ist dir ein herte pein. Hört zu last euch sogn | die Glocke hat viere gschlogn.

11. O laufft | o laufft die Schürgen kommen | ist das nicht ein seltzsams ding | ich sol heut dreymal zu Gast essen vnnd bin noch kein mal geladen | ich wil gern sehen wo es nauß wil. Sol ich so reich werden | wil ichs wol sehen.

12. Holla Bier her | der Vetter ist kommen | Schlaff Kindlein lange | dein Mütterlein ist außgangen | so esse ich doch Wahrlich nicht gerne Heydelbrey | vnnd wann mir keine federn wachsen | leg ich noch lang kein Ey.

13. Da geht der Wind von Schwaba her | da reffelt sie da hechelt er | trincks nur auß, ich mag nicht mehr.

III. Das dritte Gehäck.

[Es gieng ein Münch den Berg hinan, da kam die Nonn und sprach ihn an, sancte lieber domine! ora pro nobis, audiens hic clericus, qui cunebat tardius.

dieses stücklein, bei Hoffmann nr. 10, findet sich nicht im Oldenburger exemplar.]

1. Laudate pueri Dinckelfing | ligt drey Meil Wegs von Straubingen. Ich bin so lang gestanden | Erfroren möcht ich sein. Es fuhr | es fuhr ein Bauer ins Holtz | da kam ein stoltzer Schreiber, zu seinem Frewlein stoltz | Frewlein stoltz. Die Bauren von S. Pölten | Darzu die gantz gemein.

2. Das dirum | dirum | dirum dey | Er fiel ein Ripp im Leib entzwey | Darzu ein Loch in Kopff. Behüt dich Gott du zartes Mündlein roth. Geht her Köchin | nembt meine vollends, secht wie sie so frisch sind.

[Bei Hoffmann folgt noch nach: darzu ein Loch in Kopff nr. 15. Ein Mägdlein jung am Laden stund, und nr. 16. Ach wehe dem Leiden,

muss es denn sein gescheiden? Behüt dich usw. Beide fehlen im Oldenb. exemplar.]

3. Pfuy | pfuy das mir der Bart gewachsen ist | von deinet wegen bin ich hier | Schöns Lieb vernimb mein Wort. Der Beltz ist mein ist nimmer dein | sprach die alte Schwieger.

4. Wir wölln das Bett in die Stuben tragen | Schlaffen gahn ist wol gethan. Ach lieber Igel laß mich leben | Ich wil dir meine schwester geben.

5. (S. 4.) Nun wolan er schlug sie blaw | vnd kleidet sie graw | die farb war mancherleye.

6. Ich bin ein wenig schwertzer denn das Offenloch | es wil mich weder Kellner noch der Koch. O Nachbar Roland, mein Hertz ist voller Pein.

7. Es ritt gut Reuterlein schone | wol über ein Wisen die war grüne | die Wiesen die war breit | Ennelein butz mirs Liecht.

8. Solche Brüder wölln wir nit | Sie tragen seltzsame Kleider an | vnd hinden lange Zipffel dran. Sanctus Dimpesdampius lag hinter dem Zaun vnd schlief.

[Bei Hoffmann nr. 24 und 25 lauten diese verse etwas anders. Statt „seltzsame Kleider“ heisst es dort: Kutten und Chorrock, und statt „Sanctus Dimpesdampius lag hinter dem Zaun“ „Sanctus Bonifacius lag hinter der Hell.“]

9. Ich stieg auf einen Birnbaum | Birnbaum | Ruben wolt ich graben | so hab ich all mein lebenlang kein bessere Pflaumen gessen. Da schrier die Braut O Bass | O Bass. Hans Fuchs der treht den stern herumb.

10. Ich sah einmal zwen Hasen | Auff einer Wisen grasen | das nam mich wunder.

11. Lieber Nickel zieh nicht weg | Flick mir vor den Pantzerfleck | er ist mir gar zurissen. Faladiridon | Ich reit einmal zu Braunschweig auß.

12. Sein Brexen die stund jhm den klincker den klancker | Er war ein frischer gsell. Tantz mir nicht mit meiner Jungfraw Ketten | sonst tantz ich dir mit deiner Jungfraw Greten.

13. Hans hat Hosen hat Wammes darzu. Mein Finger | mein Daumen | mein Elenbogen. Der Schefer von der Newstadt | Juch | juch, ho ho hey | Das Trarara das Trarara.

IV. Das vierd Hack vnd Mack.

1. Wie hastu mich verlassen | frölich zu sein ist mein Manier, tantzen wir den firlefantz von Schwaben | Sie sind nicht all an diesem Reyhen | die wir haben sollen.

2. Steffan Leibpeltz | Veit schnitzer | Hans Jarkoch | Fidel lumpump | Matz Krummhut | Hans Fuchs | Hans Lump | Kühmichel Jägermeister vnnd Herr Endres | Ey Hans was sagst | ey Nickel was machst.

3. Zween Brüder zogen mit einander über feld | Lumpus der trug den Seckel mit dem Geld | so blieb leck uns allzeit dahinden | Tauder Nickel saß auff einer Weiden | Ach Elßlein holder Bule mein, wie gern wer ich bei dir.

4. Peter Peter nimb den Hut ab | ich armer re mi fa sol la | was hab ich fa mi re mi. Ach Bauer laß mir die Rößlein stahn | sie sind nicht dein | du tregst noch wol von Nesselkraut ein Krentzelein.

5. Vnd er hat einen Sohn | ey wusta hotta ho | man sol die jungen Mägdlein Rumpel lump pum pum | setzen ins grüne Gräßelein | Eytel gut ding | eytel gut ding tragen die Mägdlein im Busen.

6. (S. 5.) Es sas ein Eul vnd span | mein feins Lieb ist von Flanderen | gibt einen vmb den anderen | wer jhr nicht zusprechen kan, dem schneid sie bald ein kappen an.

7. Holla holla Vatter | wie ists ein ding | wird man dem Sohn kein Ritterzehrung schencken | er kompt auß Vngern.

8. Ich wolt wer mir mein Glück nicht gönnt | ein gantzes Jahr nichts essen könnt | als was ich jhm solt geben | sie tauret mich ja hinder sich.

9. Lauff mein lieber Lindel | wie kompt jr denn so schnell herein | in dreyzehen tagen 14. Meiln.

10. Haben wir nit so wölln wir lassen holen | Sauffite vos ebrios et stickete wickete plenos | Es wolt ein Fraw wol zu dem Herrn.

11. Trinck frey | besser sind 3. Abend den 7. Morgen | der Wirth muß borgen | laß die klein Waldvögelein sorgen.

12. Nechten war ich truncken | da redt ich nach geduncken | vnd alles was ich redte | das thet der kühle Wein | stand auff du feines Mägdelein | vnd laß mich zu dir ein.

13. Der Breutigam war arm | die Braut hatt nichts | darvmb verlorn sie auch nichts | vnd wer hinach gieng der fand auch nichts.

14. Den Bauren ist gut pfeiffen | sie geben eim auch einmal zu trincken | levate Präsulem | sanctissimum veneremur.

15. Jhr | ey könt jr mir nicht sagen | wo geht man recht nach Tripstrill nauß? ich sitz vnd nemb junge specht auß | sie haben Schnebel wie die Pfeile | es hat mich einer in Finger gebissen | ich nembs drumm auß das ichs wil braten.

16. O Hans bist du noch nicht toll | das Maul ist noch gerad | Gott behüt vns Hend vnd Füß | Amen stramen | der Blind schlug den

Lamen | per omnia Seckel et Beutel Amen | per omnia Seckel et Beutel Amen.

V. Das fünffte Gemeusch.

1. Nvn fanget an ein guts Liedlein zu singen | wenn das geschicht in ehren | wer kans vnd wils vns wehren | sol fa mi re re mi | Jungfraw dein schön gestalt erfrewet mich sehr | je lenger je mehr | du grünest vns den Winter | die liebe Sommerzeit | mentrio compai contento.

2. Kessel | Multern binden | Pfannenflicken Kessel Runda | Runda | dinella | quomodo fiet istud | bitt wöllt mir ein täntzlein fein | machen nach dem willen mein.

3. Mein tausendschätzelein | Mit viel schmertz ist mir mein Hertz | Es saß ein Mägdlein bey dem Fewer vnd schlieff | Worein sol ich mich kleiden.

4. Kaufft gute Milch jhr Weiber | schöne Schmaltz gute Buttermilch | Es wolt ein Mägdlein ein Buhen (l. Bulen) han, Birebaum, Birebaum, Birebaum | vnnd solts (S. 6) jn auß der Erden grabn | Biribaum feins Ennelein | Truckt sie mich jetzt also hart | mit jren weisen Händlein zart.

5. Sind dir denn die Hosenbender lenger als die Strümpff | Gittene Canzonet al mio signore | Ach höchster Schatz auff Erden | was hast mit mir im Sinn | das macht mir angst vnd schmertzen.

6. Wie soll mir dann geschehen | wenn ich dich meiden solt, drumb was man sagt ich alls verneyn | recht Lieb zu haben bringt kein Pein | wo beide Hertzen eines seyn.

7. Frisch auff jhr Musicanten | so viel ewer vorhanden | habt jetzt ein guten muth | Ach Schatz ich thu dir klagen | Meins Hertzen trost | hab ich neulich gesehen in jhrem Gärtelein | ich habs gewagt frisch vnverzagt.

8. Es zog ein Schwab ins Niderland | Ora pro nobis | Grüß dich Gott mein Mündlein roth | mein höchster Schatz auff Erden | muß denn die trewe mein | so gar mit falschem Hertzen | von dir belohnet seyn Ich ritt mir auß kurtzweilen | durch einen grünen Wald | Ich wolt gern singen vnd weiß nicht wie | von meinem Buhlen der ist nicht hie | er ist in fremdbe Lande | So muß er vnser Schwager sein.

9. Kaufft guten Schlöpperkäss | Heinz wilt du Christa han | sprach die alte Schwieger | Auwe ja Da da da sprach die Schnur herwider.

10. Kaufft weisen Sand jhr Weiber | was im Ehstand | vns kompt zu hand | den lieben Gott lassen walten | vnser Mutter Bruder Sohn | der hat ein gelbe Pfeiffe.

11. Kaufft Besen jhr Weiber | Venus du vnd dein Kind | Das mag ich wol mit lust | Hindern Ofen vnd vmb vnnd vmb | schöns lieb was hab ich dir gethan | vnd laß mich doch nicht gar verzweiffelt sterben.

12. Ein ander kam mir vor | ich hoffe zwar | du wirst mich gar | ich laß den lieben Gott walten | faß mir ein frischen Muth.

13. Dirlint dint dint guter lind dint dinten | gute Dinten | gute Kreiten guten Streusand | Matz Matz machn Leim warm | Orban gib mir ein Spiegelein | dunck ins Brülein | dunck ins Brülein.

14. Ich hab mein tag kein gut gethan | habs auch noch nicht im Sinn | vnd wo ich einmal gewesen bin | da darff ich nimmer hin, nimmer hin | ey ja hin | Schlotfege, Hoderlumpen, Hoderlumpen.

15. Löll löll | O | O | Löll löll O | O | Ey daß dich all botz Velten | wie ist das Gelt so theur.

16. O florio, wir haben ein newen Bierkrug | O Florio. Kaufft Flöhbesen jhr Weiber. Die Weiber mit den Flöhen | die habn ein steten Krieg. Kaufft schone Hünerserbn jhr Weiber. Aber ein Mas da. Figele fogele fare. Eins mals kam mich gar jehling an hoho Dreyhelbert do.

17. (S. 7.) Hab ich dirs nicht vor gesagt, bleib mir bey der Wiegen, nimb den Fuchsschwantz in die Hand, vnd wehr dem Kind die Mucken | Alle tag alle tag gehts so zu | wenn man soll essen | so setzt man erst zu.

18. Baust dir nit der Näser | Baß Els | vnd bauset dir der Näser nit | so kauff ich dir der Kirbe nicht. Vier pfenwert do.

19. Vnser Knecht der Rubendieb | der hat der Magd auffs Hemmet zwo ho | O | Was gibst, was hast | da da da | Ey daß dich denn botz Velten schend | du hettst mir schier mein D. verbrennt | Ich hab wol dacht es wird so gehn.

20. Kaufft gut Holtz jhr Weiber. Jungfraw jhr habt ein kleine | sie hat kein Hemmet an | vnnd wenn ich nichts zu trincken krieg | geh ich warlich darvon fa la la la la.

VI. Das sechste dille delle heußle bawen.

1. Holla | jhr Bäwrin | Bäwrin | verziecht ein wenig | wie gebt jhr ewer Milch? Ey so hab ich meiner Hauben das Rauhe rauß gekehrt. Vnser Bruder Melcher wolt ein Reuter werden | hatt er keine Stieffel nicht | kunt er kein Reuter werden.

2. Vnd da er solt da wolt er nicht | vnd da er wolt da kunt er nicht | mit einem alten Hafen fa la diri dum dum pfeiffen. Gronlä hol ein Essig | Hense hol ein Bier | holets mit einander Bier | Tragen

wir den Tod ins Wasser | wol ist das. Die Buttermilch sol sauer sein | giest vmb drey Heller Milchram drein.

3. Herr Lorentz | Herr Vincentz | schittel den Kittel das Hemmet get für. Mutter ich bin ein Schleiffer ho ho ho. Last uns den Birckenmeye dapffer vmbher gehn. Newe zeitung | der Schreiber ist von der Banck gefalln | da nam die Mutter die Küchenthür vnd hiengs jhm hinden vnnd forn für | Kätz von der Wurst | ein andermal geh mehr naschen.

4. Nun wie wirds ein Ding werden, werd jhr mir nichts abkauffen | ich geb gute Pfenwert. Welcher das elend bawen wil | der arbeit wenig vnd feyer viel vnnd geh offtmals spatzieren.

5. Behüt Gott Mumelein wie kan der Vetterle so gar wol tantzen. Ich sag euch Danck liebe Nachbarin. So wil ich meinen breiten Degn mit Ziegelmeel aussbutzen. Pfuy Teuffel ....

6. Ich wil zu Land außreiten | du bist zu klein mein Hänselein | Wann ich mein Gelt verspielet hab | sag ich, ich hab nichts gewunnen | hört, hört Ich hör ein Guck Guck singen | dort oben auff jenem Hause. Ein Breutlein wolt nicht gehn zu Beth | nicht weis ob sies hett verredt.

VII. (S. 8.) Der siebende newe Grillenschwarm.

1. ... ist nicht der meister Jäckel drinnen | heist jhn ein wenig herauß zu mir kommen | Nu wolan | die Bauern tragen Stieffel an | mein Vatter ist ein feiner Mann | kompt nur ran | secht wie ichs so wacker kan | eya kan | tret nur wol ran | jetzt fang ich an | Mein Mann der ist ein Lumpenmann | mein voriger Mann der war so gar ein feiner feiner feiner Mann | Hey schlag auff Drummelschläger: Bom bom bom bom bompen widi widi widi widiwompen.

2. Mein ich bitt euch alle in gemein | thut doch ein kleines kleines Jüchzerlein ... Das giri girigey, mein Mann der ist ins Hew | der Sommer der ist kommen | du hast mich nicht | du loser Schelm | genommen | genommen. Füllenfresser, Füllenfresser, Großmaul, Füllenfresser.

3. Ey sommer sant Veltens Futtersack | es war ein grosse Wunge, ja Wunge. Zeuch Fohle zeuch morgen wolln wir Habern dreschen | wolln der Fahle zessen geben, zeuch Fohle zeuch. Hotte her | treib her | lange Loden hat der Bär.

4. Bawer ich glaub du seyst nit klug? O Herr sie seyn mir feyst genug. Sommer botz Edelmanns Blümelein blaw | ich hab kein Gelt im Säckel .... Adam der hatt sieben Söhn vnd achte | raht was sie machten. Botz Trüs .... Danckt der Mutter fleissig

daß sie euch hat lassen her gehn. Mein Leffiken vnd ick | wir fuhren nach Ostende. Guten Morgen | ein glückseligs newes Jar | ein schön jungen Geselln in krausen Haar | Geb euch Gott zwier so viel.

5. Weiter im Text: Herbey jhr Herren vnd jhr Schützen | hie haben wir ein den wolln wir pritzschen. Schusserdieb | Schusserdieb | hast mir meine Schusser gstohln. Es hat ein Bawr sein Fraw verlorn | er kan sie nimmer finden ......

6. Bawer ich glaub du hörst nicht wol | dass dich ankomm die Trüss. Euch auch so viel | euch auch so viel | wir dörffn alle wol glücks. Guck Vatter | das Kind liebäugelt. Solt mirs Mägdlein nicht lieber seyn | denn das rotzige rotzige Bübelein ... O, O, O.

Jetzt iß gar auß.

Aus diesen durcheinander geworfenen brocken wider volständige lieder zusammenzustellen, ist unmöglich. Hin und wider mag man einige fetzen aneinanderreihen, z. b.:

Baur, was habn die Seu golten, (I, 4)
Herr, ohn ein Ort sieben Gulden. (I, 5)
Baur, wenn wirst du Hochzeit halten, (I, 5)
Biss Montag über 14 Tag, wils Gott (I, 4)

u. a., aber ein ganzes wird doch nirgends daraus. Es mag daher genügen nachweisungen hinzuzufügen, wo diese lappen hingehören, soweit ich es habe auffinden können, und einzelne bemerkungen anzuknüpfen.

I, 1. Trinks gar aus, so wird ein voller Bruder daraus.
Uhland, Volkslieder nr. 223.

2. Da schrier die Braut (s. zu III, 9)
Ach we, mir ist durchschossen das junge Herze mein
Gödeke u. Tittmann Liederbuch aus dem 16. Jh. nr. 11, 1.

3. Da stolpert ihm sein apfelgraues Ross.
Gödeke nr. 85, v. 3 („Da strauchelt ihm sein apfelgrau ross“)

3. 4. und habn ein guten Muth.
Gödeke nr. 81, 40. Dieser ausdruck ist aber so algemein, dass er wol kaum einem bestimten liede angehört.

II, 8. Zum fitz und federlein
Zum aller hedele
Mein Mann ist nicht daheim.
Uhland nr. 284 (s. 734). In diesem Fuhrmannsliede („Es wolt ein furman ins Elsass faren“) ist der refrain in allen strophen — Hederle, zum fitz und federle.“ Der refrain

tritt immer vor dem lezten verse ein; in der sechsten strophe heisst es:

mein man der heist der Hederle
zum fitz und federle
mein man ist selten daheime."

Vgl. Des Knaben Wunderhorn (Birlinger und Crecelius) II, s. 132 u. anm.; Grimms WB. s. v. Hederle.

II, 10. Hört zu, lasst euch sogn usw.
Büsching u. v. d. Hagen, Deutsche Volksl. nr. 16 (Simrock nr. 379).

III, 1. Ich bin so lang gestanden, Erfroren möcht' ich sein
Uhland 260 A. str. 7 (und 260 C. str. 3). Knab. WH. II, 204; Simrock nr. 48.

„ Es fuhr, es fuhr usw.
Büsching, wöchentl. Nachr. 2, 250; Hoffm. v. F. Monatsschrift von und für Schlesien s. 545.

„ Die Bauren von St. Pölten usw.
Uhland nr. 248.

2. Er fiel ein Ripp im Leib entzwey darzu ein Loch in Kopf usw.
Ist aus demselben liede wie III, 1. Uhland nr. 260 C. str. 6.
[Ein Mägdlein jung usw.
Uhland nr. 254 A.]

III, 3. Pfuy, pfuy, das mir der Bart gewachsen ist.
Hoffmann, Gesellschaftslieder nr. 55; Gödeke nr. 49.

„ Von deinetwegen bin ich hier.
Nicolai, Almanach 1778, s. 29. Gödeke nr. 57.

„ Der Beltz ist mein, ist nimmer dein,
Sprach die alte Schwieger.
Uhland nr. 276 str. 13.

6. O Nachbar Roland.
In der schrift: „Der Schneider genug- und sattsame Widerlegung auff eine .. Lästerschrift usw. durch Bonifacium Sartorium (a. 1621) steht auf s. 31: damit sie deines spöttischen Singens nicht bedörffen und gleichwol zu singen haben, so will ich selbst ein Gesänglein mit einem Tutzet (d. i. dutzend) Gesetzlein componiren und im Thon O lieber Nachbar Roland usw. hiehero setzen, also lautende: Ein Liedlein wir jetzt singen usw. (Dieses lied ist abgedruckt in O. Schade, Handwerkerlieder s. 65).

7. wol über ein Wisen, die war grüne.
Uhland nr. 115 A (Es giengen zwo gespilen gut Wol über ein Wise, war grüne), Gödeke nr. 86; Kn. Wunderh. 2, s. 201. — Der anfang: es ritt gut Reuterlein schone usw. klingt an an das lied bei Uhland nr. 74 B. Es ritt gut reuter durch das Ried usw.

9. Ich stieg auf einen Birnbaum usw.
Simrock nr. 362 (Verkehrte Welt).

„ Da schrier die Braut O Bass O Bass
Eschenburg, Deutsches Museum 1776, s, 405; Büsching nr. 118.

11. Ich reit einmal zu Braunschweig auss.
Uhland nr. 154.

12. Sein Brexen die stund ihm den klincker den klancker.
Von Hildebrand im D. Wb. s. v. klinkerklunker (4, sp. 1197 angeführt. brexe wird ein schmuck sein, wie bretze. Bei Liliencron, Volksl. I, 274, 10 heisst es von den schwertern: de swerder de gingen den klinker den klank.

IV, 1. Fröhlich zu sein ist mein Manier.
Gödeke nr. 118.

3. Ach, Elsslein, holder Bule mein.
Hoffmann, Gesellsch. L. nr. 16; Uhland nr. 45 und 46; Gödeke nr. 84.

4. Ach Bauer, lass mir die Rösslein stahn.
Uhland nr. 252; Simrock nr. 117.

5. ey, wusta hotta ho!
Diese interjectionen finden sich auch in dem liede: Die Bauern von St. Pölten. Uhland nr. 248. Hotta ist der zuruf an die pferde nach rechts, wusta (wüste) nach links zu gehen. Vgl. Der Schneider Widerlegung (zu III, 6) s. 38: .. weil er beynahe schier inn der Lügen were bestecken blieben und weder wusta her noch hotahin mehr zu reiten oder zu fahren gewust.

6. Es sass ein Eul und span.
Uhland nr. 260 (s. III, 1.)

„ Mein feins Lieb ist von Flandern.
Uhland nr. 49; Gödeke nr. 46.

8. Ich wollt, wer mir mein Glück nicht gönnt usw.
Ditfurth, 100 unedierte lieder des 16. und 17. jahrh. Stuttgart 1876 nr. 42.

9. Lauf mein lieber Liendel.
Liendel muss eine schelte, ein schimpfwort, etwa wie Claus Narr und ähnliche, gewesen sein. In diesen Geschnältzen komt es ausser hier und auf dem titel (Gevatter Liendel) auch noch VII, 4 in einem unflätigen verse vor. In der Schneider Widerlegung wird der gegner, der verfasser der schmähschrift „dieser Schmier-Liendel“ genant. S. 5 u, 27. — [„Der Linnel, a) Leonhard, der „Hammerleute“ patron. b) Hölzerne statue St. Leonhardt, besonders der schwere klotz, der hie und da unter dessen namen durch die wallfahrter um die wette vom boden in die höhe gehoben, oder gar in procession von einem dorfe ins andere getragen und dabei wol auch mitunter in den bach, in die hecke geworfen zu werden pflegte. c) im scherz: männliche profane statue überhaupt. d) figürlich: mensch, der wie eine statue, wie ein klotz, unbehilflich, schwerfällig, träge ist. — lienlen, verb., sich wie ein klotz benehmen, lienlend, einem klotze ähnlich.“ Schmeller, bayer. wörterb. 2. a. bearb. von Frommann. 1, 1481. J. Z.]

12. Nechten war ich truncken.
Uhland nr. 107 str. 7; Simrock nr. 47.

14. Levate präsulem, sanctissimum veneremur.
Uhland nr. 208; Gödeke nr. 169. In beiden liedern fehlt aber das Levate. Heisst dies levate (hebt auf, sc. das glas oder den becher, vgl. Gödeke nr. 134 v. 22. levate sursum pocula) und ist zu interpungieren: Levate, präsulem usw.?

V, 1. Wenn das geschicht in Ehren.
Gödeke nr. 24.

„ Jungfrau, dein schön gestalt.
Hoffmann, Gesellsch. L. nr. 49.

„ Du grünest uns den Winter.
Hoffm., Schles. Volksl. nr. 52; Uhland nr. 151 str. 9 (du grünest winter und die liebe Sommerzeit).

4. Es wolt ein Mägdlein ein Bulen han.
Nicolai, Almanach 1777, s. 102; Hoffm., Schles. Volksl. nr. 99; Simrock nr. 229; Kn. Wunderh. 1, 77 u. 268.

5. Gittene Canzonet al mio signore.
Ein solches italienisiertes intermezzo findet sich auch Gödeke nr. 24: strampede mi, alami presente al nostra signori.

8. Ich ritt mir auss kurzweilen.
Uhland nr. 24.
9. Hainz, wiltu Christa han.
Uhland nr. 276, str. 3; Simrock nr. 236, str. 2. Aus demselben liede ist III, 3. Auwe ja, da da da | in demselben liede bei Uhland nr. 276, str. 2.
10 u. 12. Den lieben Gott walten lassen.
Gödeke nr. 85, str. 6.
11. Venus du und dein Kind.
Hoffm., Gesellsch. L. nr. 32. (Gödeke nr. 12: gegen euch bin ich entzündt, das macht Venus und ihr Kind.)
15 u. 19. Ey dass dich all botz Velten.
Hoffm., Gesellsch. L. nr. 188.
16. Die Weiber mit den Flöhen.
Hoffm., Gesellsch. L. nr. 177; Kn. Wunderh. I, s. 388.
17. Hab' ich dir nicht vor gesagt.
K. Wunderh. II, s. 731 (Anhang s. 64).
18. baust dir nit der Neser (d. i. beutel, tasche, loculus s. Mnd. WB. s. v.)
Ist angeführt in Grimms WB. s. v. bausen (= bauschen, turgere); als quelle wird angegeben: „sieben lächerliche Geschwätz 16/17. jh.“

VI. dille delle.
„Dille, ahmt den ton des gesangs zur schalmeie nach. Dille delle, soviel als diltap, in Franken und Schwaben.“
Grimm, WB. 2, sp. 1150 u. 51.
1. Unser Bruder Melcher usw.
Hoffm., Schles. Volksl. nr. 261.
2. diri diri dum dum.
Vgl. Gödeke nr. 135: Trinkt und singt und springt herum, diri diri diri dum!
3. Birckemeye.
Ist wol druckfehler für: Birkenmeyer. Frisch 1, 652.
„ Da nam die Mutter die Küchenthür.
Hoffm., Schles. Volksl. nr. 261.
„ Kätz von der Wurst.
Über Kätz s. Hildebrand im D. WB. s. v. Kätz.
4. Welcher das Elend bawen wil.
Uhland nr. 302.
6. Ich wil zu Land aussreiten..
Uhland I, nr. 132; Kn. Wunderh. 1, 117.

6. Dort oben auf jenem Hause.
   Vgl. Wunderh. 1, s. 165: Dort oben in dem hohen Haus.

„ Ein Breutlein wolt nicht gehn zu Beth.
   Büsching nr. 118. (S. III, 9.)

VII, 2. Das giri giri gey.
   Gödeke nr. 170 (Der Baur von Eselskirchen, der hat ein feiste Gans das giri, giri, ga ga gans).

„ Mein Mann der ist ins Hew.
   Simrock nr. 237. Uhland nr. 282.

„ Nun ist der Sommer kommen.
   Gödeke nr. 7.

3. Zeuch, Fohle, zeuch.
   Wunderh. 2, s. 656.

4. eine rätselfrage; 7 + 8 = 15; sie machen eine mandel (15).

„ Mein Lefficken und ick.
   Ist bemerkenswert, weil es das einzige lied mit niederdeutschem anklange ist.

Ich benutze diese gelegenheit, um noch einige liederanfänge mitzuteilen, die mir anderswo begegnet sind. In der schmähschrift: Verbessertes vnd gantz new ergangenes ernstliches Mandat.. Hermanni Sartorii, deß vhralten löblichen Schneiderey-Ordens, erwehlten General usw. durch Stilvester Bocksbeutel — weyland gedruckt zu Diebingen bei Seubastian Bögeleisen, in verlegung Sixti Zicken. 19 s. in 4. (Aus dem anfang des 17. jh.). Es muss dies eine beliebte schrift gewesen sein, die, wie aus der Widerlegung (s. oben zu III, 6) hervorgeht, wenigstens drei auflagen erlebt hat. Die Oldenburger bibliothek besizt zwei ausgaben, die erste und wahrscheinlich die dritte, beide ohne jahreszahl. Darin findet sich auf s. 6 der ersten, s. 8 der dritten auflage folgendes stück aus schmähliedern auf die schneider:

(gebieten: sich auch keines andern Gesanges zu gebrauchen, als wie jhre Vorfahren hergebracht, das ist)

me me me Meck, Meister (Meeeeeister in der 3. a.)
habt jhr meine Hosen gebletzt, gebletzt, gebletzt

Oder: Es laufft ein Geiss ein Berg hinauff,
vnnd thet das Arschloch blecken
Der Schneider laufft jr hinden nach
mit Nadeln vnd mit Flecken
Sta, Sta, Hettelein Sta,
ich wil dirs loch verbletzen, ja wol (ver)bletzen

Ferner enthält die Disputatio inauguralis .. jus potandi adumbrans usw. Oenozythopoli 1616. 4 auf s. 11 folgende liederanfänge:

(Hunc finem cum assecuti sint hospites, mirificas res tractare incipiunt et omnia tumultuarie, ibi clamoribus et jubilationibus perstrepunt omnia. Nec desunt modulationes vocum quibus tota domus personat, cujusmodi sunt:)

Ich fuhr mich vbern Rhein usw.
Günstiger Herr vnd guter Freund usw.
Nachtbar Gott gebe euch ein guten Dack, Röslein usw.
Bonum vinum post Martinum usw.
Wir haben ein Schiff mit Wein geladen usw.
He seth den Barkenmeyer wol an seine Mundt usw.
Der tolle Hudt usw.
Ein Hirsch sprang auss dem usw.
Es fuhr, es fuhr, es fuhr ein Bawr ins Holtz.
Alde, Alde mit seinem Rösslein usw.
Der Keutzel wol auff den Zaune usw.
Was wollen wir singen usw.
Hänselein mein Brüderlein usw. usw.

Sodann steht noch in Opizii Jocoserii Dissertatio de eo quod justum est circa — pulices. Amsterodami 1743, 4 auf s. 34:

(et certat cum crudelitate nequicia; per jocum enim agonizantibus (pulicibus) accinere solent:)

Ey hab ich dann keine Rast noch Ruh
ich druck dir dann die Augen zu.
Debald, du must sterben.

Defension Schrifft
vnd Ehren Tittel der Kipper vnd Wipper | welche also jetziger zeit gar veracht vnd vnder die Banck gestossen werden |

Durch einen jhren sonderen gutten Freund vnd Günner | in ein Lied gebracht | vnd jedermenniglich zur nachrichtung in druck gegeben.

Gedruckt im Jahr als so viel Wechßler vnd Kipper wahren.

Kippe de Wipp du loser Dieb | hast dein Kippers Gelt geliebt | Hastu Kisten vnd Kästen voll | ey das dich baldt der Deuber holl | Kippe de Wip du loser Dieb | hast dein Diebisch Gelt so lieb.

Kippe de Wipp du Galgenstrick | hast du noch nicht außgewipt | hast verkipt dein Leib vnd Seel | must mit dem Teuffel in die Höll | Kippe de Wipp du Galgenstrick, hastu noch nicht außgewipt.

Hör Kippe de Wipp du loser kundt | prangst also mit deim Kippersfundt | du meinst habest glück vber glück | vnd kompst dem Teuffel in sein strick | hör Kippe de Wippe, du loser kundt usw.

Der Kippe de Wipp hat gewiß vermeint | der Teuffel sey sein bester Freund | weil er jhm hat gestelt fürwahr | Kupfferne Berg für Silber dar | hör Kippe de Wipp hast gewiß gemeint | der T. sei dein best. Fr.

Der Kippe de Wipp hat gemeint ohne zweiffel | es sey in der Höll kein Teuffel | sondern es heiß nur Kipp vnd Schacher | jetzund macht dich der Teuffel wacker | hör Kippe hast gemeint usw.

Der Kippe de Wipp ein Mörder ist | weil er mit seiner Kipperlist | die armen Weisen hat bestohlen | darumb bleibt er ein Dieb vnverholen | Der Kipper de Wipp ein Mörder ist | vnd bleibt ein Dieb zu aller frist.

Hör Kipper de Wipp ich muß dir eben | jetzund dein rechten Tittel geben | ein arger Ertzdieb du auch bist | weil du der Armen Brodt auffrist | hör Kippe de Wipp merck mich gar eben | der Teuffel wird dir dein Lohn darfür geben.

Der Kippe de Wipp geht jetzt daher | als wann er aller Pfinnig wer | er ticht und trachtet Tag vnd Nacht | was er weiter anfang vnd macht | Der Kippe de Wipp geht jetzt daher | als wann ein Dieb beim Galgen wer.

Der Kipper de Wipp wann er geht dar | für Ehrliche Leut wird schamrott gar | weil auff der Gassen die kleinen Kind | seiner Schelmenstück seind worden feind | der Kipper de Wipp wann er geht dar | hat jhn der Teuffel bey dem har.

Hör Kippe Wipp | Friß | Sauff vnd Spiel | baw grosse Heuser wie du wilt | dann dortten wird gar nichts mehr darauß | der Teuffel macht dir dein gar auß | hör Kippe de Wipp | Friß | Sauff vnd Spiel | du hast Kipt nach deß Teuffels will.

Den Kippe de Wipp thut klagen an | auch ja der Arme Bettlers Mann | weil er die Silberne Pfennig genommen | vnd lassen darfür Kupffer kommen | den Kippe de Wipp thun klagen an | viel armer Leut wol auff dem plan.

Vnd schelten jhn ein argen Dieb | weil er sie hat so hoch betrübt | mit seim Schelmenstück gefangen an | das manch ehrlich Mann muss bettlen gahn | hör Kippe de Wipp das lob voran | bekompst du von dem Armen Mann.

Vnd auch noch grösser lob voran | bekompst du von dem Handwercks Mann | der nent dich ein Dieb ausserkohrn | vnd wünscht das dich der Teuffel sol hollen | hör Kippe de Wipp groß lob voran | bekompstu hier von jederman.

Kippe de Wipp | Witwen vnd Weisen jetzund | die scheltten dich von hertzen grund | vnd heissen dich ein Ehrendieb | weil du jhn stilst was jhnen ist lieb | hör Kippe Wipp diß Lob zugegen | das thut dir Witwen vnd Weisen geben.

Hör Kippe de Wipp ja jederman | der wünscht dir dieses auff dem plan | weil du betrogen die gantze Welt | mit deinem schlimmen Kupffern Gelt | hör Kippe de Wipp | ja jederman | der wünscht dir dieses auff dem plan.

Hör Kippe de Wipp | wann du nicht thust | in deim hertzen rechtschaffne Buß | so wünscht man dir das Höllisch Fewr | weil du mit deim Gelt die Welt gemacht jrr | hör Kippe de Wipp wann du nicht thust | in dem hertzen rechtschaffne Buß.

Vnd vom Kippen nicht wilt abstahn | so gibt dir der Teuffel den lohn | vnd thust alle Warnung gantz verachten | wilt dein Seligkeit nicht betrachten | hör Kippe de Wipp wilt nicht abstahn | von deim Kippen vnd Wippen lahn.

Darumb Kippe de Wipp hab kein verdruß | das Lied vermahnet dich zur Buß | das du wollest von Sünden lahn | deins Kippens und Wippens müßig stahn | hör Kippe de Wipp hab kein verdruß | das Lied ermahnet dich zur Buß.

O Kippe de Wipp stehe ab von Sünden | sonst wirst du Gottes straff entpfinden | Dann er ist ein gerechter Gott | der Böses nicht ohn gestraffet lat | darumb Kippe de Wipp stehe ab von Sünden | hiermit will ich diß Lied thun enden.

Vnd dir das schencken zu guter nacht | biß das es ein anderer besser macht | bitt wolst hierüber gar nicht zörnen | vnd eins mit freuden mit mir hörnen | hör Kippe de Wipp zu guter nacht | schenck ich dir das Lied | es wohl betracht.

ENDE.

Auf der landesbibliothek zu Oldenburg, in einem sammelbande, Ludicra betitelt.

Dieses lied fehlt in den samlungen der lieder des dreissigjährigen krieges von Weller, Opel und Freiherrn von Ditfurth und ist auch in Wellers bibliographie nicht aufgeführt.

OLDENBURG. A. LÜBBEN.

ZU WALTHERS VOKALSPIEL.

Darüber ist man jezt wol einig, dass in v. 29 des Waltherschen Vokalspiels für das von Lachmann aus der handschrift A in den text genommene *ein sû* mit C *Êsaû* zu lesen sei, aber über die erklärung dieses und des folgenden verses gehen die ansichten weit auseinander. R. Bechstein hat die lezteren in seinem Germ. 15, s. 434 fgg. veröffentlichten aufsatze zusammengestelt und einer kritischen besprechung unterzogen.

Ich stimme mit meinem verehrten lehrer darin überein, dass man mit hilfe der von Wilmanns in seiner ausgabe s. 237 anm. beigebrachten stelle (Iw. 2813 fgg.) v. 29 unseres liedes übersetzen könne: „ich bin verphilistert, verbauert wie Esau,“ ich bin damit völlig einverstanden, dass nach dieser mir allein möglich scheinenden auffassung des 29. verses im folgenden nicht *har* gelesen werden dürfe: aber mit der conjectur *hût* für *har* scheint Bechstein seinerseits mir das richtige nicht getroffen zu haben.

„Der dichter will sagen, dass er, der ehemals ein glatter Jakob gewesen, zu einem rauhen Esau geworden sei“ (Bechstein a. a. o. s. 445). Gewiss will er das! Aber wenn er dies mit den worten ausgesprochen hätte: *mîn sleht hût ist mir worden rû*, so dürfte er der credulitas seiner zeitgenossen doch wol ein wenig zu viel zugetraut haben. Der vergleich mit Esau würde allerdings volkommen stimmen; der älteste sohn des Isaak war ja, wie sich aus der bekleidung von hals und händen Jakobs mit fellen von böcklein und aus Gen. 25, 25 (der erste, der herauskam, war rötlich, ganz rauh, wie ein fell) ergibt, am ganzen leibe behaart. Allein so ein Esau wird man doch in unserm klima nicht während eines winters, mag derselbe noch so lang, noch so unfreundlich sein. Wenn Bechstein, wol infolge einer ähnlichen erwägung, nun aber meint, der dichter wolle mit den worten: *mîn sleht hût ist mir worden rû* nur sagen, er habe sich während des winters einen bart stehen lassen, so scheint mir das eher ein witz als eine erklärung zu sein. In dem falle könte man freund Walther mit recht entgegenhalten, dass nicht der verruchte winter, sondern eigene nachlässigkeit die ähnlichkeit mit dem erstgebornen Isaaks erzeugt habe.

Bechstein ist von dieser seiner erklärung auch selbst nicht sehr erbaut; er meint, eine so recht charakteristische wintersorge wäre damit nicht ausgedrückt, dass der arme gefangene dichter bärtig geworden sei und sich so nicht in guter geselschaft habe sehen lassen können (a. a. o. s. 447). Daher nimt der urheber der conjectur *hût* zu

einer andern erklärung seine zuflucht; er gibt den sinn der beiden verse, mit denen wir es hier zu tun haben, so wider: „ich bin zu einem Esau geworden. Meine glatte haut ist mir rauh geworden wie dem Esau; er war rauh an hand und wange, ich bin es auch, ich habe infolge der kälte aufgesprungene haut bekommen“ (a. a. o. s. 447).

Das ist überraschend kühn. Mir wenigstens scheint es absurd zu denken, dass ein mensch mit aufgesprungenen händen und wangen sich mit Esau verglichen hätte. Da hätten doch wol andere vergleiche viel näher gelegen, vorausgesezt, dass man unter dem druck solcher leiden, die zum glück bei uns zu lande ein winter selten in dieser volständigkeit zur folge hat, noch an vergleiche und dichten denkt. Überdies muss Bechstein, um seine erklärung aufrecht erhalten zu können, annehmen, dass die lesart *verlegen* v. 29 unsicher sei, was er wenigstens (a. a. o. s. 446) nicht bewiesen hat.

Mag daher *har* und *hût* in der schrift des 12./13. jahrhunderts auch noch so ähnlich sein (vgl. Bechstein a. a. o. s. 445), ich glaube, wir dürfen Bechsteins haut getrost zu grabe tragen.

Vielleicht gelingt es mir, im folgenden etwas besseres zu bieten. Es wird nötig sein, das ganze lied in betracht zu ziehen.

Man hat sich bemüht, unserm gedichte eine überschrift zu geben. Wenn ich von den bezeichnungen vokalspiel und reimspiel, welche lediglich der form des liedes ihre entstehung verdanken, absehe, so findet sich, vom inhalte hergenommen, bei Pfeiffer die überschrift wintersüberdruss, bei Wilmanns winterklage. Man könte auch noch wintersorgen oder sommersehnsucht vorschlagen, aber keine dieser überschriften würde begreiflicher weise den inhalt unseres gedichtes genau angeben.

Das lied *Diu welt was gelf, rôt unde blâ* ist, wie jeder einsieht, im winter verfasst. Der dichter sagt: „waldesgrün und vogelsang sind verschwunden (v. 1—7), blumen und klee sind nicht mehr da (v. 8—11), die lust des schapelbrechens ist vorbei (v. 12—14); drei wintersorgen quälen mich, nur der sommer kann mich von ihnen befreien (v. 15—21); ich verzehrte lieber den krebs roh, ehe ich lange so fortlebte; sommer, komm wider mit deinen herzerquickenden freuden, die der winter vernichtet hat (v. 22—28); ich bin verbauert wie Esau; um jeden preis möchte ich von der fessel des leidigen winters frei sein“ (v. 29—35).

Mitten im liede stehen die worte: *der wintersorge hân ich drî.* Dieser vers hat mancherlei kopfzerbrechen und viele, wie mir scheint, falsche erklärungen hervorgerufen. Die umschreibung Pfeiffers und die erklärung von Wilmanns sind von Bechstein (a. a. o. s. 436 fgg.) mit

grund zurückgewiesen worden. Der dichter will weiter nichts sagen als: „ich habe drei wintersorgen.“ Es ist selbstverständlich, dass Walther uns dieselben in seinem liede mitgeteilt haben muss. Aber wo? Bechstein sucht sie in den beiden lezten strophen. Hören wir seine eigenen worte. „In den beiden lezten strophen sind die drei wintersorgen nicht besonders aufgeführt, wol aber angedeutet. Zuerst ist von der kost die rede. Im winter gibt es wenig und nichts gutes zu essen, darum *den krebz wolt ich ê ezzen rô*“ (a. a. o. s. 447). Ich denke, wir können hier abbrechen. Wer so etwas aus den worten

Ê danne ich lange lebt alsô,
den krebz wolt ich ê ezzen rô

herausinterpretiert, wird sicher in der auffindung der andern wintersorgen nicht glücklicher sein. Dass Bechstein das nicht war, wird jeder finden, der die auseinandersetzung Germ. 15, s. 447 mit aufmerksamkeit und urteil liest.

Mir scheint der dichter seine wintersorgen gleich in den ersten strophen ganz klar ausgesprochen zu haben: für vogelsang im waldesgrün hat er das geschrei der nebelkrähe eingetauscht (v. 1 — 7), blumen und klee auf dem hügel am see sind nicht mehr (v. 8 — 11), die freude des schapelbrechens ist zu ende (v. 12 — 14). Ich finde, deutlicher als durch diese drei stücke, die Walther schmerzlich vermisst und welche man im anschluss an einen ausdruck des 11. verses ohrenschmaus, augenweide und minnelust nennen könte, können die drei wintersorgen nicht angegeben sein. Somit fält für mich die nötigung weg, im 30. verse einen gedanken zu suchen, welcher auf aufgesprungene hände und wangen führt. Ja, wenn wirklich etwas dort stünde, das eine derartige erklärung nahe legte, etwa Bechsteins *hût,* so würde ich kein bedenken tragen, den vers für verderbt zu halten. Denn der dichter spricht, wie überall in den liedern, in denen er seinem winterüberdruss worte leiht, in unserm ganzen gedicht nur von den sorgen, welche sein herz infolge des bösen winters quälen. So müssen wir auch in v. 30 einen gedanken haben, welcher wie das ganze gedicht sich auf den gemütszustand des dichters bezieht. Ich möchte daher vorschlagen für *har* zu lesen *daz* (*mîn sleht daz ist mir worden rû*), so dass der sinn dieser wäre: „ich bin verphilistert wie Esau; was glatt an mir war, das ist rauh geworden.“ Dass aber die worte *sleht* und *rû* in dieser übertragenen bedeutung gebraucht wurden, wie ja noch heutzutage, dafür liefert uns der vorlezte vers [1] des vokalspiels, in welchem Ulrich von Singenberg das lied Walthers parodierte, den besten beweis.

1) *mîn sleht ist allez worden rû.*

Bechstein sagt (a. a. o. s. 436) ganz richtig, dass uns diese parodien in einzelnen fällen eine stütze gewähren für die wahl und die erklärung des Waltherschen textes. Für unsern zweck genügt es, Ulrichs gedicht in dieser hinsicht allein in betracht zu ziehen.

Wenn wir das lied *Sol ich mich rihten nach dem â* genau durchlesen, so finden wir anklänge an Walther freilich überall, aber an einigen stellen treten dieselben mehr hervor, an andern weniger. Das merkwürdigste ist aber, dass uns immer ein vers einer jeden strophe der parodie ganz besonders an eine zeile der entsprechenden strophe des vorbildes erinnert.

Vgl.	parodie	v. 4	mit	Walthers	vokalspiel	v. 4
"	"	" 9	"	"	"	" 9
"	"	" 18	"	"	"	" 17
"	"	" 24	"	"	"	" 27
"	"	" 34[1]	"	"	"	" 30.[2]

Hiernach dürfte der vers *mîn sleht ist allez worden rû* nicht ganz ungeeignet sein unsere vermutung, zu der wir schon auf anderem wege gelangt sind, zu bestätigen.

LÜBECK, IM JUNI 1882. HEINRICH GISKE.

MUSPILLI.

Wenn man einen blick wirft in die verschiedenen lesungen des Muspilli, die ja bequem zusammengestelt sich in Müllenhoff-Scherers denkmälern sowie in Vetters ausgabe vorfinden, wenn man beispielsweise Schmellers erste und zweite lesung, mit beiden wider Massmanns und Haupts angaben, und endlich gar Docens erste lesung mit ihren vielfachen bleistift- und tinte-correcturen, vergleicht, so kann man sich in anbetracht der wesentlichen abweichungen bei den einzelnen eines gefühls peinlicher unsicherheit nicht enthalten, und man fragt sich oft: wo hört die lesung auf und wo fängt die conjectur an? Es ist ja eine grosse gefahr beim lesen alter handschriften, die jeder kennen wird, der verderbte codices gebraucht hat, entweder blos dem auge zu trauen und mechanisch die schimmer nachzuahmen, die aus dem dunkel des reagenzgeschwärzten pergaments noch hervortreten, oder verstand und phantasie ergänzend wirken zu lassen und sich zu

1) *mîn sleht ist allez worden rû.*

2) *mîn sleht daz ist mir worden rû* nach unserer herstellung.

freuen, wenn man etwa die markanten züge eines l, h, g u. a. da glaubt hervortreten zu sehn, wo man sie erwartet hatte. Der ersten gefahr ist Docen bei lesung unsers denkmals unterlegen; der zweiten scheint Schmeller nicht entgangen zu sein. Eine handschrift kann nur der richtig lesen, welcher weiss, was dagestanden haben muss, sagt Lachmann richtig. Aber diese regel dürfte für Muspilli schwer zu gebrauchen sein, da hier jene bedingung unerfülbar ist. So habe ich es denn unternommen, trotz des fleisses meiner vorgänger und obgleich eine handschrift mit der zeit bekantlich immer schlechter, nicht besser wird, das original von neuem zu vergleichen. Zunächst wolte ich für meine zwecke genau feststellen, was wirklich noch erkenbar ist, für wieviele buchstaben die lücken ungefähr reichen möchten und welches die einrichtung des bandes war. Es kostete vielfach entsagung, da nichts lesen zu können, wo meine vorgänger noch lesen konten oder zu lesen glaubten, aber ich wolte vor allem eine sichere grundlage von tatsächlichem, und auf grund dieses vorberichts wird man es vielleicht nicht unnütz finden, wenn ich den folgenden neuen textabdruck hier gebe:

S. 61ᵃ ſintac pi. queme. dazer touuanſcal
uuantaſar. ſoſihdiu ſela inden ſind
arheuit. enti ſidenlihhamun likkan
lazzit. ſquimit. einheri. fona himil
zungalon. daz. andar. fona pehhe
dar pagant. siu umpi. sorgen
mac diu. ſela unzi diu suonaar
get. zauue deremO heri e ſi gi ha
lot uerde, uuanta. ipu ſia daz sata
nazſeſ /////iſindi. kuuinnit. daz leitit ſia
ſar dar iru. leid uuir dit in fuir enti : : :
finſtri. daz. ii ſtretuirinlih ding.
upi. ſia hauar kihalontdie die dar
fona himile quemant. enti ſi dero
engilo eigan. uuirdit. die pringent ſ |
ſar. ufin. himilorihi. dariiſt lip anotod
lihot ano. finſti. ſelida ano ſorgun. a : :
neoman ſiuh, denne derman in par : :

S. 61ᵃ z. 7 suona*a*r gleicht einem u, ist aber die bekante zweite form des a. 8 derem*O* ist auf einen andern buchstaben aufgeschrieben. 9 ſ*ata* verwischt. 12 Am schlusse drei ausgewischte buchstaben. 15 di*e* pring*e*nt undeutlich. 16 Das lezte d scheint mir noch deutlich. 17 Am schlusse raum für höchstens zwei buchstaben.

ſu. puki. uuinnit. hus inhimile. dar
quimit. imohilfa. kinuok. pi diu::
mihhil. alero. mano uuelihemo.
S. 119[b] daz in. eſ ſinmuot. kiſpane
dazer koteſ. uuillun. kernotuo.
enti. hellafuir. harto. uuiſe,
pehheſ. pinadar piutit. der ſatanaz,
altiſt. heizzan. lauc. ſomachuckan:,
S. 120[a] ACCIPE SUMME PUER
PARUŪ HLUDOUUICE LIBELLŪ (1 z. leer)
QUEM TIBI DEUOTUS
OPTULIT EN FAMULUS (1 z. leer)
SCILICET INDIGNUS IUUA
UENSIS PASTOR OUILIS. (1 z. leer)
DICTUS ADALRAMMUS
SERUULUS IPSE TUUS.
zadiu. ſorgen drato der. ſih. suntigan
uueiz, uue demo. in uinſtriſcal ſino,
uirinaſtuen; prinnan. in phhe daziſt
rehto. paluuic dink, daz der man
haret zegote enti imo. hilfa niquimit
S. 120[b] uuanit ſih. kinadadiu uuenac ſela
niiſt in kihuctinhimi. liſkin gote
uuanta. hiar. in uueroltiafter niuuer
kota, ʒodenne. der mahti go khuninc
daz mhal. kipannit. dara. ſcal quemanchun
no kilihaz. denne. ni kitar parnonohhein
den pan furi ſizzan. nialero manno uelih
ze demo mhale. ſculi. Dar ſcal. er uuorademo rihc
cheaz. rahhu. ſtantan. pidazer inuuerolti ///////
kiuer kothap&a, Daz hor tih. rahhon. dia uue
roltreht uuiſon. daz. ſculider. anti chriſtomit
eliaſe pagan der uuarchist. kiuuafanit. den ne
uurdit. uuntar. in uuhc. arhapan. khen. funſi |

S. 61[a], 19 *dar* meine ich noch zu erkennen. 20 Den schluss kann ich nicht anders lesen. S. 120[a], 12 Den schluss kann ich nicht anders lesen. 16 haret (nicht har&); t ist nicht an e herangerückt. 120[b], 8 m*a*h*a*lo der lezte strich des a fält mit dem schaftstrich des h zusammen, so dass entweder eine verschreibung vorliegt, oder, was weniger wahrscheinlich, a später eingeschoben ist; ebenso z. 10 in kot*ah*ap&a, 11 christ*o* matt. 13 Aus uuhc. ist uuic. gemacht, indem der zweite zug des h von oben nach unten durchstrichen.

ſo kreftic diu koſa. iſt. ſomihhil. heliaſ. ſtritit
piden. heuigon lip. uuili den. reht. kernon. daz
daz rihhi kiſtar. kan: pidiu ſcal imo hel fan der
himileſ. kiuualtit. der anti chriſto. ſtet pide
mo altfiante. ſtet pidemo. ſatanaſe. der inan
uar ſenkan cal. pidiu. ſcaler inderuuc
///////eti uunt piuallaenti indomoſinde. ſiga
loſ uuerdan; Doh uuanit. deſ uula gotman
no. daz hliaſ indemo uuige. aruuaſeni:
S. 121ᵃ : : : : z hliaſeſ pluot inerda kitriuſit
: o in prinnandieperga poum nikiſtentit.
: ni heinerdu. aha ar truknnetmuor uar
ſuuilhit ſih ſuilizot. lougiu. der himil
mano. uallit. prinnitmit tilagart.
ſten ni kiſten titeikin erdu; uerit. denne
ſtuatago inlant. uerit mit diu uuir uur
ho uuiſon; Dar nimac den nema kandremo
helfan. uora demomuſpille. denne. daz
preita uuaſal allaz uar prinnit. enti uugr
enti luftizallaz arfurpit. uuari iſt. denne
diu marha dar mandar heo. mit ſinen ma
gon pi ehc; Diu marha iſt farprunnan.:
ſela ſt&pidungan niuiz mit uuiu puaze
ſaieurit. ſi zauuze; pidiu iſt demanne ſo
guot denner. ze demo mahale quimit daz
er rahono ueliha reto arteile; Dene ni darf
er ſor gen. dene er ze der uſuonu quim/////
/////t. ni ueiz der uuenago man uuielihan uan
til er hab&. denner mit den miaton mar
it dz reta; Dazder. tiuual. darpi kitar : : : ſt : : |
: r hap & in ruouu rahono. ueliha. daz der man/////ent: ſi
: pileſ kifrumita daz. eriz. allaz kiſaget denne. er
ze ſuonuquimit; Ni ſcolta. ſid man nohhein miatu :,
S. 121ᵇ : : : : . er d : : : : : : : m : : : dzer : : : : :
: : : daz. ſen : : . manno nohhein miatun intfaan. So : : :
miliſc. horn kilutit uir dit enti ſih der ſuanari in

S. 120ᵇ, 14 ko/a. gleicht einem r 16 Doppelpunkt hinter kan 20 *uu*nt undeutlich. 22 Die vier lezten buchstaben möchte ich als *rtit* nicht vertreten.

S. 121ᵃ, 17 dar*f* spur davon noch deutlich 18 *qui*m ist mir nicht sicher, ebenso 19. 20 *uant*il S. 121ᵇ, 1 Nur bei den angegebenen buchstaben habe ich keinen zweifel gehegt; die übrigen sind zu sehr durch den schnitt beschädigt.

ſind arheuit; der dar ſuonnan ſcal toten. enti lepenten.
Denne heuit ſih mit imo heriomeiſta daz iſt allaz ſo pald
daz imo nio man kipgan nimak. Denne uerit er : ede |
mahalſteti deru dar kimarchot iſt. dar uuirdit diu.
: : a dia man dar hio ſageta; Denne uurant engilauperd:
marha uuechant deota. uuiſſant zedinge. denne ſc: |
manogilih //////ona deru moltu arſtenloſſan. ſih arderu le:
uazzon. ſcal imo hauar ſin lip pique man daz er ſin reto
allaz kirahhon muozzi enti imo after ſinen tatin ar: :
: : : erde; Denne der giſizzit der dar ſuonnan ſcal.
enti arteillan ſcal. toten enti quek khen; Denne ſtet
dar umpi engilomenigi guotero gomono gari iſt ſomih
: : : dara quimit. zederu rihtungu ſo uilo dia dara: : |
⁝ ſ: : aſtent. ſo dar manno nohhein uit pimidan ni mak
: : : : al. denne. hant. ſprehhan. houpit ſagen allero: :
: : uelih unziin den luzigun uiger. uaz er untar
: : : : : mannun mordeſ kiſūmita; Dar niiſ heo so liſti:h
man. der dar hi ouuiht. arliugan; megi; daz erkita: |
: : : gi; tato dehheiṅa niz al fora demo kůnin: :
: : : : : : uuerde uzzan er iz mit alamůſanu furi.
: : : : . enti mit faſtun dio uurina ki puazti; Denne: |
. . . . t. der gipůzzit. ap&. Denner zedera: : :
: : : : : uurdit denne furi kitragan daz frono chr: |
: : dar der heligo chriſt. ana arhangan uuard
. . . . dio maſun. dio er in deru men: : : :
: : : : dio er duruh deſſe mancunneſ minna.

S. 121ᵇ, 16 *dara* zweifelhaft. uil*o* der zweite strich des o ist doppelt, so dass es einem griechischen ω oder der bekanten nebenform des ᴍ gleicht. 17 u*it* es ist h eingeschrieben, so dass der schaft desselben mit dem i, der zweite teil mit dem t verschmilzt 19 unz*a*n?

Die äussere einrichtung der handschrift gestattet noch manche schlüsse, die, soweit mir bekant, in dieser form noch nicht gezogen sind. Als Cimelium 21, IX sind in München die stücke ausgelegt, welche das Muspilli enthalten. Natürlich sind die lagen nicht geschieden. Es gehört zum Cimelium 1) bl. 61—67, also ein quaternio, denn blatt 61 ist doppelt gezählt; 2) bl. 116—121, also eine lage von drei doppelblättern, der schluss des ganzen codex. Die dazwischenliegenden blätter 68—115, d. h. sechs quaternionen, finden sich im Cl. 14098. Haben wir also in den beiden lagen des Cimelium den anfang und den schluss des Augustinuscodex vor uns, so ist Schmel-

lers schluss sicher, dass nämlich auf den deckeln des codex der anfang und schluss des deutschen stückes standen, da ja auch die übrigen teile des lezteren auf den leeren blättern vom anfang bis zum schlusse des codex in continuierlichem zusammenhange stehn. Dazu komt noch eine erwägung. Der Sermo ſcī Avgvstini. (das lezte i ist durch das vorhergehende N gezogen) De ſymbolo contra Ivdaeoſ., wie der titel des buches lautet, ist auf s. $61^{1.b}$ $61^{2.a}$ $61^{2.b}$ 62^{a} 62^{b} usf. bis s. 119^{b} z. 10 in je vierzehn zeilen auf der seite geschrieben; es sind also für das deutsche stück leer geblieben s. $61^{1.a}$ (21 z.), der rest von s. 119^{b} (5 z.), der rest der die widmung in angegebener weise tragenden s. 120^{a} (5 z.), s. 120^{b} (22 z.), 121^{a} (24 z.), 121^{b} (28 z.). Wir sehen also von vorn nach hinten ein zunehmen der zeilenzahl auf den seiten des deutschen stücks, wie auch der schreiber almählich immer mehr worte auf die zeile presst. Daraus ist zu schliessen: 1) dass er hoffte, für den rest des ganzen stückes noch genügenden raum auf dem hinterdeckel des buchs zu finden; 2) dass der fehlende anfang des stückes keinenfals in mehr als 21 zeilen geschrieben war und keinenfals mehr enthielt, als auf s. $61^{1.a}$ steht; doch auch nicht viel weniger; jedenfals ist Feussners ergänzung desselben wissenschaftlich wertlos; 3) dass der fehlende schluss wahrscheinlich in mehr zeilen geschrieben und länger war, als der inhalt von s. 121^{b}. Über den inhalt des verlornen anfanges und schlusses lassen sich nur mutmassungen geben. Jedenfals ist sicher, dass Muspilli nicht ein bruchstück eines grossen epischen gedichtes ist, sondern dass vielmehr der inhalt des uns erhaltnen stückes, die lehre von den lezten dingen, sich mit dem des ganzen der hauptsache nach deckt. Derartige episodenhafte darstellungen, die aus dem gebiete der evangelischen geschichte oder der christlichen lehre gegriffen waren, finden sich auch sonst, wie wir ja auch bei der samariterin keinen grund haben zu der annahme, es sei ein teil eines grösseren biblischen epos. Besonders aber scheint die lehre vom jüngsten gericht beliebt gewesen zu sein, als inhalt solcher kürzeren darstellungen. Ich erinnere an Beda de die iudicii, und auch Otfrids darstellung vom jüngsten gericht bildete ursprünglich ein ganzes für sich, wie ich gezeigt habe (Otfrid, einl. s. 262 fg.). Aber sollen wir die uns überlieferte fassung des gedichts als der hauptsache nach ursprünglich ansehn? Sehen wir zu, welche hilfsmittel uns dafür zu gebote stehn. Die theologische, ev. mythologische untersuchung ergibt in bezug auf die äussere gestaltung des gedichts nicht erhebliche resultate. Zwar ist es der untersuchung Zarnckes gelungen, die charakteristischen züge als in der christlichen sage begründet darzulegen, aber ein ähnliches eschatologisches werk als quelle für unser gedicht ist bisher

nicht gefunden, in welchem etwa der gedankengang des Muspilli sich wider vorfände und seine erklärung erhielte, und aus dem anfang und schluss ergänzt werden könten. Aber vielleicht ist eine solche quelle gar nicht vorhanden gewesen, und der dichter schaltete in freierer, genialer weise über den ihm vom christlichen mythus suppeditierten stoff? Dann träte die ästhetische kritik dem gedicht gegenüber in ihr recht, von welcher sogleich die rede sein soll. Sicher ist jedenfals, wie auch Zarncke und Vetter einräumen, dass gewisse punkte übrig bleiben, in denen sich die ideen unsres gedichts nicht mehr mit älteren quellen belegen lassen. Aber die könten zutat des dichters sein. Die theologische untersuchung wird also für constituierung des textes von geringem werte sein. Wichtiger wird die metrische betrachtung sein. Zwar wird ein bestimtes muster des allitterierenden verses nicht a priori als zu grunde liegend angenommen werden dürfen, denn ob ein solches existiert hat, wissen wir nicht, können es nicht einmal für die sprachen des eigentlichen Deutschlands, geschweige denn für sämtliche germanische sprachen nachweisen. Es scheint ja, besonders was die hinzufügung von senkungen und die stellung der stäbe betrift, grosse verschiedenheit in den einzelnen dialekten und denkmälern bestanden zu haben. Der vers des Muspilli muss eben seine regeln aus sich selber hergeben. Aus diesem grunde habe ich mich mit einer anzahl von Müllenhoffs änderungen nicht befreunden können, aber noch weniger mit vielen von Vetter auf grund seiner neuen theorie empfohlenen emendationen. Zuzugeben ist freilich, wie gleich gezeigt werden wird, dass die uns überlieferte gestalt des Muspilli etwa um ein menschenalter später niedergeschrieben, als entstanden ist; allein da wir nicht mit sicherheit die ältere form des allitterierenden verses feststellen können, wird uns diese erwägung nutzbringend nicht sein können. Wo sich freilich eine änderung noch zugleich aus einem anderen gesichtspunkte empfiehlt, werden wir dieselbe unbedenklich annehmen können, besonders, wenn die erklärung der entstehungsweise des überlieferten textes keine schwierigkeit macht. Dies ist z. b. die von Bartsch und Müllenhoff für verschiedne stellen empfohlene weglassung des artikels, da diese zugleich der sprache des ausgehenden achten jahrhunderts mehr entspricht; sowie die weglassung einzelner flickwörter, deren vorhandensein im ursprünglichen texte aus ästhetischen gründen nicht wahrscheinlich ist. Was auf diesem wege im verse geändert wird, gibt uns dann einen wink für die ältere gestaltung desselben. Fehlen der allitteration wird uns eine lücke in der überlieferung, ev. spätere zutat erkennen lassen. Wenn zugleich der endreim hinzutritt, so wird dadurch die spätere hinzufügung wahrscheinlich werden. Was

die annahme von strophen in dem stücke angeht, so wird dieselbe keinen grösseren wert beanspruchen können, als höchstens den einer geistreichen hypothese. Wer sagt uns, dass die strophische einteilung der allitterierenden dichtung eigentümlich war? Der Heliand spricht sogar dagegen. Und angenommen, es würde mit sicherheit ein strophisch gegliedertes allitterierendes gedicht nachgewiesen, wer beweist es, dass auch Muspilli ein solches ist? Solche behauptungen müssen durch innere gründe erwiesen werden, analogien reichen nicht aus. Und was W. Müller für seinen versuch einer strophischen gliederung anführt, dass nämlich nach je vier versen zugleich eine pause im sinne eintritt, ist, ganz abgesehen von der durch ihn zur hilfe genommenen ansetzung von lücken, kein beweis. Warum nimt er nicht zweizeilige strophen an nach art der Samariterin? warum nicht achtzeilige? diese sind ebenso gut durchzuführen. Worauf beruht es, dass das Hildebrandslied strophen von drei, Muspilli solche von vier versen haben soll? Aus denselben gründen ist natürlich auch Vetters strophenteilung zu verwerfen. Nun könte man die im manuscript gesezten grossen anfangsbuchstaben als anzeichen einer strophischen gliederung ansehen; aber durch sie erhält man weit längere, neun-, zehn- und elfzeilige abschnitte, und wenn man da eine gleichmässigkeit hineinbringen wolte, müste man mit athetierungen und annahme von lücken arg wirtschaften. Auffällig sind die grossen anfangsbuchstaben im texte allerdings, besonders die unter die zeile reichenden, und ich habe viel darüber nachgedacht, ohne indes zu einem resultate zu gelangen. Ergebnisreicher ist die s p r a c h l i c h e untersuchung. Sie zeigt uns mit sicherheit, dass das gedicht früher entstanden ist als in der zeit, aus der die handschrift stamt. B a r t s c h hat auf altertümliche formen und worte desselhen aufmerksam gemacht, und auch die allitteration scheint hier und da auf ältere wortanfänge zu führen. Wenn also die sonstige betrachtung einen anhalt dafür ergibt, wann man sich das gedicht entstanden zu denken hat, so wird es richtig sein, mit v o r s i c h t die sicheren formen dieser älteren sprache widerherzustellen. Freilich könte vielleicht in dieses verfahren durch infragestellung des ursprünglichen dialekts des denkmals einige unsicherheit gebracht werden; allein es ist nicht wahrscheinlich, dass dieses denkmal, das jezt den bairischen dialekt zeigt, eine planmässige umarbeitung etwa eines älteren fränkischen sei. Von grosser und grundlegender bedeutung ist die untersuchung und betrachtung der g e s t a l t u n g d e s ü b e r l i e f e r t e n t e x t e s. Dass er diese ausser acht gelassen hat bei seiner textrecension, ist der haupteinwand, der gegen W i l k e n zu erheben ist. Er hätte z. b., wenn er die überlieferung im auge gehabt hätte, nimmermehr

den ersten vers sîn tac piqueme usw. an einer anderen stelle des gedichts einfügen können. Der text ist gleichmässig von éiner hand geschrieben, zu éiner zeit. Nachträge sind nicht gemacht, correcturen nur von erster hand. Es liegen keinerlei anzeichen vor, welche darauf schliessen lassen, dass das vorliegende stück eine abschrift sei aus einem älteren geschriebnen stücke, etwa gar ein excerpt. Die widerholung in hs. s. 121[b], 2 beweist vielmehr dagegen. Denn wäre diese, wie man gemeint hat, ein fehler beim anfang der neuen seite durch widerholung des bereits geschriebenen entstanden, so müste auch das vorhergehende stimmen, aber dagegen sprechen übereinstimmend alle lesungen des anfangs dieser seite. Vielmehr ist diese widerholung ganz anders zu erklären, wie wir gleich sehen werden. Dialektmischungen finden sich ebenfals nicht, die so oft abschriften charakterisieren, endlich auch nicht jene art der ungenauigkeiten, die nur dem abschreiber passieren kann und die nach dem von mir in der einleitung zum Otfrid s. 80 aufgestelten grundsatze so unzweideutig zu erkennen sind. Um es gleich auszusprechen: wir haben hier eine aufzeichnung aus dem gedächtnisse vor uns, ausgeführt von einer des schreibens ungewohnten, orthographisch nicht geschulten hand. Sehr ansprechend ist Schmellers vermutung, Ludwig der Deutsche selbst habe diese eintragung volzogen. Da er nun das buch von Adalram schwerlich vor 826 erhielt, wo er nach Dümmler I s. 27 in nähere beziehung als fürst zu Baiern trat (daher das „seruulus“ zu erklären), und wo er etwa 21 jahre alt war (Dümmler I s. 19), mithin mit recht noch als erhabner jüngling von dem alten Adalram († 833) bezeichnet werden konte; so könte man etwa denken, er habe eine ihm aus der jugend, vom hofe Karls d. Gr. her, dessen liebling er war (Dümmler I s. 20) und der die heimische dichtung schäzte und pflegte, bekante dichtung, soweit sie ihm erinnerlich war, hier aufgezeichnet. Er könte das dann etwa im anfang der vierziger jahre getan haben, wo er, der in seiner jugend doch fränkisch, jedenfals nicht bairisch gesprochen hat, zeit gehabt hatte, den dialekt seiner neuen heimat zu erlernen und wo die bruderkriege ihm diese reminiscenz besonders nahe legten. Nicht bedeutungslos halte ich in dieser hinsicht die offenbar, wie Bartsch zuerst gezeigt, (Feifaliks priorität ist zweifelhaft) später eingeschobnen verse mit dem endreim: vielleicht eine reuevolle erinnerung an die schlacht von Fontenoy, den 25. juni 841, der vorzubeugen Ludwig vergebens getrachtet hatte und die den mitlebenden als ein grauenvolles gemetzel von mitbürgern und mitchristen galt (Dümmler I, s. 154 anm. 65). Aber wer auch der schreiber sein mag, sicher scheint, dass ihn sein gedächtnis bis in die zeit Karls d. Gr. zurückführen muste,

er also schwerlich den text lange nach 840 niedergeschrieben hat, wenn schon gewisse anzeichen der sprache nicht gestatten, ihn vor dieses jahr zu setzen. Schliesslich komt bei einer neuen recension die ästhetische würdigung des textes in betracht, und da muss ich es von vornherein aussprechen, dass die von Bartsch zuerst gefundnen abschnitte jedem unbefangen und natürlich urteilenden in die augen fallen, und jeder versuch, einen innern zusammenhang zwischen den einzelnen stücken herzustellen, erscheint gezwungen. Am wenigsten kann ich, wie es Zarncke in seiner sonst so verdienstvollen schrift getan hat, eine besonders geniale conception darin erkennen. Ein dichter, der mit so packender gewalt die schrecknisse des jüngsten gerichts schildert, der in unübertreflicher weise, die form der aufzählung vermeidend, das hauptsächliche in prägnanter darstellung gibt und was die gefühle, die sein eignes herz bewältigten, auch im lesenden zu erwecken weiss: ein derartiger dichter kann nicht, indem er erst die beschreibung des aufenthalts der guten und bösen nach dem gericht, dann die ladung zum gericht selbst, dann den beiden vorangehenden kampf des Elias mit dem antichrist und die schrecknisse beim herannahen des jüngsten tages, dann eines der hauptvergehen auf erden, welches ewige verdamnis zuzieht, und endlich das gericht selbst schilderte, nebst einer hinweisung darauf, wie man es bestehen kann, darin eine künstlerische, ihn selbst befriedigende anordnung gefunden haben. Die von Müllenhoff in den denkmälern durch gedankenstriche abgesonderten stücke 1—30, 31—36, 37—62, 63—72, 73—103 stehen für sich da, und auch durch umstellung ist kein befriedigender zusammenhang in dieselben zu bringen; ausserdem sind 61. 62 als späterer zusatz des schreibers zu betrachten. Wie haben wir uns nun die entstehung unsres manuscripts und seinen zusammenhang mit dem ursprünglichen gedichte vorzustellen? Feifalik suchte die einschiebung von 37—62 so zu erklären, dass er meinte, der schreiber habe, als er in seiner vorlage bis zu der stelle vom gericht gekommen sei, sich auf das ähnliche stück vom Elias und antichrist besonnen und dieses hier eingetragen. Diese annahme an sich ist höchst unwahrscheinlich, denn, abgesehen davon, dass in dem zuletzt gesagten gar kein anknüpfungspunkt für den kampf des Elias vorliegt, vielmehr der engere zusammenhang nach Feifaliks meinung sogar unterbrochen wird, denn er hält v. 36 und 63 als zusammengehörig: so würde es doch höchst seltsam sein, wenn ein schreiber so eine reminiscenz an beliebiger stelle in die mitte seiner copie flickte, statt sie etwa am schlusse nachzutragen. Aber wenn wir Feifaliks meinung veralgemeinern, so kommen wir vielleicht auf das richtige: wir haben hier aus dem gedächtnisse auf-

gezeichnete bruchstücke eines etwas volständigeren (vgl. s. 74) moral-theologischen gedichts vor uns, disiecta membra poetae, soweit sie eben dem schreiber im gedächtnisse geblieben waren. Das ursprüngliche gedicht muss ein memento mori enthalten haben, etwa wie das von **Barack** jüngst aufgefundene, mit dem die stelle 63—72 manche ähnlichkeit aufweist, dann eine darstellung der zeichen des herannahens des jüngsten tages, endlich die schilderung des gerichtes selbst. Ist aber unser gedicht eine zusammenstellung solcher erinnerungen aus einem früher ganz bekanten gedichte, so können wir einerseits die gewissheit haben, dass wir die schönsten und ergreifendsten stellen gerettet vor uns haben, da diese ja am meisten im gedächtnisse haften musten, andrerseits können wir uns nicht verhehlen, dass manche metrische, sprachliche, dispositive ungenauigkeit in dem texte enthalten sein wird, die zu heben aber nicht mehr in unsrer macht steht. In s. 121^{b} z. 1 hat der schreiber z. b. sicher noch den inhalt von s. 121^{a}, 14 fortgeführt; da aber verliess ihn sein gedächtnis und er kam wider auf den stabreim manno nohheina miatûn intfâan zurück. So lassen sich noch manche spuren des mit ungewanter feder aus dem gedächtnis aufzeichnenden, aber keine einzige spur einer abschrift nachweisen.

Indem ich nun, um dies noch luculenter zu machen, eine darstellung der grammatik des Muspilli gebe, stelle ich zunächst hierher einen abdruck einiger andrer denkmäler aus St. Emmeram, freilich aus späterer zeit, die aber zur vergleichung der dialektischen eigentümlichkeiten dienen mögen und deren zeilengetreuer abdruck aus der hs. vielleicht auch sonst nicht unnütz ist.

A. Die Münchener hs. Cl. 14456 (vgl. Littg.[1] s. 53 nr. 254 und s. 54 unter nr. 261) enthält 86 blätter gr. 8⁰. Sie ist s. 4^{a}—5^{b} zweispaltig, s. 6^{a} dreispaltig geschrieben und bietet folgende glossen, denen ich, wo es nötig erscheint, die stelle aus Graff beifüge.

S. 4^{a}.

Sp. α ꝑ^{or}r&a posteria pars nauis
athl&a chempho
agonith&a qui preē ludu
lixa urschelchi ł uilis
tragoedia ludus antiquus
celicola celestē uitā ducens
craiugena de greca (*sic*) natus
arbit̄ iudex
scaber scaberi

Sp β celeuma mermin (Gr. II, 774)
toreunna drasli
toregma dratazuaz
stigma anamali uuntun
emblema abundantia
scema figura
stemma corona
paradigma exemplū
cocliare lefil ł uermis

1) Mit Littg. oder Gramm. citiere ich meine Litteraturgeschichte und Grammatik des Ahd. und As. Paderborn 1880.

uafer calidus
fribulus. rito (Gr. II, 476).
giluus dusin sic̄ equus
pannus lahen
fraxinus asc.
alnus elira
laurus lorboū
cornus cornul
sagma soū ł satul
migma spriu
ꝓplema phaga.

spado castratus
crabro hurniz
caupo uuinzuril
chilo lancbecho (Gr. III, 29
burdo saumaro
uespello uuefsa
margo finis
urido hizza
conpago gauuagida
ꝓpago phrofa (Gr. III, 366)
gummi harz.

S. 4b.

Sp. α allec genus piscis
ceruical hirnibolla
mugil qui mugit
tibicen phifari
fidicen suegalari
cornicen hornblaso
flamen sacerdos
omen salus
stam̄ uuarf
subtim̄ uuefal
fragmen bruchili
uim̄ gerta
rien lentibrato
lien splen
agon strit
ficon soc schoh
artimon segal
phiton serpens
lar suasduā ł ignis
iubar schimo

S. β lucar rǒhhus
far spelza
crater gellida
papauer mago
ruder gamulli
teres rotundus
deses sine sensu
sitas gilegeni
artatus gaduhter (Gr. V, 11
arcitus separatio
rictus sonus lupoꝝ
luxus suꝑhabundantia
ambio circūeo
almities sc̄itas
eluuies huz fluxus
ingluuies cupiditas
glos scoub
tabo corruptio
puls brio
tuber eͩrsuam

S. 5a.

Sp. α fuligo roaz (Gr. II, 563).
mulio marahschalc
murio narro
bipennis bihal (Gr. III, 43).
cespes uuaso
olor elbiz
penus chellari (Gr. IV, 390).

Sp. β torax brunnaroch (Gr. II, 4
philax kazza
edax qui multū potē edere
ꝓcax. p̄sūptiosus
sagax acutus
uiuax uelox
contumax resistens

labos lues. suth ł quicqđ noc&.
lens dis. niz.
lens tis. lins.
scrops fouea
fascis. burdi.
agilis uelox
inermis sine armis
honos honor
arbos arbor
crus bein.
specus spelunca
ligus nom̄ patrię
aiax. ꝓpiū nom̄

loquax. multū loquens
remex ferari nauto
sorex mus
rumex brama rumicis
ceruix hals
frutex studa
essox laas ille piscis (*d. i.* lahs)
allabrox ursus
atrox seuerus grimer
uolux ꝓpriū nom̄
pollux deus
aruns ꝓpriū nom̄
celebs uirgo

S. 5[b].

Sp. α p̄ceps framhalder
forceps zanga
manceps qui manu capit̄
municeps gibur. ciuis
iners sine arte
calips ferrum
excors sine corde
arcubus arcus
colus rocco
panus spolo (Gr. VI, 334).
ductus leiti
siren mermin (Gr. II, 774).
aceste mer&trix
parasitaster stioffat̄
capella geiz
uligo sprang (Gr. VI, 398).
cudo anaboz
suber houarohter (Gr. IV, 838).
equor meri
teres rotundus

Sp. β uarix uuern in boue
scrops fossa
stelio. mol. (Gr. II, 719).
ador genus frum̄ti
latex fons
ilex arboris nom̄
uitricus stioffater
carex. sahar.
filix uarn
celox nauis
glis gliris mus mihilo
glis sis derbōm holm
glis tis glimo der uurm
cubo sedeo
abdico friquidu
uellico uuelzu
beo gratifico
creo. schephu
nauseo uullon
nucleo kirnu

S. 6[a].

Sp. α enucleo erkirnu
screo rachison
decorio bifillu
pio purgo

Sp. β pedit firrit
tundo bliuu
indo anaheftu
lingo leckon

Sp. γ garrio. crauu
gestio desidero
alligurrio gusto
hinnio uueion

hio gineu

humo bigrabu
scalpu iucku
turbo gihonu
mancipo biheftu
liquo sihu
eliquo uzsihu
imnito (t *aus* z *corr.*) lobon
lintrizo nauigo
alo blasu (u *aus* a *corr.*)
exalo erblasu
frico ginitu
aceo suren
cieo uoco
mulceo uueiku
pelliceo firspanu

mingo seihu

struo zimbron
sugo sugu
uergo halden
ango duingu
trudo claudo
ꝑmo ꝑfero
demo aufero

cudo smidon
satago hilu

uerro traho
tero ribu
labor slifu
plector punior
nanciscor inuenio
comminiscor erdenku

mugio louu (Gr. IV, 1096).
polio slihtu
grunnio granon
sartio siuuu
farcio stuncon
fulcio arlicku
ambio umbifacio
santio constituo

uincio bintu
amicitio (*sic*) umbiuuintu
sortior deilu

B. Cl. 14429 (Littg. s. 54 nr. 257) 4⁰ 228 bll. enthält f. 3 fgg. ein Glossarium Salomonis latinum. Ich notiere daraus folgende deutsche glossen:

f. 222ᵃ sp. *α* lancea lâz
uetda
Ascella dr̄ locus de quo manat
ûuo
sp. *γ* Bubo nomen auis
lisbê
qui cum sibilatione loqunt'
malzi
Bracium
Botholicula stopha.
Burdo soumare
sp. *β* Andleta. milis. chempho
f. 221ᵇ sp. *β* Celocē genus nauicule paruissimum qđ bamblum dicimus
Nictare. Cinnum facere iđ uuinchan
f. 222ᵇ sp. *α* Crumenis. saccalis. bigurtel
Coniectura urdânc
Capus haûc

2 D. i. uettah (Gr. III, 449). 3 ûuuo (Gr. I, 172). 11 (Gr. IV, 255). 13 (Gr. IV, 796) habuh

Cicendula glimo
C&us úual
Cluma ah
Cartallago crosbel
sp. β Cos uuezstan
Capulus helza
Colostrum nús.
f. 223^b sp. γ Intestina coel chomae tharama
f. 225^a sp. β Panus. flesc conail
f. 225^b sp. α Submentum. est quod sub mento. Id est untarchinni
Sulcatorium dr̄ instrumentū ferreum. Incuruatum. id est noil
Sponda tabula lecti id̄ betepr&
Splen idest milze
sp. β Scræo. id est p uim spuo id est rachiso
sp. γ Simplones commune & amicus sponsi q̂ cū eo ambulat simplaton dr̄ serum careuazzar idē meolc.
S. 226 sp. α Tribula: genus uehiculi. unde teruntur frumenta.

14 (Gr. IV, 289). 16 (Gr. I, 105). 17 (Gr. IV, 617). 20 S. 223^b sp. α steht Filex exita sp. β Inguis blen 229^a sp. β Mantile manuterium

C. Cl. 14569 (Littg. s. 53 no. 244) 4⁰ 142 bll. enthält von s. 33^a—98^b einen Sedulius. Von den glossen sind viele verwischt. Folgende habe ich noch zu erkennen vermocht:

gruonlendi gigetan viosti (?)
S. 33^a uirecta munda:tur Signa
S. 35^a cerulea blauui
S. 39^a uiolaria bluomlendi Gruonlendi
distil hugidistil
S. 39^a Carduus paliurus
siechi
S. 40^b Quod ledat
gilkppdk. l appeteret
S. 44^a aff&ar&

D. Das St. Emmeramer gebet in Cl. 14345, gr. 4⁰. 117 bll. s. 117^a (vgl. Müllenhoff-Scherer, Dkm.[2] nr. LXXVIII s. 192 und 564. Littg. s. 95, b):

Trohtin dir uuir duih pigihtig allero minero ſuntono enti minero miſſatateo | alleſ deſ ih eo miſſa ſprahhi. oda miſſa tati. oda miſſa dahti. uuorto. | enti uuercho. enti gadancho. deſ ih kihugku. oda nigihugku. deſ ih | uuizzanto geteta. oda un uuizzanto. notag. oda unnotag. ſlaffanto | oda uuahhento. meinſuerto. enti lugino. kiridono. enti unrehtero | uizuſheito. hurono. ſouueſohi ſio giteta. enti unrehtero firinluſto. | in

muſa. enti in trancha. enti in unrehtemo ſlaffa. daz du mir trohtin | kenif. enti ginada. far kip. daz ih. fora dinen ougun. unſcamanti mozzi uueſan | enti daz ih in deſaro ueralti minero miſſa tato riuun. enti harm ſcara hapan | mozzi ///////////ſo liho ſo dino miltada ſin. alleſ uualtanto trohtin. got almahtigo | kauuer do mir helfan. enti ga uuerdo mir far geban. keuuizzida. enti | furiſtentida. cutan uuillun. mit rehtan galoupon. za dinemo deonoſta trohtin | du in deſa uuerolt quami. ſuutiga zagenerienna. ka uuerdo mih gahaltan | enti ganerien. chriſt cotaſ ſun trohtin ſo ſo du uuelleſ. enti ſo ſo dir gezeh ſi | tua. pi mih ſcalh dinan. trohtin uuemo durfti ſint. in dino genada trohtin | pifilhu. min herza. mina gadancha. minan uuillun. minan mot. minan | lip. miniu uuort. miniu uuerh. leiſti trohtin dino ganada. uper mih ſuntigan | dinan ſcalh. kaneri mih trohtin fonna allemo upila.

Te dn̄e piuſ dominator & miſericorſ dſ̄ ſuppliceſ trementeſq, deꝑ̄camur ut ꝑ | miſericordiā tuā accioneſ nr̄aſ tua grā inluminare digneriſ & adiuuando | in bonū finē ꝑducere. qui regnſ adſ̄ in trinitate ꝑfecta. ꝑ om̄a ſcła ſcloꝶ am̄.

Z. 10 rasur. — Die lezte (22.) zeile des codex ist leer.

E. Otlohs gebet im Cl. 14490. 4°. S. 161ᵇ fgg.. wahrscheinlich ein autograph Otlohs. (Vgl. Dkm.² nr. LXXXIII s. 208 u. 578. Littg. s. 95, c).

S. 161ᵇ Oratio theutonica ex ſuperiori oratione edita.
Trohtin almahtiger. tu der piſt einiger troſt unta euui
giu heila aller dero di indihgloubant iouh in dih
gidingant. tu inluihta min herza. daz ih dina guoti
unta dina gnada megi anadenchin. unta mina ſuinta
iouh mina ubila. unta die megi ſo chlagen vora dir
alſo ih deſ bidurfi. Leſki trohtin allaz daz in mir
daz der leidiga uiant inni mir zuinta uppigaſ un
ta unrehteſ odo unſubraſ. unta zuinta mih zeden
giriden deſ euuigin libeſ. daz ih den alſo megi min
nan unta mih dara nah hungiro unta durſti alſo
ih deſ bidurfi. Dara nah macha mih alſo fron unta
kreftigín in alle dinemo dionoſti. daz ih alla die
arbeita megi lidan die ih in deſer werolti ſculi li
dan durh dina era. unta durh dinan namon. iouh

Z. 10 leer. Z. 11 rot auf rasur. Z. 12 euuigiu auf rasur. Z. 13 *g*loubant eingeschoben. Z. 15 ſuinta auf rasur. Z. 18 zuinta radiert. Z. 19 euuigin auf rasur. Z. 25 *era* auf rasur.

Trohtin du gib mir chraft iouh du chunſt dara zôa.

S. 162a durh mina durfti odo durh iômanneſ durfti. Dara nah gib mir ſoliha gloubi. ſolihan gidingan zidinero guoti alſo ih deſ bidurfi. unta ſoliha minna ſoliha vorhtun unta diemôt unta gihorſama iouh gidult ſoliha. ſo ih dir alamahtigemo ſculi irbieton. iouh allen den, (mennifcon) mitten ih wonan. Dara nah bito ih daz du mir gebeſt ſoliha ſubricheit minan gidanchan iouh minemo lihnamon ſlaffentemo odo wachentemo. daz ih wirdiglihen unta amphanglihen zidinemo altari. unta zi allen dinemo dionoſti megi gen. Dara nah bito ih daz du mir gilazzaſt aller dero tuginde teil ana die noh ih noh nieman dir lichit. Ze eriſt durh dina heiliga burt. unta durh dina martra. unta durh daz heiliga cruce in demo du alle die werolt loſtoſt. unta durh dina erſtantununga. unta durh dina uffart. iouh durh di gnada unta troſt deſ heili gun geiſteſ. Mit demo troſti mih unta ſtarchi mih wider alle uara. uuider alle ſpenſti deſ leidigin uianteſ. Dara nah hilf mir durh die diga ſcę mariun euuiger magidi iouh durh die diga ſcī michaeliſ. unta alleſ himiliſken hériſ. unta durh die diga ſcī iohīſ baptiſtę. & ſcī Petri. pauli. andreę. iacobi. iohīſ. & omnium apłoꝝ tuoꝝ. unta durh aller dero chindline diga. die durh dih erſlagon wurtun abherode. Dara nah hilf mir durh die diga ſcī Stephani. ſcī Laurentii.

Z. 1. Nach durfti. Verweisungszeichen auf das über der seite nachgetragene. 19 euuiger auf rasur.

S. 162b Viti. pancratii. Georgii. Mauricii. Dioniſii. Gereoniſ. kyliani. Bonifacii. Ianuarii. Ypoliti. Cyriaci. Syxti. & omniū ſocioꝝ ſuoꝝ. Dara nah hilf mir durh die di ga ſcī Emmerāmi. Sebaſtiani. Fabiani. Quirini. Vin centii. Caſtuli. Blaſii. Albani. Antonini. Dara nah hilf mir durh die diga ſcī Silueſtri. Martini. Remigii. Gregorii. Nicolai. Benedicti. Baſilii. Patricii. Antonii. hylarioniſ. ambroſii. auguſtini. hieronimi. Wolfkan gi. Zenoniſ. symeoniſ. Bardi. Ôdalrici. leoniſ papę. & p̄pceſ ſcārum uirginū. Petronellę. cecilię. ſcolaſti cę. margaretę. Dara nah hilf mir durh die diega omniū ſcoꝝ tuoꝝ. daz necheina mina ſunta. noh heina vara deſ leidigin vianteſ mih ſo girran megin. daz

mih dina gnada bigeba. Dara nah rŏſi ih zi dinen gnadun umbi unſer munuſturi daz ziſtorit iſt durh unſre ſunta. daz ez rihtet werde durh dina gnada. unta durh allero dinero heiligono diga zu unſrun durftin. unta zi allero durfti die hera dionunt. odo hie gnada sŏchunt. Hugi ouh troh tin aller dero ſamanunge die iônar ſin giſa manot in dinemo nemin. unta bidencha ſie in omnib; neceſſitatib; ſuiſ. Dara nah bito ih umba alla die. die ſih in min gebet haban biuolohon mit bigihto odo mit flegun ſuerſo ſiſin. ſuaſo ſiſin. daz tu ſi lazzeſt gniozzen deſ gidingon den

unſer allero durh
Hugi trohtin, dina managſlahtiga gnada. unta bidencha deſi ſtat ſo. daz din era unta din lob hie megi weſen.

Z. 15 zistor*it* corr. und rad. aus ist — 19 ſŏchunt o ist aus u gemacht und v darüber geschrieben. 20 dero auf ras. von : : : : lic 21 unta bidencha ſie auf rasur. Z. 26. 27 sind unten auf der seite nachgetragen. 27 din : : era ras. von ah.

S. 163a ſi zi dinen gnadun habent iouh zi minemo gibeti. Gnada in trohtin. unta gihugi daz tu unſih gibv ti beton umbe ein andra. Dara nah rŏfo ih zi di nen gnadun umbe alla unſre rihtara phaffon iouh lei gun. daz tu ſie ſoliha gimacchoſt. daz ſi ſih ſelben megin grihten. unte alla in unter tana iouh biuo lahna. Dara nah bito ih umbe alla mine chunlin ga. daz tu ſie bidenchiſt nah tinen gnadun. Dara nah bito ih umbe alla die dieder io che,'nna gnada mir gitatin. odo cheina arbeita umbi mih iô habi tin uonna anaginna minaſ libeſ unzi an deſa uuila. daz tu inlonaſt da ſieſ bezziſt bidurfin. Ih· bito ouh umba alla die dieder cheinnin wiſun vonna mir giwirſirit odo ungitroſtit wurtin. daz tu ſie rihteſt unta troiſteſt mit dinero guoti. Dara nah bito ih umba allaz daz ungrihti. iouh umba allen den ún frido iouh umbaz daz ungiwitiri. daz tir ioner ſi. daz tu tuder elliu dinc maht. nah dinen gna dun bidencheſt allaz. Dara nah rŏfo ih umbi alla unſri brŏdra virvarana hie bi grabana. iouh umba alla die dieder hie ſint bigraban mit rehtero glou

Z. 17 frid*o* aus i corr.

toton
ba viruárna. Dara nah bito ih umba alla die; die
hîa brûderſcaft habant. iouh umba alla die. dero
wir
alamŏſan, ſo imphiangin. Dara nah bito ih umba
alla die. umbi die ioman mŏz bitin dina gnada.

S. 163[b] daz ſi mŏzzen gn_i ozzen alla mineſ lebanneſ. unta deſ
daz ih bin hie ſupſteſ haſteriro. Zi lezziſt piuiliho
ih mih ſelben unta alla mina arbeita allen minen
flîz indina gnada umbi daz da ih ſelbo nimegi. odo
nichunna. odo niuuella mih bidenchan durh mina
brodi. unta durh mina unrŏcha. odo durh mina
h
tumpheit. tu mih bidenchaſt alſo du maht unta canſt.
unta alſo din guîta. unta din uuiſtuom iſt. In manuſ
tuaſ dn̄e cōmendo ſpm & corp⁹ meum.

Z. 2 lezzist lang durch ursprüngliches e gezogen.

Endlich sei noch ein Freisinger stück herangezogen, das Paternoster (Dkm.[3] LV, s. 158 u. 508), welches sich in dem Münchener Cl. 6330. 8°. 71 bl. s. 70[b] und 71[a] findet:

S. 70[b] Pat̄ nr̄ qui eſ in celiſ. fat̄ unſer du piſt in himilum
mihhil gotlichiſt daz der man den almahtigun
truhtin ſinan fat̄ uueſan quidit kariſit denne.
daz allero manno uuelih. ſih ſelpan. deſ uuirdican
gote. coteſſunt zeuueſan. Scīfic&̃ nom̄ tuū. kauuiſit
ſi namo din. Niſt unſ deſ duruft. daz uuir deſ dikkē
daz der ſin namo kauuihit uuerda. der eo uuaſ uuih
enti eo iſt. uzzan deſ dikkameſ daz der ſin namo
in unſ kauuihit uuerda. enti de uuihnaſſi de uuir
inderutauſi ſona imo intſengun daz uuir ze demu
ſuono takin furi inan. kahaltana pringan muozin.
Adueniat regnū tuū. piqhuemerihhi din ſin richi
uuaſ eo enti eo iſt. uzzan deſ dikkameſ daz daz ſin richi
unſ piqhueme enti er inunſ richiſoia. nalleſ der tiuual.
ſ
enti ſinuuillo inunſ uualte nalleſ deſ tiuualeſ kapanſt.
fiat uol. uueſadin uuillo. ſama ſo in himile eſt. ſama inerdu. daz
nuſo unpilipono enti ſo erlicho ſoſo de engila indemu
him_i le dinan uuillŏn arfullant deſ mezzeſ uuir inan arfullan
muozzin. Pan̄ nrm̄ cotidian̄ danobhodie. Pilipi unſraz
emizzigaz kip unſ eogauuanna. In deſem uuortū ſint.

Z. 10 ze e aus a gemacht, der erste grundstrich des a durch punkt darüber getilgt. 16 fiat uol am rande. 18 himile links am rande auf rasur.

allo unſro lic miſcun duruf ti pifankan. Nu auar euuigo forkip unſ truhtin den dinan lichamun.

S. 71^a enti din pluot daz uuir fona demu altare intfahameſ daz iz unſ zaeuuigeraheili. enti za euuikemo lipe piqhueme nalleſ za uuizze enti din anſt enti dinominna inunſ follicho kahalt. & dimitte nob̄ debita nrā ſic̄ & noſ dimittim' debitorib; nrĩſ. enti flaz unſ. unſro ſculdi ſama ſo uuir flaz zameſ unſrem ſcolom makannot duruft. allero manno uuelihhemo ſih ſelpan deſem uuortum za pidenchen næ daz allero manno uuelih ſinemu kanoz enti ſinemu ꝓder er allemu hugiu enti. hercin ſino miſſi tati flazze daz imu·der truhtin ſama deo ſino flaze danna er demu ſinemu kanozze flazan ni uuili danna qhuidit flaz unſ. ſama ſo uuir flazameſ; & ne noſ inducaſ intemptationē. enti princ unſih in inchorunka. niflaz unſic. truhtin den tiuual ſo fram gachoron. ſoſo ^{ſin} uuilloſi. uzzan ſoſo uuir mit dinera anſt enti mit dinem ganadon. ubaruuehan mekin. Sed libera noſ a malo. uzzan kaneri unſih fona allē ſunton kalitanē enti antuuartē. enti cumſtichem am̄.

Z. 2 das zweite *za* aus e corr. Z. 3 *anſt* etwas verwischt. Z. 16 *ganadon* sieht mehr wie o, denn als a aus.

a (Gramm. s. 180 fgg.). Den umlaut sehen wir in Muspilli schon reich entwickelt, ganz regelrecht in 61^a, 4 heri 61^a, 8 herie 121^b, 5 herio 120^b, 20. 121^b, 7 steti 120^b, 8 uarsenkan 61^a, 13. 121^b, 15 engilo 121^b, 8 engila 61^a, 3. 11. 14. 119^b, 13. 120^b, 20. 121^a, 10. 11. 22. 121^b, 4. 12. 14 (2 mal) enti 121^b, 9 uuechant 121^b, 28 men(niscon) 120^b, 13 khenfun 120^b, 6 kreftic, auch durch unechtes i bewirkt in 121^b, 6. 15 uerit 61^a, 3. 7. 121^b, 4 arheuit 121^b, 5 heuit 121^a, 2. 6 kistentit (vgl. E 162^b, 21 nemin), ebenso fehlt er ganz regelrecht (Gramm. s. 181) in 120^b, 4 mahtigo, und — ein kenzeichen des Oberdeutschen — in den l- und r-verbindungen: 120^b, 17 kiuualtit 119^b, 15 altist 121^a, 5 uallit 120^b, 16 kistarkan 121^a, 21 marrit 121^a, 21 kitarnit. Beim langen a ist er nicht gebraucht, weder bei echtem (120^b, 1. 21 uuânit 121^b, 12 tâtin), noch unechtem i (61^a, 4 lâzzit), auch nicht in der endung -âri (121^b, 3 suanâri). Dagegen ist er in dritlezter silbe gewirkt in 121^b, 15 menigi (197, 20 frauali 117, 5 managi). Bei der reconstruction der um 810 geltenden form des gedichts — denn weiter zurück weisen keine bestimten spuren — dürfte es mislich sein, wesentliche änderungen im überlieferten vocalstande des

denkmals vorzunehmen, denn auch schon in den vorwiegend alem. gl. Ra findet sich umlaut in dritlezter silbe gewirkt und auch in den gl. Cass. wird umlaut durch unechtes i hervorgebracht.

halôn zeigt stets den oberdeutschen vokal, der sich auch bei Tatian findet (61^a, 8 gihalôt 13 kihalônt).

In bezug auf e und i in stammsilben ist folgendes zu merken. Der regel entsprechend (Gr. s. 183) ist e erhalten in dem öfter begegnenden uuelih; ferner 61^a, 14 quemant 120^b, 5 queman 121^b, 11 piqueman 120^b, 16. 121^a, 9 helfan 121^b, 12 dehheina 121^b, 17 sprehhan 61^a, 5. 119^b, 14. 120^a, 14 peh 120^a 14 rehto 121^a, 2 perga 120^b, 3 uuerkôta 120^b, 9 kiuerkôt 120^b, 21 uuerdan 121^b, 12 (uu)erde 121^a, 3 erdu 121^a ,1 erda 119^b, 2. 120^b, 15 kerno 121^b, 14 quekkhen; ebenso steht der regel entsprechend i in dem 7 mal vorkommenden quimit 61^a, 10 kuuinnit 61^a, 1 kisindi 61^a, 19 kiuuinnit 121^a, 2 inprinnan 121^a, 5 prinnit 120^a, 14 prinnan 121^a, 10 uarprinnit 121^b, 29 minna, zweimal in sind, 61^a, 15 pringent 61^a, 15. 121^b, 3. 7 uuirdit 121^a, 9 muspille 121^b, 12 gisizzit 121^b, 16 rihtungu. Das abweichende hilfa 61^a, 20. 120^a, 16 findet sich auch sonst in bairischen, bezw. St. Emmeramer denkmälern (Graff IV, 922) enti 61^a, 3. 11. 14. 119^b, 13. 120^b, 20. 121^a, 10. 11. 22. 121^b, 4. 12. 14 (2mal), 24 ist sicheres kenzeichen bair. dial. (Gr. 183).

a findet sich regelrecht und unverändert öfter in sâr, dâr, pâgan, je zweimal in uuânit und âno, 120^a, 12 drâto 120^b, 1 kinâda 120^b, 12 kiuuâfanit 121^a, 5 mâno 121^a, 8. 12 mâk 121^b, 2 intfâan 121^b, 12 tâtin 121^b, 22 tâto 121^b, 28 mâsûn 61^a, 4 lâzzit.

ê komt vor in den verben gên (61^a, 8) und stên 120^b, 17. 18. 121^a, 14. 121^b, 10. 15. 16 (Gramm. s. 342). Dieses ê findet sich im 9. jahrhundert vorzugsweise in fränkischen denkmälern. In den gl. Pa und Ra steht durchweg gân (Kögel s. 179), ebenso in den hrab. glossen, z. b. 41, 20. 22. 222, 25 gâm 222, 35 stát. In Otlochs gebet steht schon (E 162^a, 10) gên. Fals also eine fränkische reminiscenz bei dem schreiber aus sicherem anhalt sich ergäbe, könte dies ê als stütze dieser ansicht dienen. Die übrigen älteren bairischen denkmäler ergeben kein beweisendes beispiel, weder das Freis. Patern., noch die Cass. Glossen sprechen dagegen. — Über das ê in sêla vgl. unter uu. — Das ursprüngliche ê, welches die diphthongisierung gestattet, ist vertreten durch 120^b, 3 hiar (vgl. gl. K 269, 4 her); für das bairische gebiet ist um 810 keine andre form nachzuweisen (vgl. E 162^b, 19. 163^a, 20. 21. 163^b, 2 hie 163^a, 23 hîa). In dem worte 121^a, 20 miaton 121^a, 24. 121^b, 2 miatun ist die brechung in Ra noch nicht durchgedrungen. Die Gl. Mons. haben 613, 36 mietente; vgl. 668, 4. 754,

30. Die glossen aus Cod. 14689 (Littg. s. 39 nr. 19) haben schon hier; auf eine ältere form als hiar ist also nicht zurückzugreifen. — 121^a, 13 piehc (Gramm. s. 305 u. 186). In der 7. st. conjug. steht in Pa, Ra, R (199, 24 fél) noch der ungebrochene laut, Freis. Patern. (70^b, 10 intfengun); die gl. Mons. haben neben 642, 11 niderliezun 633, 66. 657, 10 anastiez 596, 58 spiegal 646, 72 vuiel 686, 40 ri&un 803, 54 piviench, nach 634, 38 pivench 579, 59 giuvelun; vgl. E. 163^a, 24 imphiangin. F 70^b, 10 intfengun.

Für altes ô findet sich sowol ua (121^b, 25 gipuazzit. 23 alamuasanu 24 kipuazti 121^a, 14 puaze 121^b, 3 suanari) als uo (61^a, 7 suona 121^a, 24 suonu 121^b, 4. 13 suonnan 61^a, 22 muot 121^a, 16 guot 121^b, 15 guotero 121^a, 1 pluot 121^a, 3 muor 61^a, 20 kinuok 121^a, 22 ruonu). Von den ua sind zwei (121^b, 23. 25) erst durch correctur hinzugekommen, lassen also auf einen gewissen widerstreit in den neigungen des schreibers schliessen; eins (121^a, 14) ist in der zusatzstelle des schreibers enthalten. Die vorwiegenden uo gestatten nicht die niederschrift vor 840 zu setzen (Weinhold, bair. Gr. 63. 97. Wagner, Freis. Namen s. 56); vgl. D 8. 10 mozzi 16 mot E 161^b, 14. 162^a, 3. 163^a, 15 guoti 162^a, 4 diemŏt 162^b, 14 rŏfi 19 sŏchunt 163^a, 3. 19 rŏfo 163^a, 20 brŏdra 23 brûderscaft 24 alamŏsan 25 mŏz 163^b, 1 mŏzzen 6 unrŏcha 8 uuistuom. Exhort. sônatagin, sônatage F 70^b, 11 suono takin, muozin 19 muozzin 71^a, 1 pluot 71^a, 9 proden, gl. R. 45, 31 mihilamót 115, 37. 187, 15 uuidermoti 111, 9 uúofit 7 aruuostit 127, 2 urplôti 171, 12 uparmatlihho 235, 34 sôhhâri u. ö. Bei dieser consequenz, mit der ua in den sonstigen bairischen denkmälern gemieden ist, werden wir in den ua fränkische reminiscenzen finden müssen.

Das idg. i ist unversehrt erhalten z. b. 120^b, 20 sigalôs 121^b, 16 uilo; ebenso î vgl. oft 119^b, 11. 121^a, 12. 121^b, 11 sîn 61^a, 16. 120^b, 8. 16 rîhi 119^b, 14 pîna 121^b, 10 gilîh 120^b, 6 kilîhaz 120^b, 12. 121^a, 8 uuîsôn 120^b, 14 strîtit 120^b, 15. 61^a, 16. 121^b, 11 lîp 121^a, 24 sîd 121^b, 9 uuîssant 121^b, 17 pimîdan 61^a, 2 lîhhamun 120^b, 9 pî 120^b, 22 uuîge; ebenso in der contraction 120^b, 18 altfîante.

Statt ai ist regelrecht ei entwickelt in 61^a, 4. 120^b, 6 ein 121^a, 24, 121^b, 2. 17 nohhein 121^b, 22 dehheina 61^a, 14 eigan 121^a, 6 eik 61^a, 10 leitit 11 leid 121^a, 10 preita 121^b, 5 meista 121^a, 17 arteile 121^b, 14 arteillan 120^a, 13 uueiz 119^b, 15 heizzan; regelrecht ê in 120^b, 15 hêuîgon 61^a, 7. 120^b, 1 sêla (Gramm. 282) 120^a, 13 uuê und auch in 120^b, 7 uuênac 121^a, 19 uuênago. Gegen die regel dagegen steht 121^a, 6 stên 121^b, 27 hêligo und vielleicht 121^a, 3 ênihc (vgl. D 17 leisti und 14 gezêh; E zeigt nur regelmässige formen, namentlich stets heilig; chenna 163^a, 9 ist corrigiert. Über die gl. Pa. Ra

s. Kögel s. 17 fg. Exh. zeigt noch ai in maistron, sonst regelrecht ei und ê; aber hêlî; F regelrecht, namentlich auch heili. Die gl. R schreiben 51, 9 schon pêdahalp 53, 36 frêdic [232, 12 freideo]).

u und o stehen in regelrechtem verhältnisse zu einander; vgl. 120^b, 13 unter 121^a, 13 farprunnan 61^a, 7 unzi 121^a, 14 pidungan 120^b, 2 uunt 120^a, 12 suntigan 120^b, 2 kihuctin 119^b, 15 huckan 61^a, 6 umpi, dagegen das öfter begegnende fona und fora, 121^b, 3 horn 121^b, 10 moltu.

û begegnet in 61^a, 16 ûf 19 pû 121^a, 17 stûatago 120^a, 14 stûên 121^b, 23 kilûtit 121^b, 23 ûzzan.

Die formen, in denen sich das alte eu darstelt (vgl. Gramm. s. 195) sind 119^b, 14 piutit 121^a, 1 kitriufit 121^b, 21 arliugan 61^a, 18 siuh 121^a, 21 tiuual neben 61^a, 17 lihot (vgl. Gramm. s. 195) und 121^b, 9 deota; ausserdem 121^a, 12. 121^b, 20 heo 61^a, 18 neoman neben 121^b, 8 hio 121^b, 21 hiouuiht 121^b, 6 nioman und auch 121^a, 19 uuielihan (vgl. D 9 riuun 12 deonosta E 161^b, 23. 162^a, 10 dionosti 162^a, 1 iomannes 5 irbieton 12 nieman 162^b, 19 dionunt 25. 163^b, 1 gniozzen 163^a, 10 io 17 ioner 25 ioman F 70^b, 15 tiuuales 20 eogauuanna 71^a, 14 tiuual). Wenn es gälte, die ältere bairische form zu reconstruieren, so würden für diesen laut vielfach die älteren gestaltungen einzusetzen sein. Die schreibung 61^a, 11. 119^b, 3 fuir 121^a, 7 uuiru 121^a, 10 uugir (vgl. Gramm. s. 197) scheint besonders in Franken gebräuchlich gewesen zu sein (Weinhold, bG. s. 109 führt nächst Muspilli die frühesten bairischen beispiele aus der Vorauer hs. an). Dass es in gl. Pa. Ra. K und im voc. lib. S. G. begegne, ist eine irrige angabe Graffs (III, 675); vgl. aber F. 161^b, 4 inluihta, eine Fuldaer reminiscenz?

Altes au erscheint regelrecht als ô in 61^a, 16 tôd 121^b, 4 tôtên 121^b, 10 lôssan 121^b, 26 frôno 120^b, 20 sigalôs, als ou in 121^a, 2 poum 121^a, 4 lougiu 121^b, 18 houpit 61^a, 1 touuan, als au in 119^b, 15 lauc. Wenn man erwägt, dass in D ô und ou sich regelrecht in die herschaft teilen, ebenso in E; in der Exh. dagegen, sowie in den bair. glossen auch vielfach au begegnet, so wird man an dem vereinzelten lauc keinen anstoss nehmen.

In bezug auf synkope (vgl. Gramm. s. 207 fgg.) ist folgendes zu erwähnen, ohne dass jedoch aus den wenigen tatsachen sich bestimte schlüsse ziehen liessen: Die synkope hat statgehabt in 121^a, 7 uurho (d. i. uiriho) 61^a, 12. 120^a, 13 finstri 120^a, 15 paluuîc 121^a, 8 andremo; sie hat nicht statgehabt, doch ist vokalschwächung eingetreten: 61^a, 8 uuederemo 120^b, 21 aruuâfen(it?); auch vokalschwächung fehlt in 120^b, 12 kiuuâfanit 61^a, 5 zungalon 121^a, 16 mahale 121^a, 5 mittila 121^a, 23 upiles 121^b, 23 alamuasanu 120^a, 14 uirina 61^a, 12 uirin-

lîh 121^a, 23. 121^b, 20 kifrumita. In dem doppel-n 121^a, 3 artruknnet möchte ich die andeutung des dem n nach synkopierung des vokals beigelegten stimtons erkennen. — Der irrationale vokal im nominativ erscheint als a 121^a, 10 uuasal 21 tiuual. Man vgl. ferner 120^b, 3. 121^b, 12 after 121^b, 8 uper mit 121^b, 9 untar 120^b, 12 uuntar — vgl. noch die endung in 120^b, 1 uuênac.

Vocalassimilation der stamsilbe an die endsilbe hat statt in 120^b, 20 domo.

Für die präfixe ist folgendes zu merken: Unser denkmal hat meist ki, selten gi, und stimt darin mit den gl. Ra und Rb. Die gl. R haben neben ka (ca) seltener ga, die gl. Ra auch ki; F hat ka, nur einmal in der mitte des wortes ga (vgl. Exh. eogaliher) und einmal ganadon. Die Exh. hat ca (ka einmal), ausserdem galauppene, gapet. Damit vgl. in unsrem denkmal: 61^a, 13 kihalont 120^b, 2 kihuctin 61^a, 19 kisindi 120^b, 16 kistarkan 121^a, 2. 6 kistentit 121^a, 33 kisaget 119^b, 11 kispane 120^b, 1 kinada 61^a, 20 kinuok 121^b, 7 kimarchôt 120^b, 6 kilihaz 121^b, 3 kilûtit 120^b, 9 kiuerkôt 12 kiuuâfanit 17 kiuualtit 61^a, 19 kiuuinnit 121^a, 23. 121^a, 20 kifrumita 120^b, 5 kipannit 121^b, 6 kipgan 121^b, 24 kipuaztî 120^b, 6 kitar 121^a, 1 kitriufit 121^a, 21 kitar(nit) 121^b, 26 kitragan 121^b, 12 kirahhôn; synkopiert 61^a, 10 kuuinnit. Daneben 61^a, 8 gihalôt 121^b, 25 gipuazzit 121^b, 12 gisizzit 121^b, 10 manogilîh. — Ferner haben wir als präfix und präposition die form ze (120^a, 16. 120^b, 8. 121^a, 16. 18. 24. 121^b, 6. 9. 15. 25), daneben seltener za (61^a, 8. 120^a, 12. 121^a, 15. Denselben stand finden wir in F (71^a, 2. 7 za, sonst ze) und im voc. lib. S. Galli. Dagegen die Exh. und Gl. R (z. b. 49, 6. 97, 5. 109, 11. 17. 111, 19. 113, 2. 115, 16. 20) haben nur za, E hat zi. — Muspilli schreibt ar als präp. (121^a, 10) und als präfix (61^a, 3. 121^b, 12 arheuit 120^b, 13 arhapan 121^b, 27 arhangan 121^b, 14 arteillan 121^a, 3 artruknnet 121^a, 17 arteile 121^b, 10 arstên 121^a, 11 arfurpit 120^b, 22 aruuâfen(—) 61^a, 7. 121^b, 4 argêt 121^b, 21 arliugan (einmal astênt? 121^b, 16). Hierin stimt das denkmal mit gl. R, Ra, Pa, auch mit F; aber Exh. hat ur. — Die vorsilbe uar (120^b, 18 uarsenkan 121^a, 3 uarsuuilhit 121^a, 10 uarprinnit), far (121^a, 13 farprunnan) stimt zu den übrigen bair. denkmälern (Exh. gl. R Pa Ra Rb; E hat schon vir). — Mit int bei verben (121^b, 2 intfaan 121^a, 2 inprinnan; lezteres nicht assimiliert; vgl. F 17 unpilipono) vgl. int bei F, gl. R (z. b. 103, 27), Pa, Ra, Rb, Exh. und E im(phengun) (als präp. 120^b, 9) auch in gl. R (51, 20). — pi als präp. (61^a, 20. 120^b, 9. 15. 16. 17. 19) und vorsilbe (121^a, 4 pidungan 61^a, 1 piqueme 121^b, 11 piqueman 120^b, 20 piualla 121^b, 17 pimîdan) ebenso in F, gl. R, Exh.; E hat bi (be, pi).

Von auffälligen vokalischen erscheinungen sind noch zu notieren die elision in 61ª, 4 squirnit 10 kuuinnit 120ᵇ, 10 hôrtih 121ª, 16. 20. 121ᵇ, 25 denner 121ᵇ, 22 niz; die synalöphe in 121ª, 24 mannohhein 121ª, 6 demanne; die auslassung des a in 121ᵇ, 6 kipgan (in uula? 120ᵇ, 21), des e in 120ª, 14 phhe, und wol auch in 120ᵇ, 22 hlias 121ª, 1 hliases, die schreibungen 121ª, 14 uiz 121ª, 6 eik 121ᵇ, 8 uuranh 120ᵇ, 13 uuntar sind wol nur schreibfehler eines des schreibens weniger gewohnten; dagegen werden wir in der widerholten auslassung des i nach uu (in 120ᵇ, 12. 121ᵇ, 25 uurdit 120ᵇ, 19 uc 121ª, 7 urho 121ª, 15 uuze 121ᵇ, 24 uurina; vgl. auch urit 121ª, 15?) keine zufälligkeit mehr erblicken dürfen.

t ist allenthalben verschoben, wie zu erwarten, im anlaut (61ª, 5 zungalon) im inlaut zwischen vokalen als zz (61ª, 4 lâzzit 121ᵇ, 11 uazzon 121ᵇ, 12 muozzi 121ᵇ, 23 ûzzan 119ᵇ, 15 heizzan), als z (121ª, 4 suilizôt), nach consonanten z (121ᵇ, 19) unzi); in der gemination z (121ᵇ, 19 luzigun), in der verschärfung zwischen vokalen zz (121ᵇ, 25 gipuazzit 121ᵇ, 12 gisizzit 120ᵇ, 7 sizzan oder z (121ª, 14 puaze 121ª, 15 uuîze), vor conson. z (121ᵇ, 24 kipuazti); im auslaut z in dem häufigen daz, 121ᵇ, 19 uaz 121ᵇ, 22 iz 120ª, 13. 121ª, 14 uueiz 121ª, 16 allaz. — In 119ᵇ, 14 satanaz 61ª, 10 satanazses steht z für scharfes s. — Die lautverbindung st bleibt unverändert (vgl. das häufige ist, 120ᵇ, 14 strîtit 16 kistarkan 120ᵇ, 17. 18. 121ª, 6. 121ᵇ, 14 stêt 121ᵇ, 17 stênt 120ᵇ, 9 stantan 121ª, 2 kistentit 121ª, 7 stên 121ᵇ, 16 arstên 121ᵇ, 7 mahalsteti 121ª, 6 stûatago 120ᵇ, 11. 17 antichristo 121ᵇ, 14 meista 121ᵇ, 24 fastun 121ᵇ, 27 christ); im auslaut ist t nach s abgefallen in is 121ᵇ, 20.

Lat. p im anlaut unverschoben 61ª, 19 pardîsu 119ᵇ, 14 pîna; im inlaut ist altes p zu f verschoben, sowol nach consonanten 61ª, 19 hilfa 120ᵇ, 16. 121ª, 9 helfan, als in der verschärfung: 121ª, 1 kitruofit. Die labiodentale aussprache erhelt aus 120ᵇ, 13 khenfun. Dass hier die verschiebung allenthalben durchgedrungen ist, ist ein zeichen, dass unser denkmal in der mitte des 9. jahrhunderts geschrieben ist (**Gramm.** s. 236). In D 4 slaffanto 8 slaffa 11 helfan E 162ª, 8 slaffentemo 163ᵇ, 3 rôfo 4 phaffon F 70ᵇ, 10 Exh. taufî Exh. auch tauffî. Über die Hrab. und Mons. Gl. s. in der Gramm. a. a. o. Die herstellung einer älteren schreibart, etwa des ph, lässt sich nicht befürworten. — Die lautverbindung sp bleibt unverändert (119ᵇ, 1 kispane 121ᵇ, 18 sprehhan).

k anl. ist zu ch (120ᵇ, 5 chunno 120ᵇ, 11. 17 antichristo 121ᵇ, 26 chr[ûci] 121ᵇ, 26 christ), kh (120ᵇ, 4 khuninc 121ᵇ, 22 khunin — 120ᵇ, 13 khenfun) verschoben, oder unverschoben k (120ᵇ, 14 kôsa

120^b, 14 kreftîc) oder c (121^b, 29 mancunnes) vgl. Gramm. s. 238. Es sind dies dieselben erscheinungen, wie in den gl. Ra; vgl. auch A 5^a, 7 chellari, aber 32 kazza B 23 untarchinni D 14 christ E 161^b, 16 chlagen 163^b, 7 chanst 162^a, 1 chraft chunst 23 chindlînc 163^a, 7 chunlinga 163^b, 5 chunna, aber 161^b, 23 kreftigin 162^a, 14 cruce F 71^a, 14 chorunka 15 gachorôn. Die gl. R haben ch (5, 23 gachnuphit 9, 34 inchnehta 19, 9 chrumpi u. ö.), seltner h (25, 31. 83, 12 hnolla) oder den unverschobnen laut (61, 28 kacnupfen). Inl. nach n ist der unverschobene laut bewahrt in 120^b, 19 uarsenkan; verschoben ist es als spirans h nach l (121^a, 4 uarsuuilhit), nach r (121^a, 12. 13. 121^b, 9 marha), als (affrikata?) ch nach r 121^b, 7 kimarchôt. In der verschärfung tritt entweder die verschiebung ein als affrikata kkh (121^b, 14 quekkhen), ch (121^b, 9 uuechant) oder unverschoben (121^a, 3 artruknnet; vgl. gl. R 77, 30 artruhn&). Zwischen vokalen ist es stets verschoben, ein zeichen bairischer mundart (Gramm. s. 24), als spirans hh (120^b, 9 rahhu 120^b, 10 rahhôn 61^a, 21. 120^b, 14 mihhil 120^b, 16 rîhhi 61^a, 5. 119^b, 14 pehhe 121^b, 17 sprehhan 121^b, 12 kirahhôn), als hch (120^b, 8 rîhche) oder als h (121^a, 17. 22 rahôno 61^a, 21 uuelîhemo 121^a, 17. 22 ueliha 120^b, 6 kilîhaz 61^a, 16 rîhi 121^a, 19 uuielihan). Im auslaut steht h (öfter sih 61^a, 12 uirinlîh 121^b, 10 manogilîh 120^b, 7. 121^b, 19 uelîh 61^a, 18 siuh). Im algemeinen haben wir auch hier eine weitgehende übereinstimmung mit den gl. Ra zu constatieren, vgl. inl. zw. vokalen D. 2 missasprâhhi 5 uuahhento 10 solîho E 162^b, 12 lîchit 161^b, 22 macha 163^a, 5 gimacchôst 162^a, 2. 3. 5 7. 163^a, 5 solîhan 162^a, 9 wirdiglîhen, amphanglîhen 70^b, 2 mihhil 14 rîchisoia 17 êrlîcho 71^a, 4 follîcho 7 uuelîhhemo; nach consonanten D 3. 16 gadancho (a) 7 trancha E 161^a, 15. 162^a, 7. 162^b, 21. 26. 163^a, 8. 19. 163^b, 5. 7 denchan 162^b, 17 starchi. — sc bleibt auch in Muspilli unverändert (vgl. öfter scal; 121^a, 24 scolta 120^b, 2 himiliskin 121^b, 3 (hi)milisc); s ist abgefallen in 120^b, 19 cal. Im auslaut vor folgendem h entsteht, wie auch sonst gewöhnlich, h: 61^a, 3 lîhhamun 121^a, 24. 121^b, 2. 17. 120^b, 6 nohhein 121^b, 22 dehheina (vgl. F. 70^b, 22 lîchamun). — Die bezeichnung des anl. q ist stets qu, nie qhu.

Anl. d wird zu t (61^a, 16 tôd 121^b, 14 tôtên 119^b, 12 tuo 120^b, 6 kitar 121^a, 1 kitriufit 121^b, 12 tâtin 12 tâto 121^a, 21 kitarnit 121^b, 21 kita — 121^a, 17 arteile 121^b, 14 arteillan 61^a, 1 touuan 121^b, 26 kitragan 121^a, 21 tiuual 121^a, 7 stûatago 121^a. 3 artruknnêt), ebenso inl. und ausl. nach cons. 121^b, 19 untar 120^b, 13 uuntar 120^a, 12 suntîgan 120^a, 4 stantan 121^a, 2. 6 kistentit 121^b, 4 lepêntên 221^a, 20 uantil 119^b, 13 harto 121^b, 15 rihtungu 120^a, 5 rehto 120^b, 7 kiuualtit 121^b, 10 moltu 121^a, 7 lant 121^b, 17 hant 120^b, 2 uunt 121^a, 5

gart 61^a, 12 ret), nach vokal (120^a, 16 gote 121^a, 10 preita 121^b, 12 tâtin 121^b, 22 tâto 121^b, 14 tôtên 121^b, 15 guotero 20 miaton 121^a, 21. 122^a, 2 miatûn; 120^b, 21 got 121^a, 1 pluot 61^a, 22 muot 121^a, 16 guot), in der verschärfung (61^a, 10 leitit 121^a, 5 mittila 120^b, 20 steti), sämtliche erscheinungen entsprechen regelrecht dem bairischen dialekt; vgl. die verschärfung gl. R, 31, 23 intleitit 77, 7 kapeitit u. ö. A, 5^b, 11 leiti. — Die apokope des t in 121^a, 2 inprinnan würde auf mitteldeutschen ursprung deuten (vgl. Gramm. 332), wenn nicht des folgenden d wegen ein schreibfehler wahrscheinlicher wäre.

Anl. b ist verschoben (121^a, 2 pergâ, poum 13 piehe 14 puaze 15. 21. 61^a, 20. 120^a, 9. 15. 16. 17. 19 pî 121^b, 5 pald 6 kipgan 14 gipuaztî 25 gipuazzit 61^a, 5. 119^b, 14 pehhe 61^a, 6. 120^b, 12 pâgant 61^a, 19 pû 119^b, 14 piutit 120^b, 5 kipannit 120^b, 7 pan 121^a, 1; pluot 121^a, 5. 10 prinnit 13 farprunnan 2 inprinnan 61^a, 15 pringent 121^a, 10 preita) ebenso inl. (61^a, 9 ipu 13 upi 120^b, 9 hapêta 121^a, 22 hapêt 121^b, 18 houpit 8 upiles 4 lepêntên 121^a, 23 upiles; 61^a, 6. 121^b, 15 umpi 121^a, 11 arfurpit; demgemäss werden wir auch 121^a, 20 das habêt des mscr. ändern dürfen. Ausl. zeigt sich die verschiebung (61^a, 16. 120^b, 15 lîp). In A. B. C. E steht der unverschobne laut; doch hat D 11 fargeban neben 17 upar 18 upila, und im auslaut hat auch E 163^b, 7 tumpheit, aber anlautend stets b (ausser 161^b, 12 pist). F hat anlautend 70^b, 1 pist 11 pringan 19 Pilipi 71^a, 1 pluot 9 prôder 13 princ inlautend 70^b, 4 selpan 19 pilipi 71^a, 2 lîpe auslautend 70^b, 10. 22 kip.

g bleibt unverschoben in 121^a, 5. 121^b, 15 gart 16 guot 121^b, 15 guotero, gomono 61^a, 8 argêt 120^b, 21 gotmanno 120^b, 16 gote; dagegen verschoben ist es, und zwar stets als k, in 61^a, 23 kot 119^b, 12 kerno 120^b, 15 rehtkernôn. Das trift wider zusammen mit den gl. Ra (Gramm. s. 258). In A. B. C. E ist die verschiebung nicht vertreten, wol aber in D (5 kiridôno 8 farkip und vor o, u als c: 12 cutan 14 cotar; aber 11 fargeban). In F steht anl. meist die verschiebung (70^b, 20. 22 kip 5 cotes aber 2 gotlichi). — Im inlaut steht g (121^a, 4 lougin 121^b, 26 hêlîgo 121^a, 7 tago 12 mâgon 121^b, 26 kitragan 6 kipgan 8 sageta 18 sagên 121^a, 23 kisagêt 121^b, 15 menigi 121^b, 21 megi 61^a, 14 eigan 120^b, 22 mûge 20 sigalôs 120^a, 12 suntîgan 120^b, 15 heuîgon 4 mahtîgo 121^b, 19 luzîgun 121^a, 19 uuênago 121^a, 14 pidungan 61^a, 14. 121^b, 15 engilo 121^b, 8 engilo 9 dinge 19 uiger, pringent 61^a, 6. 120^a, 12. 121^a, 18 sorgên 61^a, 17 sorgûn 121^a, 2 perga); in der verschärfung ck (119^b, 15 huckan) vgl. 120^b, 2 in kihuctin; D hat in der verschärfung gk (3 gihugku, kihugku), oder blos g (5 lugino); lezteres ist in E stehend (162^b, 19 hugi 163^a, 2

gihugi u. ö.). F hat inlautend die verschiebung, ausser nach n (70[b], 11 pringan 17 engila; ferner 20 emizzîgaz 71[a], 2 euuîgero 9 hugiu), in der verschärfung 70[b], 8. 13 dikkamês. Die gl. R haben inlautend meist den unverschobenen laut; die verschärfung vgl. 45, 35 uparhukit 51, 20 henk& 105, 12 auuickeot 37, 7 auuicki u. ö.). — Im auslaut ist in M. die verschiebung regel, als c (61[a], 7. 119[b], 15. 121[a], 8. 119[b], 15 lauc 120[a], 15 paluuîc 120[b], 1 uuênac 4 khuninc 120[b], 14 kreftic 120[b], 29 uc) oder als k (61[a], 20 kinuok 121[b], 6. 17 mak 120[a], 15 dink 121[a], 6 eik) auch als hc (120[b], 13 uuihc 121[a], 13 piehc), als hc (121[a], 3 ênîhc), als ch (120[b], 12 uuarch, vielleicht auch 121[b], 20 listi:h). Unverschoben scheint es nur in 61[a], 12 ding, was wol nach 120[a], 15 zu corrigieren ist. Auch den gl. Ra, mit denen M so vielfach stimt, haben auslautend die verschiebungen (Gramm. 258), ebenso F (71[a], 13 princ), nicht aber D (4 nôtag, unnôtag). Die gl. R haben auslautend meist c.

Anl. th ist zu d verschoben in den formen des artikels und der pronominalen adverbia, ferner in 121[b], 29 desse, duruh 9 deota, dinge 22 dehheina 61[a], 12 ding 120[a], 12 drâto 121[a], 14 pidungan 17 darf; inl. in den oft begegnenden formen von uuerdan, ferner 120[b], 20 sinde 121[a], 8 andremo 121[a], 1 erda 3. 6 erdu 121[b], 17 pimîdan 20 mordes; und im auslaut (61[a], 2. 121[b], 4 sind 61[a], 16 tôd 10 leid 121[a], 24 sîd 121[b], 5 pald 27 uuard).

Die tonlose labiale spirans wird anlautend durch f (oft in fona, furi 61[a], 11. 119[b], 3 fuir 12. 17 finstrî 120[a], 18 altfîante 121[a], 11 arfurpit 23 kifrumita 121[b], 24 fastûn 26 frôno) oder durch u bezeichnet (61[a], 12 uirinlîh 120[a], 13 uinstrî 14 uirinâ 120[b], 18 uar 121[a], 7 uuiru 9 uora 10 uugir 6 uerit 121[b], 12 uazzon 16 uilo 19 uiger), vielleicht auch durch uu, wofern hier nicht schreibfehler vorliegen (120[b], 8 uuora 121[a], 7 uurho 121[b], 8 uurant? 120[b], 21 uula??). Durch den umfangreicheren gebrauch von u im anlaut unterscheidet sich M von gl. Ra (Gramm. s. 268). Auch die gl. R schreiben fast immer f. Solte man das anlautende u als eine fränkische gewohnheit des schreibers zu betrachten haben, indem man besonders an die im Ludwigsliede gebräuchliche orthographie denkt? In D überwiegt auch f (nur 6 uizusheito), ebenso in F, während in E schon v, u überwiegen. Im inlaut steht f 120[b], 3. 121[b], 22 after 121[a], 11 luft; aber 121[a], 21 tiuual (für mich ein beweis, dass in diesem worte w gesprochen wurde) und 61[a], 13. 121[b], 11 hauar. Dieses u fehlt in älteren bairischen glossen ganz. Die Exh. hat auch f, ebenso D; in E begegnet, obschon vereinzelt daneben u, v. F hat inl. f, aber beachte 70[b], 14. 71[a], 14 tiuual 21 auar. In der verschärfung hat M 61[a], 3. 121[b], 4 arheuit

121^b, 5 heuit. Sonst ist dies verb in dieser form hauptsächlich in alem. denkmälern erhalten (Gramm. s. 268. Graff IV, 815 fg.); doch wol nur zufällig. Ich möchte in heuit, wie in tiuual und auar an tönende aussprache denken. — Ausl. 121^a, 17 darf.

Die anlautende gutturale tonlose affrikata wird stets durch h bezeichnet (21^b, 2 horn 4. 5 heuit 17 hant 18 houpit 120^b, 12 arhapan 121^b, 27 arhangan 61^a, 4 heri 61^a. 4. 14. 16. 19. 120^b, 16 himil 61^a, 8. 13 halôn 61^a, 19 hilfa, hûs 120^b, 16 helfan 119^b, 13 hella, harto 120^a, 16 harêt 121^a, 22 hapêt); ebenso im inlaut vor vokal (121^a, 8 urho = uiriho 3 aha 121^b, 7 mahalsteti 120^b, 5. 8 mhal; vgl. gl. R 73, 29 mahal), vor consonanten (121^b 16 rihtungu 120^a, 15. 120^b, 10. 15 rehto 120^b, 14 mahtîgo 121^b, 21 hiouuiht). Auslautend 120^b, 21 doh 121^b, 29 duruh. Unorganisch begegnet h öfter (61^a, 13 hauar 120^b, 14 helias 21 hlias 121^a, 1 hliases 121^b, 8. 21 hio 15 hêuîgon 12. 20 heo 21 hiouuiht), so dass wir dasselbe für ein charakteristikum des dialekts anzusehn haben. Dasselbe findet sich auch sonst, ebenso wie die gleich zu erwähnenden fälle des ausfals, in anderen bairischen denkmälern (vgl. Gramm. s. 272 fg.). Das h schwindet anl. in 121^b, 25 apêt, inl. vor t in 121^b, 11. 17 reto 121^a, 21 reta 61^a, 12 ret 121^b, 17 uit; zwischen vokalen — ein anfang zur ersatzdehnung — 121^b, 1 intfaan; derselbe vorgang, nur mit anderer bezeichnung, scheint mir in 120^b, 5. 8 mhal vorzuliegen. Vor uu ist es schon allenthalben anlautend geschwunden, und keine spur der allitteration, auch nicht 61^a, 8, deutet auf einstiges vorhandensein (Gramm. s. 270), 120^b, 3. 121^a, 19 könten sogar dagegen sprechen; wol aber fordert die allitteration die herstellung des früheren kihlûtit 121^b, 3. — Zu beachten ist noch die metathesis in 61^a, 17 lihot.

Für s sind auffällige erscheinungen nicht anzuführen; in der verschärfung steht stets ss (121^b, 9 uuîssant 10 lôssan). — j in den jastämmen ist nirgends mehr erhalten, auch in der I. sw. conjugation nicht; nur in der verschärfung hat es spuren seines einstigen daseins hinterlassen.

uu findet sich anlautend oft durch u bezeichnet (61^a, 9 uerde 120^b, 7 uelîh 10. 121^b, 18 kiuextôt 120^b, 19 uc 121^a, 17. 22 uelîha 14 uiz 19 ueiz uantil 121^b, 3 uirdit 17 uiht 19 uaz), ebenso im inlaut (120^b, 15 hêuîgon). Weniger auffällig ist es vor u im an- und inlaut (120^b, 20 uunt 121^a, 22 ruouu). Nach s steht einmal uu (121^a, 4 uarsuuilhit), einmal u (121^a, 4 suilizôt). Zwischen d und u schwindet es (121^a, 14 pidungan; vgl. R 7, 11. 61, 38. 89, 31. 177, 16 und Gramm. s. 280). — Von altem hv ist das u geschwunden in 121^a, 3 aha. Auch

nach s findet in 61^{a}, 6. 120^{a}, 12 sorgên 61^{a}, 17 sorgûn schwund des w statt; sowie in sêla 61^{a}, 7. 120^{b}, 1 (vgl. Gramm. s. 282).

Von den liquidis steht regelrecht doppel-l (in 121^{a}, 10. 11. 23. 121^{b}, 5. 12 allaz 121^{b}, 18 allero 121^{a}, 5 uallit 120^{a}, 10 piualla 119^{b}, 3 hella 121^{a}, 9 muspille 119^{b}, 2 uuillun); regelrecht l in 120^{b}, 15 uuili; gegen die regel in 61^{a}, 21. 120^{b}, 7 alero. In der verschärfung nach langem vokal steht ll (121^{b}, 14 arteillan). Auch bei r sind auffälligkeiten nicht hervorzuheben; in der verschärfung steht rr (121^{a}, 21 marrit); vor h erzeugt es u nach sich (121^{b}, 29 duruh). Schwund ist eingetreten in 61^{a}, 17 finstî, wofern nicht ein schreibfehler vorliegt. In 120^{b}, 3. 9. 10 uuerolt hat die verdumpfung des ursprünglichen a stattgefunden (auch E z. b. 161^{b}, 24 schreibt uuerolt, ebenso D 13; lezteres hat aber D 9 auch uueralti).

Die nasale sind regelrecht verwendet, so doppel-n in dem häufigen denne, mannun, manno, prinnan 121^{b}, 29 mancunner 29 minna; in der verschärfung 121^{b}, 4. 13 suonnan; als zeichen des stimtons in 121^{a}, 3 artruknnêt. Dagegen ist es unregelmässiger weise vereinfacht in 61^{a}, 21. 121^{b}, 10 mano 121^{a}, 17. 18 dene. Am ende ist es geschwunden in 120^{b}, 20 piuallan; ebenso vor g in 121^{b}, 19 uîger (mit ersatzdehnung?).

Aus der formenlehre ist folgendes zu erwähnen. Starkes verb: praes. ind. 3. s. -it (arheuit [2 mal], lâzzit, quimit [8 mal], kuuinnit, uuirdit [2 mal], uurdit, kiuuinnit, piutit, kipannit, kiuualtit, kitriufit, kistentit [2 mal], uarsuuilhit, uallit, prinnit, uerit]2 mal], uarprinnit, urit, uirdit, heuit, gisizzit). — 3. pl. -ant (61^{a}, 6 pâgant 14 quemant 121^{b}, 8 uurant; mit abfall des t: 121^{a}, 12 inprinnan). Praet. ind. 3. s. (121^{b}, 27 uuard 121^{a}, 13 piehc). — Praes. conj. 3. s. -e (61^{a}, 1 piqueme 9. 121^{b}, 13 uerde 119^{b}, 11 kispane 12 wîse 121^{b}, 22 uuerde). — Infin. -an (120^{a}, 14 prinnan 120^{b}, 5 queman 8 stantan 12 pâgan 16 helfan 21 uuerdan 121^{a}, 8 helfan 121^{b}, 6 kipgan 11 piqueman 17 pimîdan 18 sprehhan 21 arliugan, ebenso von den ja-stämmen 61^{a}, 3 likkan 120^{b}, 7 sizzan), mit abfall des n 120^{b}, 20 piualla. — Partic. praet. 120^{b}, 13 arhapan 121^{a}, 13 farprunnan 14 pidungan 26 kitragan.

Schwaches verb. praes. ind. 3. sg. I -it (61^{a}, 10 leitit 120^{b}, 1. 21 uuânit 121^{a}, 11 arfurpit 21 marrit) II -ôt (121^{a}, 4 suilizôt), III -êt (120^{a}, 16 harêt 121^{a}, 3 artruknnêt 23 kisagêt 20 habêt 22 hapêt 121^{b}, 25 apêt). — 3. pl. I -ent (61^{a}, 15 pringent) oder -ant (121^{b}, 9 uuechant, uuîssant). — II -ônt (61^{a}, 13 kihalônt). — Praet. ind. 1. sg. I mit apokope 120^{b}, 10 hôrtih. — 3. sg. I -ita (121^{a}, 23. 121^{b}, 20 kifrumita). — II -ôta (120^{b}, 4 uuerkôta). — III -êta (120^{b}, 10 hapêta 121^{b}, 8 sagêta). — Praes. conj. 3. sg. I -e (121^{a}, 17 arteile 14 puaze). —

Praet. conj. 3. sg. I -tî (121^b, 24 kipuaztî). — Infin. I -an (61^a, 1 touuan 119^b, 16 huckan 120^b, 19 uarsenkan 16 kistarkan 121^b, 4. 13 suonnan 10 lôssan 121^b, 14 arteillan). — II -ôn (120^b, 10 rahhôn 121^b, 12 kirahhôn 121^a, 8 uuîsôn). — III -ên 61^a, 6. 120^a, 12. 121^a, 18 sorgên 121^b, 18 sagên 120^a, 14 stûên). — Part. praes. dat. pl. masc. III: 121^b, 4 lepêntên. — Part. praet. I -it (120^b, 12 kiuuâfanit 121^b, 3 kilûtit 121^b, 25 gipuazzit). II -ôt (121^b, 7 kimarchôt 61^a, 9 gihalôt).

Von gên und stên kommen vor praes. ind. 3. sg. 61^a, 8 argêt 120^b, 17. 18. 121^a, 14. 121^b, 14 stêt. 3. pl. 121^b, 17 astênt. Infin. arstên.

Von tuon die 3. sg. praes. conj. 119^b, 11 tuo; von sîn nur die 3. p. sg. praes. ind. ist, einmal mit abfall des t (121^b, 20 is).

Von den hilfsverben begegnet: die 3. p. sg. praes. ind. (61^a, 1. 120^a, 13. 120^b, 5. 8. 16. 19. 121^b, 4. 11. 13 scal 120^b, 19 cal 61^a, 7. 121^a, 8 mac 121^b, 6. 17 mak 121^a, 17 darf 120^b, 6 kitar 120^b, 15 uuili) 3. p. sg. praes. conj. (120^b, 7. 11 sculi 121^b, 21 megi 121^b, 12 muozzi). 3. sg. praet. c. (121^a, 24 scolta).

Von uuizzan die 3. p. sg. praes. uueiz 120^a, 13 ueiz 121^a, 19 uiz 121^a, 14.

In der declination der männlichen a-stämme sind folgende casus vertreten n. s. (61^a, 1 tac 119^b, 14 satanaz 61^a, 16. 121^b, 11 lîp 121^a, 2 poum 4 himil 120^b, 4 khuninc 121^a, 5 gart 8 mâk 21 tiuual); g. s. -es (61^a, 10 satanazses 119^b, 12 kotes 120^b, 17 himiles 121^a, 1 hliases 121^b, 20 mordes); d. s. -e (61^a, 14 himile 120^a, 16. 120^b, 2 gote 120^b, 12 eliase 18 altfîante, satanase 120^b, 20 sinde); a. s. (61^a, 16 tôd 19 bû 119^b, 15 louc 120^b, 7 pan 15 lîp 19 uîger 4 sind); i. s. -iu (121^a, 4 lougiu). — n. pl. -â (121^a, 2 pergâ 121^b, 8 engilâ); g. pl. -o (61^a, 15. 121^b, 15 engilo 61^a, 16 himilo 121^a, 8 urho); d. pl. -on (121^a, 13 mâgon); a. pl. -â (121^b, 9 deotâ).

Von weiblichen a-stämmen: n. s. -a (61^a, 7 sêla, suona 120^a, 16 hilfa 120^b, 1. 121^a, 14 sêla 120^b, 14 kôsa 121^a, 12. 121^a, 13 marha); g. s. -â (61^a, 20 hilfâ 119^b, 13 hellâ 120^b, 1 kinâdâ); d. s. -u (120^b, 9 rahhu 121^a, 18. 24 suonu 121^a, 22 ruouu 121^a, 3. 6 erdu 121^b, 10 moltu 15 rihtungu); a. s. -a (119^b, 14 pîna 121^a, 1 erda 121^b, 8 marha 121^b, 9 minna); g. pl. -ôno (121^a, 17. 22 rahôno); d. pl. -ôn (121^b, 11 uazzôn); a. pl. -â (120^a, 14. 121^b, 14 uirinâ).

Von neutralen a-stämmen: n. s. (61^a, 11 leid 12 ding 17 lihot 119^b, 11 muot 120^b, 13 uuîho 121^a, 1 pluot 3 muor 10 uuasal, uugir 121^b, 18 houpit); g. s. -es (119^b, 14 pehhes); d. s. -e (61^a, 5 pehhe 120^a, 14 phhe 120^b, 8 mhale 9 rîhche 22 uuîge 121^a, 16 mahale

121ᵇ, 9 dinge); a. s. (61ᵃ, 11. 119ᵇ, 3 fuir 61ᵃ, 19 hûs 120ᵇ, 5 mhal 121ᵃ, 7 lant); i. s. -u (121ᵃ, 7 uuiru 61ᵃ, 19 pardîsu 121ᵇ, 23 alamuasanu); g. pl. -o (120ᵇ, 6 parno); d. pl. -on (61ᵃ, 5 himilzungalon).

Von ja-stämmen ist im masc. vertreten: n. s. (121ᵇ, 3 suanâri); vom neutr. der n. s. (61ᵃ, 4 heri 10 kisindi); g. s. (121ᵃ, 23 upiles 121ᵇ, 29 mancunnes); d. s. (61ᵃ, 8 herie 121ᵃ, 15 uuîze 121ᵃ, 9 muspille); a. s. (120ᵇ, 15 rîhhi 61ᵃ, 16 rîhi); g. pl. (120ᵇ, 6 chunno; vgl. Gramm. s. 365. 121ᵇ, 5 herio).

Von i-stämmen ist nur der n. s. f. 121ᵃ, 11 luft, der d. s. f. (120ᵇ, 3 uuerolti 20. 121ᵇ, 7 steti) der gen. pl. 121ᵇ, 22 tâto und der d. pl. f. (120ᵇ, 2 kihuctin 121ᵇ, 12 tâtin), von u-stämmen nur 121ᵇ, 17 hant und 120ᵇ, 20 das compos. sigalôs im Muspilli nachzuweisen.

Von dentalstämmen begegnet 121ᵇ, 18 der d. c. altfîante.

Von sonstigen consonantischen stämmen ist zu nennen a. von männlichen an-stämmen der n. s. (120ᵇ, 11. 17 antichristo 121ᵃ, 5 mâno 7 stûatago); a. s. (61ᵃ, 3 lîhhamun 23 uuillun); n. pl. (120ᵇ, 13 khenfun); g. pl. (121ᵇ, 13 gomôno); a. pl. (120ᵇ, 11 uuerolt rehtuuîson 15 rehtkernon); — b. von weiblichen n. s. (61ᵃ, 17 selida), a. s. (61ᵃ, 17 sorgûn 121ᵃ, 24. 121ᵇ, 2 miatûn); d. s. (121ᵇ, 24 fastûn); d. pl. (121ᵃ, 20 miatôn); a. pl. (121ᵇ, 28 mâsûn); — c. von jân-stämmen der n. s. (121ᵇ, 15 menigî); d. s. (120ᵃ, 13 finstrî); a. s. (61ᵃ, 12 finstrî).

Von dem substantivum man begegnen folgende casus: n. s. man (61ᵃ, 18. 121ᵃ, 12. 19. 22. 121ᵇ, 8. 20 neoman 120ᵃ, 15 nioman 121ᵃ, 6); d. s. manne (121ᵃ, 15); g. pl. manno (120ᵇ, 7. 22. 121ᵇ, 2. 17); mano (61ᵃ, 21. 121ᵇ, 10); d. pl. mannun (121ᵇ, 20).

Vom demonstrativ und relativ gebrauchten artikel ist vertreten a. masc. n. s. der (19mal), d. s. demo (4mal), einmal domo (120ᵇ, 20), einmal mit dem folgenden worte verschmolzen (121ᵃ, 15 demanne), a. s. den (5mal), n. pl. die (3mal, dia 121ᵇ, 16), g. pl. dero (61ᵃ, 14), d. pl. dên (120ᵇ, 15), a. pl. dia (120ᵇ, 10); b. femin. n. s. diu (9mal), d. s. deru (7mal), dera (121ᵇ, 25), a. s. dia (121ᵇ, 8), d. pl. dên (121ᵃ, 20), a. pl. dio 121ᵇ, 24. 28. 29); c. neutrum n. s. daz (7mal), g. s. des (120ᵇ, 21), d. s. demo (3mal), a. s. daz (7mal), dz (121ᵃ, 21. 121ᵇ, 1), i. s. diu (6mal).

Das alte demonstrative î (vgl. got. þatei) ist damit verbunden 61ᵃ, 12 dazî (vgl. 61ᵃ, 16 dârî).

Vom stärkeren demonstrativpronomen findet sich nur als gen. sg. neut. 121ᵇ, 29 desse, das nur im ersten compositionsteile flektiert ist.

Vom persönlichen pronomen begegnet im masc. n. s. er (15mal) d. s. imo (7mal), d. pl. in 120ᵇ, 13; im fem. n. s. stets die jüngere

form si (61^{a}, 3. 8. 14. 121^{a}, 15; vgl. Gramm. s. 404); d. s. iru 61^{a}, 11. a. s. sia 61^{a}, 9. 10. 13; im neutrum n. s. iz (121^{b}, 22); g. s. es 119^{b}, 11); a. s. iz (121^{a}, 11. 23); n. pl. siu (61^{a}, 6).

Als reflexivpronomen wird im acc. gebraucht sih (6 mal); als possessivpron. das flektierte sîn (119^{b}, 11), sînên (121^{b}, 12), sîno (120^{a}, 14. 121^{b}, 11); als interrogativpron. im acc. sg. neutr. uaz (121^{b}, 19), im i. s. n. uuiu (121^{b}, 14).

Für die flexion des adjektivpronomens ist zu beachten, dass mehrfach in eigentümlicher art die unflektierte (starke) form begegnet. Von der pronominalen form begegnet ein masc.: d. s. -emo (F hat emu; 61^{a}, 8 uuederemo 121^{a}, 8 andremo 61^{a}, 21 uelîhemo; vgl. Gramm. s. 431), a. s. -an (119^{b}, 15 heizzan 120^{a}, 12 suntîgan), g. pl. -ero (121^{b}, 8 allero 61^{a}, 21. 120^{b}, 7 alero 121^{b}, 15 guotero), d. pl. -ên (121^{a}, 12 sînên 121^{b}, 4 tôtên, lepêntên 121^{b}, 14 tôtên, quekkhên); im femin. a. s. -a (121^{a}, 17. 22 uelîha 121^{b}, 22 dehheina); d. pl. -ên (121^{b}, 12 sînên); a. pl. -o (120^{a}, 13 sîno); im neutr. n. s. -az (120^{b}, 6 kilîhaz 121^{b}, 5 allaz); a. s. -az (121^{a}, 10. 11. 23. 121^{b}, 12 allaz); — von der consonantischen decl. die formen: n. s. m. 120^{b}, 3 mahtîgo 121^{a}, 19 uuênago, d. s. m. 120^{b}, 2 himiliskin, a. s. m. 120^{b}, 15 hêuîgôn 121^{b}, 29 luzîgun, n. s. n. 121^{a}, 10 preita 121^{b}, 5 meista; a. s. n. 121^{a}, 21 reta. — Das adverb ist auf -o gebildet (rehto 120^{a}, 15 reto 121^{a}, 17. 121^{b}, 11 drâto 120^{a}, 12 kerno 119^{b}, 2 harto 119^{b}, 13).

Aus dieser zergliederung des Muspilli ergibt sich mit sicherheit, dass, wenn überhaupt einmal das gedicht im fränkischen dialekt vorhanden war, was mir keineswegs sicher scheint, da die beweise höchst unsicher sind, dasselbe jedenfals volständig in das Bairische umgedacht ist, nicht blos umgeschrieben. Die fränkischen spuren beschränken sich zum grösten teile auf schreibergewohnheiten, die nur von belang wären, wenn sie eine verschiedenheit der aussprache bedeuteten. Die aufgabe kann nur sein, die um etwa ein menschenalter ältere bairische form zu reconstruieren, wobei sich nur sehr wenig änderungen ergeben dürften. Auf grund der obigen betrachtungen gewinnen wir folgende textform:

sîn tac piqueme   daz er towan scal;
wanta sâr sô sih diu sêla   in den sind arhevit
enti si den lîhhamun   likkan lâzzit,
sô quimit ein heri   fona himilzungalon,
daz andar fona pehhe: dâr pâgant siu umpi.
sorgên mac diu sêla,   unzi diu suona argêt,
za wederemo herje   si gihalôt werde.
wanta ipu sia daz satanâzses   kisindi kiwinnit,

daz leitit sia sâr   dâr iru leid wirdit,
in fuir enti in finstrî: dazî ist virinlîh dink.
upi sia avar kihalônt   die dar fona himile quemant
enti si dero engilo   eigan wirdit,
die pringent sia sâr   ûf in himilo rîhhi:
dârî ist lîp âno tôd,   lioht âno finstrî,
selida âno sorgûn   dâr ni ist neoman siuh.
denne der man in pardîsu   pû kiwinnit,
hûs in himile,   dâr quimit imo hilfâ kinuok.
pidiu ist durft mihhil   allero manno welîhhemo
daz in es unarmuodenlîcho   sîn muot kispane,
daz er kotes willun   kerno tuo
enti hellâ fuir   harto wîse,
pehhes pîna: dâr piutit der satanâz allên,
altisto heizzan louc.   sô mac huckan,
za diu sorgên drâto,   der sih suntîgon weiz.
wê demo in vinstrî scal   sîno virinâ stûen,
prinnan in pehhe: daz ist rehto palwîc dink,
daz der man harêt ze gote   enti imo hilfa ni quimit.
wânit sih kinâdâ   diu wênaga sêla:
ni ist in kihuctin   himiliskin gote,
wanta hiar in werolti   after ni werkôta.

* * *

Sô der mahtîgo khuninc   daz mahal kipannit,
dara scal queman   kunno kilîhaz:
ni kitar parno nohhein   den pan furisizzan,
ni allero manno welîh   ze demo mahalo sculi.
dâr scal er vora demo rîhhe   az rahhu stantan
pî daz er in werolti   io kiwerkôta.

* * *

Daz hôrtih rahhôn   dia weroltrehtwîson,
daz sculi der antichristo   mit êlîase pâgan:
der warc ist kiwâfanit,   wirdit untar iu wîc arhapan.
khenfun sint sô kreftîc,   diu kôsa ist sô mihhil.
êlîas strîtit   pî den êwîgon lîp,
wili dên rehtkernôn   daz rîhhi kistarkan:
pidiu scal imo helfan   der himiles kiwaltit.
der antichristo stêt   pî demo altfîante,
stêt pî demo satanâse,   der inan varsenkan scal.
pidiu scal er in deru wîcsteti   wunt pivallan
enti in demo sinde   sigalôs werdan.

Doh wânit der warc des,   in wâle gotmanno,
daz êlîas in demo wîge   arwâfanit stante.
Sô daz êlîases pluot   in erda kitriufit,
so inprinnant die pergâ,   poum ni kistentit,
ênîc in erdu.   aha artruknêt,
muor varswilhit sih,   swilizôt lougju der himil.
mâno vallit,   prinnit mittilagart,
stên ni kistentit: denne stûatago in lant
verit mit vuiru   viriho wîsôn,
dâr ni mac mâk andremo   helfan vora muspille.
denne daz preita wasal   allaz varprennit
enti vuir enti luft   iz allaz arfurpit:
wâr ist denne diu marha   dar man eo mit mâgon piec?

* * *

diu marha ist farprunnan,   diu sêla stêt pidwungan,
niweiz mit wiu puaze: sâr verit si za wîze.

* * *

Pidiu ist manne sô guot,   denner ze mahale quimit,
daz er rahhôno welîhha   rehto arteile:
dénne ni darf er sorgên,   denne er ze suonu quimit.
ni weiz der wênago man   wielîhhan urteil er hapêt,
denner mit dên miatôn   marrit daz rehta,
daz der tiuval dâr pî   kitarnit stentit.
der hapêt in ruowu   rahhôno welîhha,
daz der man êr enti sîd   upiles kifrumita,
daz er iz allaz kisagêt,   denne er ze suonu quimit.
ni scolta manno nohhein   miatûn intfâhan.

* * *

So daz himilisca horn   kihlûtit wirdit
enti sih der suanâri   in den sind arhevit:
denne hevit sih mit imo   herjo meista,
daz ist allaz sô pald,   daz imo nioman kipâgan nimak.
denne verit er ze mahalsteti   deru dâr kimarchôt ist.
dâr wirdit diu suona   dia man dâr io sagêta.
Denne varant engilâ   uper dia marha,
wechant deotâ,   wîssant ze dinge.
denne scal mannogilih   fona deru moltu arstên,
lôssan sih ar hlêwo vazzôn: scal imo avar sîn lîp piqueman,

Zu v. 49 vgl. Apoc. XI, 3 „amicti saccis“ und gl. R. bei Steinmeyer-Sievers 189, 3.

daz er sîn reht allaz   kirahhôn muozzi
enti imo after sînên tâtin   arteilit werde.
denne der gisizzit   der dar suonnan scal
enti arteillan scal   tôtên enti quekkhên,
denne stêt dâr umpi   engilo menigî,
guotero gomôno   gart ist sô mihhil.
dara quimit ze rihtungu sô vilo   dia dar ar restî arstênt,
sô dâr manno nohhein   wiht pimîdan ni mak.
dar scal hant sprehhan,   houpit sagên,
allero lido welîh   unzi in den luzîgun vinger,
waz er untar mannun   mordes kifrumita.
Dâr ni ist io listîc man,   der dar iowiht arliugan megi,
daz er kitarnan megi   tâto dehheina,
niz al fora khuninge   kichundit werde,
ûzzan er ez mit alamuasanu   furiîltî in werolti
enti mit fastûn   dio virinâ kipuaztî.
Ni mac sorgên der gipuazzit hapêt   denner ze suonu quimit:
wirdit denne furi kitragan   daz frôno chrûci,
dâr der hêligo christ   ana arhangan ward.
ougit er dio mâsûn   dio er in menniskî intfienc,
dio er duruh mancunnes   minna — — —

ALTONA, JANUAR 1882. P. PIPER.

DAS MÜNCHENER LIEDERBUCH.

Das „Münchener Liederbuch“ der k. hof- und staatsbibliothek (Ms. 208. Mss. music. 3232, früher Cgm. 810), aus welchem Rudolf Eitner in der als beilage zu seiner zeitschrift[1] erschienenen samlung: „Das deutsche Lied,“ band II die mit musiknoten versehenen deutschen lieder nebst ihren singweisen, und mehr um dieser willen, veröffentlicht hat, enthält ausser denselben auch eine anzahl deutscher lieder ohne melodieen, welche Eitner deshalb ungedruckt gelassen hat. Doch mögen auch sie, obwol einer etwas späteren zeit als jene angehörend, des abdruckes nicht unwert erscheinen, wäre es auch nur um der vergleichung willen mit anderen ähnlichen samlungen, wie etwa dem

1) Monatshefte für Musik-Geschichte, herausgegeben von der Gesellschaft für Musikforschung; XII. Jahrg. Berlin, 1880.

älteren, sogen. Locheimer liederbuche oder dem etwas späteren Berliner.[1]

Was die nähere beschreibung des manuscriptes angeht, verweise ich auf den von Jul. Jos. Maier, custos der k. hof- und staatsbibliothek verfassten katalog: „Die musikalischen Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek in München," I. teil (München 1849), s. 125, sowie auf Eitners zeitschrift, a. a. o. und VI. jahrg. (1874), s. 147—160, woraus ich hier nur folgendes widerhole.

Die handschrift rührt aus der Schedelschen familienbibliothek in Nürnberg her und ist zum grösten teil autograph Dr. Hartmann Schedels (arzt und historiker; geb. 1440 in Nürnberg, gest. 1514). Dieselbe gelangte nebst der übrigen bibliothek Schedels um die mitte des 16. jahrhunderts in den besitz der kurfürstlichen bibliothek in München nebst einem von H. Schedel um 1490 selbst angefertigten kataloge seiner bibliothek, in welchem er obige handschrift (fol. 146, cod. lat. 263) als „Liber musicalis cum cantilenis" anführt; auch befinden sich auf der innenseite des vorderdeckels die worte: „Libellus doctoris hartmanni schedel" eingeschrieben.

Bis bl. 107 ist das manuscript ausschliesslich von Schedel selbst geschrieben, die späteren 63 blätter aber abwechselnd von Schedel und anderen händen. Es enthält im ganzen 154 lieder in bunter reihe — 132 derselben rühren von Schedels hand her — nämlich: 70 deutsche mit musik, 26 ohne musik, 20 französische chansons, 18 lateinische gesänge, 2 italienische, 2 tänze und 16 stücke ohne oder mit unverständlichem textanfange.

Auf bl. 54[a] steht über dem liede „Die vasenacht tut her nahen" usw. die jahreszahl 1461, auf bl. 160: 1465 und auf bl. 139 unten: „Anno lxvij." Das lied: „Es ist kein schercz ob senlich smercz verwunt mein hercz" (bl. 142) schliesst mit den worten: „Wan dir das singt der tewberstein zu einem guten jare," und unter dem liede: „Das leppisch gut zu lachen ist" (bl. 37) steht von der gleichen hand die bemerkung: „Hoc composuit dux ludwicus bauarie."

Bl. 145.

Ach got wem sol ich clagen
das ich so elend bin
mein hercz wil mir verczagen
wen ich gedenck da hin
lip an das senecliche scheiden
o we der grossen not

1) Monatshefte usw., VI. jahrg., s. 67—74.

es ist geschehen zwischen vns beyden
das mocht derbarmen got.

Nu ist meyn hercz besessen
mit swerer peyn so gross
ich kan dein nicht vergessen
wen ich gedenck an das
das du mir host erczeiget
lip dein roten munt
o we meyn grossen leydes
mein hercz ist ser verwunt.

Nu wil ich dich wol sprechen
uf meinen rechten eit
mein hercz wil mir zubrechen
von senechlichem leit
das ich dich hab verloren
du aller hogstes . . . (Lücke!)
ich hab dich außerkoren
ober alle so libstu mir

Ogen trost meins herczen
thu nicht vergessen mein
gedenck an grosse smerczen
den du pist alein
der ich do wil so stete sein
ken dir mein hogste hort
mein trauren ich das clage
wis auf mein widervart

Geselle du solst geloben
das ich dich mit treuen gemeyn
ich bin sein nicht en laugen
mein hercz ist dein allein
das auf hast du gebauet
mit ein festen grunt
geselle du solst geloben
mit erfreuet dein rote munt.

Bl. 146.

Es ist ein schne gefallen
vnd ist es doch nit zeit
man wurft mich dē pallen
der weg ist mir verschneit.

Mein hauß hat keinen gibel
es ist mir worden alt
zerbrochen sin mir dye rigel
mein stublein ist mir kalt.

Ach lib laß dichs erparmen
das ich so elend pin
vnd laß mich in dein armen
so vert der winter do hin.

Der winter wil vnß entschleichen
der summer vert do her
mir libt ein seuberliche
wolt got wer sie mein.

Ich hat mir erkoren
ein minigliches leut
an dem hab ich verloren
mein lib vnd auch mein treu.

Das lidlein sein gesungen
von einem freulein fein
ein ander hat mich verdrungen
das muß ich gut lan sein.

Bl. 146ᵃ.

Mein hercz ist mir betrubet ser
das schafft sein senckliches scheiden
es mag genesen nymer mer
es mag wol sterben vor leide
mein hochste kron
ich muß dich lon
ich muß da von
vnd ich muß uber dye heide.

Got gsegn̄ lib ich far do hin
mit senicklichen augen
betrubet sind die synne mein
wo man sich solde freuen
mein eygener trost
mein herczen lust
du bist vor trost
wen ich dich nicht sol schauen.

O mördigo er fert do hin
mein hercz ich ym ergeben habe

in smerczen brinnen alle mein syn
die lib mir nymant erleschen kan
geselle mein
meins herczen ein schrein
sleuß auf die libe dein
wan ich das nymer leiden kan.

Elende muß ich ymer sein
wen ich dich nicht schol schauen
verplichen ist ir mundlein rot
do zu ir williche augen
mein iunges hercz
muß leiden smercz
in sulchem schercz
elende muß ich bauen.

O morgen rot ich far do hin
mein schein ist mir vorgangen
vorblichen ist ir mundlein rot
dor zu ir liplich wange
zart freulein gut
biß wol gemut es wirt wol gut
wen ich kum wider zu lande.

Bl. 147.

Ein swarczes rusiges dirnelein
das thut erfreuen mich
sye spint vnd kert vnd heiczeit ein
ir thun ist wuniglich
mit schimphen vnd mit scherczen
sye libet mir in dem herczen
ir gestalt ist adelich.

Stifel braun vnd dar czu stolcz
das want ir alczeit pey
baschen vnd packen vnd tragen holcz
da von iß sie nit frey
sie thut mir sere libn
scholt ich ir ein scheitlein kliben
des tags zwei ader drey.

Dar czu wer ich auch wol gerecht
mit ir gar wol ver *eint*
an dem tancz oder wo man sie sicht
do man der freuden spilt

sie thut mir wol gefallen
sie libt mir vnter in allen
danck hab mein libe gespil.

Bl. 147[a].

Liep han vnd selden sehen
das thut dem herczen we
d*as* pin ich ynnen worden
wie sal es mir ergen
Sal ich sie nimmer sehen
die aller libste mein
so sprech ich auf mein treue
mein hercze das leidet pein.

Gedenck an ein gefangen hercze
vnd das zcu mancher stund
vor dir so hart gefangen leit
vnd ist so gar ver*b*unt
Dud (Das?) hat kein freud auf erden
dan du lip ym erczeigest
Ich biet dich durch dein berde *guet*
das du mir freuden *erczeigst*.

N*o*ch freuden wil ich ringen
zu diser sumer czeit
*A*b ich es mag volbringen
meines vnmut werden quyt
Eins gruß pin ich begeren
czart libstes lip von dir
wollestu mich des ge*b*eren
dor noch stunde mein begir.

Ich kom gar heimlich zu ir gangen dar [1]
ich ward gar schon enphangen
sie nam meyn eben ware
Sy truckt mich an irē arme
wol mere wan thausent stund
das laß dich lip erbarmen
mein hercz ist mir ver*b*unt.

Wan ich an dich gedencke
mit treuen ich dich mein

1) Zwei zeilen in eine zusammengeflossen: Ich k. g. heimlich gangen
zu ir . . . . . dar

von dir wil ich nit wencken
du host mein hercz aleyn
Das han ich dir ergeben
genczlich czu eynē knecht
noch deynē [1] leben
alczeit findestu mich gerecht.

Bl. 148.

Mein hercze hastu besessen
du aller libste czart
Eß kan mir nit vergessen
vnd lyt mir werlich hart
wan ich an dich gedencke
so han ich freuden vil
das ich von dir muss wencken
das thut meinem herczen we.

Sy gab mir iren segen
mit ir schne weisen hant
Sy sprach got sol mein pflegen
kum wider her zu hant
Dein segen vnd mein verlangen
macht mir mein iamer groß
Das lyt mein hercz gefangen
vnd lyt (*leidet*) manchen stoß.

Bl. 148ᵃ.

O lib wie süß dein anfanck ist
wo du zum ersten enspringst
ach [2] hercze lib an argen list
treulich zu lib verpincst (*verbindst*)
die mit der grunt in freuden [3]
vnd gibt [mir] vil werder czeit
das end pringt grosses *leiden*
vnd sweres herczen *leid.*

Mein hercz hat sich verphlichtet
in eren gestige (*geniget?*) zu
mit freuden hoch gestifftet
nach allen meinen fug
das schafft ein reines weibe
von der ich muß dahin

1) Lücke: willen? wunsche? 2) *swei* h. l.? 3) die mine ergrünt in fr.?

so geschach mir nye so leyde
weyß got allein vnd ich.

Auß herczen tief vnd *d*och erseufcz
wen ich an sye gedenck
*w*eraubet ist mir mein hercze
vor leid wind ich mein hende
das ich mich schol erwegen
der miniglichen figur
dye ich mir hab außerlesen
auß aller creatur.

N*o*ch dir stet alle mein begir
du gewaldiger amantist
O du edels *w*alsamplut
wye we mir nach dir ist
ich kan dein nit vergessen
wo ich in der welt hin far
mein freud stet vngemessen
das wiß zart lib fur war.

O frau thu mich des geweren
des ich dich pite mit fleiß
vnd thu mein jugent erneren
allein hastu die speiß
sust lebet kein auf erden
die mich erfreuen mag
nu *web*ar dich got in eren
des pit ich tag vnd nacht.

Bl. 149.

Kund ich der reynen dynen eben
nach lust gefallen leben
wes sie *w*egert das wil ich sein
frolich ia vnd nicht neyn
ich *e*re libe meyn.

Reyn ist ir tugent manickfalt
liplich iugent vnd nit alt
sie hot zwey auglein dy sint clar
golt far ist ir har
ir mundlein rosen far.

Schold ich ir brustlein ploß an ruren
ir hemdlein weiß auf schnuren

nem dich lib yn ir ermelñ blanck
kein groser *l*obe danck
so wer mir die zeit nit langk.

Scheiden meiden wen· wild du mich lassen
du krenckest mein hercz on massen
in rechter libe ist es enczunt
in der libe hicze brint
das sey dir lib verkunt.

Bl. 149ᵃ.

Gnad lip ich far von hinnen
betrubet pin ich hart
das ich bey dir nit mag gesein
ich weiß kein wider fart
des pin ich ser erschrocken
mein mut ist mir enczuckt
das scheiden macht mich erstocket
mein freud ist mir verruckt.

Geselle piß vnuerczaget
vnd laß dich trosten groß
bis vnß die zeit betaget
du finst mich doch nit bloß
alczeit vnuerkeret
wen ich der libe wart
biß vns die zeit bescheret
trost mich dein wider fart.

Mir benugt lib in dem herczen
dein zusag gibt mir mut
wie wol mich scheidenß smerzen
kein man benūgen thut
yedoch thut mich ergezen
dein lib manigfalt
es kan kein man geleczen
du host mein gancz gewalt.

Wie ferr vnd lang dye weile
geselle du von mir pist
ydoch so lange weyle
in meinē herczen ist
ge*au*gen (ge*a*ngen?) manigfalde
wan du doch wenig weist

got fug dich schir zu laude
das *w*eger ich aller meist.

Konde ich noch vorgleichen
das du genugen thust
an zweifel ewiglichen
solt es mir (Bl. 150) werden lust
im herczen sunderliche
in lib freuntlich dich bit
hab alczeit gut gedinge
vnd trag kein vnmut nit.

Wie mag mich trost erlangen
wen ich nit bey mir han
mein lib in hohen prangen
in sorgen muß ich stan
wen ich nit kan erfaren
mein *ort* (*hort?*) wie dirs ergee
so muß dich got *w*ewaren
mein hercz *w*egert nit mer.

Verschriben vnd versigelt
in meines herczen grunt
verschlossen vnd verrigelt
sol es sein zu aller stund
mein lib in hohen eren
sol wol *w*ewaret sein
an aller ley beswere
gnad lib ich far do hin.

Bl. 150ᵃ.

Wol hin es schol geschiden sein
das ist ein swerer orden
Ein plumlein heist vergiß nicht meyn
das ist mir dur'e worden
mein lip das hat gedenck nit mein
gepflanczt yn yre hercze
das ist ein bose zcu versicht
vnd bringt mir große smercze.

Sie kan wol yren mantel keren
kegen regen vnd auch gegen winde
ja czwar ich wil irs wol wescheren
das sy iren gleichen wirt finden

Der sie wirt effen sunder spot
vnd wirt irs wol vergelden
nach dem sie mir gemesen hat
das sie nach *ü*me thar melden.

Bl. 151.

Es leit mir hart vnd ist mein klag
groß senen ich in meinem hercen trag
der schimpf mir nit gefellet wol
das ich pey ir nit wessen sol
wie hart ich das verdol
mein gemut ist alles senens vol.
Wer ich sein ab des ich mich sen
alczeit ich hab der l*i*den p*ei*n
sy macht mich traurig wolgemut
doch leid ichs als was sie mir thut
das duncket mich alles gut
mein hercz vor senen ymmer rut.
Mach mich senen frey du werdes ein
kum pald czu mir neur du allein
n*o*ch deinem willen fru vnd spat
vnd leich mir her deinen freuntlichen rat
der mich vnd dich nit lat
mein hercz sich seer verwundet hat.
Mach mir sorgen pus du mein leit verker
oft ich mus vnd doch sein nit beger
d*a*s sol ich nymant czeichen den dich
d*a*s soltu fraw (Bl. 151[a]) geweren mich
wenn ich dich erst an sich
so sein verricht neurt du vnd ich.
Das mir ir trost czu g*i*uallen k*o*m
wurd ich erlost das sie mich auffnem
das ich nit zug im naren sieln
wenn mir kein andre pas g*i*fallen will
treff ich das recht*y* czyl
swas sie mich hies das wer mir nit czeuil.
(Von anderer hand und in älterer schreibweise.)

Bl. 152.

Ach meiden du vil sende pein
wie hostu mich vmbgeben
verschlossen *in vor sende* schrein
dar in fur ich mein leben

dar in ich schrey mit lauter krey
vnd kumpt mir gar *on* eben.
Mein hochstes heil vnd zweifel nit
laß mich des nicht entgelden
das ich dich lib so selden sech
dar vmb thu ich dirs melden
dar pey erkenn als ich dirs nenn
laß mich gen dir nit schelden.

Bl 152ᵃ.

Mein hercz in steten treuen
in hofnung gen dir was
die mir mein freud thut meren
von tag ie lenger ie paß
jr lib hat mich vmbfangen
welch end ich mich hin ker
nach ir stet mein verlangen
mein vnmut wer zergangen
het mich die zart gewert.
So pin ich ser verfuret
durch ire kluge wort
mein hercz an zweifel spuret
das sie die warheit spart
zu mir an als verschulden
zwar ich sein nie gedacht
das kumpt von fremden schulden
sold ich vngnade dulden
ich hilcz in keiner *art* (acht?)
Von lib ist mir geschehen
das ich sust nymant sag
het ich mich fur gesehen
so dorft ich keine klag
jr lib wolt ich *w*etrachten
an alles wider gelt
dar vmb wart nie gefochten
mein allerminstes achten
das klag ich aller welt.
Als sie mir thet versprechen
auß irē roten munt
jr lib an mir nit swechen
thet sy mir aber kunt
dar nach stet mein beginnen

vnd auch mein steter mut
ich hof mir wol gelingen
solt ich die zeit verpringen
die mir verlangen thut.

Bl. 153.

Der mey mit s*eye*m schalle
erfreuet manchs gemut
ein plumlein ob in allen
das stet in hocher plut
Veiel ist es genennet
das mich erfreuen thut
wo lib in lib erkennet
so wirt es nit zu trennet
wan es stet wol behut.

Wolgemut grunt auch da her
mit seiner tugent rein
n*o*ch im stet meyn beger
wan ichs in treuen mein
di edele*m* bl*u*lein zart
in dises meyen zeit
mit tugentli*ch* arte
ensprossen auß libes garten
haben si manch hercz erfreut.

Gar liplich hort man singen
di schon frau nachtigal
auch andre vogelein clingen
in walden vber al
Di sich alle thun freuen
des werden meyen gut
si kan mir leid zu streuen
die ich do meyn mit treuen
nach dir mein hercz stecz *b*ut.

Bl. 153ᵃ.

Die ich in meinē synne trag
di ist wunicklicher gestalt
ich dint ir doch wol na*ch* vnd tag
ir gut ist manickfalt
si hat meyn hercz vmbfangen
so gar mit ganczer macht
das schaffet groß verlangen
h*o*t mich zu trauren pr*o*cht.

Trauren var hin mit schalle
vnd du scholt vrlaub han
dir zu wol gefallen
so wil ich prauen tragen
praun *w*edeut verschwigen
vnd ich weis anders nit
mein trauren muß ich sweigen
d*a*s hab ich mich verphlicht.
Zu einer die mir so gefelt
auf getrauen so din ich ir
zu der sich hot mein herz geselt
det si des gleichen gen mir
so must mein leid der sterben
in iamer vnd auch in pein
mo*ch* ich ir huld erwerben
wie mochte mir paß gesein.
Nu wol hin auf getrauen
hoffnung hat mich dernert
dor auf so wil ich pauen
so lang mir wider fert
Hoffen vnde harren
do darf sich nimant an keren
got must dich *web*aren
piß das ich zu dir kum.

Bl. 154.

Elend hat mich vmb fangen
so gar on al meyn schuld
nach der mir thut verlangen
mit smercen ich das duld
das machen ire suze wort
do mit hat sie mein hercz verfurt
manch geselle gut ein frau behut
vnd pringt sich selber in not.
Pein vnd grosses herczeleit
vmb frauen willen vor war
zu tragen sint ir vil bereit
das sag ich offen*w*ar
ein gutlichs wort die libe stifft
do von wirt im sein hercz vorgift
ein wochen lip dye ander leit
das ist ir stetekeit.

Ligen trigen ist ir gemein
wer ir vil glauben wil
si spricht wol ya vnd meinet neyn
piß er kumpt in das seyl
als man auch den vo*l*glein tut
man pfeift yn suß vnd macht yn gut
piß sy kumen eyn vnd gefangen seyn
et vnd wer*en* geslagen tot.

Ach got wy gar wirt der betrogen
der nu nicht weis dy weise
ym wirt so offt fur gelogen
dy wort furt sy gar lise
wen er noch yr hot sein vorlangen
s*w*erlichen wirt er den gefangen
als seyn begir das stet zu ir
da*r* er mag komen schir.

J*o*merlicher jamer
wy betrubestu mich so ser
durch dich so leid ich k*o*mer
du pringst mir offt smerczen
meyn s*ul* doch frauen sich
sy geh*eit* eyn andern sicher als mich
resche lib pald er sy vor alt
so wirt sy genczlich kalt.

Wol ich sust wol bekumen
ich furcht es sey verloren
so nem ich keinen frumen
wen ich wurd aber vorkoren
zum ersten ist einer wol gewert
auch alles (Bl. 154[a]) was seyn hercz begert
*p*y bald ist das verkart das ist ir art
mit schaden wirt einer gelart.

Senecklichen senen
du ha*t* mein hercz verwunt
ich hab alczeit wol wenen
die lib wer gancz verpun*den*
mich duncket werlich sicherlich
sy hab ein andern liber den mich
sol mich nu nicht rauen meine traue
auf sy stet nicht zu bauen.

Torst ich mich nun rechen
an ir n*o*ch meiner lust
ich wil werlich sprechen
mein wil solde werden gewust
ye doch so wil ich schonen meyn
vnd wil nymer yr eygen seyn
seynt das nicht wil wenden mein elende
so hab die lib ein ende.

Verw*o*r das ist also
wen dy lib hat vmbgeben
seyn hercz wirt gar selten fro
sy *k*encket ym seyn leben
wen yn dy gedencken kumen an
nymant er recht berichten kan
*w*is das er kumpt zu yr nach seyner begir
dy freude verget gar schir.

Eya ir feinen gesellen
nun gedenckt alle dar an
lat euch die lib nichte fellen
da*r* ir moget abe lon
gelaubt nicht an ir gesicht
ym herczen ist ein ander gedicht
manchs suß wort das stiftet mort
vnd bringt sich selber yn not.

Solche libe solt ir han
wen sy euch gibet gute wort
vntreue solt ir *betreue* (bekene?) tragen
so wert ir nicht vorfurt
*a*b sy mit euch gar gutlich spricht
werliche das hercze erfert es nit
also pin ichs verloren das tut mir czoren
far hin ich hab mer verloren.

Ade ade zu guter nacht
nun pin ich gancz elende
het ich das an dir gedacht
meyn lib het lang eyn ende
meyn syn genczlich nach scheiden stet
so mer in zeiten als lang gepeyt
wie wol das hercze meyn muß leiden peyn
ie doch so muß es gescheiden sein.

Bl. 155ᵃ.

Ein weiplich bild mich trucket
gar freuntlich an mein brust
ir wenglein nicht verczucket
das gab mir freud vnd lust
al zu der selbigen fart
ir wenglein die sein roter
wen ye kein rose wart.
Ir eugle die sint clare
ir wenglein rosen far
dar zu zwei fuslein smale
traget sy gar offenbar
ir brustlein sein hart
recht sam sy weren gesniczet
sy sint gar wol gestalt.
Ich kan ir nicht vorgessin
der aller libsten mein
ich trinck slaf oder esse
mit trauen ich sy meyn
wen ich sy loben muß
allen kumer den ich hab
tut sy mein hercz busen.
Swarcz wil ich tragen grau
gibet mir guten rat
zu einer werden frauen
si ist gar wol gemut
ich dyente ir vnder tan
sy traget eine crone der eren
ein a dar vnter stet.
Ade ich muß mich scheiden
von der aller libsten meyn
mir geschach noch nie so leide
vnd muß gescheiden
wen ich mich scheiden muß
gesegen got meyn freulñ zart
ade ich far do hin.

Bl. 156. (andere hand.)

Blaß abe den hunden das ist zceit
dy netz sind auff genommen
welch wilt in guter weyde liet
ich forchte es wil nicht kommen

wer stellet vnd nichten fehet
was achte ich das der iaget
wer merken kan vnd wol verstheet
was darff der vorbaß fragen.
Ich binß vor *e*rret uff wilder ban
das wilt ist mir entgangen
das ich so lange geiaget han
das hat eyn ander gefangen
traw stete liebe vnd gunst
habe ich d*o*r an gehetzet
laß faren wen es ist vm̄b süst
meyn frewd ist mir vorletze*d*.
Welch wilt dy hunde gerne hort
vnd lust nach manchem horne
das wirt dy lenge *io* betort
es schawt wedder püschz n*a*ch dorne
kompt eyn sneller dor an
der hat is balde gebissen
wen is meynt es wil in frewden stan
so ist *o*m dy h*ů*th zcu rißen.

Bl. 156ᵃ. (andere hand.)

All mein pegir sent nach dir
Das schaffet lieb dein so wert
Nun han ich mir genummen für
Dir pleyben stet vnd vnverkert
Wenn es dir nur gefellig wer
So mocht mir doch nicht paß gesein
uergangen wer mir senlich swer
das ich teglich ān mittel ser
trag heimlich in dem herczen mein.
Wie wol ich spar vnd nit enthar
Genczlich verkunden dir mein hercz
Das went mir czwar den vnmut gar
vnd furcht eß sey dir doch ein schercz
wenn ich dich frewlein werd vnd rein
so frewntlich vmb dein trewe bet
Geb ich dir denn vrsach zu nein
Das wer mein aller freuden *keán* (?)
Nun rew mich das ich ye getet.
Solt ich durch wort dich liebsten hort
begeben vnd mir sein vngenem

das wer ein mort meins herczen hort
wa das dein lieb nicht recht uernem
wān ich all fremden (frewden?) von dir nun han
So ich mein hochsteß .v. an sich
So wird ich trawrenß an
wann ich (Bl. 157) auff erden nicht lieberß han
wie wol du doch verachtest mich.

Bl. 159[a].

Man singt vnd sagt von frauen vil
dy ich doch alczeit loben wil
Das eyn freulein reyne
mit lieb vud gut mit freud mit muth
yn rechter treu vordynet.
Als das ich von ir begert
was ich stetiglich gewert
sy wolt mir keynß v*or*sagen
wen nu meyn herz d*or* an gedenck
ym elend wil ichs v*or* zagen.
Geluck vnd heil hat ich von yr
dor vmb sie billich libet mir
da pey nempt euch die lere
wer fr*eu*en (frauen) ert der wirt gewert
was er von yn begeret.
Do got der frauen erst gedacht
do hat er freud der werlde bracht
das wil ich wol *web*eisen
den nymant erfreut den erfreut eyn weip
*ö*r lieb bricht stahel vnd eysen.
Ach got wy geschyet mir so leid
sind ich mich von der libsten muß scheyden
wie sol ichs vber winden
mir mocht meyn hercz vor iamer vnd smercz
yn meı leid vor swinden.
Leg ich ein iar yn groser nott
vnd wer mir vater vnd muter tot
noch geschech mir nie so leide
wen das ich mich so elentlich
von meinem bulen muß scheiden.
Elend ist nu das hercze mein
elend muß ich meyn lebtag seyn
elend bin ich geschaffen

elend bin ich elend krencket mich
elend lest mich nit slafen.
Nach wil ich liber elende seyn
wen das ich brech dy treue meyn
d*as* sol sie wer (Bl. 160.) den ynne
keyn liber ich han noch nie gewan
oder nymer mer gewynne.
.Ich leyde an schulde.
(Andere hand.)
Owe wie gehn ich wuheten
yn mynen synnen gar
myn hertz will nymmer blůten
vnd grawen muß myr myn har
ich hab yn tusend jaren
dich lieb gesehn nye
nu muß dich gott bewaren
das wünsch ich dir dort vnd hye.
Ich forcht d*er* falschen claffer
der ist so vill bye dir
darzu weiß ich eyn affen
der alcziet thud leyde mir
Ach frow nu thu mich h*o*ren
wie woll ich nicht bye dir byn
thu dich dyner schalckeyt weren
so hastu myn hertz do hyn.
Ich hab mich des vermeßen
an alleß abelan
dyn nymmer zu vergessen
dy wyle ich my leben han
daran laß dir genügen
du aller liebste myn
Gott wird eß zu dem besten fugen
Ade ich byn der dyn.
Ab ich yage vnd fahe nicht
Schadet es ouch ymand icht
Neyn zwar eß nicht enthud
wyß daffer' ich byn glich wolgemüth.
Bl. 168[a].
O raiserey du hartte speis
wie dustu mir so ant ym pauch
jm stro so peissen mich die leus

die leilach sind mir vil czu rauch
Ich thumer gauch wor vmb thun ich das
bey einem *pru*ger wer mir pas
vnd hulff der dirne mehen das gras.
So geb sye mir ein rossenkrancz
der macht mich frisch vnd wolgemut
Mit der ging ich an den abent tancz
Mein sach ward slecht das pett ward gut
so wer ich aller sorgen ab
die ich ym reuters leben hab
Ich han kein gelt wo ich hin trab.

(Andere hand.)

Was ich selb viert nit haben mag
das muß ich ainig faren lan
Das jar gibt mangen lieben tag
d*as* muß ich gen ir ainig stan
Ich gib nit vil vm iren zorn
ob sie den ars dar vnder vill (vall?)
wan vber nacht kumpt aber morgen (morn)
hat si mich zum narren auß der koren
der mein nit wil der laß mich gan.
Es sol mich zwingen zu mein geluck
ein strosack gib ich vm ein pet
wie mocht ich slahen l . . t (lust?) zu ruck
wan ich anderß wo nit liebers hett
wan hubsch vnd fein nach aller lust
das nimpt mir al mein trauren ab
ich wil ir dinen nit vmb sust
an menner treu ist kain verlusst
far hin schene frau vnd piß schab ab.
Der winter sicht mich vbel an
das rauch hat auß gekeret sich
ich maint ich woltz verkumen han
so ist der vnfal wider an mich
Die liebst dy mir mein hertz besaß
der slug ich lauten vor der tur
sie ist mir worden so gehaß
vnd lest sie nicht bekumern das
ob ich den winter gantz erfrur.
Sie prich ain auß pruch von aim zaun
vm das der krig sein furgang hab

si mocht mich finden in dem lan
ich slug sie mit dem gunckel stab
vnd hilt mich do ich werder wer
vnd ließ dy schuld auff ir bestan
wan haiß ich den der wol enper
ich smirbet mich d*er* (de') affen smer
vnd solt recht min vnd lieb zer gan.

Vn*gept*ner dinst nimpt vnwert end
vns paiden das zu clagen stat
Mit treuen ich mich von ir wend
ir hertz ist wandels vil bedacht
Ir liebt dy spreuer fur den keren
d*a*s ist *b*eiplichs firwitz schult
wer solt nit *irz* gelimpfs *w*egeren
sie kan woll von krehen scheren
d*e*s pringt mir laid vnd vngedult.

Bl. 169[a]. (Andere hand.)

Awe meins pleiben ist nymer hie
wenn ich pin worden schab ab ab
sy hot mir durs vnd gruns versagt
vnd all ir freuntschaft a ha ab
mein feins lieb hot mir das hinter gikert
des pin ich ein armer kna a ab.

Awe erderlicher oder awe
vnd wie sol mir gischech ech en
das ich mein feines s*ö*nes lieb
mit frewden nienr schol schech echen
vnd das sie doch kein einnicklich wort
nit mer czu mir gech echen (geiehen? wil gehen?)

Awe was schol ich wunschen ir
das sie mich czu senen hat pra a pra acht
vnd das sie doch kein einiclich wort
doch niemancz nach mir fra a agt
vnd das sie mich so gancz vnd gar
gancz vber geben ha hat.

Bl. 114.

All zit zu dir staut min begir
wo ich in allen landen far
du bist die aller liebste mir
durch dich bin ich in fröden gar
daȥ num zů dank trut werdes weyb

nit lauß din raynen zarten lib
des klaffers mund auß seinem valschen grund
verwysen tůt in argem můt
der mich erfröt in hertzin wol
wan ich dich lieb ansehen sol.
Waȥ allen mentschen fröde macht
In summer vnd in winter zit
an mir daȥ alles nit verfaucht
wann all mein hoffnung an dir lytt
wann ich bedenk den hohen lust
ayn rainer lib vnd zarte brust
vnd des embir dann gebristet mir
der synne min möcht es gesein
als ich in hertzen lieblich bger
ich wunscht auff erd nit fröden mer.

NÜRNBERG. K. FROMMANN.

Nachschrift. Während mir dieser abdruck zur korrektur vorliegt, erhalte ich soeben mit der nr. 10 der diesjährigen „Monatshefte für Musik-Geschichte“ Eitner's „Nachträge“ zu dem II. bande von „Das deutsche Lied“, worin er auf seite 223—230 eine anzahl bemerkungen und verbesserungen, die ich ihm s. z. zu den von ihm daselbst herausgegebenen texten des Münchener liederbuches mitgeteilt, hat abdrucken lassen. Leider haben sich dabei so zahlreiche lese- und druckfehler, wie auch andere verwirrungen eingeschlichen, dass ich mich hier zu dieser erklärung als einer verwahrung für mich veranlasst sehe.

NÜRNBERG, IM NOVEMBER 1882. DR. K. FROMMANN.

LITTERATUR.

Arkiv for nordisk filologi. Udgivet under medvirkning af **S. Bugge** (Christiania), **Nicolaus Linder** (Stockholm), **Adolf Noreen** (Upsala), **Ludv. F. A. Wimmer** (Kjøbenhavn), **Theodor Wisén** (Lund) ved **Gustav Storm.** 1. Bind. 1 Hefte. 112 s. 8°. Christiania, J. W. Cappelen. 1882.

Vor einiger zeit brachten germanistische organe die nachricht, dass in Christiania unter der leitung von Gustav Storm eine neue zeitschrift erscheinen werde, welche arbeiten aus allen zweigen der nordischen philologie bringen solte, mit der bestimmung, dass es gleich sei in welcher der germanischen schriftsprachen dieselben geschrieben seien. Durch diese clausel nun reichen uns unsere germanischen stammesbrüder die hand, mit ihnen gemeinsam auf einem felde zu arbeiten, welches nicht nur für die nordische, sondern auch für unsere deutsche sprache, für unser ganzes deutsches altertum von ungemeiner wichtigkeit ist. Ich sehe in diesem unternehmen den ersten schritt zur verbrüderung der germanischen nationen, auf welche schon Jac. Grimm in seiner geschichte der deutschen sprache hingewiesen; denn ideen, welche unter den gelehrten wurzel gefasst haben, müssen, sofern sie gesund sind, auch ins volk dringen. Wir dürfen daher das neue unternehmen mit freuden begrüssen und müssen es nach kräften unterstützen, damit es lebensfähig werde und sich stark erhalte. — Die treflichsten nordischen philologen — namen wie S. Bugge, G. Storm, L. Wimmer, Th. Wisén usw. haben ja in ganz

Deutschland guten klang — haben sich zur redaction dieses organes vereinigt, von welchem uns jezt das erste heft vorliegt. Eine zeitschrift unter jener leitung bedurfte wol keiner empfehlung und das vorliegende heft hat uns in unseren erwartungen durchaus nicht getäuscht. An der spitze der arbeiten steht eine untersuchung von S. Bugge über die Rosomonorum gens bei Jordanes cap. 24. (Oplysninger om Nordens Oldtid hos Jordanes. I.) Gleich diese abhandlung, aus dem gebiet der deutschen heldensage, muss unsere aufmerksamkeit in anspruch nehmen. Zunächst weist Bugge entschieden zurück, dass die Rosomoni etwas mit den Roxolani zu tun haben. Rosomoni geht nach ihm auf ein got. *Rusmunans zurück, welches von einem subst. *rusma (gen. rusmins) abgeleitet ist; lezteres haben wir im althd. rosamo = die röte. Die Rosomoni sind demnach „die rothaarigen" (mit hinsicht auf das haar) oder „die sommersprossigen" (mit hinsicht auf die haut). Aus diesem geschlecht nun stamte Svanhild sowie Sibeche, der treulose ratgeber Ermanrichs, welchen ja mit vollem recht Bugge in der infida gens des Jordanes findet. Aber zum namen stimt auch die sache: rotes haar als zeichen der treulosigkeit ist eine alte in der volkstradition festgewurzelte anschauung. — Diese „Rosomoni" findet nun Bugge weiter in der nordischen überlieferung wider. Atlakv. 19, [5—8] (ed. Hildebr.) haben wir die stelle:

langt er at leita
lýða sinnis til
of rosmufjǫll [Rínar]
rekka óneissa.

Da diese stelle worte der Gudrun an Gunnar sind und nichts mit der Ermanrichssage zu tun haben, untersucht Bugge die ursprünglichkeit der Atlakviða und findet aus ihr heraus:

1) ein gedicht über den kampf zwischen Goten und Hunnen, von welchem bruchstücke am schlusse der Hervararsaga enthalten sind;

2) ein gedicht, welches Sǫrlis und Hamðirs rachezug gegen Ermanrich enthielt;

3) wahrscheinlich ein lied über Ermanrich, in welchem er seine söhne, als sie zum kampfe gegen Dietrich auszogen, zur tapferkeit ermahnt. In der Þiðrekssaga ist der inhalt dieses gedichtes noch ziemlich gut erhalten.

Durch nr. 2 ist nun Rosmunfjǫll (denn so liest Bugge: rosmō fjǫll) nach der Atlakviða gekommen und dies heisst = montes Rosomonorum (das gebirge der Rosomoni). Das folgende Rínar, metrisch ganz unberechtigt, ist nur durch den schreiber in folge des misverständnisses der sage in unser gedicht gekommen. — Am schlusse spricht Bugge nochmals seine schon in dieser zeitschrift entwickelte ansicht aus (VII, 388 fgg.), dass die Ermanrichsage stossweise aus Niederdeutschland nach dem norden gelangt sei.

An Bugges arbeit schliesst sich eine das altgermanische rechtsgebiet berührende untersuchung Fritzners: Þing eðr þjóðarmál. Nachdem Fritzner die schwierigkeiten der stelle Hávam. 113[8] (Hildebr.):

hón svá gerir
at þú gáir eigi
þings né þjóðans máls

aufgedeckt, weist er aus norwegischen urkunden den alten alliterierenden rechtsausdruck: *þing ok þjóðarmál* nach, und sezt diesen auch an unserer stelle ein. Alsdann sucht er den unterschied zwischen *þing* und *þjóðarmál* zu erörtern und komt dabei zu dem resultat: während das *þing* eine versamlung nach vorhergegangener einladung ist (hchd. „gebotenes ding"), ist das *þjóðarmál* (ahd. *theotmalli*, jezt Detmold) = *þjóðarstefna*, eine öffentliche versamlung an bestimtem tage ohne besondere ankündigung („ungebotenes ding"). — Eine kleine eingehende untersuchung von Aug. Schagerström deutet neuschwedisch öde ntr. = fatum als ein erst im neuschwedischen aus dem ntr. des partic. *ödhin* (isl. *auðinn*) entstandenes substantiv, das nach analogie der mit suffigiertem artikel versehenen ntr. sein *t* verloren habe. — Hieran schliessen sich zwei scharfsinnige grammatische abhandlungen von Jul. Hoffory. In der ersten derselben (*Ástríðr og de to nordiske r-lyd*) deutet er das feminine nomen proprium *Ástríðr* als **Ásfríðr*, indem er den ersten teil mit Bugge (Tidskr. for phil. VII, 226) mit *áss* zusammenbringt, den zweiten aber nach Gíslason (Årbøg. f. nord. oldkyndighet 1868, 351 fgg.) als *fríðr* deutet. Den vorgang denkt sich Hoffory folgendermassen:

Ásfríðr > *Ásríðr* > *Ástríðr* wie
húsfrú > *húsru* > *hústrú*.

Aus diesem einschub des *t* folgt aber, dass ursprüngliches *r* (d. h. gemeingermanisches) im nordischen seinen dentalen charakter bewahrt, nicht gutturalen angenommen hat, wie Bugge und Wimmer behaupten. Im 2. aufsatz (*Þjóðolfr hinn hvinverski og brydningen*) weist Hoffory die für die altnordische brechungstheorie so ungemein wichtige dativform *eðre* (für späteres *jaðri* dat. v. *jaðarr*) aus einem reime des skalden Þjóðólf (c. 900) nach. — Es folgt weiter eine abhandlung von G. Storm: „*Har Haandskrifter af „Heimskringla" angivet Snorre Sturlassøn som Kongesagaernes Forfatter!*" Man nahm bisher an,[1] dass die alten dänischen übersetzer der nordischen königssagen Laurents Hanssøn († 1557) und Peter Claussøn (1545—1614) eine handschrift der Heimskringla benuzt haben, welche Snorri als verfasser derselben genant habe. Storm weist nun nach, dass dies auf offenbarem irtum beruht: die praefatio enthält ursprünglich nur Laurents werk und zwar nach der Frísbók, aus diesem ist sie erst durch Ole Worm, dem ersten herausgeber von Claussøns übersetzung, in dieses werk gekommen. Die ansicht aber, dass Snorri der verfasser sei — die sich überhaupt auch bei Peter findet — geht zurück auf die von beiden benuzte, Bergsbók, welche eine weitläufige recension der Óláfssaga Tryggvasonar und der Óláfssaga hins helga enthält; in dieser wird bei der schlacht bei Svoldr Snorri Sturluson zu widerholten malen citiert und in folge dessen hielten beide übersetzer ihn für den verfasser der Heimskringla. — Eine editio nova bildet den schluss der wissenschaftlichen abhandlungen: Nach dem cod. membr. Holm. no. 22. 4° hat G. Cederschiöld ein für die altnordische litteraturgeschichte nicht unwichtiges gedicht zum ersten male herausgegeben, welches er „Allra kappa kvæði" nent („Das lied von allen kämpen" bei Arwidsson, Förteckning usw. heisst es nur: Kappakvæði). Dasselbe deutet eine menge von taten sagenbekanter personen an und bildet so gewissermassen ein nebenstück zur Islendingadrápa des Hauk Valdisarsonar (ed. Th. Möbius, Kiel 1874). Während diese aber aus den ernsteren isländischen sǫgur schöpft, berührt jenes hauptsächlich die sagengestalten der romantischen sǫgur und der lygisǫgur. Soweit es möglich, ist G. Cederschiöld den anspielungen des gedichtes nachgegangen; dass es ihm bei einem grossen teil nicht gelungen ist, die quelle zu finden, darf uns umsoweniger wunder nehmen, als eine reiche menge dieser sǫgur ja noch gar nicht herausgegeben ist. Metrische erörterungen dieses für seine zeit ziemlich kunstvollen gedichts (der reim ist: a a b◡ a b◡ c c c b◡, die strophe also zehnzeilig) schliessen den recht dankenswerten beitrag zum verständnis desselben.

An diese wissenschaftlichen abhandlungen schliessen sich noch als miscellen eine kurze biographie Edzardis, ein verzeichnis der im jahre 1881 auf dem gebiete der nord. philologie erschienenen neuigkeiten und ein fragment einer lateinischen übersetzung des Kongespeilet aus dem 14. jahrhundert.

Ich verlasse das heftchen, welches sich auch durch eine angenehme ausstattung auszeichnet,[2] mit dem wunsche, dass die zeitschrift in Deutschland manche freunde finden möge; sie verdient es in der tat, wenn sie, woran nicht zu zweifeln, die bahnen weiter geht, welche sie im vorliegenden hefte eingeschlagen.

Die zeitschrift soll erscheinen in jährlich 4 heften von zusammen 24 bogen, zum subscriptionspreise von 6 kronen.

1) Eine ansicht, welche G. Storm selbst noch in „Fortalen til Saml. Skrift. af Peder Claussøn ed. Friis p. LVI." verteidigt hat.

2) Zu rügen ist die fahrlässigkeit, mit welcher die korrektur vorgenommen ist. Ich darf hier nur von meinem kleinen aufsatz sprechen. Die menge der fehler in der mir zugesandten korrektur überzeugte mich, dass der setzer des deutschen unkundig, und ich habe deshalb dieselbe nicht nur selbst zu widerholten malen gelesen, sondern sie auch durchlesen lassen, so dass ich glaube, dafür einstehen zu können, dass ich sie mit druckfehlern wie (s. 84) sshon, bechsoss, nordichhen, Süden (*Soden) nicht zurückgesandt habe.

LEIPZIG, 19. SEPT. 1882. E. MOGK.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

DIE BALLADE UND ROMANZE VON IHREM ERSTEN AUFTRETEN IN DER DEUTSCHEN KUNSTDICHTUNG BIS ZU IHRER AUSBILDUNG DURCH BÜRGER.

Einleitung.

Ballade und romanze überhaupt. Begriff und historische verhältnisse.

Ballade und romanze sind, der gewöhnlichen ansicht nach, moderne oder wenigstens nicht über das mittelalter hinausreichende dichtungsgattungen, und für die jezt gang und gäbe gestalt derselben trift diese ansicht auch allerdings zu; in ihren grundzügen aber gehen die genanten dichtarten auf eine sehr alte, auf diejenige algemeine form der poesie zurück, welche — der bewegten weise gesprächlicher mitteilung entsprechend — ein ereignis mit starken subjectiven zusätzen und unter einflechtung eigener meinungsäusserungen des erzählers widergibt. Ist dieser erzähler von besonders lebhaftem temperamente, so wird die mitteilung um so fliegender, abgerissener; er ersezt manches durch gesten, bei der widergabe einer rede oder eines dialoges vergisst er die verbindungen, wie „sagt er“, „antwortete er“, hinzuzusetzen, mit einem worte: rede und dialog werden in seinem munde dramatisch. Ein ruhiger dagegen wird zu einer rein epischen darstellung hinneigen, während ein melancholisches temperament die nur kurz angedeutete tatsache gewissermassen in betrachtungen und empfindungen ausströmen lässt. Diese besprochene gattung der poesie nun, vielleicht eine der ältesten, jedenfalls eine sehr alte, hat sich in den christlichen ländern durch das romantische element des mittelalters beeinflusst, zu der form der ballade und romanze krystallisiert, in ihrer älteren, algemeineren gestalt aber ist sie ein kind des universums, und in der naturdichtung fast aller völker — der geniale Herder hat uns den blick für eine solche kosmopolitische betrachtung der poesie geöffnet — zu finden. Die ältesten rhapsodien, aus denen der Homer zusammengefügt ist, waren solche romanzen, freilich durch den objectiven geist des altertums schon durchaus in die epik gedrängt; eine solche romanze ist das lied von Hildebrand und Hadubrand, aus solchen ist das Nibelungenlied zusammengefügt, von solcher art sind die volkslieder der Slaven, die

stimmungsreichen lieder z. b. der Serben, ja selbst unter so wilden völkern wie den Kurden (vgl. Schweiger-Lerchenfeld, frauenleben der erde, s. 66) gibt es derartige romanzen in dem weiteren sinne. „Es liesse sich an einer auswahl solcher gedichte,“ sagt Goethe, „die ganze poetik ganz wol vortragen, weil hier die elemente noch nicht getrent, sondern wie in einem lebendigen ur-ei zusammen sind, das nur bebrütet werden darf, um als herlichstes phänomen auf goldflügeln in die luft zu steigen.“ Aber nicht allein für jene frühen anfänge künstlerischen schaffens, sondern merkwürdigerweise auch für eine verfalsperiode ist das episch-lyrische lied typisch. Beim ausgange des mittelalters, als zu grossen epen die kraft fehlte, die kunstlyrik im meistergesang verknöcherte und das drama noch in den windeln lag, da ertönten aus feld und wald jene frischen bauern- und landsknechtslieder, welche die begebnisse, die jene einfachen gemüter bewegten, erzählten, wie sie sich das volk erzählt, aphoristisch, mit lyrischem durchklingen, und welche nicht selten durch die lebhafte auffassung ihrer ungenanten und unbekanten dichter zu dramatischer unmittelbarkeit sich steigerten.

Wer die entstehung und ausbildung dieser volksliederdichtung historisch verfolgt, dem werden gewisse verschiedenheiten sich leicht erklären, über welche die theoretiker vergeblich hin und her gestritten haben. Es ist klar, dass das christliche volkslied — nur von diesem ist fernerhin die rede[1] — einen wesentlich andern charakter annehmen muste als das heidnische. Besonders wider muste sich das nordisch-germanische volkslied sehr verschieden von dem romanischen gestalten. In dieser lezteren localen verschiedenheit liegt der kernpunkt der frage nach dem unterschiede von ballade und romanze.

Die romanze erhielt ihren namen von der spanischen lingua romanza, der aus dem lateinischen entstandenen mundart des volkes. Alle gesänge in der lingua romanza nante man schlechtweg romanzen; also war romanze eigentlich jedes volkslied. Die spanische romanze, das kind eines heiteren südens und der zeit der siegreichen kämpfe der Christen gegen die Mauren, ist von einer verhältnismässig grossen ruhe und geschlossenheit; sie trägt jenes hellere, lichtvolle, durchsichtige gepräge, welches ebenso dem heiteren charakter der südlichen heimats-

1) Es muss hier widerholt und betont werden, dass die specifische ausbildung des epischen liedes zu der heute so genanten ballade und romanze erst durch das mittelalter erfolgte. Zwar will Nägelsbach, Gymnasialpädagogik s. 134 (vgl. auch Münchener gelehrte anzeigen, jahrg. 1842, nr. 182 s. 427) einzelne der oden des Horaz (z. b. I, 15 u. I, 28) romanzen genant wissen; aber die innige, gemütliche teilnahme des erzählers an den personen seiner dichtung, wodurch diese erst zur ballade und romanze wird, war erst unter dem einflusse der christlichen weltanschauung möglich.

landschaft wie dem siegesbewustsein einer ganzen nation entspricht.[1] An sprüngen, den spuren einfach volkstümlicher erzählung, und an lyrischer einmischung der stimmungen des dichtenden subjects fehlt es auch hier nicht (Geibel-Schack s. 127), aber gewöhnlich wird der epische gang der dichtung wenig verlassen, und besonders schliessen diese gedichte durchweg episch (vgl. Geibel-Schack s. 82, den schluss der Calaynos-romanzen). Ein sehr angemessenes mass für den charakter der spanischen romanze war die vierzeilige redondilie mit ihrem vierfüssigen trochäischen verse, welcher neben der voltönenden spanischen a-assonanze nicht wenig beitrug, den gang des gedichtes zu stätigen.

Da die italienische litteratur nur wenig episch-lyrische volksdichtungen aufzuweisen hat, die von der südromanischen in vieler hinsicht abweichende romanzenpoesie der Franzosen aber an einem andern orte besprochen werden soll, so gehe ich ohne weiteres zur volksliederdichtung des nordens über.

Ein in mancher beziehung verschiedenes gewand trägt die volksliederdichtung im germanischen norden. Der plastischen, abgerundeten erscheinung des südlichen gegenüber hat das nordische volkslied den pittoresken charakter der aus nebeln auftauchenden und wider in nebeln verschwindenden nordischen landschaft. Das skizzenhafte und abgerissene, welches die volksdichtung dieser länder zeigt, hat seinen grund ausserdem in der grösseren gemütstiefe des nordländers, welcher die vorgänge der natur und des lebens mit leidenschaftlicher hingabe erfasst und widergibt, und dadurch mehr als jeder andere seiner poesie den charakter des lebhaften, abgebrochenen gespräches verleiht. Daher die häufigen fragen inmitten dieser gedichte, oft nur eine zeile lang und in den nächsten zeilen beantwortet.

Wenn man die entstehung dieser fragen, welche weit entfernt sind, rhetorische zu sein, in einer dialogischen unterhaltung zweier personen über das thema des liedes suchen darf, so muss man das häufige vorkommen von widerholungen, aus denen die sogenanten refrains entstanden sind, aus einem einfallen des chores erklären, welcher dem rhapsodischen vortrage des volkstümlichen sängers mit spannung und teilnahme lauschte (vgl. Goerth, über die verschiedene behandlung der ballade, in Herrigs archiv 46, s. 368—406, das. s. 379). Diese refrains sind in dem skandinavischen volksliede zu der eigentümlichen form des kehrreims so zu sagen versteinert; dieser, welcher in einer oder zwei den einzelnen strophen zwischengeschobenen zeilen besteht — oft

1) Vgl. Romanzero der Spanier und Portugiesen von E. Geibel und freiherrn von Schack. 1860.

scheinbar sinlos und ohne mit dem inhalte dieser strophen zu correspondieren — mischt dem epischen laufe des gedichtes einen kurzen, oft wehmütigen lyrischen erguss, mitunter auch eine schneidende, fast epigrammatisch zugespizte bemerkung bei (vgl. Geijers abhandlung über den kehrreim in den alten skandinavischen liedern, deutsch hinter Mohnike, altschwedische balladen, mährchen und schwänke, Stuttg. u. Tüb. 1836, und beispiele daselbst s. 69, 88 usw., vgl. auch W. Wackernagel, poetik, rhetorik und stilistik s. 97). Dem geiste des nordens und seiner bewohner entspricht ferner der schwermütige, wehe zug, welcher die volksliederdichtung dieser länder durchweht, die bange todesahnung und das grauen vor unheimlichen, unsichtbaren mächten, denen der dichter oder der träger der handlung unterliegt, während die romanze des südens überwiegend den sieg des tätigen subjectes über die feindlichen gewalten feiert und in dieser stimmung ausklingt, anderseits aber in heiteren darstellungen die tiefe und das packende des germanischen humors nicht erreicht. Als illustrationen für die hier gemachten ausführungen aus der englischen und schottischen ballade verweise ich auf die weiter unten besprochenen beispiele aus der Percy'schen samlung, in bezug auf die skandinavischen aber auf W. Grimm, altdän. heldenlieder usw., Heidelberg 1811, und auf Warrens, schwed. volkslieder der vorzeit, Leipzig 1857. Der name dieser nordisch-germanischen volksliederdichtung komt merkwürdigerweise auch aus dem romanischen. *balláta* hiess im älteren italienisch ein tanzlied (vom ital. *ballo*, span. *bayle*, franz. *bal* = der tanz), sodann ein kleines, madrigalartiges gedicht in bestimter rhythmischer form; in diesem sinne komt noch der ausdruck balla*t*e vor. Von Italien nach Frankreich und von dort mit den Normannen nach England gewandert, verdrängte das wort ballade den in diesen ländern für das tanzlied gebräuchlichen ausdruck *lai* (oder *lay*), in England besonders nahm es auch die weitere von diesem worte besessene bedeutung des volksliedes überhaupt an und wurde almählig typische bezeichnung für die episch-lyrischen lieder des angelsächsischen volkes im gegensatze zu den höfischen dichtungen der Normannen. So hiessen die minstrels ballad-singers, und später, als die volksdichtung verfiel, wurde diese bezeichnung gleichbedeutend mit Bänkelsänger, wie der zusammenhang zwischen volksdichtung und bänkelgesang uns noch eingehender beschäftigen wird.[1] Schliesslich möchte ich den eigentümlichen begriff der ballade noch dahin ergänzen, dass dieselbe, dem lebhaft bewegten charakter entsprechend, sich mit vorliebe steigender metra, der jamben und anapaesten bedient, womit

1) Man vergleiche zu der obigen ausführung Ferd. Wolf, über die lais, sequenzen und leiche, Heidelb. 1841, s. 233.

wider ihre sangbare form innig zusammenhängt. Jedes volkslied ist ursprünglich auf den gesang oder mindestens die musicalische begleitung bemessen; die nordisch-germanische ballade hat diese verbindung mit der musik auf das engste festgehalten, so dass sie sich auch heute noch vorzugsweise zur musicalischen composition eignet, während die romanze des südens weit weniger sangbar ist. Indessen gibt es auch in der musik sehr zahlreiche romanzen, wie es dort balladen gibt; da aber diese beiden begriffe mit den poetischen nicht ganz zusammenfallen, so scheint mir zur noch weiteren klärung dieser beziehungen eine kleine digression in die musik unerlässlich.

Allerdings ist auch in der musik die tendenz in vielen romanzen die, die ideale ruhe, welche aus dem siege des ethischen subjectes über feindliche gewalten resultiert, in entsprechenden tonreihen auszumalen, in der ballade, vorzugsweise den unglücklichen, oft verzweifelten kampf des menschen mit den düsteren elementarmächten und seine niederlage entsprechend widerzugeben, indessen ist dieses unterscheidungsmoment allein nicht ausreichend. Unter der romanze versteht man musicalisch in der regel ein strophisch componiertes singstück in einer einfachen melodie, also recht eigentlich ein simples volkslied; auch der refrain des volksliedes wird in entsprechenden tonwiderholungen und einem öfters vorgeschobenen ritornell widergegeben; entstanden ist die romanze in dieser form wahrscheinlich aus dem rondo, einer musicalischen gattung, welche von Koberger, kleines musicalisches wörterbuch, Quedlb. und Leipzig 1833 als „ein lebhaftes tonstück" erklärt wird, „bei welchem sich der hauptsatz nach jedem nebensatze immer aufs neue hören lässt." Nach der von K. E. Schneider („das musicalische lied in geschichtlicher entwickelung" 1. 2. und 3. periode, Leipzig 1863—66) gegebenen dreifachen stufung der liedercomposition nimt die romanze die zweite stufe ein, die des ariosen liedes, welche über die erste, einfache stufe der tonliederdichtung dadurch sich erhebt, dass sie, wie das ariose lied überhaupt, die grundmelodie durch variationen lebhafter ausgestaltet, dabei aber anderseits den grundton durchaus beibehält und sich nicht zu selbständigen tongemälden fortentwickelt. Die ballade hingegen ist ein grösseres tonstück, welches die form der strophischen composition verlässt und, volständig durchcomponiert, die momente der dichtung in grösseren selbständigen tonbildern widerzugeben und auszumalen versucht; der stimmungsgrundton erklingt nicht mehr in der äusserlichen form des romanzischen refrains, sondern ist zum leitmotiv verarbeitet. Während die romanze in der angegebenen weise schon verhältnismässig früh componiert worden ist, z. b. die französische operette des vorigen jahrhunderts von derartigen compositionen wimmelt (vgl.

Journal hebdomadaire ou recueil d'airs choisis dans les opera comiques etc. Paris, 1764 fgg.), welche die Hiller und genossen auch in der deutschen komischen oper einführten, ist die durchcomponierte ballade, die höchste — dramatische — art einer liedercomposition weit später gelungen. Während nämlich meister wie Neefe, Reichardt und Zelter das problem noch nicht völlig zu lösen verstanden, brach die echte musicalische ballade erst zu anfang dieses jahrhunderts durch — nicht zum wenigsten unter dem einflusse der romantiker, der poetischen wie der musicalischen — bis sie in Schubert, Schumann und vor allem in Löwe („dem geborenen balladencompositeur", wie ihn Ambros nent) ihre genialsten vertreter fand. Zur illustration des aufgestelten unterschiedes zwischen den beiden musicalischen gattungen verweise ich auf die bei Lindner, geschichte des deutschen liedes im 18ten jahrhundert, hrsgeg. von Erk, Lpz. 1871, s. 135 ff. mitgeteilten beiden Andréschen compositionen der „Weiber von Weinsberg".

Nach dieser abschweifung in die musik kehre ich zur poetischen ballade zurück. Nach Deutschland kam der name erst mit der Percyschen samlung,[1] doch gab es lange vor dieser zeit in unserm vaterlande einen reichen schatz von volksliedern, darunter eine statliche reihe echter balladen, welche den gleichartigen gedichten der andern nationen wol an die seite gesezt zu werden verdienen. Das sind, wie schon oben bemerkt, jene bürger- und bauern-, landsknechts-, jäger- und studentenlieder, welche im 15ten und 16ten jahrhundert aus allen büschen und hecken hervorklangen und erst im 17ten, wenn auch nicht erstarben, so doch von den gebildeten misachtet und vergessen wurden.[2] Das deutsche volkslied ist von den germanischen vielleicht am gemütstiefsten; es vermeidet in der regel die oft grausig dissonierenden töne der nordischen und englischen ballade, durchläuft aber im übrigen die ganze scala volkstümlicher empfindungen und ist nicht übel geeignet, das eigentümliche schwanken der ballade zwischen subjectiver und objectiver, epischer, lyrischer und dramatischer darstellung zu zeigen. Das kleine volkslied „Es fiel ein reif in der frühlingsnacht" ist volständig

1) Das wort ballade kommt allerdings schon einige male früher in Deutschland vor, aber mit zweifelhafter bedeutung; einmal bereits bei Fischart (Gargantua 1575, vgl. Wackernagel, Fischart s. 124), wo es aber nicht zur bezeichnung eines episch-lyrischen volksliedes, sondern als übersetzung des französischen (d. i. romanischen) wortes *ballade* in der oben angegebenen bedeutung gebraucht wird (vgl. Rabelais I, 24).

2) Die deutschen volkslieder wurden zuerst (aber unkritisch) in grösserer menge gesammelt in „des knaben wunderhorn" von Achim und Brentano, seitdem öfter, am besten von L. Uhland, alte hoch- und niederdeutsche volkslieder, Stuttg. und Tüb. 1844 u. 45.

episch; von einem eingreifen der persönlichkeit des dichters keine spur. Ganz äusserlich deutet sich dieser oft im beginne der lieder an:

Nun will ich aber heben an
von dem Danhuser zu singen. (Uhland II, s. 761)

oder er wird am ende des gedichtes namhaft gemacht:

Wer ist's, der uns dies liedlein sang?
So frei ist es gesungen,
das haben gethan drei jungfräulein
zu Wien in Österreich.
(Des Knaben Wunderhorn I, s. 202)

oder: Wer ist's, der uns den reihen sang?
Matthias Jäger ist er genant.
(s. Prutz, Göttinger dichterbund. Lpz. 1841, s. 22).

In ganz anderer, innerlicher weise tritt der anteil des dichtenden subjectes an seinem stoffe in der gemütvollen weise hervor, in der dieses seine personen anredet oder sie sich unter einander anreden lässt.

So die bezeichnungen „o reitknecht, lieber reitknecht mein," „o Ännchen, liebes Ännchen mein," u. a.

So auch in der in den volksliedern überhaupt nicht seltenen nutzanwendung am schlusse:

So geht's, wer wider die obrigkeit
sich unbesonnen empöret usw.
(Wunderhorn III, 236)

oder: So geht's, wenn ein mädel zwei knaben thut lieben,
thut wunderselten gut.

Diesen schluss hat das bekante lied „Der eifersüchtige knabe" in den Herderschen volksliedern; möglicherweise ist derselbe übrigens unecht, da er in dem „Wunderhorn", wo das lied I, 328 und bei Uhland, wo es I, 168 steht, fehlt.

In andern gedichten dieser art ist die subjectivität des dichters völlig durchgedrungen, das gedicht völlig lyrisch geworden, und das epische element, die erzählung des dem stimmungsbilde zugrunde liegenden anlasses nur noch in ganz flüchtiger andeutung gegeben. So in dem bekanten:

Morgen muss ich fort von hier,

wo das die wehmütige stimmung veranlassende tiefere schicksal (ausser dem aufbruch) nur (in der dritten strophe) leise angedeutet ist:

Hab ich dir was leid's gethan,
bitt' dich, woll's vergessen,
denn es geht zu ende.

(Vgl. Fahle, über die deutsche ballade, in den Fleckeisen und Masit schen jahrbüchern band 104, s. 401—423; das. 414 und 415).

Endlich die dramatisch-dialogische ausgestaltung der ballade fin(sich in dem volksliede in weiter ausdehnung. So in dem im „Wund(horn“ „Ulrich und Ännchen“ betitelten (Uhland I, 146), in „Die wid(gefundene königstochter“ (Uhland I, 273), „Der eifersüchtige knab (Uhland I, 168).

Schon die wenigen beispiele zeigen, dass auch Deutschland 15ten und 16ten jahrhundert, wenn auch nicht unter diesem nam(balladen besass, welche die charakteristischen momente des echt volkstümlichen, episch-lyrischen liedes aufzeigen. Diese volkslied(dichtung verstumte mehr oder weniger im 17ten jahrhundert, und (ballade nahm erst in der kunstballade einen neuen aufschwung. Hi(mit bin ich auf die eigentliche aufgabe meiner abhandlung, die deuts(kunstballade, gekommen. Eine kunstballade kann offenbar nur (ziel haben, in irgend einer weise dieselbe oder eine analoge wirku auf den modernen menschen auszuüben, welche das alte volkslied ; die einfachen gemüter seiner hörer ausübte; es kann dieser versu auf verschiedene weise angestelt werden, über die ich weiter unt eingehender handeln werde; das eine aber möchte ich gleich hier ku bemerken: eine grosse schwierigkeit dieser aufgabe liegt in dem wese lichen unterschiede unserer heutigen culturverhältnisse von denen zeit der alten ballade; das volk seit dem beginne des siebzehnten ja hunderts ist in zwei durch eine ungeheure kluft getrente hä! gespalten, die litterarisch gebildeten und diejenigen, welche es sind, von denen die lezteren die künstlerischen und poetischen ge der ersteren nicht mehr verstehen. Wie dem gegenüber nun auc kunstballade und -romanze ihre aufgabe lösen mag, so viel dar! vorweg aufstellen, sie ist ein episch-lyrisches gedicht, welches fende ereignisse mit oft dramatischer unmittelbarkeit darstelt, er mehr in dem aphoristischen, düstern colorit des nordischen vol — und dann ist sie eine kunstballade im engeren sinne, dem helleren, ideal-plastischen gewande der südlichen romanz(dann ist sie eine eigentliche kunstromanze. Indessen gebra' balladendichter selbst die beiden bezeichnungen ziemlich unters wenn auch der name ballade, nachdem er einmal in Deutscl geführt ist, die oberhand gewint; bei der immerhin sch nomenclatur möchte auch ich in dieser beziehung für kleine keiten um nachsicht bitten.

Die entwickelung der deutschen kunstballade geht natür mit der entwickelung unserer classischen litteratur überl

geschichte liesse sich demnach in fünf epochen einteilen, entsprechend den hauptepochen in der entwickelung unserer neueren litteratur im ganzen:

1) die ballade der zeit der widergeburt unserer deutschen litteratur, die specifisch so genante „romanze“ Gleims und der bänkelsänger;
2) die ballade der geniezeit, theoretisch vertreten durch Herder, practisch am grossartigsten durch Bürger;
3) die ballade der classicität, Goethe, Schiller;
4) die ballade der romantiker und Uhlands;
5) die ballade der neuzeit mit vielfachen vertretern.

Meine specialaufgabe, die geschichte der deutschen kunstballade von ihrem ersten auftreten bis zu ihrer ausbildung durch Bürger zu schildern, wird also von den obigen abschnitten den ersten und zweiten eingehender zu behandeln haben, der dritte bis fünfte sollen in einem schlusscapitel wenigstens in ihren hauptzügen leicht skizziert werden. Bevor ich aber an meine aufgabe herantrete, liegt es mir ob, diejenigen bisherigen bearbeitungen zu nennen, welche ausser den abrissartigen darstellungen in grösseren litteraturwerken sich speciell mit meinem thema befasst haben. Dahin gehören ausser den genanten abhandlungen von Goerth und Fahle eine schwedische dissertation von Cl. Joh. Emil Aurell, Om balladen och romanzen usw. Upsala 1864, und zwei programmabhandlungen von dr. Hense, Warburg in Westfalen 1878 und 79 und eine desgl. der Lauenburger Albinusschule 1879 von dr. Blume. Alle die genanten abhandlungen mit ausschluss der lezten beschäftigen sich indessen, auch sämtlich ohne auf das wissenschaftliche detail, quellennachweise usw. näher einzugehen, mit der entwickelung der ballade nur von Bürger an bis Uhland, die Blumesche abhandlung, auf eine volständige entwickelungsgeschichte der deutschen kunstballade angelegt, behandelt in dem erschienenen ersten teile die frühere zeit (ausschliesslich) bis gegen 1770, indessen hat mir für diesen abschnitt ein bedeutend reicheres material zu gebote gestanden, den übergang aber zu Bürger und die Bürgersche balladendichtung in ihrem verhältnisse zu der früheren und späteren gleichnamigen dichtung glaube ich zuerst quellenmässig behandelt zu haben.

Erster Abschnitt.

Die deutsche romanze von ihrem ersten auftreten bis zu den bestrebungen Herders.

§ 1. Gleim.

Die ersten deutschen „romanzen" dichtete Joh. Friedrich Ludwig Gleim.[1]

Es sind diejenigen, welche er 1756 herausgab. (Sie sind aufgenommen in die samlung der Gleimschen werke von Körte, Halberstadt 1811—13, band 3, 89 ff.). Dass sich der gute Gleim in dieser neuen dichtungsart an die ausländer wante, von denen er sie erst kennen gelernt hatte, ist nicht besonders zu verwundern. Der Spanier Gongora und der Franzose Moncrif waren seine vorbilder. Es war von vornherein zu bedauern, dass die deutsche romanze gerade an diese muster geraten war.

1) Denn wie Koberstein (geschichte der deutschen nationallitteratur V, 32) richtig bemerkt, scheint die „Romanze", welche sich unter von Cronegks gedichten befindet (ausg. von 1763, band II, s. 333 ff., aufgenommen in die „Romanzen der Deutschen" I, 123 unter dem titel „Die wohlausgedachte rache") erst später und unter dem einflusse der ersten Gleimschen entstanden zu sein. Denn dieselbe steht nach ihrem stoffe (die untreue einer frau und die komische rache, welche ihr ehemann an dem verführer nimt), noch mehr aber in der manier der behandlung jenen oben erwähnten Gleimschen romanzen und der durch sie bedingten späteren richtung entschieden nahe. Die vermutung dieser verwantschaft wird noch mehr durch das metrum bestärkt, (◡ ⏊ ◡ ⏊ ◡ ⏊ ◡ ⏊ ◡ / ◡ ⏊ ◡ ⏊), das vielfach imitierte metrum de Gleimschen „Marianne". Nun aber liegt eine nachahmung v. Cronegks durch Gleir von der auch anderwärts niemals etwas bekant geworden ist, schon mit rücksicl auf des lezteren damals bereits erreichte stellung auf dem deutschen Parnasse u seine notorische bekantschaft mit französischen und spanischen romanzendichte (vgl. Körte, Gleims leben s. 43) gänzlich fern, während umgekehrt bei Crone dessen kurzes leben, ähnlich demjenigen von Hölty und Körner eigentlich nur e vorbereitung zu seinem dichterberufe gewesen ist, eine anlehnung an die allerdi erst kurz vor seinem (1758 erfolgten) tode erschienenen Gleimschen romanzen g natürlich erscheint.

Was ein noch früheres gedicht von J. A. Schlegel (Vermischte Gedi ausg. 1787—89, I, 271) „Ajax Oileus" betrift, welches Koberstein V, 31 citie kann dasselbe meiner ansicht nach kaum zu den romanzen gezählt werden, es auch etwas romanzenartiges an sich haben mag, jedenfals ist es nicht mit b sein als romanze gedichtet, sondern als poetische erzählung. Denn es ist de der ganzen ersten romanzenepoche volständig fremd, und die behandlung cla stoffe in ernster balladenmanier war einer weit späteren epoche vorbehalten lich führt das gedicht auch nicht den namen romanze.

Don Luis de Gongora y Argote (geb. 1561 zu Cordova, stud. zu Salamanca die rechte, trat später in den geistlichen stand und starb als titularcaplan des königs 1627) gehörte jener zeit an, in welcher eine eigentümlich schwülstig-phantastische richtung, von Italien ausgehend, die litteraturen fast sämtlicher europäischer völker durchzog und den marinismus, euphuismus usw. hervorrief. In Spanien vertraten diese richtung der poesie die schulen der conceptionisten und culturisten; der stifter der lezteren war eben Gongora. Gongora dichtete in seiner jugend romanzen und sonette, welche sich, ganz im gegensatze zu seiner späteren manier durch einfachheit und zartheit der empfindung auszeichnen. Daneben verfügte er über einen kaustischen witz, der sich in bitterer satire über die zeitereignisse ergiesst (man vergl. das berühmte sonett auf das madrider leben).[1] Diese gabe verwendete er später auch für die romanze, indem er statt der einfachen naiven behandlung, welche sich an die volksromanze anschliesst, den weg des burlesk-parodischen einschlug. Das charakteristische dieser manier besteht darin, dass der dichter, wie der ironiker überhaupt, über seinen gegenstand sich hinauserhebt; Gongora trägt nun die motive der volksromanze im tone einer graciösen ironie vor. Diese manier ist aber himmelweit verschieden von dem specifisch so genanten gongorismus oder culturismus (s. oben). Um seiner poesie mehr ansehen zu verschaffen und unter dem einflusse der herschenden zeitrichtung (besonders der conceptionisten und des Ledesma) liess sich nämlich Gongora verleiten, eine neue art des von diesen gepflegten gezierten stiles, den estilo culto oder den gebildeten stil aufzubringen und anzubauen.[2] Das eigentümliche dieses stiles bestand in einer ganz besonders metaphorischen darstellung, die sich auch äusserlich durch eine absonderliche wortstellung und eine unmässige häufung von fremdwörtern charakterisierte. Diesen eigentlich so genanten gongorismus, welcher die in

1) Vgl. über Gongora Flögel, Geschichte der komischen litteratur, II, 296, dessen urteil aber wol für G. zu hart ist, ferner Ersch u. Gruber, Encyclopädie, sect. 1, teil 74, s. 12—17, Ticknor, Geschichte der schönen litteratur in Spanien, deutsch von Julius, Leipzig 1852, II, s. 148 ff. und Gongora, an essay on the times of Philipp III and IV of Spain, with translations by Ed. Churton. vol. 1. 2. London 1862.

2) Von den herausgebern seiner werke werden G.'s romanzen in liebesromanzen (romances amorosos), lyrische (liricos) und burleske (burlescos) eingeteilt, denen sich noch romances varios anschliessen. Sechzehn dieser Gongoraschen romanzen (darunter nur eine burleske) gab Gleims freund J. G. Jacobi heraus: „Romanzen aus dem Spanischen des Gongora“ Halle 1767. Ob Gleim in irgend einem verhältnis zu dieser herausgabe gestanden hat, habe ich nicht ermitteln können. Man vgl. über dieselbe die recension in Klotzens Deutscher bibl. 2, 1 ff. und Hall. gel. zeitungen 1767, 334 ff.

dieser manier verfasten stücke nahezu unverständlich macht, hat Gleim nicht nachgeahmt, obwol auch die späteren Gongoraschen romanzen mit demselben getränkt sind. Von den drei romanzen Gongoras hingegen, die der deutsche dichter nachbildete, sind zwei einfache und anmutige liebesromanzen, und die dritte trägt eher einen zierlich leichten und tändelnden als eigentlich burlesken charakter. Wenn also Gongora auch nichts weniger als ein geeignetes vorbild für unsere junge romanzendichtung war, so wäre die sache immerhin noch nicht so schlimm gewesen, wenn nicht durch die specifisch Gleimsche marotte, dass die romanze absolut burlesk-parodisch sein müsse, alles verdorben wäre. Dies zeigte sich auch in Gleims benutzung seines zweiten vorbildes.

François Augustin Paradis de Moncrif (geboren 1687 zu Paris, „lecteur de la reine“ und deren vertrauter, † 1770) ward für den schöpfer oder vielmehr den regenerator der romanze in Frankreich angesehen, wie Gleim dasselbe in Deutschland war.[1]

Ich halte diese stelle für geeignet, um über die französische romanze im allgemeinen einige bemerkungen einzuflechten. Die altfranzösische romanze (vgl. Paulin Paris, le romancero françois, Par. 1833, und K. Bartsch, Altfranz. romanzen und pastourellen, Leipzig 1870), nicht so zahlreich wie die altspanische, trägt im grossen und ganzen ebenfals jenes gepräge ritterlichen geistes mit den motiven der ehre und liebe; insbesondere um die leztere drehen sich viele der altfranzösischen romanzen. Die neufranzösische litteratur hat in der grossen kunstromanze vieles, aber nicht viel hervorgebracht; die meisten misfallen durch rhetorischen bombast, dagegen sind die Franzosen meister in jener der chanson ähnlichen lyrischen romanze, die von leichten melodien begleitet wird und sich von der reinen chanson nur dadurch unterscheidet, dass das die stimmung hervorrufende factum noch immer aus dem hintergrunde hervorschaut. (Zahlreiche beispiele dieser dichtungsart weist der französische Recueil de romances tendres et burlesques, Paris 1767—73, 2 bände auf.)

Diese romanze cultivierte Moncrif in ziemlicher menge und mit gutem erfolge (wie er denn überhaupt ein sehr musicalischer dichter war, vgl. Essai sur la musique ancienne et moderne, tome IV, 253—55). Daneben dichtete er auch noch zwei längere romanzen, einigermassen der art der Gongoraschen ähnlich — ob Moncrif aber, wie in einem

1) Von einigen wird Voiture (1598—1648) als regenerator der romanze oder vielmehr der ballade in Frankreich angegeben (vgl. über ihn Pierers conv.-lex. 2. aufl. bd 33, s. 157), doch sind wenigstens die beiden in der Rouxschen ausgabe der Voitureschen werke (Paris 1856) befindlichen zwei „balladen“ rein lyrische gedichte und haben nichts mit der hier in rede stehenden gattung gemein.

aufsatze der Deutschen vierteljahrsschrift, jahrg. 1857, heft 2, s. 91 ff. behauptet wird, ein schüler Gongoras gewesen, vermag ich nicht recht zu entscheiden — das parodische dieser romanzen Moncrifs besteht in einem über das natürliche hinaus gesteigerten pathos, welches den einen schritt vom erhabenen zum lächerlichen überschreitet und so in dem tone des lezteren wirkt.[1] Gegenüber der graciösen ironie aber, mit der Moncrif das tragikomische mehr durchleuchten liess als plan heraussagte, zog der gute Gleim alles ins platte und ordinäre. Dies zeigt die erste der Gleimschen romanzen, zugleich die einzige, in der er den Moncrif nachahmte.[2]

„Traurige und betrübte Folgen der schändlichen Eifersucht wie auch heilsamer Unterricht, dass Eltern, die ihre Kinder lieben, sie zu keiner Heirath zwingen, sondern ihnen ihren freien Willen lassen sollen, enthalten in der Geschichte Herrn Isaac Veltens, der sich am 11ten April 1756 zu Berlin eigenhändig umgebracht, nachdem er seine getreue Ehegattin Marianne und derselben unschuldigen Liebhaber jämmerlich ermordet.“ Dieses stück ist eine directe nachbildung der Moncrifschen „les constantes amours“, nur dass Gleim, um die romanze populärer zu machen, den überkommenen stoff mit einer Berliner mordgeschichte (s. den titel) in verbindung brachte, vielleicht erst nachträglich, wenn, wie Körte, Gleims leben s. 43, sagt, die drei ersten romanzen Gleims bereits 1744 gedichtet sind. Im übrigen folgt Gleim seinem vorbilde nach inhalt, darstellung und versbau, meist strophe für strophe, und wo er von ihm abweicht — zusetzend und erweiternd hat er aus den 29 strophen seines originals 35 gemacht — da thut er es nicht zu seinem vorteile, und es zeigt sich an stelle des eleganten Franzosen der nüchterne coaetane Gottscheds.

Gleim hebt zu singen an:

Die eh' ist für uns arme sünder
. ein marterstand!
Drum, eltern, zwingt doch keine kinder
ins eheband!

Diese moralische betrachtung, die quintessenz der ganzen dichtung, wird an dem exempel fräulein Mariannens illustriert, der tochter, wie es scheint, aus einem gutspiessbürgerlichen hause der damaligen

1) Die beiden genanten romanzen, Les constantes amours d'Alix et d'Alexis, das vorbild der Gleimschen Marianne und das von Herder in seinen „Volksliedern“ nachgebildete Les infortunes inouies de la tant belle, honnête et renommée comtesse de Saulx, sind enthalten in Moncrif, oeuvres, Par. 1768, tome 3, 207 ff.

2) Ich beginne mit dieser nachahmung des Moncrif, weil es zeitlich die erste der Gleimschen romanzen ist; die Gongoraschen folgen erst später.

zeit. Sie ist verliebt in herrn Leander — die einführung der graeco-französischen schäfernamen, der Daphnis, Daphnen, Damons, Ismenen, Amynte, Chloen usw., welche sich nachher in der romanzenpoesie so breit machen, verdanken wir ebenfals unserm Gleim — also die heldin ist verliebt in herrn Leander, und der leser wird zeuge einer häuslichen scene, in der Marianne ihr „mamachen" recht zärtlich bittet, ihr doch ihren herzenswunsch in gestalt des geliebten Leander zu gewähren.

„Versprechen Sie mir das, mamachen,
sein Sie so gut!
Dann weiss ich ja, dass mein papachen
es auch gleich thut!"
„Leander!" „Ach, Sie wollen schelten,
ich seh' es schon!"
„Leander, kind? O nein, herr Velten
sei schwiegersohn!

Ja, ja, herrn Velten solst du nehmen,
denn der hat geld,
und du must dich zu dem bequemen,
was uns gefält.
Wie können junge mädchen wissen,
was nüzlich ist?
Die meisten sind erpicht aufs küssen,
wie du auch bist."
„Herrn Velten soll ich? Ach, ich arme!
Was soll mir der?
Ach, dass der himmel sich erbarme!
Was soll mir der?"
Es schwilt von millionen thränen
ihr schön gesicht,
und tausendmal sagt sie mit stöhnen:
„Ich will ihn nicht!"

„Du wilst ihn nicht? Ich muss nur lachen,"
sagt die mama,
„wir wollen dir den willen machen,
ich und papa!"
Man schlept sie fort in einem wagen,
hält sie vermumt,
man bittet sie, noch ja zu sagen
und sie verstumt.

(Diese 4 strophen gehören beispielsweise zu den von Gleim eingeschobenen.)

Sie sieht nach einer kurzen reise
sich eingespert,
wo nach beliebter alter weise
die nonne plärt.
Da soll sie beten und nicht lieben,
allein sie weint,
sie weint und will sich tot betrüben
um ihren freund.

Bald geht „mama mit schwarzer lüge“ zu ihr, um die arme Marianne durch ein gefälschtes schreiben von der untreue des angeblich vermählten Leander zu überzeugen.

Schnell rolt in einem goldnen wagen
herr Velten her,
auch komt ein man mit weissem kragen
von ungefähr.
Gequälet ward von jung und alten
das arme kind,
und die verlöbnis wird gehalten,
ach, wie geschwind!

Nun freut ein haufen anverwanten
sich auf den tanz,
nun binden mütter, nichten, tanten
den myrthenkranz!
Nun schickt sich zu drei wilden tagen
das ganze haus,
und priester gehn mit leeren magen
zum hochzeitsschmaus.

Nur für die braut ist keine freude
und keine lust,
sie quält sich mit geheimem leide
tief in der brust!
Betrübt hört sie des priesters segen,
sieht Velten an
und seufzt bei lautern herzensschlägen:
„Ach, welch ein mann!“

Am abend mehret sich ihr jammer
und ihre pein;
denn ach! sie soll nun in die kammer
mit ihm hinein.

Wie man ein lamm zur schlachtbank führet,
so führt man sie;
seht, spricht mama, wie sie sich zieret!
die närrin die![1]

Nach der hochzeit lebt Marianne fünf jahre ihrem gatten ergeben, aber ohne den einst geliebten vergessen zu können. Eines tages, als sie wider allein ihrer stillen trauer nachhängt, wobei sich Gleim zu der graciösen wendung verleiten lässt:

Einst, als sie sich dem gram ergibet
und einsam sizt,
und ihrem ehmann, den sie liebet,
durch spinnen nüzt. (!)

da tritt dieser ins zimmer, um ihr mit dem geschenke einiger juwel eine freude zu bereiten.

Ihm folgt ein kaufmann, der juwelen
und perlen trägt,
und der im innersten der seelen
betrübnis hägt (sic!).

Es ist natürlich, wie der leser errät, Leander, auf den in dieser schickten weise hingedeutet wird, der in der vermummung eine den händlers auftritt. Marianne soll sich die juwelen selber au und ihr ehegatte verlässt das haus, um auf die jagd zu ge Moncrif geht er auf das gericht, wodurch sein kurzes fortble plözliches widererscheinen besser motiviert wird). Die folgend die schilderung der erscheinung des kaufmanns, ist für Gleims f lose darstellung besonders charakteristisch:

Nun steht mit zitternden geberden
der kaufmann da,
voll furcht, von der gehasst zu werden,
die jezt ihn sah.
Weil, statt der rosen seiner wangen,
ein langer bart
herabhieng und wie er vergangen
gesehen ward. (!)

1) So gibt Gleim die Moncrifschen verse wider:

Le soir plus grande fâcherie
Saisit son cœur.
... ge et la crie

Tout comme u
Droit au b
La pauvrette
Pour se c

und: Er zeigt ihr seine waaren, schweiget
und spricht kein wort,
doch geht, so oft er ihr was zeiget,
ein seufzer fort.

Marianne, aufmerksam geworden, fragt ihn nach der ursache seiner leiden, und der kaufmann verrät, dass er ein bild seiner verlorenen geliebten bei sich trage; auf ihre bitte zieht er es aus dem busen, Marianne liest auf dem verschlossenen kästchen die worte:

Von meinen zärtlich treuen thränen
entstand ein bach!
Und floss auf dieses bild der schönen,
ach, himmel, ach!

Sie öfnet und will in ohnmacht sinken — es ist ihr eigen bild.

„Ach, Marianne, Marianne,
ach, stirb doch nicht!
Ach, sieh' mich, engel, ach, ermanne
dein blass gesicht!"

Marianne komt wider zu sich, sie bittet und beschwört ihren freund, sie auf immer zu verlassen:

Er eilt, gehorsam dem befehle,
urplözlich (!) fort.
Ach, seufzt er, ach, geliebte seele,
nur noch ein wort!
Ich sterb' um dich. Er fasst im gehen
die hand ihr an,
zum lezten mal will er sie sehen —
da komt der mann.

„Stirb," sagt er, „räuber meiner ehre,
mit tausend schmerz!"
Er tobt und stösst sein mordgewehre
in beider herz.
Leander stirbt und Marianne
seufzt: „Himmel, ich
verdient es nicht!" Sie spricht zum manne:
„Du jammerst mich!"

Der mann hat keine frohe stunde;
des nachts erscheint
das treue weib, zeigt ihre wunde
dem mann und weint!

Ein klägliches gewinsel irret
um ihn herum,
ihn reut die that, er wird verwirret,
er bringt sich um!

Und nun komt die moral, die Gleim nach Moncrifs vorbilde als notwendiges ingrediens der romanze annahm, und die in der zukunft so viel unheil in der romanzendichtung anrichten solte, indem man „moralen“ anhängte auch da, wo sie nichts weniger als passend waren, ja, ganze romanzen nur auf die moral hin verfertigte und zuschnitt. Hier lautet sie:

Beim hören dieser mordgeschichte
sieht jeder mann
mit lieblich freundlichem gesichte
sein weibchen an
und denkt: wenn ich's einmal so fände,
so dächt' ich: nun,
sie geben sich ja nur die hände,
das lass sie thun.

Neben der jovial-komischen moral trägt zur vollendung der burlesken zeichnung in diesem gedichte nicht wenig das aus dem Französischen mitentlehnte und mit der „Marianne“ in Deutschland sehr beliebt gewordene metrum bei, welches in der folgezeit unzählige male nachgeahmt wurde; seine parodische wirkung beruht in dem leiernden, stets widerkehrenden falle der beiden verse, des langen und kurzen:

◡ –́ ◡ –́ ◡ –́ ◡ –́ ◡
◡ –́ ◡ –́

Das war Deutschlands erste romanze, die viel berühmte „Marianne“, von den freunden und verehrern Gleims in den himmel gehoben und verherlicht (vgl. J. G. Jacobi, Romanzen aus dem Spanischen usw. s. 72, über das urteil, welches selbst ein Herder von ihr abgeben konte, s. unten), und bis in die siebziger jahre stets als muster einer echten, naiven und wolgelungenen romanze aufgestelt wurde.

In ähnlicher manier sind die beiden andern „Romanzen“ der ausgabe von 1756 behandelt. Die zweite:

„Wundervolle, doch wahrhafte Abenteuer Herrn Schout by Nacht, Cornelius van der Tyt, vornehmen Bürgers und Gastwirths im Wallfisch zu Hamburg, wie er solche seinen Gästen selbst erzählet. Aus seiner holländischen Mundart in hochdeutsche Reime treulich übersetzet“ schildert in ziemlich fratzenhafter weise die abenteuer eines holländischen seefahrers; die andere:

„Damons und Ismenens zärtliche und getreue Liebe, getrennt durch einen Zweikampf, in welchem Herr Damon von seinem Nebenbuhler am 20. August 1755 auf Auerbachs Hofe zu Leipzig mit einem grossen Streitdegen durchs Herz gestochen wurde, wodurch er seinen Geist jämmerlich aufgeben müssen. Zum Trost der herzlich betrübten Ismene gesungen," ist nach stoff und behandlung mit der „Marianne" sehr verwant, ebenfals eine mordgeschichte mit dem motiv der eifersucht.

Nach dieser ausgabe von 1756 hat der romanzendichter Gleim lange geschwiegen oder wenigstens mit der publication neuer dichtungen zurückgehalten. Und, als er endlich im jahre 1771 die gepriesene leier wider schlug, da waren es noch immer nicht die „Romanzen nach Gongora", welche erschienen, sondern ein schäfergedicht, nach art der modischen schäfereien, ein schäfergedicht in romanzischer form, wie „der blöde" und „der dreiste schäfer" (s. Körte, Gleims leben s. 39 ff.) solche in dramatischer gewesen waren, freilich auch nicht glücklicher als diese.

„Alexis und Elise" hat den eigentlichen bänkelsängerton der drei ersten romanzen verlassen und dafür jenen zug weichlicher liebes- und freundschaftständelei angenommen, welcher auch in den zwischen Gleim, Heinse und Jacobi gewechselten süssigkeiten herscht; das thema des gedichtes ist die überzärtliche liebe zwischen einem schäferpaar — denn dieses sind Alexis und Elise — die handlung besteht darin, dass die guten leutchen einen armen pilger liebreich aufnehmen und verpflegen, dies ist der inhalt des ersten gesanges; aus demselben einige proben:

Alexis und Elise
sind meiner muse lied!
O liebet euch, wie diese,
sagt man, wenn man sie sieht.

Sie küssen sich und schämen
sich artig auch dabei,
und geben sich und nehmen
mehr küsse nicht als zwei.

Und einig so darüber
dass nie gestritten ist:
ob er Elisen lieber,
ob sie ihn lieber küsst? —

Einst, als auf ihre weide
ein armer pilger kam,
da liefen alle beide
und holten ihm ein lamm usw.

Im zweiten gesange werden die beiden von wölfen angefallen, welche durch Alexis mut besiegt werden. Man lese:

Elise fieng zu scherzen
mit ihrem männchen an;
schon schmelzen ihre herzen,
er, schon ein sanfter mann,

Sie, schon ein sanftes weibchen,
wie sonsten nirgend ist,
kehrt wie ein turteltäubchen
sich zärtlich um und küsst!

Und plözlich stand vor ihnen
ein schrecklich grosses tier,
in keinem traum erschienen
euch schönen oder mir.

Es war ein wolf; zu scherzen
war keine zeit, kein ort;
Elise, blass, im herzen
war all' ihr blut, lief fort.

Alexis, mehr ein meister
von seinem blut, ein held,
bot seine Lebensgeister
all' auf im kriegesfeld!

Er geht — die erde bebet —
das tier zu boden, sizt
auf seinem bauch — er lebet
und hat sein weib beschüzt usw

In diesem läppischen tone ist auch der dritte gesang des unend lich langen gedichtes gehalten, in dem der arme pilger wider erschein sich als hirtengott entpupt und die beiden zur belohnung mit eine schäferei beschenkt.[1]

Eine neue samlung von romanzen gab Gleim im jahre 1777 her aus.[2] In dieser müssen zuerst die „Romanzen nach Gongora" erschiene sein, wenn er sie gewiss auch schon früher gedichtet hatte. Es sin ihrer drei: „Der schöne bräutigam" (Todas las obras de Don Luis d Gongora, Madrid 1654, s. 123, abgedruckt in deutscher übersetzun bei Jacobi s. 72), „Der gute tag" (ib. 84, Jacobi 56) und „Die zeit (ib. s. 117, unter den romances burlescos, bei Jacobi 101). Ich geb hier das erste; aus dem originale, einer anmutigen, hübschen liebe romanze, hat Gleim in der besprochenen manier ein 11strophiges poe zurechtgemacht, zu dessen scenerie er natürlich wider die sphäre d vulgär bürgerlichen lebens eröfnet:

Die kleine Doris weinte laut,
sie hatte recht zu weinen!
Vom schönen Daphnis eine braut,
liebt sie nur ihn, sonst keinen.
Und dieser schöne bräutigam
war jahre weggeblieben.

1) Wieland mag sein urteil selbst vertreten, welches er über dieses g Gleim gegenüber fälte: „Sie allein können aus nichts oder aus etwas, das l nichts ist, das niedlichste, anmuthigste, anziehendste, interessanteste (!) Ding r das jemals ein Barde gemacht hat. Wie liebe ich diese anmuthig wilden Note Ziemlich ironisch muss das urteil von G. A. Bürger gewesen sein, wie aus briefe an diesen vom 9. september 1771 (Strodtmann, Briefwechsel I, nr. vorgeht.

2) Diese samlung war nach Joerdens, Lexicon der deutschen dic prosaisten, bd 2, s. 148 nur für Gleims freunde veranstaltet und ist nich buchhandel gekommen, woraus denn auch zu erklären ist, dass selbst de tige Koberstein (V, 32) das jahr des erscheinens der „Romanzen nach mit bestimtheit nicht hat ermitteln können.

Wie zärtlich er auch abschied nahm,
must' er sie doch nicht lieben!

Denn ach, nicht einmal schrieb er ihr!
Sie sass auf ihrer kammer,
sass einsam, sass, verschloss die thür,
weint' allen ihren jammer!
Die ganze nacht hindurch weint sie,
der mond fängt an zu scheinen,
und sieht die thränen; morgens früh
sieht sie die sonne weinen.

Sie fält in ohnmacht, ist so blass,
als wär's ein kaltes fieber.
Die mutter holt ein ungrisch glas;
die ohnmacht ist vorüber.
Ein doctor komt, der doctor spricht:
„Das hat man von dem lieben,
die guten kinder folgen nicht!"
Und viel wird ihr verschrieben.

Ein tränkchen und ein pülverchen
wird ihr zugleich gegeben;
die Amors und die Grazien
erzittern ihrem leben;
ihr liebesgötter, dass ihr's wisst;
ihr leben ist in Polen! —
Sie schwärmen auf! Ein wettstreit ist,
sie fliegen, ihn zu holen.

Ach! dass man doch die reise bald
zurückgeleget hätte!
Er komt! In trauriger gestalt
steht er vor ihrem bette.
Die Amors und die Grazien
sind froh, ihn da zu sehen.
Die tränkchen und die pülverchen,
die stehn und bleiben stehen.

Sie aber sieht ihn nahe nicht,
ein böser vorhang wehret;
ihr blasses, sterbendes gesicht
ist an die wand gekehret.

Die mutter winkt: „Herr schwiegersohn,
nicht näher hingegangen!
Gestorben sind die rosen schon
auf ihren zarten wangen.“

Der vorhang wirft sich selbst zurück;
nach Daphnis wird gesehen:
ein blick auf ihn, ein halber blick,
da war die kur geschehen!
Und seht, die kleine Chloris singt;
sich selbst gesund zu machen,
küsst sie die mutter, ist verjüngt,
die liebesgötter lachen.

Ihr schönen, mögt nun alle gehn
und euch in tugend üben,
mögt die gesunde Chloris sehn,
bereit, wie sie zu lieben!
Ihr männer aber, bleibt mir nah,
des liedes zweck zu hören,
denn gute dichter sollen ja
belustigen und lehren.

Es lass' ein schöner bräutigam
nie seine braut alleine,
dass sie vor ungeduld und gram
sich nicht zu tode weine!
Die liebesgötter möchten ihn
aus Preussen oder Polen,
aus Rom und London und Berlin
nicht leicht wie diesen holen.

In ähnlicher weise hat Gleim sich die beiden andern romanzen nach Gongora zurecht gemacht; wie er dabei verfuhr, lässt sich auch aus einem vergleiche der dritten mit der Herderschen bearbeitung des originals in dessen „Volksliedern“ ersehen.

Gleim hat in der eigentlichen romanzendichtung nie einen fortschritt gemacht (wie er auf einem sehr verwanten felde um so vieles weiter gelangt ist s. unten), dies zeigen auch die übrigen gedichte dieser gattung, die wol meistens von seiner eigenen erfindung sind.[1] Die

1) Vielleicht sind in dem einen oder andern wenigstens anklänge an franz. originale, ob aber, wie Hub (in dem vorwort zu „Deutschlands balladen- und

meisten derselben sind läppisch und abgeschmackt (besonders „Liebchens geist"), in manchen versucht er, einen volkstümlich sein sollenden ton anzuschlagen, in ganz eigentümlicher weise in dem „Ritterschlag", in dem er einen populären ton durch die einmischung plattdeutscher elemente hervorbringen will.

Alle diese durchweg so gedankenleeren gedichte Gleims sind, wie Gleims poesie überhaupt, durch eine glatte und gewante form ausgezeichnet. Ihrem inhalte entsprechend, sind sie alle in leichten versmassen geschrieben, die meisten in jenem in allen sprachen so häufig vorkommenden viermal gehobenen verse, der sich in deutschen gedichten auf den alten germanischen, epischen vers zurückführen lässt, indem je 2 zeilen, also 8 hebungen, ein versganzes ausmachen, mithin jede derselben einer vershälfte des germanischen langverses entspricht. Ob indessen der von Gleim angewante vers auf historischem boden wurzelt oder nicht vielmehr auf den französischen achtsilbner oder die spanische redondilie zurückzuführen ist, wage ich nicht zu entscheiden. Neben den rein vierfüssigen zeilen hat Gleim bekantlich auch das in der „Marianne" gebrauchte metrum für die deutsche romanze in schwung gebracht, welches aus je einem längeren (4 — 5 füssigen) und einem kürzeren (2 füssigen) verse besteht, welche durch ihren regelmässigen wechsel und leiermässigen tonfall dem parodischen charakter dieser gedichte wol entsprechen.

Daneben komt auch, wiewol seltener, eine verwendung eines 3 mal gehobenen verses in den Gleimschen romanzen vor, welche auch analogien im Französischen hat. Gleims versmasse sind durchweg jambisch, die strophen in der regel 4 zeilig, eine grössere, architectonisch gegliederte strophe verwendet er nicht, ebenso wenig wie seine nachfolger bis Bürger, welche überhaupt in metrischer beziehung wenig bemerkenswertes und abweichendes haben, so dass die hier gemachten bemerkungen im wesentlichen für die ganze folgezeit bis Bürger gelten können.

Ich kann den dichter Gleim nicht verlassen, ohne eine reihe von gedichten zu besprechen, welche, obwol sie dem namen nach ausserhalb der romanzen stehen, dennoch vielleicht in höherem sinne diese bezeichnung verdienen als irgend eine andere romanze Gleims,[1] zugleich eine der besten leistungen des dichters überhaupt. Ich meine die Preuss. kriegslieder von einem grenadier, welche Lessing i. j. 1758 herausgab.

romanzendichtern", Würzburg und Karlsruhe 1860, s. IV) behauptet, Gleim den Senecé und Marmontel benuzt habe, vermag ich nicht zu sagen, da mir die romanzen beider dichter bis auf wenige beispiele unzugänglich gewesen sind.

1) Um so mehr ist zu verwundern, dass Blume a. a. o. ihrer mit keiner silbe erwähnt.

Goerth in seiner oben citierten abhandlung sagt (s. 384): „Wir haben uns zu sehr mit dem gedanken vertraut gemacht, dass eine „ballade“ durchaus einen sagenhaften inhalt haben, womöglich eine alte sage behandeln müsse. Dies ist durchaus nicht nötig. Dasjenige, was ein gedicht zur ballade macht, ist allein die das gemüt rührende oder erschütternde darstellung oder erzählung.“ Wenn er hierin recht hat, so wäre damit die berechtigung der ballade zur darstellung auch neuerer historischer ereignisse zugestanden. Mag nun aber auch diese bei dem zu dicht vorgerückten spiegel der nüchternen wahrheit immerhin ihre schwierigkeiten haben, für die romanze der damaligen zeit war es jedenfals ein vorteil, an einem grossen, wenn auch nahe liegenden historischen stoffe erprobt zu werden. Es kann hier natürlich nur von denjenigen der Gleimschen kriegslieder die rede sein, welche, der idee nach nach den grossen schlachten des siebenjährigen krieges gedichtet, deren gang und ereignisse episch darstellen, die siegeslieder von Lowositz, Prag, Rossbach, Lissa und das lied nach der schlacht bei Collin.

Gott donnerte, da floh der feind!
Singt, brüder, singet gott!
Denn Friederich, der menschenfreund,
hat obgesiegt mit gott.

So singt das erste dieser lieder den ersten sieg des grossen preussenkönigs in die welt hinein. Nun folgt zuerst die schilderung jener nacht, welche dem schlachttage vorangieng:

Auf einer trommel sass der held
und dachte seine schlacht,
den himmel über sich zum zelt
und um sich her die nacht.

Der morgen bricht an, der kampf soll beginnen:

Frei, wie ein gott, von furcht und graus,
voll menschlichen gefühls,
steht er und teilt die rollen aus
des grossen trauerspiels.

Da treten die preussischen regimenter an:

So stand, als gott der herr erschuf,
das heer der sterne da,
gehorsam stand es seinem ruf,
in grosser ordnung da.

Das heer stürzt zum kampfe, die Österreicher werden gewor beim rückmarsche zwar locken sie die Preussen in einen hinter

auch der wird erstürmt und der erste sieg ist erfochten; der dichter ruft dem geschlagenen feldherrn der Österreicher zu:

Sein (Friedrichs) donner zürnte deinem krieg
bis in die späte nacht,
wir aber singen unsern sieg
und preisen seine macht.

Das ist ein ganz anderer ton als in dem kläglichen mordgeschichtengewinsel; ein epischer schlachtgesang, durch die befehle der feldherren dramatisch belebt, dazu etwas von der rauhen sprache des grenadiers, der auch treflich das metrum angepast ist, einer Klopstockschen ode entnommen, aber gereimt, diese kurzen, strammen, man möchte sagen, preussischen verse, in denen die worte einhermarschieren.

Ähnlich die lieder von Prag und Collin; das lied von Rossbach ist, wie die späteren kriegslieder überhaupt, durch eine ängstlich detaillierte beschreibung des kampfes alzu sehr in die breite gezogen; in der schilderung der flucht der Franzmänner und der reichsarmee hat es wider burleske züge, die indessen dort nicht übel angebracht sind, anderseits hat das gedicht auch schon echt balladenmässige stellen, wie:

Vom sternenvollen himmel sah'n
Schwerin und Winterfeld, —
bewundernd den gemachten plan —
gedankenvoll den held.

Gott aber wog bei sternenklang
der beiden heere sieg.
Er wog, und Preussens schale sank
und Östreichs schale stieg.

§ 2. Das typische der Gleimschen manier und der bänkelgesang.

Sieht man von den „Kriegsliedern" ab, welche zu ihrer zeit nicht mit unrecht selbst von männern wie Lessing, Herder und Goethe mit beifall begrüsst wurden, wenn sie auch für die gegenwart nicht viel mehr als die bedeutung eines litterarischen curiosums haben (vgl. Pröhle, Friedrich der grosse und die litteratur seiner zeit, s. 56, und Goedecke, Grundriss II, s. 581), so ist Gleims übrige romanzendichtung trotz der bewunderung der zeitgenossen[1] einer verdienten vergessenheit anheimgefallen.

1) Über Wielands urteil s. oben s. 20 anm.; dass die Halberstädter, die Jacobi und consorten, die verfasser der poetischen hand- und lehrbücher, die Küttner, Pölitz, Vetterlein und tausend andere zeitgenossen die Gleimschen romanzen höch-

Und doch ist diese für die entwickelung der deutschen romanzenpoesie von einem weit grösseren einflusse gewesen als die kriegslieder. Denn während die kriegslieder nur wenig nachahmung fanden,[1] so wurde jene der ausgangspunkt für die romanzendichtung eines ganzen menschenalters. Wenn oben bei der erwähnung des volksliedes angedeutet wurde, dass der weg der kunstballade ein verschiedener sein könne, so ist einer dieser wege wol ohne zweifel die directe nachbildung des volkstümlichen liedes nach inhalt und form; diese muss jedoch von einer glücklichen nachempfindung des volksgefühls getragen sein. Gleim hat ein solches eingehen auf die denk- und gefühlsweise des volkes entschieden versucht, — hiervon zeugen auch seine „Lieder fürs volk" und zahlreiche seiner aussprüche — aber er verwechselte den reinen und keuschen ton des volksliedes, welches erst durch Herder der deutschen nation wider erschlossen wurde, mit den gellenden sängen der marktschreier, welche die lezten entarteten sprossen des volkstümlichen liedes sind oder einer ganz untergeordneten kunstdichtung ihren ursprung verdanken. „Je öfter," sagt Gleim selbst von seinen romanzen, „dieser versuch (nämlich spanische und französische romanzen ins Deutsche zu übertragen) von den rühmlichen virtuosen mit den stäben in der hand künftig gesungen wird, desto mehr wird man dem verfasser glauben, dass er die rechte sprache dieser spielart getroffen habe." Gleim versuchte also, wie er hier ausdrücklich sagt, selbst bänkelsängerlieder zu schaffen, womöglich, um den bänkelsängerliedern bessere texte unterzulegen. Da nun aber Gleim das volkslied, welches ihm nur in der gestalt des bänkelsängerliedes bekant oder zugänglich war, unmöglich als einen um seiner selbst willen würdigen vorwurf erkennen konnte, so behandelte er es ironisch; das bänkelsängerlied selbst ist ja an und für sich nicht ironisch; von den marktschreiern werden die mord- und gespenstergeschichten mit pathetischem anspruche auf glauben vorgetragen und von der andächtig lauschenden menge für wahr und, als herzerschütternd, auch für schön hingenommen.

lich priesen, wird man vielleicht natürlich finden, das urteil aber, welches Herder noch im jahre 1797 nach dem erscheinen der grossartigen Bürger, Goethe und Schillerschen balladenwerke in den Adrastea (vgl. Koberstein V, 37) abgab, „die drei romanzen, die Gleim zuerst in unserer sprache sang, sind noch unübertroffen die artigsten, die naivsten" wird man dem alternden, kranken und verstimten Herder wol gern verzeihen, aber nicht im mindesten als verbindlich anerkennen können.

1) Nachgeahmt wurden sie in Lavaters Schweizerliedern am besten (vergl. Klotzens Deutsche bibl. 3, 93 ff. und 17, 684 ff.), ferner in Gerstenbergs „Liedern eines dän. grenadiers" und (die schwächste nachbildung) in Weisses „Amazonenliedern".

Für Gleim aber, den poetisch fühlenden mann, wie für jeden gebildeten, ist das bänkelsängerlied eine fratze; wenn nun obendrein Gleim auch noch in seinen vorbildern Gongora und Moncrif die ironisierende behandlung der romanze (wenn auch in feinerer weise) vorfand, was wunder, wenn er in jenen, der auffassungsweise des gemeinen volkes zwar adäquaten, dem gebildeten aber höchstens durch das medium der ironie geniessbaren poetischen gattung das wahre wesen der romanze zu erblicken glaubte und diese durch seine eigenen producte zu bereichern und zu verbessern suchte; dass er damit nicht in unserem heutigen geläuterten sinne „volkstümlich" schrieb, sondern im gegenteile das eigentlich volkstümliche gänzlich negierte, ist klar. Hiermit hängt auch zusammen, was Gleim in der vorrede zu der ersten ausgabe seiner romanzen sagt: „Der verfasser fand in einem uralten französischen lehrbuche den namen und bald nachher in einem französischen dichter, dem Moncrif, die sache. Die erregung starker leidenschaften, dachte er, ist der menschlichen geselschaft schädlich, meine romanzen sollen nur sanfte erregen; so entstanden die seinigen und waren in unserer sprache die ersten." Gleim hielt eben den umstand, dass die gedichte jener gattung nur vermittelst der ironie geniessbar seien, die allerdings nur „sanfte leidenschaften" erregen konte, für einen vorzug dieser gattung; nicht für jedermanns nerven sind tragische erschütterungen, und die abneigung des sanften Gleim gegen dieselben ist sehr erklärlich.

Nun aber kam eine schar geistloser nachahmer, die, wie solches in der regel geschieht, sich an das äusserliche der manier anklammerten, den bänkelgesang, von dessen verwantschaft oder identität mit der romanze sie von vornherein überzeugt waren, um seiner selbst willen, liebten und mit einer wahren wut über alle erscheinungen des lebens, der geschichte und litteratur herfielen, um zu parodieren und zu travestieren. Auch im äussern vergröberten sie Gleims manier dahin, dass sie seine versuche, durch vulgäre wendungen die romanze der volkssprache näher zu bringen, in der anwendung von provincialismen und vulgarismen und durch eine tolle orthographie nachzuahmen und zu überbieten suchten; am meisten vergnügen aber fanden sie an den ellenlangen titeln, welche, an die anschlagezettel zu den weiland haupt- und staatsactionen, wie auch an die phrasenhaften ankündigungen der bänkelsänger auf den märkten erinnernd, als ein fast notwendiges ingrediens der romanze angesehen zu werden pflegten; nicht minder an den oft spiessbürgerlichen, oft auch cynisch-frivolen „moralen" (vgl. oben), von denen einer dieser dichter selbst sehr richtig singt:

Der fabel folgt die lehre
als wie der frau die magd,

ein ding, bei meiner ehre,
das oft den leser plagt.

Ist in dem voraufgehenden im algemeinen der inhalt des farbentopfes angegeben, in den die bänkelsänger — man bezeichnet die dichter dieser art romanze am besten kurzweg mit dem titel ihrer collegen auf den jahrmärkten — griffen, um in rohen kleksen ihre bilder hinzusudeln, so ist doch noch eine farbe vergessen, die auch in der besprechung dieser epoche durch Blume ganz übergangen wird und die doch manchem dieser zweifelhaften gemälde erst seinen eigentümlichen farbenton verlieh, ich meine den ja auch schon bei Gleim beobachteten französischen einfluss, der sich insbesondere im siebenten jahrzehnt des vorigen jahrhunderts auf die romanzendichtung geltend macht. So sind z. b. die romanzen der Favart, Marmontel, Saint Peravi, la Place u. a. von den Deutschen eifrig benuzt und unter anderen die Löwenschen romanzen fast stück für stück aus dem grossen französischen Recueil de romances tendres et burlesques, Par. 1767—73, 2 bde, entnommen. Nun ist bereits in der oben s. 12 gegebenen kurzen charakteristik der französischen romanzendichtung darauf hingewiesen, dass die hauptstärke der Franzosen in der leichten, der chanson ähnlichen romanze bestehe, einer dichtart, welche im gegensatze zu dem englischen und deutschen volksliede nur flüchtig die oberfläche des lebens und der empfindung berührt und bei der bekanten vorliebe der Franzosen für pikanten witz nicht selten den charakter jener unnachahmlichen gallischen schlüpfrigkeit zeigt, deren nachbildung im Deutschen so leicht ins ordinäre abfält. Dies zeigte sich denn auch bei den nachfolgern Gleims, welche den graciösen schritten der koketten französischen muse in plumpem cavallerietempo nachtrotteten und die überkommenen französischen stoffe benuzten, um sie ins gemeine hinabzuziehen und zu verfratzen.

Der erste dieser nachfolger Gleims und zugleich der hauptnachbeter der Franzosen war:

§ 3. Löwen.

Im jahre 1762 gab Joh. Friedr. Löwen (der Hamburger theaterregisseur zur zeit Lessings, geb. 1729 zu Clausthal, gest. zu Rostock 1771) einige wenige bogen „Romanzen“ heraus mit dem motto: quis talia fando temperet a lacrymis? und einem titelbilde, welches einen der „Virtuosen mit den langen stäben“ darstelt, wie er dem pöbel seine mordgeschichten vordeclamiert. Diese, übrigens auch in die 1765 bis 66 erschienene ausgabe der Löwenschen schriften aufgenommene romanzen sind im grunde nichts als mattere copien derjenigen Gleims. Die beste und noch einigermassen erträgliche ist die, welche von „dem

in dem blutigen, doch muthigen Treffen bei Rossbach den 5. November 1757 verwundeten und von seiner gnädigen Frau Mama beweinten Junker Hanns (!) aus Schwaben" handelt.

Ein junker aus dem Schwabenland
solt' nach des vaters willen
einst rühmlich im soldatenstand
den durst nach ehre stillen.

Während die gewöhnlichen themata der bänkelsänger, mord- und schlüpfrige liebesgeschichten, brandstiftungen und hinrichtungen — von der ästhetischen seite einmal ganz abgesehen — auch vom moralischen standpunkte entschieden bedenkliche motive für eine derartige, carrikierende darstellung sind, so ist ein ganz angemessener vorwurf für dieselbe das wirklich drollige begebnis mit dem junker aus dem Schwabenlande, der zur armee geschickt wird, nota bene zur deutschen reichsarmee des siebenjährigen krieges — auch die anknüpfung an diesen ist sehr glücklich — aber bald mit einer tüchtigen schmarre heimkehrt, die er sich in der glorreichen bataille bei Rossbach von einem schwarzen husaren hat auswischen lassen:

Da kam ein tapfrer totenkopf
dem schwaben auf die hacken
und spaltete des junkers schopf
und schlizt ihm beide backen.

Der hochnasige junker, der „nach ehre strebt" und als lieutenant des deutschen reiches den musketer „entsezlich prügelt", nachher aber bei Rossbach mit seiner manschaft um die wette läuft,

Die helden liefen, blutend lief
ihr lieutnant in der mitten,
der zopf war fort, das maul hieng schief,
der (!) backe war zerschnitten,

das alles ist recht ergözlich geschildert, vor allem aber die ankunft zu hause:

Er kam, es sei dem himmel dank!
noch mit geraden beinen,
als die mama grad' kaffee trank,
zu den geliebten seinen.

Die schwester schreit, der vater kann eine ironische bemerkung nicht unterdrücken:

Der vater rief: „Schon wieder da!
Wie, junge! so zerfetzet?

Doch so viel wie bei Pultawa
hat's doch nicht abgesetzet."

(In den späteren ausgaben ist diese stelle, nicht zum vorteile des gedichtes, verändert, Löwen hatte den fehler Bürgers, gute lesarten durch ängstliche correcturen in schlechtere zu verändern.)

Der mutter wird himmelangst, was base Rosamund, auf die sie für ihren junker absichten hat, zu der zerhauenen backe sagen wird, und der dichter schliesst mit der gut angebrachten ironischen mahnung an adlige mütter, ihr söhnchen, anstatt es dem kriegsgotte anzuvertrauen, lieber an den nächsten hof zu schicken:

Doch, soll er ja auf kurze frist
von hause sich entfernen,
so schickt ihn an den nächsten hof,
da kann er mores lernen.

Hof-damen zeigen ihm die spur
galant- und feiner sitten;
denn hier wird von der landfigur
kein überrest gelitten.

Drum gnäd'ge mütter, denket ja
weit adliger und grösser;
sonst geht's wie Hannsens frau mama
euch allen auch nicht besser.

Übrigens ist das gedicht entschieden zu lang, so dass es gegen den schluss ermüdend wirkt. An dem gleichen fehler leiden auch die übrigen romanzen dieser samlung, von denen die zweite die entweihung eines nonnenklosters durch husaren zum vorwurfe hat, wobei es natürlich ohne schlüpfrigkeiten nicht abgeht; die dritte schildert die schicksale „Elpins, eines nach Vorschrift weyland Benjamin Neukirchs henkermässig verliebten Schäfers", die vierte „die zuverlässige Geschichte von einem in der Hitze der Begeisterung mit einem Federmesser sich selbstgeblendeten (!) Dichter" usw., schon die titel bezeichnen zur genüge den geist dieser romanzen.

In demselben genre sind nun auch die romanzen der beiden folgenden samlungen in den ausgaben von 1769 und 1771. Löwen liess sich nämlich durch die kritik bestimmen (Joerdens 3, 416 ff.), seine romanzen grösstenteils umzuarbeiten, er dichtete auch neue hinzu und veröffentlichte sie mit den „verbesserten" zusammen in den genannten ausgaben.

Der französische einfluss tritt besonders in dieser 2ten und 3ten ausgabe hervor, deren meiste stücke directe nachahmungen französischer

dichtungen sind, während von den ersten meines wissens nur eine, das „Nonnenkloster“ dem stoffe nach aus dem Französischen stamt; dieser ist Voltaires Pucelle d'Orleans entnommen (auch für die spätere zeit, selbst bis auf Bürger, haben französische erzählungen, der Gresset u. a. zuweilen stoffe für deutsche romanzen abgegeben). Die vorbilder der Löwenschen romanzen sind, wie schon bemerkt, grösstenteils in dem franz. Recueil band I enthalten (daselbst s. 63, 67, 94, 97, 299, 302, 304, die betr. angaben bei Joerdens sind ungenau).

Von den thematen der bänkelsänger ist fast jede art in dem einen oder andern exemplare bei Löwen vertreten, die liebesgeschichten, welche er neben dem später zu nennenden Geissler in besonders hervorragender weise cultiviert, werden in seiner darstellung um so widerlicher durch die frivolen moralen. Besonders charakteristisch ist wol für Löwens auffassung, wenn er ein gedicht „An eines freundes hochzeitsfeste“ mit der mahnung schliesst:

Bleibt nur im sturm und sonnenscheine
einander treu
und macht, dass eure ehe keine
romanze sei.

Zur illustration meiner behauptungen führe ich noch einige romanzen der späteren ausgaben an.

Ein würdiges exempel ist gleich die erste der dritten samlung „Tarquin und Lucretia“ (eine nachahmung des französischen gleichnamigen stückes von Saint Peravi), welche sich durch ein besonders lüsternes ausmalen ihres sujets hervortut.

Sie beginnt:

Stark war Lucretia, zulezt
liess sich ihr herz bezwingen.
Von ihrem kampfe will ich jezt
ein rührend liedchen singen.
Schon lächelt jedes weib und spricht:
O singe nur, mich rührst du nicht!

Ein echtes leierlied nach ton und rhythmik ist „Gilbert, Kunigunde und Landri“, zuerst „Der getödtete Hahnrey“ überschrieben, nach dem französischen Fredegonde et Landri von la Place (Recueil I, 67).

„Die spröde Corinna und die zärtliche Margaris“ sowie „Der blindgewordene Anton“ sind romanzen, welche Löwen seltsamerweise episodisch behandelt hat, die episode in der lezteren ist dem Tom Jones (8, 12) entlehnt.

„Hannß (!) Robert, erzählt von Ma Bonne“ ist merkwürdig das erste beispiel für das auftreten des kehrreims,

Ma bonne, ach, wie fürcht' ich mich!

der übrigens aus dem Französischen des la Place (la veillée de la bo femme, Recueil I, 97, ein stück, dessen rahmen wenigstens Lö benuzte, um eine schauergeschichte von eigener erfindung hinein dichten) entlehnt ist, dort lautet er:

Hélas, ma Bonne, hélas
Que j'ai grand' peur!

Die stoff- und ideenarmut der ganzen damaligen romanzensän zeigt so recht das motiv des „Junker Veit“, welches, dem Französisc des Favart (Il étoit une fille, une fille d'honneur, aus dessen Annette Lubin) entnommen ist und in der deutschen romanze unzählig oft wid kehrt. Gleim hat es in dem „Ritterschlag“ behandelt, Weisse, bearbeiter der franz. operette, betitelt es: „Der geprelte Junke Schiebeler „Der Edelmann und das Bauermädchen“. Das motiv, selbstrettung eines resoluten landmädchens vor der zudringlichkeit ei jungen edelmannes, leiert Löwen in seinem beliebten tone herunter, gleich die erste strophe zeigt:

Ein kind von achtzehn jahren,
schön wie ein frühlingstag,
unschuldig, unerfahren,
wie man gefallen mag,
begegnete, kein mensch gieng mit,
dem gnäd'gen junker, welcher ritt.

Den schluss bildet die classische moral:

Dies, mädchen, dient zur lehre,
wie man verführer prelt
und jungferschaft und ehre,
wenn man nur will, behält.
Doch ritten wol in unsrer zeit
die guten kinder nicht so weit.

Dass Löwens romanzen zu ihrer zeit beifall fanden, darüber brau man sich nach dem voraufgehenden kaum noch zu verwundern; Neue Bibl. der sch. Wissensch. Jahrg. 1767, 269 ff. und die beurteilu im 325sten Litteraturbriefe, unbegreiflich aber sind die urteile, wel Joerdens (3, 429) noch im jahre 1808 (nach Vetterleins Jahrbuch poet. Lit. der Deutschen s. 424) und Bouterwek (XI, 204) noch 18 über dieselben abgaben.

Löwens romanze, namentlich die spätere, ist, wie man sieht, ein grober bänkelgesang, besonders unangenehm wirkend durch die erzwungene lustigkeit des frivolen tones (vgl. Goedecke, Grundriss II, 572), aber nicht allein für die entwickelung der romanzenpoesie überhaupt von historischem, sondern auch von nicht geringem cultur- und sittengeschichtlichen interesse.

§ 4. Raspe.

Zwischen Löwens erster und zweiter ausgabe seiner romanzen erschien ein romanzenartiges gedicht, welches nicht zu den eigentlichen bänkelsängerliedern gezählt werden kann und doch auch anderseits durch sein frostiges äussere von dem romanzen- und balladenfrühling, der zehn jahre später überall blüten und früchte treibt, so weit entfernt ist, dass es seinem ästhetischen werte nach doch nur den erzeugnissen jener früheren dichtung zugezählt werden darf, an die es auch hin und wider in der form erinnert; ich meine: „Hermin und Gunilde, eine Geschichte aus den Ritterzeiten, die sich zwischen Adelepsen und Uslar am Schäferberge zugetragen, nebst einem Vorberichte über die Ritterzeiten und einer Allegorie.“ Lpz. 1766 von Rud. Er. Raspe (dem verfasser des „Münchhausen“, 1737—94, vgl. über sein leben und seinen briefwechsel Weimar. Jahrbuch III, 1—80). Dass Raspe in diesem gedichte sogar mit bewustsein die romanze im ernsten tone anzubauen versuchte, geht aus einem seiner briefe an Herder (vom 7 juni 1773) hervor, dessen mitteilung aus handschriftlichem material ich der güte des herrn prof. Haym verdanke. Raspe schreibt: „In dem Briefwechsel über Ossian erkenne ich Sie ganz, wünsche, dass Sie in Aufsuchung alter Lieder fortfahren mögen, glücklich zu sein, vornehmlich aber, dass man unsere alten Traditionen und neue sangwürdige Begebenheiten für die Geschichte und die Poesie zu nutzen anfangen möge. Mit den Traditionen machte ich vor einigen Jahren einen Anfang im Romanzenton. Weil aber Gleim unsere Kunstrichter auf die burleske Manier gestimmt hatte und das Männlein Jacobi eben damals in der Romanze berühmt werden wollte (auch J. G. Jacobi hat sich in romanzenartigen gedichten hin und wider versucht; dahin gehört z. b. „Die Vestalin“, vgl. Hall. Gelehrte Zeitungen 1768, 220), so erregte mein ohnedem nicht ganz vollkommener Versuch in den Hallischen und conföderirten Journalen einen solchen Lärmen und Geschrei, dass ich glücklichere Versuche ruhigeren Zeitläuften und glücklicheren Dichtern gern überlassen habe.“ Diese worte beziehen sich auf die ungünstige beurteilung, welche die romanze Raspes in der Deutschen Bibl. von Klotz (I, 27) erfahren hatte. Raspe (es wird noch weiter unten von ihm die rede sein, gele-

gentlich seiner anzeige der Percyschen samlung) schickte gewisserma als einleitung seiner romanze einen „Vorbericht über die Ritterzeit voraus, worin diese gewaltig herausgestrichen und gegen die ang aufklärerischer zeitgenossen in schutz genommen werden. Dieser leitung folgt die romanze, gleichsam als illustrationsprobe für die der gepriesenen ritterzeiten:

Gunilde heisst die stolze schöne,
der jezt mein lied erschalt,
ihr bild belebet meine töne
mit zaubrischer gewalt.

Schön war sie, wie die morgensonne
und frisch wie frühlingsluft,
ihr reiz goss um sich lust und wonne,
wie rosen süssen duft.

An ihr war alles zum entzücken,
wuchs, auge, brust und haar,
die freude lacht' in ihren blicken.
Sie war kaum sechzehn jahr.

Sie findet denn auch bald einen liebhaber und zwar einen schüchternen:

Vor andern rührte sie Herminen,
wie walt ihm herz und blut!
Allein wie solt' er sie verdienen?
Zu reden fehlt ihm mut.

Seine qualitäten und besonders seine schüchternheit werden ei strophen lang ausgemalt — endlich fasst sich Hermin ein herz.

Seht, wie er kühnlich sich entschliesset!
Die blödigkeit wird mut.
Seht, wie sein herz sich nun ergiesset
in wünschen voller glut.

Sie möchte schon, aber sie ziert sich etwas sehr.

Doch nein. Sie spricht mit stolzem mute:
„Ein held nur ist mir schön,
den sieg und ruhm, erkämpft mit blute,
weit über dich erhöhn.

Ein held, der in turnier und kriege
nie schimpflich unterlag,
und dessen faust, gewohnt zum siege,
oft schild und lanze brach.

Drum zieh' im kampf zum morgenlande,
um Zion zu befrein,
dort lernest du im ritterstande
erst meiner würdig sein."

Nun solte man meinen, Hermin würde sich schleunigst im kampfe n die ungläubigen die sporen und die geliebte erkämpfen, Gott te! er geht in die einsamkeit.

„Kein elend soll mich weiter schrecken,
wolan! die einsamkeit
soll mich und meine schande decken,
die ihren stolz erfreut.

Da seufzt er traurig seine plagen,
sein schweres ungemach,
und da seufzt seinen lauten klagen
das echo traurig nach.

Ein traumgesicht tröstet ihn und flösst ihm neuen mut ein; er liesst, schäfer zu werden, um wenigstens in Gunildens nähe weilen ɔnnen:

Er wird's. Nun hatt' er stab und flöte,
sang, wie ein tauber girrt,
schwärmt um ihr schloss wie ein planete
um seine sonne irrt.

Nicht lang umsonst — denn welch' entzücken!
O welch ein hofnungsstral!
Er hat das glück sie zu erblicken
am bach im buchental.

Sie ist allein, er fleht noch einmal um erhörung, er beschwört sich erweichen zu lassen; mit ihrer liebe will er jedes wagnis ehen:

„Wenn einstens zwerg' und ries' und drachen
und zaubrer um dich sein
und dich zu deiner qual bewachen,
dann will ich dich befrein.

Wenn frevler dir zum hohne sprechen,
so bist du mein panier,
so will ich speer und lanzen brechen
in schlachten und turnier."

Aber Gunildens eigensinniges köpfchen besteht nun einmal einem abenteuer, wie die geliebte des herrn de Lorges — und da : der riesengrosse feldstein, den der sage nach keiner auf die l tragen kann

als wer fromm, keusch und treu,

den soll er nach dem befehle der grausamen den berg hinauf schlep

„Sprichst du im ernste oder scherze?“
frug da gereizt Hermin.
„Im ernste.“ O! wie schlägt sein herze,
er fliegt zum steine hin.

„Gunilde — gleich solst du es sehen —
wie stark — die liebe sei —
gerecht — und gütig — mir gestehen,
dass ich — fromm — keusch — und treu.“

Die last wird ihm sehr sauer, allein:

Er keicht den berg hinan.

Gunilde sah' es mit entzücken,
fühlt nie empfund'ne glut,
sie folgt ihm mit entbranten blicken,
denkt mit bewegtem mut:

So schön, so frisch, so unverdorben,
mit gleichem ruhm geziert,
hat niemand sich um mich beworben,
hat niemand mich gerührt.

Ich könt' — ich will von ganzem herzen
sein lohn — ihm eigen sein.
Allein er stürzt! — O angst! o schmerzen!
Und ihn begräbt der stein.

Sie eilt herbei, sie will helfen — indes es ist zu spät, und spröden schönen bleibt nichts übrig, als ihren gram auf dem sch berge, wo dieses geschehen, in büssender einsamkeit zu vertrauern, sie denn noch jezt um den Bremkerturm spuken geht. — 89 stro hat es gekostet, bis wir hierhin kamen.

Nun folgt eine (prosaische) „Allegorie“, in welcher das g gedicht dahin gedeutet wird: Gunilde ist die eigensinnige, wunderl mode, Hermin „stelt den stolz des menschlichen herzens dar,“ mit der liebe viel ähnlichkeit hat. Beide nämlich erregen leicht leidenschaft. Hermins leidenschaft aber ist unglücklich, denn der n

vornehmste eigenschaft ist es, launenhaft und unerbitlich zu sein, die leidenschaft führt Hermin zu torheiten, wie das die leidenschaft oft tut; schliesslich aber wird Gunilde umgestimt, wenn Hermin keine heldentat verrichtet, so soll er wenigstens den schweren stein tragen, wie auch im leben manche schöne die modeforderungen an den zukünftigen herabstimt, wenn nur ein anderer factor für ihn spricht, der reichtum, gewöhnlich aber endet dieser calcul mit einer grossen differenz = quod erat demonstrandum! In der tat, romanze und allegorie waren einander würdig!

§ 5. Schiebeler.

Nach dem intermezzo der einzigen ernsten romanze Raspes wird die burleske romanzendichtung wider unser interesse in anspruch nehmen müssen. Ein neuer sänger betritt die leichtgezimmerte jahrmarktsbühne, Dan. Schiebeler (1741 in Hamburg geboren, stud. in Göttingen und Leipzig die rechte, widmete sich daneben mit vorliebe den neueren sprachen und litteraturen, gest. in seinem geburtsorte 1771). Seine ersten romanzen kamen 1767 (fünf an der zahl) heraus, „verbessert" 1768, eine neue samlung erschien 1771. Die sämtlichen romanzen — sie waren mitlerweile von 5 auf 32 angewachsen — sind enthalten in der nach Schiebelers tode von seinem freunde Eschenburg besorgten ausgabe von „Schiebelers auserlesenen gedichten," Hamburg 1773. Die romanze dieses dichters wie diejenige Löwens hat nur noch für den litterarhistoriker, für diesen aber um so mehr wert, als in ihr die anfänge verschiedener richtungen sich zeigen, in denen später diese dichtungsart zu bedeutungsvoller entwickelung gelangt ist. Insbesondere lassen sich zwei gesichtspunkte aufstellen, von denen aus die Schiebelersche romanze in fruchtbarer weise behandelt werden kann, das ist 1) die beziehung derselben zur oper und 2) deren beziehung zur classischen mythologie.

Die operromanze.

Schiebeler ist (neben Chr. Fel. Weisse) der erste deutsche dichter, welcher die romanze in der oper anbaut; in der Eschenburgschen ausgabe befinden sich zwei derartige gedichte, „Der prinz und die schäferin" und „Honesta", die er seiner komischen oper Lisnart und Dariolette (erschienen zuerst in 2 acten 1766, dann in dreien 1767, auf dem Kochschen theater zuerst aufgeführt) eingeflochten hatte. Wie kam die romanze in die oper? In die deutsche durch nachahmung der französischen, da die eltern der deutschen oper, mysterien, sing- und fastnachtspiele keine spur davon aufweisen;[1] wie sie aber in die fran-

1) Vgl. Schletterer, Das deutsche singspiel.

zösische gekommen ist, darüber vermag ich nur vermutungen aufzustellen.

In der französischen operette im ersten drittel des 18ten jahrhunderts taucht sie auf, scheint wie ein pilz aus dem boden geschossen zu sein und macht sich in den operetten der Favart, Sedaine, Marmontel u. a. so breit, dass sie neben der ariette als notwendiges ingrediens der komischen oper betrachtet wird [1] und in keinem texte fehlt. Nicht vergessen hierbei darf man den dramatischen charakter der ballade und romanze, der bei dieser dichtungsart einerseits auf die möglichkeit eines ursächlichen zusammenhanges mit dem drama hinweist (vgl. Carrière, Ästhetik II, 576 ff., ausgabe von 1859), anderseits dieselbe ganz besonders befähigt, dramatischen gebilden einverleibt zu werden. Man denk an die unzähligen, oft halbunverständlichen balladenverse und -fragment in den stücken Shakespeares und seiner zeitgenossen, der Ben John son usw. und, um wenigstens ein beispiel aus der neueren deutsche litteratur gleich anzuführen: stand doch Goethes erste ballade „Es wa ein Buhle frech genung“ unter den liedern des singspiels „Claudine v Villa Bella“. Noch mehr aber als das schauspiel muste die oper d aufnahme von balladen und romanzen günstig sein, wo ja auch d musikalische element des alten volksliedes zur entsprechenden kün lerischen verwendung kommen kann.[2] Und nun bietet neben der beso ders leichten singbarkeit der eben charakterisierten französischen roman speciell noch die entstehung der komischen oper der Franzosen eini anhaltspunkte für die erklärung der besprochenen erscheinung.

Unter dem einflusse der italienischen opera buffa im anfange des achtzehnten jahrhunderts entstanden, wurde die französische komisch oper bald darauf durch die umtriebe der antibuffonistischen partei in Paris verboten (vgl. Arrey von Dommer, Handbuch der musikgeschichte s. 407, vgl. auch den betr. abschnitt bei Brendel, Gesch. der musik in Italien, Deutschland und Frankreich). Man half sich mit pantomimen, wozu der text unter die zuschauer verteilt wurde, der denn natürlich von dem ganzen parterre zu der gespielten musik taliter qualiter mitgesungen wurde. Dieser text war erst prosa, dann waren es chansons und vaudevilles. „Als das unsinnige verbot aufgehoben wurde, war die französische komische oper fertig.“ [3] Dass nun di romanze, die dem legeren volkslied der vaudevilles und gassenhaue

1) Vgl. das bereits oben citierte Journal hebdomadaire.

2) Vgl. Berquin in der einleitung zu seinen „Romances“, Paris 1773, üb das verhältnis der romanze zur ariette.

3) Vgl. Blanc, Franz. litteratur in Ersch u. Grubers Encykl. sect. 1, teil s. 224—291, das. s. 242.

schon hinsichtlich ihrer abstammung verwant war, sich in diese, wenn man sie so nennen will, operntexte leicht eingeschlichen haben kann, wird niemand bezweifeln wollen. Hält man hiermit noch die geläufigkeit ähnlich verbreiteter gassenhauer und gesänge z. b. in unseren cafés chantants zusammen, so wird man die plözliche beliebtheit und algemeine verbreitung dieser art operromanze leicht begreiflich finden. Ähnlich wird auch wol die paradox klingende behauptung zu erklären bzw. zu berichtigen sein, welche Prutz (Göttinger dichterbund s. 258 anm. 1) aufstelt, Moncrifs romanze sei aus der oper entstanden; Moncrif wird, was seinen musikalischen neigungen durchaus entsprechen würde, seine romanzen vielleicht in der absicht geschrieben haben, sie irgend welchen operntexten einzufügen, deren er selbst mehrere geschrieben. Ähnlich wie mit den französischen stand es bald mit den deutschen liedern, welche Weisse, der nachahmer Favarts, in seine so sehr verbreiteten singspiele einlegte und unter denen sich auch nach französischem vorbilde die romanze einbürgerte; Weisse hatte diese manier aus Paris mitgebracht und seine romanzen, von denen noch weiter unten die rede sein wird, wurden, wol nicht zum wenigsten durch die Hillerschen compositionen, sehr beliebt und giengen zahlreich in den mund des volkes über.[1] Neben Weisse ist nun Schiebeler der erste vertreter

1) Was so vielleicht dem zufall oder der laune seine entstehung verdankte, wurde in der zukunft von grossen meistern gepflegt und sinnig entwickelt. Musikalisch genommen, gehört die romanze zum ariosen teile der oper. Im anfange ganz nach der weise des einfachen liedes strophisch componiert, gewint sie später, ohne zur völligen durchcomposition zu gelangen, die in der oper weniger angemessen sein würde, durch variationen eine weitere musikalische entwickelung, der musikalische refrain wird häufig zum einfallen des chores benuzt, wie ja auch in alten zeiten die lauschende menge in den refrain einstimte (vgl. oben s. 133 fg.).

Inhaltlich aber wird öfters das erzählende element der romanze und ballade in der weise von wichtigkeit für die oper, dass es für den fortschritt der handlung, die exposition oder die klärung besonders verarbeitet wird. So schon das „Als ich auf meiner bleiche" usw. in Weisses „Jagd", wo Hanchen den gespanten hörer durch die erzählung ihrer schicksale von ihrer unschuld überzeugt; ein besonders gutes beispiel für meine behauptung ist auch eine romanze in Bretzners „Adrast und Isidore" (Bretzner, Operetten, Lpz. 1779, bd I, s. 197 ff.), welche die handlung des stückes komisch paraphrasiert.

Das studium einer reihe operntexte der neueren und neuesten deutschen und ausländischen bühne hat mir ergeben, dass die romanze ihre stellung in der oper behauptet und noch erweitert hat. Aus der unendlichen menge greife ich ein paar Meyerbeersche opern heraus; sowol die „Hugenotten" als auch die „Afrikanerin" enthalten romanzen („Hugenotten", akt I „Ich gieng spazieren einst" und „Afrikanerin", akt I „Leb wol, freundlich gestade", und akt III „Hei Adamastor, könig der wellen"), welche in textlicher beziehung in nächste verbindung mit dem gange der dramatischen handlung gebracht sind. Gewisse richtungen vermeiden übrigens

der deutschen operromanze in den beiden romanzen, die er seiner erwähnten oper einfügte:[1] „Honesta“ und „Der prinz und die schäferin“. Ich gebe den text der lezteren:

Es war einmal ein königssohn,
ein wütrich, den die menschen flohn.
Nicht bänger fliehn die kinder,
wenn Ruprecht komt, und nicht geschwinder.

Der vater weinte bitterlich
und sprach vergebens: „bess're dich!“
Die lehrer zwang sein fluchen,
die tore vom palast zu suchen.

Einst führet sein geschick ihn hin,
wo eine junge schäferin,
die hitz' und lauf ermattet,
des waldes grüne nacht beschattet.

Sie ruht im schlaf. Ihr antlitz lacht
gleich einer heitern sommernacht.
Und frei und immer freier
spielt Zephyr mit des busens schleier.

Wie ward dem wilden, der sie sah!
Wie eine säule steht er da!
Steht eine ganze stunde
mit starrem blick und offnem munde.

Jezt glüht er, von verlangen heiss,
jezt zittert er, sein blut wird eis.
Er glüht, sie aufzuwecken,
und bebt, das mädchen zu erschrecken.

die romanze, so im grossen und ganzen die sehr lyrische oper der Italiener, anderseits auch Wagner, dem sie vielleicht die volendete dramatische einheit der oper gestört haben würde; die Wagnerianer aber haben sie wider cultiviert, und ich erinnere zum schluss dieser eingeschobenen bemerkung an die glanzvolle verwendung der Olufballade in Kretzschmers „Folkungern“, akt IV, scene 3.

1) Welche nähere stellung diese romanzen zu dem inhalte der Schiebelerschen oper gehabt haben, ist mir unbekant, da mir der text derselben trotz aller bemühungen unzugänglich geblieben ist; aus einem clavierauszuge habe ich ersehen, dass beide, wie vorauszusehen, einfache strophische composition haben. Ihrem poetischen charakter nach sind sie (vgl. den obigen text), wie auch die Weisseschen, gerade keine bänkelgesänge, sondern leichte, auch am ende einer gewissen anmut nicht entbehrende lieder, vom volke damals gern gesungen, aber im grunde ebenso wenig wahrhaft volkstümlich wie die ganzen ländlichen singspiele der Weisseschen sorte.

Doch sie erwacht, und eilt zu fliehn.
Die ehrfurcht lehrt ihn niederknien.
Der stolze ruft mit trähnen:
„Verzeuch, vortreflichste der schönen!"

Umsonst, sie flieht. Mit trübem blick
und mit gefühl kehrt er zurück,
das nie sein herz beweget,
seit ihm ein herz im busen schläget.

Die menschenhuld, des wissens lust
entflammen plözlich seine brust.
Der vater will für freuden
im arm des neuen sohns verscheiden.

Er fragt, wer hat dich so bekehrt?
Der jüngling sagt's. Der alte schwört:
„Ich setze sie noch heute
im hochzeitschmuck an deine seite."

Sie reichen sich die frohe hand.
Noch izt hört man durchs ganze land
vom prinzen und der schönen
das lob von allen lippen tönen.

O liebe, deine wundermacht
reisst herzen aus des lasters nacht,
schaft toren um zu weisen,
dich müsse jede lippe preisen.

Ist Schiebelers operromanze nur als erster versuch (neben der Weisseschen) auf diesem felde bemerkenswert, so ist umgekehrt die andere oben angeführte richtung in der romanze von ihm in der weise ausgebildet worden, dass er nach dieser seite hin als einer ihrer hauptvertreter gelten kann. Ich meine

Die romanze als travestierung der classischen mythologie.

Seit den tagen des spötters Lucian hatten die alten griechengötter und -helden zu mancherlei possenzeug herhalten müssen, und insbesondere war die travestierung der griechischen götter- und heroenwelt und der ihre taten feiernden gedichte seit der renaissance in Italien und Frankreich sehr beliebt geworden. Man schöpfte in Frankreich vorzugsweise gerne aus dem graciösen Ovid; die travestierung ovidischer scenen aus den metamorphosen in romanzischer form scheint Mnecé aufgebracht zu haben (vgl. den betr. artikel in der Biographie

universelle, tome 43, pag. 16—21), wahrscheinlich waren schon seine Travaux d'Apollon (ib. pag. 18) in romanzischer weise abgefasst (Senecés werke sind sehr selten und mir nicht zugänglich gewesen; eine parodie nach dem Virgil, „Orphee“ betitelt, von diesem verfasser, ist abgedruckt in Eschenburg, Beispielsamlung zur theorie und litteratur der schönen wissenschaften, bd 5, s. 145); fortgesezt wurden diese bestrebungen von Marmontel, Boufflers und vielen andern, in Deutschland vertrat sie in der romanze besonders Schiebeler, der sie von den Franzosen kennen lernte und teils diese, teils die metamorphosen direkt benuzte. Wie nun gerade die romanze dazu kam, als medium dieser travestierungssucht benuzt zu werden, erklärt sich leicht, wenn man Gleims theorie und dazu noch Mendelssohns worte über die romanze (Bibl. d. sch. wiss. bd III, st. 2, s. 330) kent: „Der ton, der in diesen kleinen gedichten herscht, ist ein abenteuerliches wunderbare, mit einer possierlichen traurigkeit erzählt.“ Allerdings eine abenteuerliche theorie, aber, wenn man sie annimt, was liegt bei der geforderten verbindung des wunderbaren mit einer possierlichen traurigkeit näher als eine travestierung der antiken mythologie?[1] Und, abgesehen davon, dass diese travestierung mit dem wesen der wahren volkstümlichen romanze durchaus contrastiert, so kann sie immerhin, wenn mit geist und feinheit angelegt, etwas pikantes und interessantes haben; Schiebelers travestien dagegen sind, wenn auch nicht so gemein wie manche der Löwenschen romanzen, so doch grösteuteils wizlos und platt. Die art und weise, wie er seine devise befolgte:

Wir singen, spielen, lachen,
die toren klug zu machen,
verbessern den Ovidius,
der es geduldig leiden muss.

möge der vergleich einiger seiner romanzen mit den originalen zeigen.

1) Das travestierende element verband sich in dieser zeit in der vorstellung der dichter so innig mit der romanze, dass man ein verbum „romanzieren“ erfand, gleichbedeutend mit travestieren; so sprach man von Michaelis „romanzierter Äneide“ (Prutz, Göttinger dichterbund s. 261, anm. 3 u. s. 262). Die wut, zu travestieren, erstreckte sich sogar auf romane, wie den „Siegwart“, welcher zu Millers grösstem kummer dieses schicksal erfuhr: „Siegwart oder der auf dem Grabe seiner Geliebten jämmerlich erfrorne Kapuziner. Eine abenteuerliche, aber wahrhafte Mord- und Klostergeschichte, die sich vor etlichen Jahren im Fürstenthum Oetingen mit eines Amtmanns Sohn und eines Hofraths tochter aus Ingolstadt zugetragen. Der christlichen Jugend zur Lehr und Ermahnung in Reime gebracht und abzusingen nach dem Lied: „Hört zu, ihr Junggesellen“ usw.“ Vgl. des näheren über dieses von einem gewissen Bernritter verfasste litterarische curiosum Prutz a. a. o. s. 372, anmerkung 3.

Aus der lieblichen erzählung in Ovids Met. X, 243—298 hat Schiebeler folgendes opus zurecht gemacht:

Pygmalion.

In Cypern war vor zeiten
ein mann, der hiess Pygmalion;
im schoss der einsamkeiten
sprach er der liebe hohn.
Er macht vor langerweile
in seinem stillen aufenthalt,
aus marmor eine säule
von weiblicher gestalt.

Schön war es, wie Cythere,
dies werk von menschenhand,
schön, wie sie aus dem meere
getreten an das land.
Er hielt oft ganze stunden
das allerliebste marmorbild,
mit heissem arm umwunden,
von neuem trieb erfült.
Mit glühendem gesichte
start er es ganze tage an,
wie seines witzes früchte
ein junger versemann.

Er ruft: „Verzeih, verzeihe
Cupido, meinen irrtum mir.
Mein ganzes herz voll reue,
Gott Amor, huldigt dir.
Ach, dir ist alles möglich,
hauch einen geist in diesen stein!"
So ruft der künstler kläglich;
Wird Amor grausam sein?

Der Gott lässt sich bewegen,
Und von der fackel, die er schwingt,
stürzt schnell ein flammenregen,
der durch den marmor dringt.
In jedes glied strömt leben,
die augen öffnen sich, die brust
begint schon, sich zu heben.
Was gleicht des künstlers lust?

Er führt die junge schöne
vom postament, auf dem sie stand,
mit mancher freudenträne
küsst er ihr mund und hand.
O! wie aus seinen zügen
des herzens mächt'ge wonne spricht!
Er gibt ihr mit vergnügen
den ersten unterricht.
Wenn stets dich zu erhöhen
mein herz, Gott Amor, eifrig war,
so fleuch izt auf mein flehen
zur stadt, die mich gebar.
Statuen wirst du finden,
so schöne macht der künstler nie.
O vater, vom empfinden
hauch zu, so leben sie!

Auch stellen, welche ihrem inhalte nach zu travestierender darstellung besonders geeignet sind, wie z. b. der wettstreit der töchter des Pierus mit den musen, hat Schiebeler in ähnlich geistloser weise widergegeben; wie matt sind z. b. die übertragungen der verse Ov. V, 318—332, des gesanges der Pierinnen, und V, 669—679, der verwandlung der jungfrauen in elstern, stellen, die doch zur travestie geradezu herausfordern:

Der hochmutvolle schwarm begann
mit lügenhaften zungen,
er sang, es habe Typhons macht
den Zeus zur furcht gezwungen.
Rauh, wie der eule todenlied
und wie des uhus stöhnen,
schalt der entsezliche gesang,
und alle nymphen gähnen.

Sie sprachen's und der mädchen blick
umströmt ein dicker nebel;
die arme werden fittige,
die lippen werden schnäbel.
Die neuen vögel wollen schmäh'n,
und plappern, statt zu fluchen,
und plappernd fliegen sie davon,
des vaters reich zu suchen.

So geht's denn weiter, Phaeton, Iphis, Midas, alles mögliche aus der classischen mythologie wird abgehandelt, auch die Narcissussage (nach Ov. Met. III, 340—510), ebenfals eines der lieblingsthemata der damaligen zeit, wird vorgenommen usw.

Die übrigen romanzen Schiebelers.

Schiebeler hat noch viele andere dinge romanziert als Ovids Metamorphosen, er kramt alle seine litterarischen kentnisse in der romanze aus, plündert neben Ovid den Virgil, travestiert auch die sage von Eginhart und Emma (vgl. über sie Wattenbach, Quellenkunde zur gesch. des mittelalters I, 143), singt den Rübezahl an, auch den Cid, und parodiert Raspes frostiges „Hermin und Gunilde“ in dem unendlich langweiligen „Harlekin und Celambine, eine Geschichte, die sich unweit Bergamo zugetragen“; das wunderbarste ist, dass er durch seine im ganzen recht wolgelungene widergabe der herlichen Ines-episode aus den „Lusiaden“ nicht auf eine bessere behandlung der romanze gekommen ist.

Allein Schiebeler unterhielt sich eben lieber mit dem „Kammermädchen der Musen“, wie er die romanze nent, („Reise nach dem Parnass“) als mit den edlen herrinnen selbst:

Da nahte die romanze,
halb schleichend, halb im tanze,
ihr auge tat betrübnis kund,
doch schalkhaft lacht ihr rosenmund.

Dies bild ist für die Schiebelersche romanze nicht so ganz verkehrt, seine dichtung ist, wenn auch noch weniger witzig als diejenige Löwens — von der ernsten, echten romanze ist ja auch bei ihm keine rede — anderseits auch nicht so schmutzig; sie ist harmloser und unschuldiger, und hält sich sowol von den frivolen moralen Löwens als auch von den grammatischen und orthographischen absurditäten dieses und des unten zu besprechenden Geissler fern.

§ 6. Geissler.

Der dritte im bunde der bänkelsängerhaften nachfolger Gleims ist der sonst unbekante Geissler,[1] der verfasser der 1774 in Mietau erschienenen „Romanzen“. Auch Geissler travestiert am liebsten stoffe aus

1) Über seine person haben auch Koberstein und Goedecke nichts eruieren können, möglich, dass seine öftere bezeichnung als „Geissler der jüngere“ auf eine verwantschaft mit dem bekanten theologen Geissler oder mit dem halleschen buchhändler gleichen namens hindeutet, der sich in der litteratur höchst unglücklich durch seine schlechte ausgabe der Höltyschen gedichte bekant machte.

der classischen mythologie und geschichte, ungleich witziger als sein vorgänger, aber auch mit wahrhaft Claurenscher lüsternheit, so dass die meisten sich zur widergabe kaum eignen. Als illustration seiner dichtweise wähle ich den

Raub der Sabinerinnen.

Kaum war das heil'ge röm'sche reich
aus seinem nichts erstanden,
als dessen stifter sich sogleich
in grossen nöten fanden.
Denn wisst, zu jener gold'nen zeit
gebrach's an weibern, so wie heut'
der gold'nen zeit an treue.

Noch war der Römer nam' ein hohn
ohn' ahnen und geschlechte,
prinz Romulus ein jungfernsohn,
und sie verlaufne knechte;
auf Deuben (!) hungervoll erpicht,
war ihr gewerb' und ihre pflicht,
die reisenden zu plündern.

Sie lechzten manch gebrochnes ach!
nach einem jungen weibe
und gähnten oft beim trocknen schach
nach süsserm zeitvertreibe;
gen ost und westen schickten sie
brautwerber aus in's land und die
bekamen alle körbe.

Die väter sprachen ungescheut:
„Lasst euch die lust vergehen!
Für unsrer töchter zärtlichkeit
sorgt selbst der gott der ehen;
nehmt in ein offnes pilgerhaus
landstreicherinnen auf, daraus
nach wunsch euch zu vermählen!“

Das war den herrn ein schlag in's herz;
krieg! krieg war ihr verlangen.
Doch Romul sprach: „Verbeisst den schmerz;
lasst mich, ich will sie fangen.“
Und gleich stelt er komedjen (!) an
und ladet dazu jedermann,
mit weibern und mit töchtern.

Da sparete man keine zier
von decorationen;
und liess nach griechischer manier
sogar die bühne bohnen.
Ein seidner vorhang von filee
hieng izt aus himmelnaher höh'
herab bis ins parterre.

Als man zum aufziehn fertig war
und klimpernd stimte, kamen,
in gallaschleppen, paar für paar,
die schönsten fremden damen;
zwar alle waren sich nicht gleich,
die eine jung, die andre reich,
und manche — gar kokette.

Gleich waren junge stutzer da,
die sie in logen brachten,
und überall, wohin man sah,
sich reverenze machten.
Izt gieng das spiel des stückes an;
die frau vergass darob den mann,
die töchter all' der mütter.

Doch bei des lustspiels zweitem akt
fieng Romul an zu pfeifen:
aus war das licht und spiel und takt,
und nun gieng's an ein greifen;
dort rauscht ein seidner palatin,
hier winselt und dort jauchzt man kühn,
da fallen steckenadeln.

Die männer waren bald verscheucht,
weil ihrer wenig waren,
und viele liessen auch vielleicht
ihr schäzchen sachte fahren.
Als jeder nunmehr für gefahr
und widerstande sicher war,
gieng man und holte fackeln.

O welch' ein anblick! Sehet da!
Zur lust und zum erbarmen!
Hier hält die runzliche mama
ein Seladon in armen!
Dort drückt ein abgelebter greis

das jüngste mädchen, glühend heiss,
inbrünstig an sein herze!

Der einen mangelt schürz und latz,
der andern die saloppe;
die dritte führt ihr neuer schatz
zum brautbett im galoppe;
die vierte sträubte sich mit macht,
die fünfte weint, die sechste lacht,
die siebente verzweifelt.

Ein liebes mädchen, welches sah
sich ihre mutter sperren,
rief: „Immer gehen sie, mama;
ich bleibe bei den herren."
Die alten jungfern lachten laut,
und jede wuste sich als braut
nicht stolz genug zu brüsten.

Zulezt erschien herr Romulus
und suchte sie zu trösten,
doch trösteten, schreibt Livius,
sie nacht und mann am besten.
Kurz, dieses bräutepressen tat
für diesmal treflich wol, und hat
die herrn der welt getragen.

Man sieht aus diesem beispiele, wie Geissler eine tigkeit und gewante diction nicht abzusprechen ist, au es, anstatt langatmiger moralen öfter in pointierter, fa tischer weise abzuschliessen, und im übrigen erscheint ihm weniger äusserlich angehängt als vielmehr ein g launiger weise auf sie zugeschnitten, wie z. b. „Das du Momus) und das urteil des Zeus, dass Amor den geb mit sich in der welt herumschleppen muss, auf die ' dem liebhaber selten der geck fehle. Bei diesen v Geissler von einer cynischen frivolität, wie seine wi lüsternen stücke „Männerbeute", „Der pavian und di zeigen. Wie weit sich die phantasie dieses dichter besten aus der stelle im „Fall der Götter" hervor, kenbarem behagen die aussichten beschreibt, welc wagen herunterfallenden göttinnen bieten! Seine eig die romanze verrät er ähnlich wie Löwen, wenn er brautpaare als hochzeitsgeschenk die verse mitgibt

Liebt euch fein zärtlich und dabei
mit immer gleichem feuer,
und zur romanzensängerei
gebt nie ein abenteuer.

Von seiner absichtlich entstelten orthographie war schon bei Schiebeler die rede, von seinen vulgären formen, in denen er die volkssprache nachzuahmen versucht, kommen einzelne schon in dem angeführten gedichte vor; ausserdem hat er auch formen wie „büfchen“ (die niederdeutsche form für bübchen, „kleine junkers“ und andere, ja gerade zu falsche und fehlerhafte hat er gebildet, wie den genetiv „des knabens“ usw.

§ 7. Zachariä.
(1726—1777).

Auch der dichter des „Renommisten“ versuchte sich in dem beliebt gewordenen genre, indem er ein paar sagen aus den deutschen volksbüchern romanzierte: „Zwey schöne neue Mährlein als I. Von der schönen Melusinen, einer Meerfey. II. Von einer untreuen Braut, die der Teufel holen sollen, der lieben Jugend und dem ehrsamen Frauenzimmer zu beliebiger Kurzweil in Reime verfasset.“ Braunschw. 1772. Dieselben fehlen in der ausgabe der Zachariäschen werke, sind aber enthalten in dessen „Hinterlassenen Schriften“, herausgeg. von Eschenburg. Braunschw. 1781.

Ich beschränke mich auf die widergabe einiger besonders charakteristischen stellen und im übrigen auf die anführung der überschriften der einzelnen gesänge, welche eigentlich schon genug besagen.

Das original des ersten dieser beiden gedichte ist das bekante volksbuch von „der schönen Melusine“, abgedruckt bei C. Simrock, „Die deutschen Volksbücher“ band 6, 1—120, ebenso in den „Deutschen Volksbüchern“ von Schwab.

In Zachariäs werke führt der erste gesang den titel: „Wie Ritter Reimond die schöne Melusine beim Nixenbrunnen antraf und sie mit freundlichen Worten sich ihm züchtig und tugendlich zum Gemahl anbot.“

Es war einmal ein rittersmann,
jung, schön, geliebt von jedermann,
ein wahres wunder seiner zeit,
voll edelmut und tapferkeit.

Sein name, Reimond, war bekant
im Gallier- und deutschen land,
und funfzig meilen um ihn her
gab's drachen nicht und riesen mehr.

Er reitet traurig in den wald, weil er seinen vetter durch einen fehlschuss auf der sauhetze umgebracht hat. Am Nixenbrunnen trift er eine schöne fee, die sich ihm zum gemahl anbietet und ihm alle schätze und freuden verspricht, wenn er nur geloben will, ihr tun und treiben an einem tage in der woche nicht zu erforschen, was Reimond auch hoch und heilig verspricht.

2. Wie Reimond des abenteuers nachgedacht, des andern tags sich auf sein ross sezte und seinen bruder Seebald nebst seinem gemahl zur hochzeit einlud.

Die Madame Seebald führt sich dabei in Zachariäs phantasie folgendermassen auf:

Madam sass eben beim caffee,
gedankenvoll auf ihr filet;
und hob, indem der ritter sprach,
ein höhnisch auge nach und nach
zu ihm empor. Mit schnöden mienen
sprach sie: mein herr, wir danken Ihnen
der schönen invitierung wegen
und wollen beid' es überlegen.
Allein (frug sie etwas sehr laut)
wie nent sich denn die wert'ste braut?
Sie ist von stande doch? hat geld?
Wo wird die hochzeit angestelt?
Ist sie denn jung und hübsch? Madam,
(erwidert ihr der bräutigam)
sie sollen alles morgen wissen,
wenn wir am traualtar uns küssen.
Die hochzeit selbst wird, wenn's gefält,
beim Nixenbrunnen angestelt.
Beim Nixenbrunnen? Lieber mann!
Ich bitte dich, hör' einmal an,
beim Nixenbrunn? Ja, Ihro gnaden
(sprach Reimond) nochmals eingeladen
zu meiner hochzeit! Morgen früh
beim Nixenbrunn erwart' ich Sie.

Natürlich ist diese ganze stelle auf rechnung Zachariäs zu schreiben.

3. Wie hierauf die hochzeit beim Nixenbrunnen gar statlich und ehrlich volzogen worden.

4. Wie des ritters bruder mit losen und gleissnerischen worten den ritter Reimond wider die edle Melusinen aufgebracht.

5. Wie der ritter die schöne Melusine im bad erblicket.

6. Wie der ritter sich vom zorn hinreissen lassen, dass er sein hgemahl vor den leuten beschämt.

Hierzu lässt sich im volksbuche Raimond im zorne über die ntat seines sohnes Geoffroy hinreissen, welcher das kloster Malliers it hundert mönchen und unter denselben seinen eigenen bruder verrant hat. Zachariä parodiert dies, indem er Reimond über Melusinen eswegen zornig werden lässt, weil sie ihren sohn Hänschen, der das ätzchen Wienz gequält, derbe durchgeprügelt hatte.

7. Wie die schöne Melusine kläglichen abschied nahm und als eerfey gestaltet zum fenster hinausfuhr.

Sie sprach's und riss sich mit gewalt
aus seinem arm, und alsobald
fuhr sie gleich einem zauberduft
durchs offne fenster in die luft:
Und all das hofgesinde sah
das wunder, das mit ihr geschah,
indem sie nach sirenenart
am unterteil verwandelt ward
und sich in einen fischschwanz schloss.
Sie schwebte dreimal um das schloss,
gab dreimal noch mit ihrer hand
das abschiedszeichen und verschwand.

Und nun die unerlässliche moral:

Die neugier ist ein schlimmes ding,
wie's hier dem ritter Reimond gieng,
der mehr sah, als ihm dienlich war,
so geht's noch oft der männer schar.
Hört drum, ihr herren, meinen rat!
Die angenehmste dame hat
doch ihren fischschwanz. Trinket sie,
scharmiert sie, spielt sie, zanket sie,
mag sie mit ihren seelenschwestern
gern beten, plaudern oder lästern,
fährt sie gern zu visiten aus,
zu maskerad, ins schauspielhaus,
und tät's nur, wie frau Melusine,
die woch' einmal, so zieht die miene
nicht alzusauer! denkt, fein klug,
auch mit dem fischschwanz gut genug!

Nicht viel anders ist das zweite mährchen, die aus einer unbekanten quelle, wahrscheinlich jedoch auch aus den volksbü[illegible] geschöpfte „Schreckliche Geschichte von einer untreuen Braut, di[illegible] Teufel holen sollen.“

Die geschichte umfast drei gesänge, der erste: Wie Wolmar das schöne Hanchen einander zärtlich liebten und ewige treue gelobten, fängt — ganz gegen die regel — mit der moral gleich [illegible]

Ihr herrn und damen! lernt hier fein,
wie schön es ist, getreu zu sein,
damit euch einst nicht widerfährt,
was ihr in diesem märlein hört.

Hanchen hat ein wenig vermessen ihren treuschwur gegeben[illegible]

Und halt' ich nicht, was ich dir sage,
so führ' an meinem hochzeitstage
der böse feind mich durch die luft.
Top! (sagte Wolmar drauf) und ruft
den himmel und den wald zu zeugen.

2. Wie der reiche herr Fixen das schöne Hanchen freundlic[illegible] ehe begehrte, und mama ihr töchterlein beredte, ihn zu heiraten.

Dagegen fährst du in carossen!
hast zwanzig schlender, brüssler kanten
bei ganzen stücken; diamanten
in jedem ohr, in jeder locke;
gehst stets gepuzt wie eine docke;
trägst deine brust beständig bloss,
hast perlen, echt, wie bohnen gross,
um hals und arm, brillant'ne ringe
an jedem finger; und der dinge
viel mehr als ich hier nennen kann.

3. Wie Wolmar den teufel citiert und der schwarze auf dem saale erschien, auch was mehreres sich e*rä*ugnet (!).

Nach deinen feierlichen schwüren
solt' ich izt durch die luft dich. führen.
Doch diese strafe wäre dir
nicht gross genung. Nein! nein! bleib hier!
Dein mann soll dich, statt meiner, quälen!
Er wird dir als tyrann befehlen;
wird stets voll eifersucht dir dräun
und selber doch dir untreu sein.
Kein seufzer soll von dir ihn rühren!
Sein hab' und gut soll er verlieren!

Und ob er gleich so hässlich ist,
dass niemand sonst als du ihn küsst;
so werd' er doch noch hässlicher,
bis bettelarm, vom kummer schwer,
du ihn unzählig' mal verfluchst
und in verzweiflung rettung suchst! usw.

§ 8. Die übrigen dichter der bänkelsängerischen richtung. „Die romanzen der Deutschen."

Wie Zachariä, so war noch eine ganze reihe poeten in jener ersten epoche unserer romanzendichtung, welche, ohne alle das hauptgewicht ihrer dichterischen tätigkeit auf dieselbe zu legen, doch gelegentlich in dieser dichtungsart etwas verbrachen. Die meisten ihrer erzeugnisse sind in einer in zwei abteilungen 1774 und 1778 in Leipzig erschienenen samlung enthalten, den „Romanzen der Deutschen". Dieses werk, jedenfals in bewusster nachbildung des französischen Recueil verfasst, aber nach auswal und anordnung mit demselben nicht zu vergleichen, wirft, dem abendgelb eines trüben regentages vergleichbar, noch einmal ein licht auf die ganze romanzendichterei des verflossenen zeitalters, die es gesammelt umfasst; wie leitversteinerungen zeigen die namen der Gleim, Löwen, Schiebeler und Geissler dem forscher den weg zur beurteilung der andern erscheinungen; entschieden am wertvolsten ist noch der erste band, der zweite, erst 1778, also inmitten einer neuen ära geschrieben, sammelt, für diese noch ohne jedes verständnis, nur noch die spreu der vergangenen zeit; der herausgeber, ein gewisser Hirschfeld, hat zwar schon hin und wider ein herziges volkslied oder den sang eines kundigen aufgeschnapt, aber er weiss sie noch nicht zu würdigen, hat er doch z. b. von Bürger, zu einer zeit, wo dieser bereits einige seiner bedeutendsten balladen hatte erscheinen lassen, nur zwei kleinere romanzen „Robert" und den „Bruder Graurock" aufgenommen und sich lieber nach den geistlosen nachtretern der Bürgerschen manier, Berger (Rosilde, Forelle usw.) und Schink (Oldar und Kätchen) umgesehen! Die zal der in dieser samlung enthaltenen gedichte ist übrigens, wie auch diejenige der dichter, sehr zahlreich. Aus dem Gleimschen kreise ist Michaelis vertreten („Amors Guckkasten" und „Die blinde Kuh"), von den Barden Denis („Mutterlehren an einen reisenden Handwerksburschen", eigentlich keine romanze) und Kretschmann („Alcisidorens Liebeserklärung an den grossen Ritter Don Quixote von Mancha" und „Ebenderselben Abschiedsgesang"), von den Braunschweigern Eschenburg („Lukas und Hanchen"), von andern der schon oben citierte Chr. Fel. Weisse mit seiner operromanze („Hanchen" und „Der geprelte Junker"), ferner

Leop. Heinr. Wagner, der jüngere („Die verbotnen Verwandlunge kaum eine romanze zu nennen, und das schwülstige „Murat und Frie ricke“), Küttner, der verfasser der „Charakteristiken deutscher dicht (mit seinem langweiligen „Magister Knauth“ und dem schlüpfrig „Elisabeth“), Weppen („Perette“) und wie die ganze schar der klei geister weiter heissen mag, unter andern macht sich noch ein gewis Grahl breit, welcher die alten Griechen und Römer („Akteon“, „Dui [soll Duilius heissen], „Der kampf der drei Horazier“) in einer we ansingt, auf welche dieselben wenig stolz sein würden. Lässt er si doch in dem erstgenanten dieser gedichte zu der wendung verleiten:

Da ward Dianens wut entbrant,
und (?) machte die déesse:
sie schöpfte wasser mit der hand
und sprüzt' ihm in die fresse (!).

Das ist ein pröbchen von den „besten romanzen“, welche herausgeber „den freunden des vergnügens und der poesie“ mitteil Es stösst mir hier eine bemerkung auf, wie sie Vilmar ähnlich ü die poesie Lohensteins und Hoffmannswaldaus machte. Man begr nicht, wie ernste und gebildete männer — denn solche waren d unter den genanten wenigstens Löwen und Schiebeler usw. — dera schmutzige und triviale geschichten auskramen konten; stehen d viele der in dieser samlung vereinigten gedichte an anstand weit zur hinter den (ästhetisch freilich auch nicht sonderlich wertvollen) rom zen des Casseler grenadiers und naturdichters Joh. Tob. Dick! (Z Romanzen I. der bekehrte Säufer, II. das Abenteuer einer Perrüc Cassel 1772). Eigentümlich berührt aber fühlt sich der leser, wenn unter dem luftigen poetengesindel in den romanzen der Deutschen paar männer findet, die er sonst gewohnt ist in den nobleren cirkeln d musen verkehren zu sehen. Ausser dem schon erwähnten Bürger si es Hölty und Gotter, von denen die beiden lezteren keinen schic licheren platz zu einer besprechung finden würden als diesen.

Denn sie sind die eigentlichen vertreter der übergangsperiode einer besseren zeit; von dieser bereits beeinflusst, gehören sie in ih grundanschauungen über die balladen- und romanzendichtung noch alten epoche an.

Die übergangszeit.

§ 9. Hölty (1748—1776).

Ludw. Heinr. Christoph Hölty,[1] der sänger der schwermut und melancholischen freude am landleben, war von den mitgliedern

1) Seine „Balladen“ stehen in der krit. ausgabe von C. Halm, Lpz. 1869, s. 1

hainbundes keineswegs einer der für ballade und romanze sehr beanlagten, aber, wie den tyrannenhassern so zolte er seinen tribut auch den romanzendichtern. Dass sein so empfängliches herz der hereinbrechenden morgenröte einer andern volkstümlichen balladenzeit verschlossen blieb, beweisen die worte, die er noch im jahre 1774 an Voss schreiben konte (bei Halm a. a. o. s. 222): „Ich soll mehr Balladen machen? Vielleicht mache ich einige, es werden aber sehr wenige sein. Mir kommt ein Balladensänger wie ein Harlekin oder wie ein Mensch mit einem Raritätenkasten vor.“ (Freilich eine bezeichnung, wie sie Gleims nachfolger nicht besser verdient hatten!) Und so kommen auch die Höltyschen balladen im grossen und ganzen nicht über die alte manier hinaus. Freilich darf man den cynismus Löwens oder die freche lüsternheit Geisslers bei dem frommen Barden nicht erwarten, aber doch nimt es sich verwunderlich aus, wenn man in derselben samlung Höltyscher gedichte, in der das gedicht auf Wieland „den Wollustsänger“ steht, auch „Leander und Ismene“ findet, welches in mancher hinsicht ganz gut ein erzeugnis des „Wollustsängers“ sein könte. — Höltys erste ballade „Apoll und Daphne“:

Apoll, der gern nach mädchen schielte,
wie dichter tun,
sah einst im tal, wo Zephyr spielte,
die Daphne ruhn.

ist eine mythologische travestie à la Schiebeler-Geissler, nur etwas feiner und niedlicher als deren meiste schöpfungen, die romanze ist übrigens ein jugendgedicht des verfassers, ihr folgt „Narciss und Echo“, welche ausser dem gewählten sujet auch in der art der behandlung zeigt, wie Hölty in der romanze einem dichtergeschlechte concessionen machte, mit dem sein inneres wesen nicht das mindeste gemein hatte:

Das fräulein Echo sah einmal
den ahnhern der Narcissen,
der manches jungfernherzchen stahl,
in grünen finsternissen
sich einer badequelle nahn.
Stracks schielten Ihro gnaden,
als sie den schönen jüngling sahn,
nach seinen vollen waden.

Nach und nach aber mischen sich — wol unter dem einflusse Bürgers, um dies hier vorweg zu nehmen — andere züge in die balladendichtung Höltys, welche mehr seinem dichterischen charakter entsprechen; vor allem tritt eine freude am grausigen in diesen dichtungen

des jungen Hölty hervor, welcher ja bekantlich schon als knabe sein vergnügen daran fand, auf den kirchhöfen abends „einsam auf den gräbern umherzuwanken.“ Solcher spuk ist in „Töffel und Käthe“ (1771) mit den nüchtern-parodischen elementen zu einem seltsamen gebilde vermischt.[1]

Diese sucht nach darstellung des fürchterlichen findet sich noch gesteigert in der ballade „Adelstan und Röschen“ (1771), deren stoff schon volkstümlich englisch, während die manier im ganzen französierend-frostig ist, ohne indessen — besonders in der schilderung des ländlichen lebens, bekantlich einer hauptstärke Höltys — lieblicher stellen zu entbehren, bis gegen den schluss, bei dem ende des ungetreuen liebhabers, sich alles ins entsezliche verliert. Worauf übrigens der ursprüngliche titel des gedichtes (in der fassung des manuscriptes) „Ebentheuer von einem Ritter, der sich in ein Mädchen verliebt, und wie der Ritter sich umbrachte“ hindeutet, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Geradezu harsträubend werden die schilderungen in der „Nonne“ (1773), besonders von strophe 6 an, während die lezte „Ballade“ der samlung (in den Vossschen ausgaben „Der Traum“ betitelt) in einem ganz andern tone gehalten, den lyrischen gedichten nahe steht.

§ 10. Gotter (1746—1797).

Diesen nent Koberstein (V, 38) neben Bürger als denjenigen dichter, welcher „in der reihe der hierher zu rechnenden gedichte den übergang von jener burlesken manier zu der edleren, echt volksmässigen auffassung und behandlung dieser dichtart am besten erkennen lasse.“ (Vgl. auch Prutz a. a. o. s. 262 anm. 2). Nur darf man unter diesen übergängen kein bewustes hinstreben auf das volkstümliche erwarten, wie es Bürgers dichtung charakterisiert, zudem ist auch, wie Prutz (a. a. o.) ganz richtig bemerkt, am zahlreichsten bei Gotter noch immer die Gleimsche französierende romanze vertreten. Und gerade bei Gotter, dem französisch geschulten, salonmässig glatten gegner der stürmer und dränger, welcher die genies wegen ihrer ungebundenheit und überspannung tadelte (Gedichte 1788, band 2, vorrede s. VI) ist ein liebevolles erfassen der volksmässigen englischen und deutschen balladenpoesie von vornherein nicht zu erwarten, und sein einschlagen verschiedener richtungen in der romanzenpoesie scheint mir mehr auf einem unsichern umhertappen als auf einem bewusten, bestimten streben nach dem volkstone zu beruhen.

1) Während ich bei den gedichten der früheren, wie auch des weniger zugänglichen Gotter die ganzen texte oder wenigstens grössere citate gegeben habe, glaube ich bei den werken Höltys und Bürgers nur kurz verweisen zu müssen.

Die erste romanze Gotters, „Tarquin und Lucretia“ (1769), ist wie die gleichnamige Löwens eine nachahmung jener französischen aus dem Recueil (I, 63), doch weiss sich Gotter auf dem schlüpfrigen boden der französischen dichtung mit sicherheit zu bewegen, während der gute Rostocker registrator in den schmutz fält.

Es folgte 1771:

Der Blaubart.[1]

Blaubart war ein reicher mann,
hatte haus und hof und garten,
schmauste, zechte, spielte karten,
lebte wie ein tartarchan.

Stark war seines körpers bau,
feurig waren seine blicke,
aber ach! sein missgeschicke!
aber ach! sein bart war blau.

Doch durch seines geldes kraft
trieb er jedes herz zu paaren,
und schon zwanzig weiber waren
durch den tod ihm weggeraft.

Er lässt, immerfort zu frein,
sich die mühe nicht verdriessen;
sezt, den antrag zu versüssen,
stets die frau zur erbin ein.

Von zwei schwestern der galan
wird er jetzo; schmausereien,
schauspiel, ball und mummereien
stelt er ihrentwegen an,

Bietet ihnen geld wie heu —
einstens, als sie kaffee trinket,
spricht die jüngste: Hum! mich dünket,
dass sein bart so blau nicht sei.

Frisch gewagt ist halb getan;
hurtig muss ihn Trulle freien;
schauspiel, ball und schmausereien
gehen nun von neuem an.

1) Dieses gedicht bezeichnet Götzinger, Deutsche Dichter I, 71 als völlig verfehlt, und es ist es allerdings, wenn man die echte volksballade als masstab anlegt, indessen komt diesmal der burlesken manier entschieden der stoff des gedichtes entgegen.

Drauf führt er sein weibchen fort;
ein kabriolet mit sechsen
bringt, als könte Blaubart hexen,
sie an deu bestimten ort.

Gleich der feenkönigin
lebt hier Trulle, sonder sorgen;
vor dem spiegel geht der morgen
und beim spiel der abend hin.

„Ich verreise, sprach er einst,
nimm die schlüssel, liebe Trulle!
Zimmer, kasten und schatulle
stehn dir offen, wenn du meinst.

Nimm dir einen Cicisbee,
um dich zu desennuyieren;
spiel' im schachbrett, geh' spazieren,
schaukle dich und trinke thee!

Flieh' die schwarze kammer nur,
sonst ist dir der tod geschworen!“
Noch schalt es in ihren ohren,
so vergisst sie auch den schwur.

Bricht vor eile fast ein bein;
krack! so springen alle riegel,
und der schwarzen kammer flügel
öfnen sich, sie wischt hinein.

O der gräuel, die sie sah!
blut in strömen! tote leiber!
Blaubarts alle zwanzig weiber
hiengen wie gewehre da.

Vor schrecken lässt Trulle den schlüssel ins blut fallen; ihr gemahl komt wider, entdeckt den ungehorsam und verdamt sie zum tode. Auf dem hofe steht sie schon, ihres schicksals gewärtig, während Ännchen nach dem turme läuft, um nach hilfe auszuspähen.

Trullen stockt des blutes lauf
beim gezückten, scharfen säbel;
schon umringt von todesnebel
seufzet sie zum turm hinauf:

„Schwester Ännchen, siehst du nichts?“
„Stäubchen in der sonne drehen,
und des grases spitzen wehen;
schwesterchen, sonst seh ich nichts!“

„Schwester Ännchen, siehst du nichts?“
„Stäubchen fliegen, gräschen wehen,“
„Ännchen, lässt sich sonst nichts sehen?“
„Schwesterchen, sonst seh ich nichts.“

Trulle fragt ohn' unterlass.
Ännchen ruft: „Sei guter laune!
Dort beim hagebuttenbaume
reitet man in starkem pass.“

Jetzo sprengt man — langt schon an!
Trullens beide herren brüder
kamen von der beize wider
mit dem schönsten auerhahn.

Blaubart kriegt den tod zum lohn,
wird gekocht in heisser lauge;
Trulle kömt mit blauem auge
dieses mal noch so davon.

Weiber bleiben wie sie sind;
ihre neugier auszurotten,
hilft nicht predigen, nicht spotten;
weiber bleiben wie sie sind!

Mehr noch als das angeführte, neigen die romanzen „Sibylle ler die strenge Mutter“ (1770) und „Die Trauer“ (1774) zu dem ıarakter der von Gotter den Franzosen abgelernten, aber mit vieım glück angebauten, witzigen und pointierten poetischen erzählung, iner feineren, salonmässigen schwester der bisherigen deutschen ironiierenden romanze; weniger gelang dem verfasser die nachbildung des ones der englischen (in „Lukas und Röschen“ 1775) und die (ziemlich :alte) bearbeitung eines klassischen stoffes (in „Antonius und Stratonice“ 1784“), dagegen hat Gotter einmal den naiven ton der volksromanze wirklich getroffen in dem „Edelknaben“ (1786, also längst zu der folgenden epoche gehörig), einer nachbildung des reizenden

Mon coursier hors d'haleine,
Que mon cœur, que mon cœur a de peine

s „Figaros Hochzeit“ (vielleicht ursprünglich eines französischen volksdes?).

§ 11. Die kritischen bemühungen um die deutsche romanze bis zum auftreten Herders.

So bin ich auf unerfreulichem wege zum ersten stadium gelangt, dem schlusse der ersten periode deutscher romanzendichtung. Von der verkehrten theorie Gleims, welche eine reihe mehr oder weniger untergeordneter geister bis zum überdrusse ausgebeutet, hatten sich selbst die besseren nicht zu befreien vermocht. Auch der für die erste periode unserer widererwachenden litteratur so überaus wichtige factor der kritik und poetischen theorie war für die balladen- und romanzenpoesie bisher ohne besonders erheblichen nutzen gewesen. Die ersten auseinandersetzungen über das wesen der romanze fallen in die ära der „bibliotheken". Die Ideen von Gleim und Mendelssohn sind bereits abgetan. Schon richtigere vorstellungen von der romanze hatte, im gegensatze zu dem von ihm ausgesprochenen (oben angeführten) poetischen programme Schiebeler, der bereits die notwendigkeit der burleske in der romanze in abrede stelte und in seiner abhandlung „Einige Nachrichten, den Zustand der spanischen Poesie betreffend" (N. Bibl. d. sch. Wiss. 1, 2, 209 ff.) sich dagegen ausspricht, dass die romanze durchaus einen tragikomischen vorwurf enthalten müsse, und von den Spaniern, die schon damals als das romanzenreichste volk bekant waren, nachweist, dass aus ihren romanzen keineswegs eine derartige theorie abgeleitet werden könne.

Ebenso hatte schon Raspe theoretisch sehr geläuterte ansichten von dem wesen der romanze. In der anzeige, die er (N. Bibl. d. sch. Wiss. 2, 1, 54 ff.) von der Percyschen balladensamlung macht, hält er diese seinen landsleuten als muster und die fundgrube der eigenen nationalen vergangenheit als einen schatz vor, in den sie lieber greifen solten als zu den traurigen mordgeschichten der bänkelsänger.

Auch Sulzer (in seiner bekanten „Theorie", teil IV, s. 110 ff. der 2ten aufl.) weist den romanzendichter auf ein liebevolles studium der eigentlichen „romantischen zeiten"; in die naiven zustände der alten zeiten habe sich derselbe zu versetzen, um ein romanzisches gedicht schaffen zu können, auch er verwirft (obwol er im ganzen noch ziemlich confuse ansichten hat) die rein burleske romanzenbehandlung. „Unsere dichter haben sich angewöhnt, der romanze einen scherzhaften ton zu geben und sie ironisch zu machen. Mich dünkt, dass dieses dem wahren charakter der romanze gerade entgegen sei. Eine scherzhafte erzählung im lyrischen ton ist noch keine romanze." Er führt weiterhin auch die ansicht J. J. Rousseaus an, welcher seiner natur und veranlagung nach ganz besonders berufen schien, über die romanzen-

dichtung zu urteilen. Dieser — in seinem Dictionnaire de musique (artikel: Romance) — betont besonders die musikalische seite der romanze, verlangt zu ihrem vortrage eine gefällige, natürliche, ländliche melodie und spricht dann weiter von der wirkung eines solchen gesanges, wie er strophe um strophe das herz ergreife, bis man zu tränen gerührt sei, ohne sagen zu können, woher sie kämen.

Durch die angeführten theoretischen bestrebungen liessen sich die bänkelsänger nicht im mindesten in ihrem gekreische stören, und dies wol um so weniger als diese theoretischen erläuterungen zum teil sehr der erforderlichen klarheit ermangelten. Wie Schiebeler sich selber in theorie und praxis genugsam widerspricht, so konten die theoretiker lange nicht zu klareren begriffen über die ballade und romanze kommen. Dies zeigt besonders das wüste quodlibet von wahren und falschen bemerkungen in der vorrede zu dem ersten bande der „Romanzen der Deutschen“ im jahre 1774, — und doch war bei dem erscheinen derselben bereits eine neue zeit angebrochen, welche in der balladen- und romanzendichtung herliche früchte reifen solte.

Auf die epoche des bänkelgesanges folgt:

Zweiter Abschnitt.

Die ballade der sturm- und drangperiode.

§ 1. Die bestrebungen Herders um die widererweckung der deutschen ballade.

Es ist natürlich, dass jede dichtart die phasen mit durchzumachen hat, welche die gesamtlitteratur eines volkes durchläuft, und dass sie den charakter dieser phasen im miniaturbilde widerspiegelt. Aber ebenso natürlich ist auch, dass in jeder einzelnen epoche bestimte kunstgattungen mehr oder weniger prävalieren, je nachdem der besondere zeitgeist die litterarischen vertreter dieser epoche zu den einzelnen dichtgattungen hinzieht und dafür befähigt. Die knospe der balladendichtung solte in der genie- und gefühlszeit zu einer ersten, herlichen blüte erwachen. Die vorige epoche hatte ihr nicht viel gutes gebracht, selbst der meister derselben, G. E. Lessing (ich knüpfe wider an die kritischen bestrebungen an) hatte ihr nicht aufgeholfen, weil er sich gar nicht oder so gut wie gar nicht um sie gekümmert. Lessing, der mit dem unerbitlichen seciermesser des verstandes die composition des dramas zerlegt und die grenzen einzelner dichtungsgattungen wie diejenigen ganzer künste mit fester hand umrissen hatte, Lessing, ein wie feiner kunstkenner er auch war, konte schwerlich eine dichtart auferwecken,

welche so sehr wie das volkslied auf dem schwanken boden der empfindung erwachsen, in ihren gestaltungen wie kaum eine andere von subjectiven eingebungen abhängig war und jeder regel zu spotten schien. Diese — die wahre und echte — romanze bedurfte ja auch einer kritik, ohne zweifel, um wider erkant und gewürdigt zu werden, aber statt des schneidigen Lessing war der methodelosere, aber zartfühlige und gemütstiefe Herder bestimt, mit der forschenden sonde in den liedern wie in den sprachresten der alten völker herumzufahren, überall anregend und aufstöbernd und seine funde abgerissen und ruckweise dem tageslicht entgegenförderud.

Es ist hier natürlich nicht der ort, auf die widererweckung der volksliederdichtung durch Herder des genaueren einzugehen, und ich verweise hierüber auf die zusammenhängende darstellung in „Herders Leben“ von Haym; nur für die besonderen verdienste Herders um die balladen- und romanzenpoesie im engeren sinne halte ich eine kurze erörterung für unerlässlich.

Schon in den „Fragmenten“ hatte Herder auf die volksliederdichtung hingewiesen; etwa um dieselbe zeit waren „Ossian“ und bald darauf die berühmten Percys Reliques in Deutschland bekant geworden. Von Macphersons werke nicht zu reden, welches auf Herders volkstümliche bestrebungen immerhin einen segensreichen einfluss ausübte, ist Percys samlung berechtigt, unsere aufmerksamkeit für einige augenblicke in anspruch zu nehmen.

Auch in England hatte sich um die mitte des achtzehnten jahrhunderts eine richtung bahn gebrochen, welche leuten wie Pope und Johnson gegenüber, die regelmässigkeit der Franzosen mit der genialen ursprünglichkeit der volksdichtung zu vertauschen bestrebt war. Natürlich, dass diese die versunkenen schätze der alten englischen und schottischen Minstrelsy überall aufzusuchen und wider zu heben sich bemühte. Aber alle seitherigen versuche in dieser richtung wurden tief in den schatten gestelt durch die Reliques of ancient poetry, welche bischof Percy im jahre 1765 bei Dodsley in London erscheinen liess. In der vorrede entschuldigt sich der herausgeber mit vielen worten wegen seines unternehmens; auch in England waren romanze und ballade in miskredit gekommen, und das war nach der bänkelsängerei in der revolutions- und restaurationsepoche kein wunder. Aber Percy griff in die vollaufgehäuften schätze früherer jahrhunderte, von den tagen Ethelreds und Alfreds singen seine balladen, von dem oft düsteren hintergrunde des ritter-, highway- und kriegerlebens hebt sich in lichten farben das bild der liebe und treue (Adam Bell, Clym o' the Clough and William of Cloudesly, Fair Rosamond, The spanish lady's love u. a.),

von den schauerlichen scenen der leidenschaft und eifersucht (Glasgerion, Little Musgrave) springt das auge des lesers zu den köstlichen, wenn auch oft recht derben erzeugnissen des englischen humors (die Robin Hoodballaden, King John and the tanner, The boy and the mantle usw.); auch das reich der geister öfnet sich; nun huschen seine düstern gestalten vorüber (Margareth's ghost und William's ghost), nun wider sieht man die zaubergebilde herbeieilen (Robin good fellow, The fairy queen), welche die phantasie eines Shakespeare in dem „Sommernachtstraum" zu einem glänzenden elfenstaate zusammengewoben hat.

Freilich hat Percy selten die reinen originale widergegeben; fortwährend hat er die lückenhaften überlieferungen ergänzt, ausgeflickt und überarbeitet und dadurch nicht selten verblasst, modernisiert, ja verdorben, wie dieses erst in neuerer zeit durch die untersuchungen von Hales und Furnivall (Bishop Percys Folio Manuscript. London, Trübner 1868) festgestelt worden ist, bei alledem aber bot Percys samlung einen unermeslichen schatz edlen goldes, den für Deutschland zu verwerten die aufgabe Herders war.

Mit Percys Reliques bekant geworden, wante Herder sein ganzes interesse der volksliederdichtung zu, in der er statt der „klassischen luftblase der modernen litteratur" mit schwärmerischer übertreibung die edelste, ja die einzig und allein echte und wahre poesie zu erkennen glaubte. Mit diesen gedanken hatte er bereits in Strassburg Goethe, nicht minder andere freunde (Merck, Gleim usw.) zur samlung der deutschen volkslieder angeregt, doch gewann seine tätigkeit auf diesem felde erst algemeinere bedeutung, als er seine 1771 in Bückeburg niedergeschriebenen, aber erst 1773 in Hamburg in den blättern „Von deutscher art und kunst" erschienenen briefe „Über Ossian und die lieder alter völker" herausgab. In diesen zeichnete er alle die gedanken und empfindungen über die volksdichtung, die jahre lang sein herz bewegt hatten, in kühnen skizzen der litterarischen welt vor; in einer den sprachlichen charakter der von ihm behandelten gegenstände nachahmenden schwunghaften und dabei abgerissenen sprache sezt Herder hier die seit fast zwei jahrhunderten in den kreisen der gebildeten verkante volksliederdichtung wider in das rechte licht.

Von Ossian ausgehend, findet er, dass bei einem noch rohen, einfachen, natürlichen volke der ausdruck der inneren empfindung an dem äussern, sinlichen haftet in „form, klang, ton, melodie." Ein „wildes" volk ist ihm ein lebendiges, freiwirkendes volk. Je wilder also, sagt er, desto lebendiger, freier, sinlicher, lyrisch handelnder müssen auch, wenn es lieder hat, die lieder des volks sein; vom lebendigen und gleichsam tanzmässigen des gesanges, von lebendiger gegenwart

der bilder, vom zusammenhange und gleichsam notdrange des inhalts, der empfindungen, von symmetrie der worte, silben, buchstaben, vom gange der melodie hänge die wundertätige kraft und das fortleben dieser lieder durch jahrhunderte ab.

Herder spricht sodann von dem dramatischen und handlungsvollen des echten volksliedes, von den „sprüngen und würfen". Diese erklärt er aus dem functionieren einer noch unverdorbenen und unverkünstelten phantasie. Eine solche fast nämlich die dinge der aussenwelt in ihrer, durch die natur gegebenen räumlichen trennung auf und gibt diese daher, nur nach räumlicher association verbindend, sprunghaft und scheinbar unzusammenhängend wider. Das kräftige, geniale, urwüchsige dieser „Impromptus" stelt Herder nicht mit unrecht weit über die schwächlichen erscheinungen seiner coätanen kunstdichtung, er belegt seine ausführungen mit beispielen aus der volkspoesie der verschiedensten völker und komt schliesslich speciell auf die romanze zu sprechen.

Er beklagt, „dass diese ursprünglich so edle und feierliche dichtart bei uns zu nichts als zum niedrigkomischen und abenteuerlichen gebraucht oder vielmehr gemisbraucht werde." In merkwürdiger verkennung, die er bis an das ende seines lebens beibehalten hat, lobt er die Gleimsche „Marianne", die er gleich ihrem französischen originale für ernst ansieht, und wendet sich dann mit grosser energie und vollem rechte gegen die plumpen nachsinger. „Und so haben wir jezt eine menge des zeugs und alle nach einem schlage und alle in der uneigentlichsten romanzenart, und fast alle so gemein, so sehr auf ein einmaliges lesen — dass nach weniger zeit wir fast nichts als die Gleimschen übrig haben werden.

So hatte Herder in kurzen zügen das wesen und den wert der volksliederdichtung und ihre hervorspringendsten eigenschaften charakterisiert und anderseits den entarteten bänkelgesang in die gebührenden schranken gewiesen. Noch aber fehlte die illustrationsprobe der neuen behauptungen und damit eigentlich das wichtigste; Herder zögerte jahre lang, seine studien- und sammelhefte, an denen freund Goethe und so viele geholfen hatten, herauszugeben. So kam es, dass verschiedene seiner balladenübersetzungen, bevor sie in seinem eigenen werke erschienen, in der von Eschenburg und Ursinus 1777 herausgegebenen samlung „Balladen und lieder altenglischer und altschottischer dichtart"[1] herauskamen und dass Herder in demselben jahre in dem im Deutschen Museum erschienenen aufsatze „Von ähnlichkeit der mitleren englischen und deutschen dichtkunst" noch vor herausgabe seiner „Volkslieder" gelegen-

1) Vgl. den Bürgerschen briefwechsel hrsg. von Strodtmann, II, nr. 338 u. 341.

heit hatte, das lob des mannes auszusprechen, welcher neben Goethe die edelsten früchte von Herders geschilderter tätigkeit zu pflücken berechtigt schien und der ihrer — wer weiss! — vielleicht noch in höherem masse teilhaftig geworden wäre, hätte er zur zeit der jugend, wo er, noch unbefangen von der manier, aber auch plan- und regellos umherirte, die reine und lautere samlung Herders zur sicheren führerin gehabt; der aber das beispiel der Herderschen „Volkslieder“ nicht abgewartet hatte, um mit eigenen glänzenden erzeugnissen die theorie des meisters zu bewahrheiten, gegen die schon die Nicolai und genossen die spöttelnden vernünftlerstimmen erhoben.

In demselben aufsatze „Von Ähnlichkeit usw.“ gebraucht Herder auch zuerst das wort ballade (während er sich früher des ausdrucks romanze bedient hatte), welches nun nach dem bekantwerden des englischen epischen volksliedes überhand nimt und die früher herschende „romanze“ zurückdrängt, bis lezterer die romantiker wider etwas mehr anerkennung verschaffen.

In den jahren 1778 und 1779 erschienen denn endlich die „Volkslieder“ (über die einzelnen schicksale der mehrfach umgearbeiteten samlung vgl. Haym, Herders Leben I, 687 ff.), in denen sich Herder als echter deutscher Percy auswies.

Herder hatte es verstanden, volkslieder der ganzen erde, wenn auch nicht mit metrischer kleinkunst, so doch ihrem echten klange und tone nach widerzugeben, er hatte dem litterarisch gebildeten leser, wenn auch nicht der menge, gelegenheit geboten, sich von der schönheit des alten volksliedes, der volksballade zu überzeugen, er hatte die wilde waldblume aus den forsten der vorzeit gesammelt und nach hause getragen; noch aber fehlte der gärtner, um sie anzupflanzen, umzubilden und in der stätte der kunst heimisch zu machen.

Zu der zeit nun, als der junge Goethe in Strassburg von Herder auf das volkslied hingewiesen wurde, schlug auch in Göttingen ein studentenherz, welches, selber aus der kräftigen mitte des deutschen volkslebens hervorgewachsen, so recht geschaffen schien, den von Herder ausgestreuten samen aufzunehmen und emporblühen zu lassen, es war das herz eines der unglücklichsten deutschen dichter und doch zugleich der beneidenswertesten lieblinge der deutschen nation, das herz Bürgers.

(Schluss folgt.)

HALLE A/S. P. HOLZHAUSEN.

ZUR KUDRUN.

Im begriff eine neue textausgabe der Kudrun abzuschliessen, muss ich wünschen, manches, was ich zur vervolständigung, gelegentlich auch zur berichtigung der anmerkungen meiner früheren ausgabe beitragen zu können glaube, für sich vorzulegen.

Zunächst aber scheint es mir geboten, anzugeben, warum ich die ergebnisse einer untersuchung nicht annehmen kann, welche mit unleugbarem scharfsinn die entstehung des gedichts anders erklärt als auf die von Müllenhoff vorgeschlagene, von mir nach eingehender nachprüfung festgehaltene weise. Gelingt es mir, diesen abweichenden erklärungsversuch zu widerlegen, so wird dies zugleich wenigstens ein indirecter beweis für Müllenhoffs ansicht sein.

Ich meine natürlich das buch von W. Wilmanns „Die Entwickelung der Kudrundichtung", Halle 1873. Schon bei seinem erscheinen konte ich mich weder von der richtigkeit seiner grundsätze überzeugen noch auch — abgesehen von einzelnen, in der vorrede zu meiner neuen ausgabe angegebenen punkten — den zur speciellen kritik der Kudrun gemachten vorschlägen anschliessen. In wie weit Wilmanns diese lezteren noch jezt festhält, weiss ich nicht; die principien seiner epischen kritik hat er allerdings inzwischen, wie bekant, auch auf die Nibelungen übertragen. In jedem falle glaube ich geltend machen zu müssen, was meines erachtens gegen seine ansicht von der entstehung unseres gedichtes spricht, um nicht dem vorwurfe ausgesezt zu sein, dass ich die prüfung der von anderen vorgebrachten gründe irgendwie zu versäumen mir erlaubte.

Wilmanns nimt an, dass die überlieferte gestalt der Kudrun nicht nur durch interpolation eines abgeschlossenen gedichts entstanden sei, sondern auch durch contamination mehrerer gedichte, welche von einander unabhängig und abweichend die sage behandelt hätten.

Ich mache zunächst nicht besonders geltend, dass die sage selbst um 1200 wenig verbreitet gewesen zu sein scheint, wie wir nach den überaus spärlichen zeugnissen des 13. jahrh. annehmen müssen. Bedenklicher erscheint schon, dass die verschiedenen von einander unabhängigen gedichte sämtlich in der sonst durchaus unbekanten Kudrunstrophe abgefasst gewesen sein müsten.

Aber entscheidend ist natürlich erst die prüfung im einzelnen. Werden wir wirklich zu der annahme geführt, dass mehrere derartige selbständige, im einzelnen verschiedene bearbeitungen der sage neben einander bestanden und dass stücke dieser — wie Wilmanns annimt (s. 67 u. ö.) — bereits interpolierten bearbeitungen unter zufügung neuer verbindungsstücke vereinigt in unserem gedichte vorliegen?

Zunächst noch ein blick auf die voraussetzungen, die Wilmanns für notwendig hält. Es ist nicht blos die eben erwähnte annahme mehrfacher interpolationen, die vor und bei der zusammensetzung in die alten zu grunde liegenden lieder eingedrungen wären, eine annahme, die er dahin näher bestimt, dass diese interpolationen selbst nicht mehr überall abzugrenzen wären, s. 21. 147. Er nimt überdies vielfach an, dass die interpolierten strophen beim abschreiben an unrechte stellen gekommen wären. Er komt endlich mehrmals zu dem schlusse, dass von diesen liedern selbst einzelne stücke weggefallen und von dem contaminator (oder den interpolatoren?) durch neue strophen oder strophenteile ersezt worden wären: s. 29. 33. 115. 130. 134. 139. 154. 185. 187. 200. 201. 203. 210. In folge dieser angenommenen verhältnisse ist — wie W. selbst bemerkt s. VIII — eine sicherheit in der herstellung des echten überhaupt nicht mehr erreichbar.[1] Solche lücken auszufüllen kann man ja auf sehr verschiedene weise versuchen, und dies geschäft kann nur die dichterische phantasie übernehmen, nicht aber der kritische verstand, der nur die eine wahrheit sucht. Aber die annahme einer verdrängung des ursprünglichen textes ist jedesmal eine petitio principii. Vereinzelt werden wir sie uns vielleicht gefallen lassen: massenhaft vorgebracht muss sie das gröste bedenken hervorrufen.

Gehen wir zu den einzelnen fällen über, in denen W. seine contaminationstheorie für erwiesen ansieht. Sie sind nicht eben zahlreich und, wie mir scheint, sämtlich anders aufzufassen.

W. begint s. 2—21 mit der schilderung des leidens der Kudrun str. 986—1048. Er zerlegt sie in zwei dichtungen *a* und *b*. *a* (unvollständig erhalten) erzählt, dass Hartmut die Normandie verliess, vorher aber Kudrun seiner mutter übergab, welche ihr auftrug den ofen zu heizen und auch ihre begleiterinnen zu niedrigen arbeiten zwang. Nach vierthalb jahren kehrt Hartmut zurück und lässt Kudrun rufen. *b* begint mit einer klage der Gerlind, dass Kudrun Hartmuts geschlecht gering achte; Hartmut wünscht, dass Kudrun mild behandelt werde. [In einer interpolierten strophe meint Gerlind, nur gewalt werde Kudrun zur nachgiebigkeit bewegen; in einer andern widerholt Hartmut seine mahnung zur milde]. Gerlind wünscht, dass man ihr überlasse, Kudrun zu *ziehen*. Ohne weiteres verlangt sie dann, Kudrun solle den ofen heizen und andere dienste tun. Kudrun leistet alles willig, sieben jahre

1) Diese schwierigkeit der epischen kritik, dies neben- und durcheinanderliegen von bruchstücken der verschiedenartigsten gedichte macht W. s. VII geltend, um die pädagogische ansicht zu stützen, dass die mhd. dichtungen aus dem volksepos sich nicht zu unterrichtsgegenständen eigneten. Aus demselben grunde müste man doch wol auch die homerischen gedichte aus der schule verbannen.

lang. Als Hartmut zurückkehrt, lässt er Kudrun holen und macht, von ihrem dienste unterrichtet, seiner mutter vorwürfe. Diese erwidert, Kudrun habe beständig Hartmut und die seinigen geschmäht. Hartmut: sie habe das recht dazu denen gegenüber, die ihr den vater erschlagen hätten. Gerlind: „nur mit schlägen kőnte man Kudrun dazu bringen, dich zu nehmen“. Darauf raten ihm seine freunde, auch gegen den willen seiner mutter Kudrun zu gewinnen. Kudrun beruft sich auf die mishandlung durch Gerlind. Hartmut verspricht, sie zu entschädigen. Kudrun erinnert ihn an die gewaltsame entführung, die den ihrigen schlimmen schaden gebracht. [In zwei von W. als interpoliert angegebenen strophen erinnert Kudrun ihn ausdrücklich daran, dass sein vater ihren vater erschlagen; sie beruft sich ferner darauf, dass eine ehe nur mit beiderseitiger einwilligung geschlossen werden kőnte]. Hartmut droht mit notzüchtigung: keiner seiner mannen werde ihn deshalb strafen. Kudrun verweist auf die rache anderer fürsten. Hartmut meint, er wünsche nur die zustimmung der Kudrun zu erlangen. Kudrun erwidert, sie sei mit Herwig verlobt. Hartmut verdriesslich: er sei wol Herwig ebenbürtig. Man versucht es, Kudrun mit güte umzustimmen und schickt Hartmuts schwester Ortrun zu ihr. Kudrun dankt dieser, will aber weiter als magd dienen.

Dies der inhalt der von W. hergestelten lieder. Ich kann nu finden, dass er in bezug auf ordnung und zusammenhang selbst unte der überlieferten form des gedichts steht. Zunächst fehlt dem eine liede der schluss, dem andern der anfang. In *a* ist der grund für d schmähliche behandlung der Kudrun nur durch 995, 4 angedeutet. *b* fehlt der erste versuch der Gerlind, mit einer freundlichen mahnu ihr ziel zu erreichen, obschon Hartmut 1001 voraussezt, dass die versuch noch nicht gemacht ist, so dass er nicht etwa in die lü am eingang gefallen sein kőnte. In *a* ist, nachdem Gerlind befoh dass Kudrun die stube heizen solle, und nachdem Kudrun sich d a bereit erklärt hat (996. 997), von ihr nicht weiter die rede, sond nur von ihren frauen. In *b* ist wider von den frauen gar nicht di rede, die doch später nach 1304 (welche strophe W. s. 38 zu *b* rechnet) mit ihr gebadet und gekleidet werden; was doch wol voraussezt, dass auch die mädchen schlecht gehalten worden waren. Noch andere anstösse bietet *b*. In str. 1003 (welche strophe W. allerdings als interpoliert bezeichnet) wünscht Hartmut, dass Gerlind Kudrun schonungsvoll *ziehe;* in der folgenden str. (993) erbietet sich Gerlind erst, sie *ziehen* zu dürfen. Den leisen [oder nach der für interpoliert erklärten str. 1033 den deutlichen] hinweis der Kudrun auf die tődung Hetels durch Ludwig — den hinweis also auf ein von Hartmut selbst an

anderen orten als volgiltig anerkantes hindernis ihrer zusage soll Hartmut mit der drohung der notzüchtigung beantworten! Hartmut, der edle ritter, soll einer solchen roheit fähig sein, dass ihn die einfache aufführung einer unleugbaren tatsache zum fürchterlichsten wutausbruch hinreisst! (Beiläufig gesagt, auch die lesart *ræchen* 1030, 3, die Wilmanns adoptiert, sezt Hartmuts charakter herab. Nicht die furcht vor der rache anderer fürsten bändigt Hartmut, sondern die rücksicht auf seinen ruf, auf seine anerkennung als moralisch gleichberechtigter seitens der anderen fürsten).

Nachdem Hartmut seine drohung zurückgenommen, bringt Kudrun nach W. sofort ihren lezten und, wie W. selbst s. 2 gut ausführt, den schwersten grund ihrer weigerung vor: ihr verlöbnis mit Herwig. Hartmut ist verdriesslich, aber er versucht es jezt noch mit Ortrun. Ich glaube, W. hat hier, um das logische schema möglichst hervortreten zu lassen, den wirklich seelenvollen zusammenhang der unterredung zerstört, welchen die überlieferte reihenfolge der strophen darbietet.

In dieser erwidert sie auf Hartmuts directe werbung, zu welcher ihn der rat der mannen 1025 veranlasst hat, zuerst mit dem hinweis auf die mishandlung durch Gerlind. Vergeblich erbietet sich Hartmut zum schadenersatz: Kudrun weist ihn kurz ab. Da braust er auf, aber als Kudrun ihn an seine fürstenehre erinnert, komt er wider mit bitten. Sie erwidert mit der ernsten mahnung an die tödung Hetels durch Ludwig. [Interpolierte strophen fügen die weitere, aber matte begründung ihres benehmens hinzu, dass man niemand zur ehe zwingen dürfe. Hartmut antwortet in einer strophe mit cäsurreimen damit, dass er höhnisch bemerkt, Kudrun werde dann weiter leiden müssen. Sie erklärt sich dazu bereit. Im echten lied weiss Hartmut auf den völlig gerechtfertigten einwand der Kudrun nichts zu erwidern]. Es erfolgt der versuch durch Ortrun auf Kudrun zu wirken. Kudrun dankt ihr. [Es folgen zwei Nibelungenstrophen mit unpassendem inhalt]. Indem sie ihre früheren einwände der freundlichkeit Ortruns gegenüber nicht mehr aufrecht erhält, bringt sie nun gegen Hartmut den lezten, aber auch unwiderleglichen grund vor: sie wolle das verlöbnis mit Herwig nicht brechen. [Interpolierte strophen, drei davon mit cäsurreim versehen, führen weitere bitten Hartmuts aus, welche Kudrun nur mit schroffen vorwürfen beantwortet: beides gleich anstössig]. Da gibt Hartmut seine werbung auf, Gerlind tritt wieder ein.

Die umstellung der strophen, welche W. in grossem massstabe vornimt, ist also nur eine verschlechterung. Und womit begründet er diese gewaltsame umordnung? Hartmut hätte bei dem versuche, Kudrun durch Ortrun zu gewinnen, nicht zugegen sein dürfen. Zugegeben dass

Ortrun, mit Kudrun allein gelassen, besser auf sie einwirken konte, so darf man doch wol auch ohne die überlieferung zu ändern annehmen, dass Hartmut nicht beständig zugegen war, dass er nur kam, um sich von Kudrun das lezte wort selbst zu holen. Ein derartiges kommen und gehn wird ja auch sonst in der überlieferten gestalt des gedichtes nicht besonders erwähnt. So wird die unterredung zwischen Hartmut und Gerlind 1014—1018 ja auch nicht in gegenwart der Kudrun geführt worden sein, die doch soeben, 1013 gesprochen hat, und zu welcher, wie 1019 ausdrücklich erwähnt wird, Gerlind sich nachher begibt.[1] Und weder in der überlieferten form noch in der von Wilmanns construierten dichtung *b* wird gesagt, dass Hartmut nach der unterredung mit seiner mutter das land verliess, sondern nur 1023, dass er, nachdem Kudrun sieben jahre lang gedient, von seinen kriegszügen heimkehrte.

Dass nun Hartmut zuerst nach $3^1/_2$, dann nach volständigem umlauf von 7 jahren heimkehrt, erscheint W. s. 18 anstössig und als ein grund zur annahme der contamination zweier verschiedener dichtungen. Ich finde es ganz wol begründet, dass Hartmut die entführte zunächst seiner mutter übergibt, damit Kudrun nicht durch seine anwesenheit beständig an die erlittene gewalttat erinnert, vielmehr durch die gütige behandlung seiner verwanten gewonnen werde. Nach $3^1/_2$ jahren (1011), frägt er Kudrun, wie es ihr ergangen sei, und als er, in nicht eben deutlicher weise, von ihrem lose gehört, macht er seiner mutter vorwürfe. Heuchlerisch verspricht Gerlind [wenn wir von den interpolierten strophen 1015—1017 absehen, welche stark übertreibend das vorbringen, was an andern stellen bereits und passender gesagt ist], sie werde in zukunft Kudrun eine bessere behandlung zu teil werden lassen. Nach 7 jahren kehrt Hartmut wider zurück und ohne seine mutter weiter in betracht zu ziehn (1025, 1), nimt er auf den rat seiner mannen die werbung selbst in die hand. Dass Hartmut von seiner mutter getäuscht wurde, bemerkt 1018 ausdrücklich: damit erledigt sich der einwand von W. 18: „unglaublich ist die erfindung, dass Hartmut Kudrun noch einmal in die hände seiner mutter gegeben habe, nachdem er sich überzeugt hatte, wie übel ihre zucht gewesen war.“ Ebenso irrig spricht W. 19 davon, dass Hartmut bei der ersten abreise Kudrun in die hände seiner mutter gebe, „weil er die geduld verliere“: erst muss er doch die geduld bewiesen haben, ehe er sie verlieren kann.

So ausführlich wie bisher kann ich natürlich die übrigen von Wilmanns hervorgehobenen stellen nicht behandeln. Contamination soll

1) Vgl. auch Wilmanns s. 246, wonach an einer andern stelle des gedichts ähnliche nebendinge als implicite angedeutet vorausgesezt werden.

ferner (W. abschnitt II) da vorliegen, wo das widersehn der Kudrun mit bräutigam und bruder und ihre rückkehr zu Gerlind geschildert wird. Wilmanns fasst zunächst die von Müllenhoff als interpolation beseitigten strophen 1274—1279 als rest einer zweiten selbständigen dichtung. Weil hier Gerlind Kudrun schilt, als ob diese mit niedrigen knechten gesprochen, so nimt W. an, Gerlind habe das vertrauliche gespräch mit den männern beobachtet. Müste dann nicht die strophe 1322, welche W. zu derselben dichtung (*a*) rechnet, ganz anders lauten? Sie dürfte dann nicht als vermutung aussprechen, dass Kudrun auf irgend eine weise botschaft aus ihrer heimat erhalten habe; die von ihr beobachtete zusammenkunft mit unbekanten müste ihren verdacht sofort auf die richtige spur führen. So bleibt nichts übrig, als die vorwürfe der Gerlind 1275 ff. rein für eine aus der luft gegriffene verdächtigung zu erklären, und da dies gekeife mit der folgenden frage nach der wäsche ausser allem zusammenhang steht, es als müssigen einfall eines zudichters aufzufassen.

Doch W. will zwischen der darstellung des wiedersehns in *a* und in *b* noch einen weiteren unterschied gefunden haben: in *a* kommen die helden am abend, in *b* am morgen. Für den ersteren zeitpunkt beweise 1225, 3, wo Kudrun sagt *wir müezen scheiden hinnen.* „Aus zwei gründen“, sagt W. s. 28, „tut eile not: einmal damit sie nicht zu spät kommen, sodann damit sie nicht [mit den männern zusammen] gesehen werden“. Warum soll dieser lezte grund nicht genügen? Wenn Kudrun sagt, *wir* müssen fort, anstatt: wir und ihr müssen uns trennen, so ist der grund für diese ausdrucksweise doch sehr einfach: sie kann den männern nicht befehlen wegzugehn. (Vgl. Klaus Groth „*He sä mi so vęl*“, wo aus dem strophenschluss „*Jehann, ik mutt fort*“ auch schwerlich ein schluss auf die tageszeit gezogen werden dürfte).

Nach Wilmanns s. 32 soll str. 1320 auf 1330 folgen. Danach hätte Kudrun zunächst sorgfältig die türe zu ihrem und des gefolges schlafgemache schliessen lassen, dann erst übermässig aufgelacht. Das lachen ist doch wol ein unwilkürlicher ausbruch des gefühls, wie er beim mahl der frauen inmitten der feinde Kudrun wol überwältigen konte. Aber erst sorgfältig schliessen zu lassen, dann aufzulachen: das wäre doch eine wunderbare, ja komische verbindung von selbstbeherschung und sichgehnlassen. Ganz verständig dagegen erzählt die überlieferung: Kudrun lässt die türe schliessen, dann teilt sie ihren frauen die kunde von der nahen erlösung mit. Natürlich braucht sich 1362 nicht notwendig, wie W. meint, auf 1320 zu beziehen, sondern kann auch 1318, 4 meinen.

S. 35 nimt Wilmanns daran anstoss, dass 1305 „die frauen schon gesessen und wacker getrunken haben“ und 1316 ihnen wider schenken und truchsessen bestimt, wein und speise gebracht werden. Allerdings berichtet 1305 zwar nicht vom sitzen, wol aber vom trinken nach dem bade. Wie man bei den bauern auf dem Schwarzwalde noch jezt beobachten kann, war es im mittelalter sitte, bei oder nach dem bade wein zu trinken, völlig unbeschadet des trunkes beim folgenden mahle. Wider etwas anderes ist der nachttrunk 1329, 4. Man kann also unserer Kudrundichtung wol grosse ausführlichkeit in diesem punkte, aber keinen widerspruch nachsagen.

Im abschnitt III behandelt W. den ersten echten teil, die werbung um Hilde. Auch hier nimt er zwei dichtungen an: in *a* geben sich die boten Hetels für kaufleute aus, in *b* für geächtete landesherren. Was hier zu *b* gerechnet wird, hat Müllenhoff grossenteils als interpolation angesehen. Wilmanns meint s. 42, ein interpolator könne nicht aus freiem antriebe auf den einfall gekommen sein, wenn er kaufleute vorfand, sie zu fürsten zu machen, am wenigsten im MA., wo edle geburt mit bürgerlichem gewerbe unverträglicher schien als heute. Aber wenn das kein interpolator durfte, warum durfte es der contaminator? Hat er doch nach den annahmen von W. auch sonst stücke der ursprünglichen dichtung weggelassen oder völlig durch neugedichtete ersezt. Und nun lässt sich doch sehr wol verstehen, wie ein interpolator dazu kam, die vorgeblichen kaufleute sich überdies als vertriebene fürsten bezeichnen zu lassen. Wenn diese selbst in der echten dichtung so verschwenderisch, so waffenkundig auftreten, dass Hagens hochmütige selbstverblendung dazu gehörte, um nicht die täuschung zu durchschauen, so reizte es den interpolator noch mehr, ihnen ein völlig fürstenmässiges benehmen beizulegen. Er verleiht ihnen also eine übermässige pralerei, ja den ebenso übermässigen anerbietungen Hagens gegenüber eine solche grobheit (323—350), dass es völlig unbegreiflich wird, wie der wilde Hagen sich dergleichen gefallen lassen kann. Das sieht auch der interpolator, aber er macht die sache nur schlimmer, indem er Hagen im stillen klagen lässt: 387.[1]

Um so weniger vermochte der interpolator der versuchung zu widerstehen, als er in andern entführungssagen die situation vorfand, die er in die Kudrundichtung hineintrug: freilich war sie da mit allem

1) Da Wilmanns s. 53 anm. in meiner paraphrase und der beigefügten bemerkung die klarheit vermist, so übersetze ich deutlicher 387, 4 *daz uns hie ze hove niht wol erklingen die dœne sîne* „dass ich seinen gesang nicht gern höre“. Der hochmut der gäste verleidet dem könige auch den genuss der kunstleistung, die er doch als solche anerkent.

übrigen in völliger übereinstimmung, nicht, wie hier, im widerspruch. So im gedicht von Ruther, in den erzählungen der Thiđriksage von Osantrix cap. 35, von Rodolfr cap. 48. Hier sind immer bestimte gründe vorhanden, weshalb die von dem einen könige vertriebenen bei dem anderen auf gute aufnahme rechnen können. Ferner ist es in der Ruther- oder Osantrixsage der werbende könig selbst, der sich für einen seiner leute ausgibt, und sein übermütiges benehmen wird von dem gegner notgedrungen ertragen; in der Rodolfsage ist der flüchtling wirklich ein dienstmann, dann benimt er sich aber auch in der fremde wirklich als bescheiden schutz suchender.

Nun construiert Wilmanns, dass zur dichtung *a* nur Frute als kaufmann gehört haben könne, während Wate im schiff verborgen lag (lezteres eine ganz wilkürliche annahme); dass dagegen in *b* Wate durch die fechtprobe Hagens gunst, Horand durch seinen gesang sich die zusage der Hilde gewonnen habe. Mir scheint die fechtprobe ihren reiz grossenteils einzubüssen, wenn Hagen, wie es einem vertriebenen fürsten gegenüber geboten ist, annehmen muss, dass er einen waffengeübten gegner vor sich hat. Was kann ihn dann veranlassen, Wate belehren zu wollen, wenn nicht etwa landsmannschaftlicher hochmut? Der spass, den sich der könig in der überlieferten form davon verspricht, dass der kräftige, aber ungeübte kaufmann seiner fechtkunst gegenüber sich vergebens abmühen werde, geht hier völlig verloren. Ablehnen muss ich auch die von W. 46 vorgeschlagene änderung 365, 4, wonach bei der fechtprobe sich *Wate* dem könige überlegen gezeigt haben solte. W. meint, nur so lasse sich des königs unmut erklären, welchen er lediglich des anstandes wegen unterdrücke. Schätze ich den wilden Hagen richtig, so hätte er dies nicht so hingehen lassen: sich von dem herausgeforderten besiegen zu lassen, wäre für ihn eine schande gewesen, die er hätte rächen müssen. Aber er durfte es schon übel nehmen, dass ihm der erwartete spass entgieng, dass er in dem nach eigner aussage ungeübten gegner einen fechter fand, den er selbst nur mit vollem kraftaufwand bezwingen konte. Er unterdrückt allerdings sein misvergnügen „seiner ehre wegen“, weil er es unter seiner würde hält, den fremden, den er für einen mann niedrigen standes hält, dafür büssen zu lassen.

Noch auffallender ist es, wenn Horands gesang ihm als vertriebenem lehnsfürsten zukommen soll. Wie könte dann Hilde so erstaunt sein, als sie hört, dass Horand einen herrn habe (401)? Das wäre nur möglich, wenn sie in völliger abgeschlossenheit vom hofe lebte, wie dies ähnliche sagen allerdings erzählen und der verfasser der zugefügten erzählung von Hagens jugend auch von ihr berichtet (198).

Aber dazu stimt doch wider nicht, dass sie mit den fremden aus meer reiten darf.

Bei der entführung sollen wider zwei lieder ersichtlich sein, die Wilmanns s. 71 reconstruiert. Leider bezieht sich eine stelle des einen liedes auf das andre. 451, 4 (*b*) heisst es von Hagen: *er truoc nu hôhe sîne gêrstange;* es ist natürlich diejenige, die er 447 (*a*) verlangt hat. Und warum sind *a* und *b* zu trennen? „In *b* kommen der könig und seine familie aus freien stücken auf das schiff der Hegelinge, denn sie wollen die ausrüstung der reichen fürsten sehen, in *a* sind sie an den strand gekommen, um die waaren zu beschauen, und Hilde muss aufgehoben und gewaltsam aufs schiff geführt werden" (W. 68 f.). Konten aber wirklich nicht der kramladen am strande und die schiffe zu gleicher zeit besichtigt werden? Der dichter von str. 442 nimt dies doch unbedenklich an, und die vermutung von Wilmanns, dass die strophe vom contaminator herrührt, entbehrt jeder begründung.[1]

Es wären noch andere vorschläge zu diesem teile des gedichts zu besprechen, besonders zahlreiche umstellungen, neue auslegungen usw. So soll nach s. 90 str. 252, 1 *wir suln vüeren veile wâfen unde wât* bedeuten „wir wollen den kampf übernehmen". Nun kann wol ein ritter, der etwa um zoll angesprochen wird, um anzudeuten, dass er kein zollpflichtiger kaufmann ist, antworten, er halte vielmehr waffen und rüstung feil. Ohne eine solche voraussetzung können die worte nur heissen „wir wollen waffen und kleider verkaufen": vgl. Flore 3280 *mîne wât die ich veile vüere durch gewin.*

Bei den umstellungen wird fast durchweg nach hinwegräumung eines anstosses ein anderer neu hergestelt. So s. 60, wo Wilmanns nach Wilkens vorschlag 351 hinter 353 stellen will. Aber 353 steht doch zu 354 in der deutlichsten beziehung, welche str. 351 völlig durchschneiden würde. Nach s. 63 soll 296 hinter 299 treten. Dann hätten die fremden kaufleute auf die gewährung ihrer bitte warten müssen, bis der könig ihre geschenke an seine leute verteilt hätte.

Nur noch auf ein principielles zugeständnis s. 64 möchte ich aufmerksam machen. Von str. 313 sagt Wilmanns: „sie ist so überflüssig, dass man schwer begreift, wie jemand dazu kam, sie hinzuzufügen". Eben diese schwierigkeit ist aber in den meisten fällen der grund für Wilmanns, nicht die von Müllenhoff angenommene interpolation der überflüssigen, anstössigen strophen anzuerkennen, sondern contamination zu vermuten. So gut wie er hier und anderwärts ablehnt, den grund

1) Auch im Ruther 3101 ff. hat der spielmann aus Griechenland, der Ruthers gemahlin entführen will, seine *krâme* am lande, lockt aber die königin aufs schiff.

für die hinzufügung einer oder mehrerer strophen nachzuweisen, darf man dies wol auch in andern fällen. Sonst könte man ja auch bei jeder abänderung einer verderbten lesart den nachweis verlangen, wie die abschreiber zu ihrem fehler kamen. Gewis verstärkt es die wahrscheinlichkeit einer conjectur, wenn der grund der verderbnis oder der abänderung ersichtlich gemacht werden kann; aber einen evident richtigen verbesserungsvorschlag nur in diesem falle anzunehmen, ist doch wol kein philologischer grundsatz.

In abschnitt IV wendet sich W. den späteren teilen des gedichts wider zu und sucht eine dritte bearbeitung *c* als grundlage nachzuweisen, in welcher die prophezeihung des schwans an stelle der erkennungsscene stand (s. 103), die befreiung bald auf den raub folgte (111), Ortwin schon auf dem Wülpenwerder mitgestritten hatte (115), der Mohrenkönig am rachezug teil nahm (116). Wilmanns selbst sieht die spuren dieser grundlage als schwach an (112). Ich möchte noch auf den widerspruch hinweisen, in welchem der strenge, einfache, parallelisierende stil in der verkündigungsscene zu den durchaus modernen strophen steht, die wie jene zu *c* gehören sollen (947. 1654 u. a.). Wilmanns selbst hält s. 164 die stellen von 833 ab, an denen der Mohrenkönig vorkomt, für jung nicht blos in der sage, sondern auch in der dichtung.

Im V. und längsten abschnitt werden die einzelnen *âventiure* durchgenommen, so weit dies noch nicht geschehen ist. Ich kann auf das einzelne nicht eingehen, da ich keine kritik des Wilmannsschen buches schreibe, sondern nur seine contaminationstheorie abzuwehren suche.

Der VI. abschnitt behandelt die entwickelung der sagen und der dichtung. Auch für die sage wird eine reihe von wandlungen angenommen, deren spuren noch in unserem gedichte sichtbar sein sollen. Wilmanns schliesst aus jedem einzelnen punkte der erzählung, was wol vorausgegangen sein müste oder folgen solte. Er nimt dabei keine rücksicht darauf, dass die dichter, welche mit der sage sich beschäftigten, gewis oft vereinzelte punkte abgeändert haben, ohne die consequenzen für die ganze sage durchzuführen. Zuweilen urteilt Wilmanns auch ohne genügende rücksicht auf die anschauungen der alten zeit. S. 226 fragt er „wodurch wäre der aufschub der vermählung (Herwigs mit Kudrun) motiviert, wenn nicht durch die abneigung des mädchens gegen den werber?“ Die nordischen sagen erzählen oft von einem solchen aufschub, den nur der wunsch des bräutigams veranlasst, noch vor der vermählung etwas zu volbringen, oder ein ähnlicher grund: s. P. E. Müllers Sagaenbibl. übersezt von Lachmann s. 118 (sage von

Biörn Hitdælakappi: die braut soll 3 jahre warten), s. 152 (Laxdælasaga: ebenso 3 jahre). Vgl. auch bei Lachmann s. 199. 200. Ebenso irrig scheint mir die betrachtung von Wilmanns s. 239 anm. „wie ist es möglich, dass Herwig die geliebte (1262 ff.) in der hand der feinde lasse“. Ähnliche bedenken, die man gegen Shakespeares dramen richten könte, hat Rümelin treflich zurückgewiesen.

Noch anderes, was ich gegen Wilmanns zu bemerken habe, füge ich den nachträgen zu meinen anmerkungen ein, welche ich nunmehr folgen lasse.

Zunächst ist in der einleitung zu meiner ausgabe hinzuzufügen: zu s. IV f. Bartschs ausgabe erschien in 3. aufl. 1873, in 4ter 1880; als schulausgabe ohne anm. 1875. Von übersetzungen ist nachzutragen: K. Barthel, Uebersetzung der Kudrun in Nibelungenstrophen in der „Mitternachtszeitung“ 1839; ferner die übersetzung von H. A. Junghans, Leipzig [1873], die von G. L. Klee, Lpz. 1878. Als selbständigere bearbeitungen nenne ich noch „Gudrun von J. Schöpf“ (dialogisiert), Brixen 1858, 2. aufl. 1865; „Gudrun, Schauspiel von J. Grosse“, 1872 in Weimar aufgeführt; „Gudrun, Dichtung von Karl Niemann, Musik von Aug. Klughardt“, am 25. jan. 1882 zu Neustrelitz aufgeführt; endlich „Horand und Hilde, Gedicht von R. Baumbach“, Leipzig 1878.

Zu s. XXXIII. Die heimat des Biterolf ist Östreich nach R. v. Muth Z. f. d. a. 21, 182 fgg., die der Kudrun aber wol Baiern: Scherer QF. 7, 63. Das durch den reim herbeigeführte lob der Schwaben (744, 2) begegnet auch bei Volrât Z. f. d. a. 6, 497, beim Tanhûser HMS. 2, 89[b]. Kelin ebd. 3, 24[a]. Türheim (Lohmeyer) s. 37 v. 326. Vgl. auch die betrachtung im Wilhelm von Östreich Z. f. d. a. 1, 225.

Zu s. XXXV z. 16 lies: oder die stäbe (vendir) der Hiadninge. Von den schriften über die Kudrunsage ist hervorzuheben G. L. Klee, Zur Hildesage, Leipzig (diss.) 1873.

Zu s. XXXIX z. 4 v. u. Die verwantschaft der Hildensage mit der von Walther und Hildegund bemerkte schon J. Grimm, Lat. ged. 384 ff.

Zu s. LI z. 12 v. u. Die bevorzugung des bruders vor dem bräutigam begegnet auch bei Talvj, Volkslieder der Serben (Leipzig 1853) 2, 169.

Zu str. 2, 2 vgl. Gedicht von der trunkenheit v. 99 (Grimm, Altdeutsche Wälder 2, 191) *den niunden macht sie alsô rîch, er geswüer wol, er hete siben künicrîch.*

[Zu str. 4 und 18 behalte ich meine alte erklärung. Volksrechte und gedichte unterscheiden zwei stufen der mündigkeit, unvolkommene und volkommene: a) unvolkommene, nach dem Ssp. „*ze sînen jâren kommen*“, normal 14tes jahr, gibt das recht, waffen zu tragen (str. 4)

und für sich und andere zu brauchen, = *kneht.* b) volkommene, nach dem Ssp. „*ze sînen tagen kommen*“, normal 21tes jahr, gibt die pflicht, waffen für sich und andere zu brauchen. Der mann ist vormund seiner frau, der könig vormund der witwen, waisen, unterdrückten etc. Darum muss er volle mündigkeit haben, darf nicht mehr bloss knecht sein (str. 18). Diese volle mündigkeit konte auch vor dem 21ten jahre erreicht werden durch den ritterschlag (*swertleite*), denn volle mündigkeit ist notwendige eigenschaft des ritters, der mit den waffen für sich und andere einstehen muss. Genau hierzu stimt Gotfrieds bericht über die erziehung des idealritters Tristan; vgl. Nib. 25 und 27 „*wâfen tragen*“, und damit aufnahme in die geselschaft der erwachsenen, aber vor der brautwerbung und der ausübung von regierungshandlungen (40) ausdrücklich noch *swertleite* 29—34. Zacher].

Zu 6, 1: Kiliaen übersezt *weduwelycken stoel* durch *bona quae viduo vel viduae post conjugis mortem debentur.* Vgl. Homeyer, Der Dreissigste, Berlin (Akad. Abh. 1864) s. 244 anm.

Zu 8, 2 vgl. Rugge MF. 105, 15 *wan daz ich friunden volgen sol.* Greg. 1279 *volge mîner lêre* = Laurin 320. Der Schlegel v. 96 (Kol. Cod. s. 159).

Zu 15, 4 vgl. Lohengrin str. 124 *ahî wie rîterlîche ers sît erlôste!*

Zu 17, 4 vgl. Bruder Wernher HMS. 2, 234ᵃ *mit hundert tûsent lô*[illegible]*en giltet.*

Zu 18, 1 vgl. Blanschandin (Germ. 14, 51) *ist iemen künec worden,* [illegible]*gt der niht ritters orden, zwâre deist niht endelich.*

Zu 19, 2: über die attraction des pron. rel. s. Benecke zu Iw. 7748.

Zu 20, 3 *der armen* „bauern“: Birlinger Alem. 1, 287.

Zu 26, 1: Tit. 6119 *gestapfelt sint die grêde mit cristallen vil* [illegible]*er.* Am Erlitzbach heisst *gredel* eine steinlage vor der türe: Peters [illegible]d. zum stoffsammeln s. 41. Am Strassburger münster heisst die [illegible]interrasse vor dem ostportal bei Closener die *grete:* Chron. d. deutschen städte IX, glossar. Weinhold, Altn. leben s. 219 erwähnt „die [illegible]deutsche aus lehm gestampfte *grede*“.

Zu 27 fgg. Ruther 1543 *Ich ne weiz war zô der vurste sal, her* [illegible] *hette ettewane schal mit vroweden in dem hove sîn.*

Zu 32, 4: Maerlant Alex. 1, 647 *ganst* „verbindet“ *die wonden* [illegible] *goede.* 5, 757 *dan sullen giereghe Grieken hare wonden met goude wieken.*

Zu 40, 3: Crestien de Troies, Charette 1662 *sor boens chevax Irois.*

Zu 45, 2: Lohengrin 169 *daz man sîn bleip gar âne scham ... diu vürstinne den künec bat daz er ez hieze wenden.*

Zu 49 vgl. die lateinischen verse auf ein fest des j. 1180 HMS. 4, 715 anm.

Zu 54, 3: Grieshaber, Vaterländisches 281, 2 v. u.: *der selbe tiueles bote* (Zauberer Simon). Mnl. Osterspiel 613 *he is der duveles bode* (Antichrist). Brandan hg. v. Schröder 693 *des t. b.* Wackernagel Pred. 281, 19 *minnebrieve* (sind) *des t. b.* Noch Ickelsamer (bei Weigand und Fechner) *dann mit dem andern tollen pfaffen und münch volck ists offenbarlich am tag dass sie des teufels botten und hoffgesind sein.*

Zu 56 vgl. die schilderung des greifenfluges Tit. 4805 fg. und die des drachenfluges Siegfriedslied 17 ff.

Zu 57, 4 vgl. Flore 248 und Sommer dazu. HMS. 2, 211ᵃ *durch wunder ich daz wunder schrîbe.* 3, 278ᵇ *nu möht man ir ungenâde schrîben.* 3, 442 *man möht tugent von im schrîben.*

Zu 62, 1 vgl. Sommer zu Flore 1350. Über das weinen der helden s. Lichtenstein QF. 19, CLXV. J. Bekker, Homer. Bl. 2, 165 fg.

Zu 62, 4: Übergang aus indirecter in directe rede begegnet auch Lohengrin 84, 10. 169, 9 (vom herausgeber nicht bezeichnet). Altnordische beispiele s. Döring, Isl. Saga 31.

Zu 65, 3 vgl. Dietrichs Flucht 653 *samît unverschrôten;* Rabenschlacht 93, 5 *diu cleider unverschrôten.*

Zu 67, 2. 3 schlägt H. Hahn in den thesen zu seiner diss. Hal[l] 1878, vor: *welch ein swinde vart — reit,* mit berufung auf Parz. 492, Nib. 1522, 2.

Zu 73, 3: drei edle jungfrauen werden so in der wildnis gefun[den] im Friedrich von Schwaben (vgl. Völundarkv.): Uhland, Schr. 1, 48[.]

Zu 98, 2 vgl. Tit. 467, wo auch die kinder laufen und sprin[gen] so dass ihnen kaum ein tier entrint.

Zu 98, 4: Ebenso wachsen die kinder in der wildnis auf nac[h der] Schwanrittersage Altd. Bl. 1, 131. Vgl. auch Heinrich v. Neue[nstadt] Apollonius : Schrœders Ap. XXIX.

Zu 99, 2: Maerlant Nat. Bl. *oec is daer een volc gheseten rouwe vische eten.*

Zu 99, 4 [„er lernte alles, was er wünschte, als er nach [...]gung seiner bedrängnis begann zu verstande zu kommen". Za[...]

[...] 101, 1: Über den *gamalion* s. W. Grimm, Über Freida[nk ...]

[...] Frauenlob s. 27 *noch süezer denne*

Zu 101', 3 ist anstatt Saxo 31 zu lesen 87.

Zu 105, 2 [hinter *sinne* punctum! Nur die kräftigung des körpers und des geistes ist wirkung des genossenen *gabilûn* (101), die hier der wirkung genossenen schlangenfleisches gleich gesezt wird. Dagegen ist die verleihung der schönheit eine unmittelbare gabe Gottes, in welcher er eben seine *meisterschaft* zeigt. Myth.[4] 1, 14. Zacher].

Zu 110, 1: könte mit *Salmê* der *Solway frith* bei *Carlisle*, also nicht fern von *Cardigan* gemeint sein?

Zu 114, 2 vgl. Weinschlund 59 (Z. f. d. a. 7, 407) *ichn hân ouch niht sô guot gewant des ich ze füeren in daz lant deheine fröude möhte hân.* Also bedeutet hier z. 2 „welches die pilger auf ihrer reise an sich und bei sich hatten".

Zu 115, 4 vgl. Kobold und wasserbär Wack. LB. 827, 1 *ist diu selbe crêâtiure gehiure oder ungehiure?*

Zu 119, 4: Erec 3365 *ich heize ein rîchiu künigîn.*

Zu 120, 3: *Îserlant* = *Îserterre,* Clamidês reich im Parzival?

Zu 123, 2. Doch vgl. Nib. 1089, 1. Etzel sagt zu Rüdeger „*vriunt, du solt mir sagen*". Klee Germ. 26, 397 citiert Klage 1731. *vriunt* wird ein sohn angeredet Konrad Parton. 6756; der bauer im Arm. Heinr. 430. Eraclius wird vom kaiser so genant 1110 (QF. L).

Zu 130, 4 vgl. auch Parz. 128, 10 *dîn volc er sluoc unde vienc.* 119, 4 *vogele würgn und vâhen.* Diese lezte stelle zeigt deutlich, dass die verbindung dieser worte auch ein ὕστερον πρότερον enthalten kann.

Zu 132, 4 *schade unde schande* sind zahlreiche beispiele nachzutragen: Genesis Fdgr. 2, 44, 25. Eilhard 9186. Lanzelet 116. Eracl. 4633. Amis 2252. Wigamur 2272. Neidhard 57, 29 *ein schade bî der scham.* Vie du pape Gregoire p. 16 *sans honte et sans damage.* Noch Leibniz Unvorgreifl. Gedanken 21 *Gleichwohl wäre es ewig Schade und Schande.*

Zu 139, 3: doch s. Grimm Gr. 4, 419.

Zu 140, 2 [hinter *süenen* komma, 3 hinter *lande* punkt. Zacher].

Zu 157, 3 vgl. Kaiserchronik 373, 18 *behangen mit golde.*

Zu 159, 1 vgl. Eilh. 1994. 2125. 3061. Dass aber der versöhnungskuss altgermanisch ist, wie Lichtenstein p. XXVII sagt, bezweifle ich. Auch die beispiele, die Gregor von Tours erzählt 5, 2. 39, können durch christliche sitte veranlasst sein. Im norden küste man bei gruss und abschied (s. auch zu 284, 1), ob aber auch bei der versöhnung?

Zu 159, 4 vgl. Nib. 34, 3 *ze rîter wurden.* 1903, 4 *hey waz er im ze vînde der küenen Hiunen gewan.* Vgl. Gramm. 4, 291.

Zu 161, 2: *Ballyghan* finde ich allerdings nicht, wohl aber häufig *Bally* in zusammengesezten ortsnamen Irlands.

Zu 186, 1 l. *under helme?*

Zu 188: auch im Erec 2919 empfängt der vermählte sohn das reich.

Zu 194, 4 vgl. Tit. 4080 *hundert oder mêre.* Christoph 1287.

Zu 195, 2 vgl. Trithemius Ann. Hirsaug. (ed. Mabillon, S. Galli 1690) 2, 472 *non erat ei* (Friedrich von der Pfalz um 1470) *mos vel consuetudo pauperum exurendi domicilia, sed pecunia redempta .. intacta relinquebat.*

Zu 196, 3 *vorgetæne* ist wol verderbt; aber etwas befriedigendes ist dafür noch nicht vorgeschlagen worden. *ungetæne? ungetæte* hat Zweter HMS. 2, 217[b]. Heinzel vermutete *vogetîe.*

Zu 197, 4: Mutter und tochter heissen beide Hilde; vgl. Trist. 9775 *die sæligen Îsôte zwô.*

Zu 198, 2 vgl. Herzog Friedrich von der Normandie 1494 ff., wo die königstochter ebenfals in strenger abgeschlossenheit auferzogen wird. Von behüteter jungfräulichkeit werden ähnliche ausdrücke wie hier gebraucht in Rückerts Rostem und Suhrab 7, wo Temina sagt: *wenn du zum Weibe mich begehrst, bin ich dein Weib; nie Mond- noch Sonnestrahl berührte diesen Leib.* Von der abgeschlossenheit einer aussätzigen Hor. Belg. 2, s. 97 *Daer in so lach si seven jaer dat si noch sonne noch mane ensach.* Vgl. ebd. 101.

Zu 199, 1 vgl. Helreid Brynhildar 6 *var ec vetra tólf .. er ec ungom gram eiþa seldac.* HMS. 3, 442[a] *ich was in dem zwelften jâre.* Ebd. 3, 216[a. b].

Zu 203, 2 Hâvamâl 64 *þá hann þat finnr er meþ frœcnum komr at engi er einna hvatastr.*

Zu 208, 1 vgl. Haupt zu Erec[2] 3106.

Zu 212, 3 vgl. Parz. 22, 17 *erst für küneges künne erkant.*

Zu 230, 2 l. *wolte Wate sîn gegen Irlande mit uns der bote dîn.*

Zu 240, 2 *daz tuon ich gerne wol;* vgl. 261, 2 *vlîziclîchen wol.*

Zu 252, 1 Hâvam. 40 *vápnum oc váđum gleđjaz.*

Zu 254, 3 Laurin 193 *dâvon* (von einem gürtel) *hât er zwelf manne craft.* Ortnit 106 *zwelf m. sterke* (von einem ringe bewirkt). Wolfdietrich A 31 *fünfzic manne sterke.* Titurel 1370. 1423 *fünf manne sterke.* Lohengrin 58 *ein gürtel der gap im ahte manne sterke.*

Zu 257, 3 Friedrich von der Normandie 2255 *at skulde thet eet aar om kring ӱ hafwith vte flyta, them monde kost ey thryta.*

Zu 261, 3: über *galeide* s. Jänicke Z. f. d. a. 15, 163. Die form ist auch in das Altnord. übergegangen: *galeiđ.* Sie erscheint ausser der Kudrun und Herzog Ernst nur in niederrheinischen und niederländischen quellen; eben dort ist das mlat. *galeida* zu hause. Dieselbe endung zeigt mnl. *fosseide.*

Zu 264, 4: Schönbach, Andreas Kurzmann 26 *und pinden auch den paum mit eisen.* Beóv. 216 *vudu bundenne.*

Zu 269, 1: Br. Wernher HMS. 2, 228ᵇ *ûf dremel wol gedillet stât gespenget wol* (ein haus).

Zu 275, 4 *costlîche:* vgl. 1104, 4. Parz. 750, 30 *nâch im ist kostenlich mîn vart.* Doch auch *listeclîche* hätte parallelen: Völs. s. XXVII *þeir búa nú ferð sína listuliga.*

Zu 280, 4 vgl. Lohengrin 168 *swes man dâ eines an si gert, der wurdens volleclîchen driu gewert.*

Zu 284, 1. In der stelle aus Ruodlieb ist figunt zu lesen.

Zu 286, 4: *gestabeter eit* ist doch wol der auf den richterlichen stab abgelegte: vgl. den schwur auf das schwert u. ä. So heisst es Fastnachtsspiele 591, 13 *ir wert .. geloben ain sicherheit an disem stab.* Daher der scherz im Parz. 151, 27.

Zu 288, 4: der vorwurf unsinniger lüge mag doch auf eine überlieferung gehen, wonach Hagen verächtlich oder hassenswert erschien. Freilich ist der mehrfache rührende reim *lasterlîche : tobelîche : gelîche* nicht unbedenklich. Auf jeden fall muss (wie schon C. Hofmann vorschlug) die vorhergehende zeile näher mit der 4ten verbunden werden: *daz er herre wære;* noch besser wäre dann die verbindung, wenn z. 4 begönne *daz liegents tobelîche.* Ein ähnlicher tadel abweichender meinungen begegnet Eraclius einl. v. 60 *ich wil wizzen daz si toben die mir der rede wider sint.* Vgl. auch O. Zingerle zu Sonnenburg s. 96. Zu unserer stelle passt ferner besonders gut Alberic von Besançon 27 *Dicunt alcun estrobatour quel reis fud filz d'encantatour: mentent fellon losengetour.* Vgl. auch Diemer Ged. 86, 12 *nu muget ir wænen daz ich tobe.*

Zu 322, 2 vgl. Kaiserchronik 355, 3 *wir hân prôt unde wîn.* ebd. 54, 22. Eilh. 2616. Morolf 2140. Oswald (Ettmüller) 2241, wo freilich auch *wiltpræte.* Lohengrin 187. Gotfr. Lobgesang (Z. f. d. a. 4, 524) 29, 7. Busant 872. Neidhart HMS. 3, 242ᵃ *sîn wîn und ouch sîn brôt daz wellet ir in vröuden mit im ezzen.* Friedrich von der Normandie 2775 *han förde met sik viin ok brödh thz dugher væl fore hungirs nödh.*

Zu 330, 1 vgl. J. Zingerle, *biten und gebieten* Germ. 8, 381.

Zu 333, 2 vgl. Eraclius 1953, wo frauenmäntel *lanc tief unde wît* genant werden.

Zu 336, 3 lies anstatt Kudr. 697 vielmehr 767, 1.

Zu 339, 4 vgl. besonders Osw. 2445 *diu juncfrowe stuont in aller der gebær[d]e als ob ez die junge küneginne wære.*

Zu 349, 1 vgl. Walther 29, 24. Nib. 119, 3. Klage 429 *daz ist mîn lêre.* Fastnachtsp. 647, 3 *das ist der narrenrat mein.*

Zu 354, 4 vgl. MF. 200, 4 *man sô guoten .. noch so gemellîchen* (als den dichter). Ritter und frauen unterreden sich *in schimphe* Lohengrin 102.

Zu 356, 2: Erecs knappen führen 2347 fg. ein jeder *pansier îsenhuot und ein kiule wol beslagen.*

Zu 360, 4 vgl. Wartburgkrieg 1, 8 *alsam ein kemphe er stât.*

Zu 361, 1. In einem meisterlied (Germ. 3, 319), worin das wettsingen mit dem fechten verglichen wird, heisst es: *aus seinen schlegen hinder mich so tet ich einen sprung .. wie bald ich wider auf in gang!* Das hin und her springen unterscheidet die französische fechtschule von der deutschen.

Zu 362, 3 *viere* „ein paar“ s. Wackernagel Germ. 17, 122. Benecke zu Iw. 821. Erich Schmidt QF. 4 s. 79. In dem eben erwähnten meisterlied sind es bestimte zahlen: *drey geng mag ich wol fur in ton .. in den vier weren bin ich guot.* Eracl. 1318 *starker slege viere.*

Zu 364, 2 vgl. Eilh. 4036 *der koning von zorne nedir saz und begunde burnen als ein kole.*

Zu 366, 1 *âne vride:* Eilh. 865 *dô stûnt ez âne sône.* Vgl. auch *vridûz* bei Lexer; Maerl. Torec 1544 *alle vrede si uuet.*

Zu 366, 4 *Franken unde Sahsen* sind auch bei Konrad Engelh. 702 verbunden. *Franken* im reim auf *danken:* Mære vom Feldbauer Germ. 1, 350 v. 361; im Spiel von der Auferstehung Christi (Mone Altd. Schausp. s. 123) v. 465. Berühmt war die schlauheit der Sachsen: *Saxones sagaces* Dümmler, Ostfränk. Reich 207 anm. Dagegen schilt ihr bäurisches wesen W. v. Hildegaersberch 1, 180 *Soe ben ic dommer dan een Sas of een Vriese ruut van aerde.* Vgl. auch Rein. ed. Mone 1, 126 *non Scytha non Saxo sive Suevus ego.*

367, 3 lies *swâ siz anders tæten?*

Zu 384, 3 Petters Andeut. zum Stoffsammeln s. 37 vergleicht den Lobedauer ausdruck *über Handsweilen,* den schlesischen (Weinhold 33) *über Handsweile.* Im Ackermann aus Böhmen 30, 6 hat die hs. B *in einer hantwilen,* die andern *in einem handwenden* u. ä. Lezterer wendung entspricht *handkehrum* Stalders Id. 2, 17, bei Hebel *handumcher.*

Zu 384, 4 vgl. noch Hartmann 2 Büchl. 558 *ê man dâ ein mîle möhte gerîten.*

Zu 386, 4 vgl. Mai 14, 38 *bî dem kinne er si vie.* I. Bekker, Homer. Bl. 2, 55.

Zu 389 vgl. Reinfrid 22400 *die vogel in den lüften, die vische in meres wâge loseten unträge dem güfteclîchen dône.* Bruder Berthold 1, 374, 22 (s. auch 13) *Der vogel singet in dem lufte, diu tier sprin-*

gent in dem walde, die vische fliezent in dem wâge, wurme kriechent in der erden.

Zu 397, 3 vgl. Konrads Spott über den Meisner HMS. 2, 334[b] *in fuorten überz lebermer der wilden grîfen zwêne : dâ lêrten under wegen dœne singen ein sŷrêne.* Dem gesang der sirenen wird öfter ähnliche wunderwirkung zugeschrieben wie dem Horands. Morolf lernte seine weise zu *Indean:* str. 256.

Zu 405, 3 lies anstatt 933 vielmehr 953. *âbent unde morgen* auch Exodus, Fundgr. 2, 97, 45. Alexander (Massmann) 6818. 7168. Eraclius 2824.

Zu 406, 3: Über die 12 Meistersinger s. auch Uhland Schr. 3, 308. 313. Rumeland von Schwaben HMS. 3, 69 *zwelf meistersinger möhten niht volsagen.*

Zu 406, 3 *ze prîse:* vgl. Gotf. Tristan 2291 *ouch sanc er wol ze prîse.* 3217. 3588. Lohengrin 223 *der kunde ez wol ze p.* Zweter HMS. 2, 214[b] *Untriuwe und Schande singent vor ze p.* Neidhard HMS. 3, 215[a] *reien wol ze p.* Tanhuser HMS. 2, 88[b] *unt stricke in* (den kranz) *wol ze p.*

Zu 412, 4 lies *swer iuch dar gevuocte:* vgl. 704, 2.

Zu 415, 2 vgl. Konrad Schwanritter 380 *heize ich unde bin.* Hester 1546 *daz juden heizen unde sîn.* Eraclius 4487 *daz er keiser hiez unde was.*

Zu 420, 1 vgl. Wigamur 4167, wo zu lesen ist: *die fürsten giengen aber sâ hin dan sundersprâchen. dô sprach der künec von Vlâchen.*

Zu 432, 3 vgl. Ortnit 67 *„Ich wil ouch gegen Riuzen“ sprach der künic Ŷljas. „ez nâhent vaste dem jâre, daz ich dâ heime was. ich sæhe gern dâ heime mîn wîp und ouch mîn kint“.* Ruther 4961 *urlof her zô deme koninge nam. iz was der herzoge von Meran* (der alte Berchther) *nâch deme dar heime sîn wîf dicke weinite.*

Zu 435, 4: auf 3 jahre verproviantiert sich auch Ortnit 42. 216.

Zu 436, 2: Die abschiedsformel *got der muoz dich bewarn* begegnet auch Ortnit 544, 3. Vgl. Reinh. 1150 *ich wil varn : got müez iuch alle wol bewarn.* Walther 90, 2 *von dem ich habe die sêle, der müeze dich bewarn.* Noch Gryphius, Geliebte Dornrose 2: *Ja Gott bewahre euch, ich muss eilen.* Aschenwedel: *Nei, es heisst nicht: Gott bewahre ech; wir müssen vun wos anders mit anander reden.* Wolfram gebraucht beim abschied: *got hüete dîn:* Parz. 124, 17. 144, 3. 159, 3. Aber auch bei der ansprache: *got halde dich* (*iuch*): Parz. 138, 27. 147, 19. 30.

Zu 453, 2: im Mnl. heisst *over wilde haf* „über das meer“ im gegensatz zur fluss- und küstenschiffahrt: Taalk. Bydr. 1, 46.

Zu 454, 1 vgl. Arm. Heinrich 1410 *si enwesten wie gebâren* (vor freude). Eracl. 3031. 3916.

Zu 466, 1. 2 vgl. Klage 554 *vor maneges recken ougen. sine wolten niht gelougen* (*gelouben* BCD) *daz er Hagen getorste bestân.*

Zu 474, 1 *mit lachendem muote* vgl. Haupts anm. zu Erec[2] 4745.

Zu 479, 2 l. anstatt = vielmehr: hier so viel als (Wilmanns s. 75 anm.).

Zu 480, 4 vgl. Fundgr. 2, 18, 37 *daz mugen wir lîhte erlîden.*

Zu 490, 2: ebenso ironisch Oswald 2857 *her sweher, sît mir gotwilkomen.*

Zu 492, 2: Tit. 1240 *Und alle berge von golde .. daz gebe ich dir ze solde.* 4330 *berge hôch von golde* (*des wær er in gewerende*). 5265 *guldîn berge.* Drei Wünsche (Wack. LB.[5] 816, 3) *sô wil ich wünschen zehant von golde einen grôzen berc.* Busant 208 *werent alle berge golt, die wolt ich iemer durch dich lân:* vgl. auch 229. Hoffmann Hor. Belg. 2 s. 51 *Dat alle berghen goude waren en alle waters wyn.*

Zu 497, 1: *si sprungen an den sant* ist zu früh erzählt; vgl. 503.

Zu 501, 2 *trûte* „Gefolgsleute": vgl. Klage 661; s. Klee Germ. 25, 400.

Zu 510, 1: Über den ausgedehnten gebrauch von *kint* s. Wackernagel, Lebensalter 19.

Zu 512, 4: hier fallen 500 von Wates mannen; 545, 3 sind überhaupt auf seite der Hegelingen 300 gefallen.

Zu 513, 4 vgl. Tit. 4062 *die beide* (*man und ros*) *lebten, den was wol gelungen.*

Zu 523, 4 vgl. H. v. Türlin Krone 3671 *hæt er die rede geweste.*

Zu 531, 2 vgl. Jüngere Judith (Diemer, Ged. des XI. und XII. Jh.) 169, 17 *alsô er mir gebiutet, sô wil ich iemer sîn.*

Zu 537, 1 vgl. noch Heemskinderen 2 *tuschen twe ridders ene vrouwe.*

Zu 540, 2 vgl. Friedrich v. d. Normandie 2633 *the stolta frua Florie, hon vardh tha aff sorghin frie.*

Zu 541, 3: das slawische wort leitet aus dem deutschen ab Lottner, Kuhns Zs. 11, 173.

Zu 549, 1: *brûteſtuol* Athis C* 8. Adelheid Langmann 1, 17 *do si den preutelstuel sazz.* Für das nordische *brúđarſtóll, -pallr* siehe Cleasby - Vígfússon.

Zu 554, 1: *diu undern* ist eigentlich ein zwischenmal.

Zu 560 vgl. Wolfdietrich B 256 (schluss des Hugdietrich): *er enkund diu mær dâheime vol gesagen nie wie manz dâ ze Kunstenôpel mit sîner tohter begie.*

Zu 562, 4 vgl. auch 479, 4.

Zu 569, 4 vgl. Gregor. 729 *ein herre, des namen ir wol gelîch.*

Zu 581, 1: der Text der Geographie des Rud. v. Ems (diese Zs. 13, 199) hat *icaria.*

Zu 583, 3: Zweter HMS. 2, 192 *swie sal er an der hiute sî, des schœne stât vür maneges schœne gekrœnet.*

Zu 587, 1: Auch in Strickers Karl 344 begegnet die form *Ormenîenlant.* In historischen quellen (mlat.): Mone, Unters. zur HS. s. 31.

Zu 588, 1: die nordische form *Sigrlinnr* spricht für germ. nþ.

Zu 596, 4: vor 439, 4 ist einzuschalten 81, 4. 116, 4. 330, 4. Im cäsurreim erscheint *spîse : wîse* 1131.

Zu 598, 4: über die bezeichnung gemischter gefühle s. Lichtenstein zu Eilhard CLXXIV.

Zu 610 vgl. Lohengrin 33 *ein hôher grâve der warp umbe ir minne. sie sprach „ich wânde daz mîn vater iuwer herre wære. Lûcifer der het iuwer muot, dâ von er viel, als ir vil lîhte selbe tuot“.*

Zu 611, 3 *mînem herren* = „vater“: zu 777, 4. Etwas anders Ort. 217, 1 *vater unde hêrre!* 72, 2 *vater unde herre, man unde kindelîn.*

Zu 619, 3 ist zu lesen: *betwungen mit swære?* vgl. zu MF. s. 233.

Zu 623, 4 vgl. Wackernagel, Poetik 393. Ein unzweifelhaft gesuchtes wortspiel bietet der Tit. 4639 *sô wær von Kumberlande kumbers frî vor im der krônebære;* vgl. auch 4650, 4.

Zu 637 *über rücke* s. Lachmann, Kl. Schr. 1, 173.

Zu 637, 3 vgl. Kummer, Erlauer Spiele XVII; wozu Z. f. d. a. 8, 382 noch einige beispiele bietet. Dieser gebrauch des inf. anstatt des part., der sich für die verba praeterito-praesentia im Nhd. aus den älteren starken participialformen erklärt, ist besonders im Niederrheinischen und Niederländischen verbreitet. Reinaert II 3699 *als wi nu hebben horen spreken;* vgl. 4177. Volksbuch von Reinaert s. 98 *wie my hadde leeren deylen.*

Zu 639, 3 vgl. Ren. X, 1194 *Conmanda la bare en sus trere* „den schlagbaum aufziehn, um jemand in eine burg einzulassen“.

Zu 641, 3. 4: auch Heinrich v. Türlin Krone 2208 fg. unterscheidet *Galois* und *Walois:* jener völkername bezeichnet Parzival, dieser Kalogreant.

Zu 643, 1: Der eddische Spruch begegnet zwar nur in papierhss., wird aber bestätigt durch Völs. s. XXI *Berst heldr við úvini þína en þú sér brendr.* Andere altn. stellen bei Heinzel, Saga s. 41. Vgl. Parz. 356, 11 *veltstrîts sol uns doch baz gezemen dan daz se uns ûz der mûre nemen.*

Zu 644, 3 vgl. Walther 89, 17 *owê der ougenweide!*

Zu 644, 4: Kindh. Jesu 1523 *werhaft alse biderbe liute.*

Zu 645, 3 vgl. Veldeke En. 6413 *Turnus dede onrechte.*

Zu 649, 2: Übeles Weib 240 *sælde diu ist sinewel und walzet umbe als ein rat.* Spervogelsche sprüche im anhang zu Freidank 8 (Müllenhoff Sprachproben[3] 113) *Gelukke die sint sinewel.*

Zu 651, 4 vgl. Klage 390 *mîn allerbestez künne.*

Zu 652, 2: gewafnet vor die frauen zu treten ist gegen die *zuht.* Haupt zu Erec[2] 8966. Zarncke, Cato s. 132, Tischzucht v. 138 *sô soltu niht für frouwen gân geswertôt.*

Zu 656, 3: über *lîhte* als standesbezeichnung s. auch Bech Germ. 7, 86.

Zu 657, 4: Bock QF. 27 s. 20 begründet Vollmers lesart *holder danne ich wære iu dehein maget die ir ie gesâhet.* Wenn er aber aus der handschriftlichen überlieferung *weib magt* das erste wort vorzieht, weil *maget* wol, aber nicht *wip* glossem sein könte, so ist vielmehr zu beachten, dass der schreiber der Kudrun öfters nach gutdünken einen satz weiterführte und erst nachträglich die lesart der vorlage hinzufügte: 226, 1 *es ist mir vil wol gesait erkant,* 532, 3 *sam es ein regen tet wäre,* 547, 2 *manig frowe wayse;* vgl. ferner 287, 3 *sein unde wesen,* wo ein überflüssiges *und* hinzugekommen ist, 606, 4. 747, 2. 882, 2. 1029, 3. 1094, 3. 1122, 3. 1155, 1. 1158, 3, wo wegen des willkürlich gewählten *trewe* das richtige *eide* weggefallen ist, 1644, 1, wo *gefüeget* zugesezt ist, 1674, 1. Einige der angeführten fälle hat auch Bartsch irrig als glosseme aufgefasst: Germ. 10, 51 fg. Zu unserer stelle vgl. auch Hausen MF. 54, 30 *sît daz ich im holder bin danne in al der werlte ie frouwe einem man.*

Zu 663: 1[b] ist überflüssig nach 653, 1. Dass Hetel abwesend sein soll, erscheint nach 659 sonderbar.

Zu 670, 2: die stelle aus Strickers Karl entspricht dem Rolandslied 5, 32 *die lant bestunten aller meist lære.*

Zu 673, 3 vgl. Mone Schauspiele 2, 52 (Redentiner Osterspiel v. 513 fg.) *we is desse weldenere de dus kamet varende here oft dat al de werlde syn egene sy?* Thid. s. 189 *ríða skulu þeir mega í friði um alla verold.*

Zu 674, 4 vgl. *buggean ferahu* Hel. 309. *vulnera mereri* Tac. Germ. 14.

Zu 680, 1: *vrouwe* gebraucht Gernot Kriemhild gegenüber Nib. 1050, 2. Siegfried gegen seine mutter Nib. 62, 3; beides in interpolierten strophen. Die mutter wird so von der tochter angeredet Willeh. 148, 19, vom sohne 161, 11. *muoter unde frouwe* Ortn. 71, 1. 74, 1 u. ö.

Zu 692, 3 lies: bezeichnet hier nur —.

Zu 695, 2: *ituri in proelia canunt* Tac. Germ. 3. Vgl. Müllenhoff, de poesi chorica s. 23.

Zu 706, 3ᵃ: als *ἀπὸ κοινοῦ* aufzufassen: Haupt zu Erec² 393.

Zu 711, 4 vgl. Tit. 4200 *die dicke machte er dünne.* Lohengrin 692 *die dicke rûme,* 166 *die enge rûmet.*

Zu 725, 3 vgl. Lohengrin 53 *swar ich ze stürmen quam oder in strîten.*

Zu 744, 3: richtiger interpungiert Wilmanns s. 156.

Zu 754, 4: tilge Das — versprechen.

Zu 757 vgl. Crestien Perc. 7936 *ains me lairoie trestoute vive destrencier:* andere afr. beispiele bei I. Bekker, Homer. Bl. 2, 70. Bruder Berthold 1, 27, 19 *Und wære ez dîn eigen bruoder, dû soltest in ê ze tûsent stücken lâzen snîden* (als für ihn einen falschen eid schwören).

Zu 763, 4 bemerkt Wilmanns s. 184 „das Schreckliche soll man nicht aussprechen", und vergleicht 1363, 1. Aber hier heisst Ludwig Gerlind schweigen, weil er erst selbst sich von der gefahr überzeugen will, ehe er weiteres anordnet. Was an unserer stelle gemeint ist, bleibt unklar und die richtige überlieferung zweifelhaft.

Zu 767, 2 soll es heissen *schenken man in hieȥ .. vor den mæren.*

Zu 775, 4: Wolfr. Will. 261, 20 *dâ si den heiden schancten.*

Zu 782, 4 s. Baltzer, Zur Gesch. des deutschen Kriegswesens (Strassb. Diss.) Leipz. 1877 § 11.

Zu 790, 4: *laststeine* hat auch die überlieferung bei Eilhard 8619.

Zu 801, 3: der attributive genitiv scheint mir doch bedenklich und die änderung *minneclîche* sehr naheliegend. Etwas anderes ist Nib. 352, 2 *ir juncfrouwen drîȥic meide.*

Zu 805, 1 vgl. 2 Büchl. 659 *swie uns scheiden driu lant.* Etwas abweichend Parz. 744, 5 *durch vier künecrîche,* und wider Osw. 2167 *swenn er ez* (das horn) *erschalte crefticlîche, sô hôrte man eȥ in dem dritten künicrîche.*

Zu 808, 1 lies: erzählung von den gefallenen rittern Hetels.

Zu 825, 4 vgl. M. v. Craon 1749 *frô gesetze.*

Zu 862, 1 vgl. Veldeke En. 7159 *doe wart dâ begonnen ein sperwessel vele grôt.*

Zu 863: Saxo (Müller) s. 118 *Hotherus tunica ferrum spernente succinctus.* Ebd. 122. 179.

Zu 875, 1: Solche rhetorische fragen begegnen besonders in der geistlichen dichtung des 12. jahrh., daher sie auch E. Schröder QF. 44, 28 aus der predigt ableitet: Exodus (Diemer) 155, 23 *wie moht in immir wirs geschehen?* Friedberger Christ MSD.² s. 78 *wî motther immer wirs gedûn?* Rolandslied 56, 25 *wie maechte iz dâ wunnechlîcher sîn?*

Anegenge (s. QF. 44, 28). Doch auch Morolf 774, 5 *wie mochten si kuoner sin gewesen?* Eilhard vgl. QF. 19, CLXXVIII. Selbst noch Erec 2869 *wie möht ez baz zît sîn?* Stricker in Pfeiffers Übungsbuch s. 31 v. 48 *wie möhte er immer rîcher sîn?*

Zu 888, 1 möchte ich die anmerkung so fassen: *mort* stm. und n. ist an sich „widerrechtliche tötung“, natürlich das recht im sinne der alter- und volkstümlichen anschauung genommen, wonach die offene tötung eines feindes etvas durchaus berechtigtes war. Was Herwig meint, wird durch die nächsten zeilen erläutert: das blinde morden, welches auch der freunde nicht schont.

Zu 888, 4: Tit. 2925 *ûz drîzigen niht der dritte kumt nimmer hin.* 3575 *si bringent niht den dritten von Plenanze.* 4272 *Er brâhte niht den dritten.* Ludwigs Kreuzfahrt 2132 *ir quam der drîzigiste niht hin;* 5931.

Zu 893, 2: eine schwierige stelle. Wie 1348, 4, so legt man sich auch sonst mit dem haupt in die schilde, um still zu schlafen: Reinout 261 *leiden haer hooft in hare scilde ende sliepen;* vgl. Heemskinderen 49. Allein hier muss es sich um die oft, auch in historischen quellen erwähnte kriegslist handeln, den feind durch lärm und helle feuer glauben zu machen, man wolle dem schlachtfeld nahe bleiben, während doch ein entweichen oder ein nächtlicher angriff von anderer seite her beabsichtigt ist. Lezteres ist der fall Ruther 2684 fgg. *Der herzoge von Merân hiez Dieterîches man vlîzeclîche wachen unde grôzen schal machen .. Dieterich .. der reit umme die heidenschaft.* Zu unserer stelle und zu str. 894 gibt ein seitenstück die erzählung W. Scotts, Tales of a grandfather 1, 9 *The Scots army kindled great fires through their encampment and made a noise and shouting and blowing of horns as if they meant to remain all night there as before.* Ein geschichtliches beispiel s. Winckelmann, König Philipp s. 328. Steht also in unserer strophe z. 1ᵇ und 2ᵃ in widerspruch mit dem folgenden, so muss die verderbnis in jenen halbzeilen gefunden werden. Aber wie ist zu ändern? *nû leget iuch n i h t zetal iwer houbet ûf die schilde. n û habet* usw.?

Zu 911, 2. Zu den von J. Grimm und Jänicke gesammelten stellen füge hinzu Eneit 6455 *sî beleven onbegraven. sî âten krân ende raven, wîen ende gîre end ander ondiere, die sî eten solden.* Eilhard 6046 *den vogelin wart dâ ire spîse ûf lange zît gegeben.* Titurel 3823 *Dâ lac sô vil der tôten den raben ze einer spîse.*

Zu 916 vgl. Titurel 5852. 5862, wonach an einer begräbnisstätte ein *klôster* und ein *spitâl* gebaut werden.

Zu 925, 2 vgl. Rol. 296, 18 *Ter kaiser antwurt ir sâ „liebiu, liebiu Alda, ich netar nicht liegin .. laider dune gesêst in niemir.*

Zu 940, 3 vgl. Klage 320 *vil maneger rîche weise.*

Zu 956, 1 s. Langguth Ava 20, wo aus Hesler eine ausdrückliche bestätigung dafür beigebracht wird, dass *vrîe* als flickwort dient.

Zu 959, 1 vgl. Valentin Boltz (Wackernagel LB. 2[3] 145, 18) *O wee du wiester grimmer todt, es ist nit zyt, loß mich on nodt.*

Zu 961, 3 vgl. Ruther 1812 *hundert megede lossam die volgeden ir zwâren, alle valehere* (l. *valehâre*).

Zu 970, 2 vgl. Lohengrin 77 *daz sich ir aller vreude begunde rîchen.*

Zu 986, 3: über den conjunctiv nach dem comparativ s. Bock QF. 27, s. 7.

Zu 990, 1 vgl. Hartmanns Greg. 381 *und trôste si harte wol als man den friunt nâch leide sol daz nieman erwenden kan.*

Zu z. 3 vgl. Oswald 2333 *daz habe ûf al mîn êre.*

Zu 996, 4 vgl. Wackernagel Z. f. d. a. 6, 140. Daher in den parodien des minnesangs: Winterfreuden mit einer *Stubenheizerin* Stälin Wirtemb. Gesch. 3, 759. Vgl. die *topička* des Tkadleček in der Parodie des Ackermanns von Böhmen.

Zu 1011, 2 vgl. Nib. 1046, 1. 2 *Sus saz si nâch ir leide, daz ist alwâr, nâch ir mannes tôde wol vierdhalp jâr.* Gûdrûnarkv. 2, 14 *Sat ec meþ þóro sjau misseri.*

Zu 1015, 2: *diu alte wülpin* wird eine böse schwieger auch genant im König von Reussen (Pfeiffer, Mai) s. XII. XIV.

Zu 1017, 2 vgl. Neidhard 78, 1 *solher vlüste hân ich her gespilt wol drîzic jâr;* vgl. 67, 14. Marner (Strauchs ausg.) XII, 18 *wie stât ez über drîzic jâr?* Georg 4345. 5733. Heidin 1009. Titurel 6053.

Zu 1018, 1 vgl. Rol. 1, 24 *ie baz unde baz.* Br. Wernher HMS. 3, 15[b] *ie lenger ie baz unde baz.* Reinh. F. 754. Jüdel 103.

Zu 1021, 3: über die siebenjährige frist s. Uhland Schr. 4, 166. 7 jahre ist Salme in Pharaos besitz: Morolf 929 (Vogt CLVI). Vgl. die Heidin (Bartsch Md. Ged.) 595. In der Schwanrittersage (Altd. Bl.) 1, 131 *„söben ganczen yaer“* leidet die junge frau. S. auch Grimms Märchen 3[3], s. 84. 154. Wie in den Nibelungen 1327, so rächt sich auch ThS. 359 Grimhild nach sieben jahren. Sprichwörtlich MF. 67, 3 *Ich lebt ê mit ungemache siben jâr.*

Zu 1030, 3 vgl. Eilh. 4299 *daz im wart gesprochen manch lastir in dem lande.* Wolfdietrich A 127, 4 fg. *swenn ez* (die aussetzung des kindes) *diu welt gefreischet, sô bist dû der liute spot Und bist*

ouch zeinem künege immer mêre enwiht. Seghelyn 5535 fg. *soude men ons daerom ontliven, sulc souden spreken die nu swighen na den rechten van den lande.*

Zu 1033, 3 vgl. Wigamur 5125 fg. *âne man wolt ich immer sîn ê daz ich wurde sîn wîp. mînem vater nam er den lîp ... er wære mîn gar vil rîcher geschol* (Kudr. 1406), *ob ich hæte mannes lîp.* Vgl. auch Parz. 414, 14.

Zu 1035, 2 vgl. Nib. 1730, 2 *swaz im dâ von geschiht, daz ist mir vil unmære.*

Zu z. 4 vgl. Wolfr. Willeh. 380, 8 *swer daz suocht, daz vander, ein puneiz slach, der ander stich.* Parz. 593, 26 *ouch sol sîn suochen vinden.* Wigamur 3714 *er vindet daz er suochet.* 5228 *des si beide gerten daz heten si gevunden.* Oswald 2807 *si wurden beidenthalp gewert alles des ir herze gert.* Maerlant Torec 1559 *die dulheit soect, vintse onlanc.* Jüngeres Hildebrandslied (Wack. LB. 1[5] 1424, 3) *wes sie begerten forten, des wurden si gewert.* Aber auch in freundlichem sinne: Georg 1708 *ir vindet an mir swes ir gert* (gastfreundschaft). Stoffeln (Germ. 6, 396) *der vant daz er dâ suochte* (bewirtung). Reinfried 21628 *ir vindent swaz ir suochent.* Lohengrin 237 *daz er suocht daz vander* (in der brautnacht). Ist die redensart parodie von Ev. Mathaei 7, 7 *Quaerite et invenietis?*

Zu 1089, 1: die form *Holtseten* gebraucht Hermann (von) der Damen HMS. 3, 170[b].

Zu 1096, 4: vogelbeize als vergnügen der jugend in Ulrich, Lanz. 466 (ein *junkherre*). Huon 336 *Gerars li menres repaist un esprevier.* Lohengrin 177 beizen vater und sohn. Als vergnügen der alten: Erec 2032 fg. Doch auch der eben verheiratete Tristan beizt: Eilh. 7196.

Zu 1101, 4: die 60000 mannen Hildens mit den 20000 Ortwins (1100, 3) ergeben zusammen die öfters erwähnten 80000. Eine andere zählung 1120.

Zu 1109, 2: über *glockenspîse* s. Schönbach Kurzmann 27.

Zu z. 3 vgl. M. v. Craon 680 *sîn anker wâren messinc.*

Zu 1117, 4 vgl. M. v. Craon 750 *sîne marnære die sungen unde ruoten.*

Zu 1119, 4: Königshoven (Hegel Chr. d. d. St. 1, 338) *daz ging im ouch zuo handen.* Trimunitas (Körners Volksl. s. 75) *ouch lieb und leid gieng im zuo hand.*

Zu 1126, 3: gegen C. Hofmanns ansicht über das Lebermeer s. Müllenhoff, Alterthumsk. 420 anm.

Zu 1128: über das *wazzermære* s. Uhland Schr. 3, 338 anm. 273.

1129, 2 l. *vliezen;* vgl. Tit. 2950 *der griez ist edel gesteine swâ diu wazzer vliezent.*

Zu 1138, 1 *ach ach* s. zu MSD. XXXII, 1, 45. QF. 35, 16. Vgl. auch Kindh. Jesu (QF. 43) 660. 930.

Zu 1141 vgl. auch Otfrid 5, 25, 5 *then segal nitharlâzan.*

Zu 1154 fg. Im Morolf kundschaftet Salman nach seinem weib: 384 fgg.

Zu 1154, 3: Amis 526 *êkint von vater und von muoter.*

Zu 1155, 2: Henneberger HMS. 3, 39[b] *ich hœre sagen und ist wâr: man sol durch vriunde sterben unde genesen.* Merswin Neun Felsen s. 133 *sterben noch genesen.* Lievl. Chron. 554.

Zu 1185, 1 vgl. Genesis Fdgr. 2, 19, 1 *daz leit gieng ir zuo.* Georg 4395 *sô gêt dir vreude zuo* = Ortnit 507, 3[b] (*im*).

Zu 1220: Walewein 1425 *ende omboot hem goeden dach .. Die cnape seide „god lone u, here! Goet dach ne wert mi nemmermere; ic bem den goeden daghe ontgaen“.*

Zu 1225, 1: Wolfdietrich B 621 *dîn lant sî dir sælic.* De Bo, Westvlam. Idiot. *Zalig somwylen gebruikt voor rampzalig, ellendig: dat z. proces kan nog lang aanslepen.* So sagen wir auch ablehnend ironisch „danke“. Ähnlich wird *αἰνέω* und bei Virgil laudare für ablehnen gebraucht.

Zu 1247, 3 lies: anders aufzufassen ist 1487, 3 *sô* (dagegen) *bin ich Herwîc.*

1254, 4 stelt Klee mit recht das handschriftlich überlieferte *nemen* wider her.

Zu 1259, 1 vgl. Eilhard 6679 *wâ tût ir hen ûwern sin?* Crescentia (Ges. Abent. 1, 138) v. 125 *war tuostu herre, dînen sin?* Eraclius 2944. 2987. Z. f. d. a. 7 Beisp. X, 70.

Zu 1263, 3 vgl. W. Grimm, Über Freidank s. 68. Stricker Karl 880 *diu boeste noch diu beste.* Amis 914; vgl. auch Bartsch zu Karl XLVIII. Georg 4286.

Zu 1263, 4 vgl. Sommer zu Flore 2730. Tschechisches Volkslied (Erben Pisně 155) *komu ste nás poručila.*

Zu 1283, 3 vgl. Friedrich v. d. Normandie 2053 *jak skal idher sla a idhra hwdh ok göra swa at man ma se hær idhart blodh.*

Zu 1290, 1 vgl. Thiđr. S. 160 *segiđ sátt ok liugiđ eigi.*

Zu 1292, 1: *dem* boten ist auffällig, da zwei boten gekommen sind. Vgl. aber auch 816, 1 *Er sprach.*

Zu 1300, 4: Wolfr. Willeh. 289, 29 *seht wiech bin erzogen.* HMS. 3, 222[a] *sich wie uns her Nîthart hât erzogen.* König von Reussen (Mai v. Pfeiffer) s. XI.

Zu 1316, 2 vgl. Parz. 581, 11 *Arnîve diu alte gebôt mit ir gewalte daz ir enkeiniu riefe, die wîle der helt sliefe,* also = laut spräche. Vgl. Parz. 166, 27.

Zu 1318, 4: Über das lachen der schadenfreude s. Uhland Schr. 1, 330. Hahn, Sagwissenschaftl. Studien 373 vergleicht Odyss. 18, 163 (Penelope) ἀχρεῖον δ' ἐγέλασε. Zu unserer stelle passt besonders Ruther 3875, wo auch das lachen der entführten, welche befreiung hoft, verdacht erweckt.

1322, 4: ansprechend ist Klees vermutung, dass *von ir vriunden* aus z. 2 widerholt ist; der vers lautet dann *daz dû iht verliesest beidiu den lîp und ouch die êre.*

Zu 1331 vgl. Võls. s. XXVIII *Brynhildr ok Gunnarr sátu við skemtan ok drukku gótt vín.* — Der reim *êrest : hêrest* ist in den gedichten des 12. jahrh. nicht selten. Vgl. auch Lucifer und Jesus (v. d. Hag. Germ. 9) v. 255 *an dem ahten tage vergôz er êrest sîn bluot aller hêrest.* Rud. v. Ems, vorrede zum Buch der Kõnige 61 (Massmann, Kaiserchr. 3, 184).

Zu 1335, 1 vgl. Maerlant Torec 754 (*Ic*) *sal van Torecke scriven vort Des gi noch niet enhebt gehort.* Ebenso am schluss des X. abschnitts 2244/5.

Zu 1346, 1 vgl. Hávamál 153 *brennrat svá breitt* (*logi*).

Zu 1360 vgl. die warnung des wächters Osw. 2079.

Zu 1366: zur teichoskopie vgl. Thiðr. s. 200, wo die schilde aufgezählt werden, und die zeltschau ebd. 328.

Zu 1372, 1 vgl. Sarrasin QF. 35, 10. Der Walkürenname *Svanhvítr* bestätigt den vergleich als altgermanisch.

Zu 1373, 2 vgl. Tit. 6112 *blâ wolken.*

Zu 1377, 4 vgl. Stricker (Pfeiffers Übungsbuch s. 32, z. 28) *Der des von herzen lachet der muoz ouch hiure weinen.* Neuisländisch: Sigurd Petursson: *sá hló í dag er á morgun grætr* (Mohnike, Übersetzung von Rask Verslehre s. 55). Renart I 2608 *Tex en plorra qui or en rit.*

Zu 1383, 4 tilge: (Sendschreiben).

Zu 1389, 4: Tit. 4888 *ich wil dich immer rîchen.*

Zu 1395, 2 vgl. Tit. 3451 *dô hôrte man lûte ergrînen vil ors.* Über Pferdeorakel s. J. Grimm Myth.[3] 624. Maerlant N. Bl. 1, 1674.

Zur frage 1404 vgl. Raoul de Cambrai s. 155 *qui est cis hom qui si samble baron?* (fragt Gautier).

Zu 1414, 3 vgl. Osw. 2813 *er vaht reht als ein biderber herre.*

Zu 1436, 1: die stelle ist von Wilmanns s. 197 irrig aufgefasst. Übersetze: „du hättest mir nicht zu sagen brauchen (du hättest besser

getan mir nicht zu sagen) wer du bist und was dich antreibt mich herauszufordern" ironisch = „du hättest besser getan mich nicht herauszufordern". Zu *bîhte* vgl. besonders Wackernagel Kl. Schr. 1, 309 anm. 16. Der vergleich begegnet wesentlich in späteren quellen.

Zu 1441: dass gegenwart der frauen die kämpfer zur höchsten tapferkeit entflamt, ist altgermanisch: vgl. Tac. Germ. 7 (gegen Wilmanns s. 196).

Zu 1455, 3 vgl. Ulrich Lanz. 154 *Si ahten cleine dâ wider daz man si warf unde schôz.*

Zu 1463 vgl. Aegidius (Z. f. d. a. 21) 1132 *wie gerne ich under die erden vüre ob ich mohte.* Unser Frauen Klage (Z. f. d. a. 1, 37) 117 *dat si fluen ob si mohtin undir die erde.* Edolanz (Altd. Bl. 2, 151) 117 *si sint tôt, si hæten danne gevider daz si oben ûz flugen.* Crestien Chev. au lyon 1110 fgg. *que ceanz n'a huis ne fenestre, Par ou riens nule s'an alast, Se ce n'ert oisiax qui volast, Ou escuriax ou cisemus Ou beste ausi petite ou plus.* Rostem und Suhrab von Rückert abschnitt 106: Doch sei ein Fisch im Meer, ein Vogel in der Luft, Die Rach' ereilet dich, wo ich lieg' in der Gruft.

Zu 1476, 1 vgl. Flore 7152 *der vil ungemuote zage* (der admiral, welcher die wehrlosen kinder erschlagen will).

Zu 1476, 1: verwante eines verbrechers mitbestraft: Reinaert 2538 *alle die hem ten tiende lede syn belanc, sullent becopen.* Chaucer, Troylus and Chryseide 1, 13, 6 *And sayden that he and alle his kyn atoones Ben worthy for to brennen alle fel and bones.*

Zu 1491, 3: Apollonius von Tyrland bei Schröder XXXIII *piderman er nie wart wer sein veint lange spart.*

Zu 1538: soldatenleichen ins wasser geworfen: Germ. 17, 215. Auf dem ersten kreuzzuge: Henning, Nibelungenstudien 49.

Zu 1621, 4: *undertân* ist die geliebte MF. 16, 2. Gesam. Abent. XXXV, 499. Der mann MF. 43, 5. 51, 24; vgl. PB. 2, 394 fg.

Zu Tit. 4863 *den west er in der wîse daz er in entsaz.*

Zu 1642, 4: *geben unde lîhen* erscheint verbunden auch Klage der Kunst HMS. 2, 336ᵃ. 337ᵃ. Kaiserchronik 495, 19. Spervogel MF. 25, 29. Osw. 2063 *l. u. g.* Stricker Frass Wack. LB. 811, 1 u. ö.

Zu 1644, 1 l. anstatt „grammatisch falsch" vielmehr „eine jüngere form".

Zu 1664, 3 vgl. QF. 35, 11. 31. Partonopier 8648. Noch Wickram, Goldfaden *ir goltfarbes har .. ein gespunnen turkisch gold.*

Zu 1675, 1 vgl. Nib. 42, 4 und besonders Gerbers Perceval (Potvin 6, 204) *Et quant assez orent jue Bien sont li menestrel loe : Car tout vallet et chevallier Se penoient de despoillier Et de doner lor*

paremens Cotes sorcos et reubes vaires ... Tels i vint pauvres et m...
Qui fu riches de grant avoir.

Zu 1678, 3 vgl. Parz. 53, 15 *swie verwüestet wær sîn lant, doch kunde Gahmuretes hant swenken sölher gâbe solt als al die bovme trüegen golt.*

Zu 1685, 4 vgl. Burcard Waldis (Wackernagel LB. 2, 164, 29) *das er seins guts ein Herre sey.* Walewein 10257 *Bi ju ben ic myns goets here.* Seghelyn 1197 *dats al dat goet daer ic af ben heer.*

Als die vorliegenden bemerkungen bereits zum druck abgesant waren, kam mir die abhandlung von B. Symons, Zur Kudrun (Paul und Braune, Beitr. 9, 1—100) vor augen. Auf s. 9 wird mit recht bemerkt, dass ich in der einleitung zu meiner grösseren ausgabe s. XXI unter den fällen, in welchen die satzverbindung von einer strophe zur andern übergeht, auch str. 73. 74; 274. 275; 1326. 1327 hätte nennen sollen.

E. MARTIN.

STRASSBURG, 9. NOVEMBER 1882.

ZUR KENTNIS DER ALEXANDERSAGE IM MITTELALTER.

Es ist in mehr als einer beziehung von grosser wichtigkeit, zu wissen, wie weit sich die kentnis der Alexandersage im mittelalter erstreckte und worauf sie beruhte. Die frage ist eine ausserordentlich verwickelte und eine annähernd sichere beantwortung wird noch lange auf sich warten lassen, da unsere hilfsmittel noch gar zu unsichere sind. Das hauptwerk, die Historia de preliis Alexandri Magni, jene bearbei- des Pseudokallisthenes durch den archipresbyter Leo aus der mitt ist noch immer nicht herausgegeben, und es wi schwer gelingen, ein klares bild von d das werk im laufe im einzelnen

kommen, fals uns das original wirklich verloren sein solte. Da ist es denn unumgänglich, auf den griechischen grundtext zurück zu gehen, aus welchem Leo übersezt hat. Hier sind wir aber widerum nicht weniger übel daran, denn „der griechische text des sogenanten Pseudokallisthenes ist nur in sehr mangelhafter überlieferung auf uns gekommen. Von seinen nachweislich noch vorhandenen zwölf handschriften scheint nur eine einzige die Pariser nr. 1711, noch die älteste, die alexandrinische textgestalt, und auch sie nicht mehr in ursprünglicher fassung darzubieten. Alle übrigen gewähren — soweit sich aus den freilich meist nur spärlichen über sie vorhandenen nachrichten erkennen lässt, entweder eine zweite jüngere und mannigfach veränderte, wahrscheinlich in Griechenland entstandene, oder gar eine dritte, noch jüngere, durch ändrungen, auslassungen und zusätze noch mehr entstelte recension" (Zacher, Julii Valerii epitome Halle 1867 p. III). Die sache wäre einfach, wenn die Historia auf eine dieser recensionen zurückgienge. Aber „der griechische von Leo aus Konstantinopel mitgebrachte text gehörte zwar noch zur älteren alexandrinischen recension des Pseudokallisthenes, hatte aber einerseits doch schon manche einbusse durch auslassungen und ändrungen erfahren, und andrerseits auch schon manche zusätze von bestandteilen der jüngeren recension aufgenommen" (Zacher, Pseudokallisthenes p. 109). Hier liegt also reichlicher stoff für eine kritische arbeit vor und es wird von interesse sein, zu sehen, wie sich Leo seiner vorlage gegenüber verhielt, besonders ob er sie durch benutzung andrer quellen aus der Alexandersage oder aus seiner kentnis derselben vermehrte.

Die Historia war zweifellos die hauptquelle für Alberichs französisches werk. Liesse es sich feststellen, welchen text derselbe benuzt hat, so läge die sache weniger schwierig: es würde sich nachweisen lassen, dass auch er, wie er nach freiem ermessen gewisse seinem geschmacke nicht entsprechende stücke (z. b. die Nectanebus-geschichte) ausmerzte, aus weiterer kentnis der sage ergänzungen machte. Es ist dabei nicht ohne weiteres anzunehmen, dass ihm noch ein älterer unverfälschter text der Historia vorlag, da auch die erweiterte und veränderte textgestalt, wenigstens wie sie die Pariser handschriften der Historia bieten, bis ins 12te, wenn nicht 11. jahrh. zurück zu reichen scheinen. Aber Alberichs werk ist verloren, und so tritt die frage bei der beurteilung Lamprechts in ein erneutes schwieriges stadium. Denn gerade soviel ist uns von dem Französischen erhalten, um uns vor der annahme zu bewahren, als habe sich der deutsche dichter alzu sklavisch, ohne eigenes urteil und ohne eigene kentnis der Alexandersage, an seine vorlage gehalten.

Baut sich so auf eine uns unbekante recension des Pseudokallisthenes ein ganzes reich gegliedertes gebäude von Alexanderbearbeitungen auf, das seine weitere gliederung in allen abendländischen (französischen, deutschen, englischen etc.) und morgenländischen litteraturen findet, so bleibt ein nebenbau nicht ohne einfluss, der auf demselben grunde entstanden ist. Zwar kann sich seine gestalt an üppigkeit mit jenem nicht vergleichen, aber auch des Julius Valerius überlieferung ist keineswegs so sicher, dass wir in allen fällen einen sicheren schluss über seinen einfluss ziehen können. Besser sind wir über seinen epitomator unterrichtet, der nach Zachers meinung früh die übersetzung des Julius Valerius verdrängte und zu einer grossen verbreitung gelangte (vgl. Zacher, Julii Valerii epitome p. IV).

Ob und wie weit diese lateinischen werke von Alberich-Lamprecht benuzt seien und dass auch noch andere uns noch unbekante quellen von einfluss gewesen sind, wird an anderer stelle nachgewiesen werden. Auf die gleiche beobachtung führen auch einige stellen deutscher werke, welche genauere kentnis der sage verraten und mit unserm Lamprecht in keiner directen beziehung stehen.

Alberich-Lamprecht verlässt bekantlich nach der geschichte der königin Candacis, an welche sich in übereinstimmung mit der älteren gestalt der Historia die berührungen Alexanders mit den Amazonen reihen, die darstellung seiner quelle und folgt der erzählung des Iter ad paradisum von vers 6597 (Massmann, Gedichte) an. Eine reihe fabelhafter geschichten sind dadurch in wegfall gekommen. Der Basler bearbeiter fügte dieselben, einer andern darstellung folgend, wider an, und wir dürfen darin keine zufällige neigung desselben sehen, da wir darunter episoden finden, welche schon vor Lamprecht in Deutschland bekant und beliebt waren. Es sind die von den bäumen der sonne und des mondes, von der luftfahrt und von der erforschung der meerestiefe durch eine taucherglocke. Wir finden sie am ausführlichsten im Anno, womit die darstellung der Kaiserchronik im wesentlichen stimt. Die eingeklammerten worte fehlen in der Kaiserchronik Diemer 17, 22. Anno (ed. Bezzenberger) v. 203 fg. heisst es im gesicht des Daniel:

Das dritte tier war ein leopard mit adlerflügeln. Der bezeichnet den griechischen Alexander, der mit vier heeren durch die länder fuhr, bis er der welt ende (bei den goldnen säulen) kennen lernte. (In Indien brach er durch die wüste, mit zwei bäumen besprach er sich dort). Mit zwei greifen fuhr er in die luft. Mit einem glase liess er sich in das meer. Da warfen seine treulosen leute die kette in das wasser. Sie sprachen: wenn du wunder sehen wilst. so bleib auf dem grunde. Da sah er [drei tage lang (fehlt im Anno)] manchen grossen fisch, halb

fisch, halb mann (Kaiserchr. ein wunderbares tier, das ihn gar oft umwälzte). Da wolte er sich am leben erhalten (das meer riss ihn zu grunde. Durch das glas sah er manches wunder), bis er sich mit einem blute an das scharfe meer wante. Als die flut das blut empfand, warf sie den herrn ans land. Er kehrte zurück, von den seinen wol empfangen.

Während die ersten geschichten nur dem namen nach erwähnt werden, und man darf annehmen, auf diese weise nur dem eingeweihten verständlich waren, wird die meerfahrt ausführlich erzählt. Anders im Basler Alexander. Nach dem zug ins paradies folgen die Taucherglocke, die Luftfahrt, die Sonnenbäume; erstere mit folgenden abweichungen, vers 4247 fg.:

Alexanders geliebte hält die kette mit dem glase, in welchem der könig ins meer steigt. Er hoft sich auf diese verlassen zu können. Einen hund, hahn und eine katze nimt er mit. Drei tage und drei nächte gieng ein fisch vor ihn. Die frau, umworben, wirft die kette ins wasser. Alexander tötet die katze, das meer wirft ihn ans land. Er kehrt zurück, von den seinen froh empfangen.

Bei aller verschiedenheit in der anordnung der stücke wie in der darstellung des einzelnen ist eine gewisse übereinstimmung nicht zu verkennen. Auffällig ist es zunächst, wie diese stücke zusammengekommen sind. Dies findet seine erklärung weder in den uns vorliegenden texten des Pseudokallisthenes, noch in der erweiterten gestalt der Historia, wie sie durch die drucke (Strassburger und Utrechter) repräsentiert wird, mit welchen hier die Pariser handschriften im algemeinen stimmen. In den drucken wird erzählt: 1) säulen des Hercules und wüste, cap. 94. 95; 2) arbores solis et lune, cap. 112; 3) per grifones in aerem levatus, cap. 127; 4) profunda maris, cap. 128. Im Pseudokallisthenes stehen nr. 1 und 2 zusammen im dritten buche, nr. 3 und 4 aber getrent im zweiten buche und zwar die meerfahrt vor der luftfahrt. Julius Valerius komt hier nicht in betracht, weil nr. 3 und 4 in seiner übersetzung mit dem ende des zweiten buches überhaupt fehlen.

Anders nun in der kürzeren fassung der Historia, wie sie sich in einer Münchener und Bamberger handschrift (abschrift der lezteren mir durch die güte des herrn director Volkmann in Pforta zugänglich gemacht) findet. Hier steht nach der erzählung von Antipaters verrat und dem briefwechsel Alexanders mit Aristoteles ein brief des königs an seine mutter, welcher mit ausnahme der sonnenbäume alle unsere stücke vereinigt enthält und zwar in der reihenfolge des Anno. Der wortlaut ist folgender:

Olimpiadi matri sue dilecte gaudium. quantum fecimus a principio usque dum venissemus Asiam significatum est tibi. iterum notum tibi sit quantum fecimus antea (?). a Babilonia cepi ire coadunato populo meo numero CM. venimus autem ad columnas Eraclii. invenimus columnas duas, unam auream et aliam argenteam, habentes in longitudine X cubitos et in latitudine cubitos II (movimus inde?) et perforantes eas invenimus eas ex auro. penituit autem me quod perforassem eas et clausi foramen illarum et posui ibi solidos mille quingentos auri. movimus inde et ingressi sumus desertum, invenimus loca frigida atque obscura, ut pene non agnosceremus nos. et exinde iter egimus VII dies et venimus ad fluvium calidum invenimusque ibi mulieres Amazonas speciosas nimis portantes horrida vestimenta, tenentes arma argentea in manibus earum, equitantes. es et ferrum non invenitur ibi. iungentes nos ad ipsum fluvium minime transire potuimus eo quod esset altitudo et lâtitudo illius magna valde, plenus bestiis magnis. abinde venimus ad mare rubrum, et erat ibi mons altus. ascendimusque eum et eramus quasi in celo. cogitavi cum amicis ut instruerem tale ingenium, quatenus ascenderemus in celum et videremus si hoc celum est quod videmus. preparavi griphas atque ligavi eas cum catenis et posui vectes ante eos et in summitate illorum ciltaria (?) et ceperunt ascendere in celum. divina quidem virtus deiecit eos ad terram longius ab exercitu meo iter dierum X in loco campestri et nullam lesionem sustinui in ipsis cancellis ferreis. tantam autem altitudinem ascendi, ut sicut area videretur esse terra sub me. mare autem ita videbatur mihi sicut ciroco (l. draco) girans eam et cum forti angustia iunctus sum militibus meis. videntes autem me clamaverunt laudantes me.

Venit iterum in cor meum, ut mensurarem profundum maris et feci venire astrologos et geometricos. precepique illis ut construeretur mihi vasculum, in quo valerem descendere in profundum maris et perquirere admirabiles bestias, que ibi habitant. fecerunt autem

Abweichungen in B: 1 O. dilecte matri g. 2 notum sit tibi. 3 in antea. 4 autem fehlt. 5 habentem. 6 cubita duodecim. cubita duo, perforans eas inv. 7 autem fehlt. 8 ibi aurum pensante solidos mille quingenti. auri fehlt. 10 exinde iteravimus. 12 argentea arma. 13 earum fehlt. invenietur ibi iungentes non inveniendtur ibi. iungentes nos. 15 plenusque erat reptilibus et bestiis magnis valde. 16 ascendimus eum et quasi essemus in celo. 17 amicis meis. 18 ascenderem colum. viderem si est hoc celis. 19 preparavi ingenium ubi sederem et apprehendi griphas. 20 eorum cibaria illorum. cibaria auch die drucke. 21 asc. celum. virtus obumbrans eos deiecit ad. 23 autem fehlt. 24 videbatur. 25 sicut draco. 26 me exercitus meus acclamaverunt. 28 fundum. 29 et fehlt vor feci. ut construerent. 31 habitant nisi tali modo: faciamus doleum.

mihi dolium (oli)vitreum et ligatur catenis et regitur a fortissimis militibus. (hoc audito Alexander precepit talia fieri et tali modo perquisivit profundum maris). vidi ibi et alias bestias habentes imaginem terrenarum bestiarum ambulantes in profundo maris quasi quadrupedia veniebantque usque ad me et fugiebant. vidi ibi et alias admirabiles causas quas recitare non possum. gaude mi domina mater carissima.

Schwerlich wird diese verknüpfung der behandelten züge ganz zufällig in den verschiedenen werken übereinstimmen. Die behandlung der meerfahrt zeigt aber, dass wir in dem abgedruckten stück der Historia die ursprüngliche quelle nicht zu sehen haben. Im Anno und der Historia halten die soldaten die kette, im Basl. Alex. die geliebte. Anno und Basl. Alex. erzählen von einer durch treulosigkeit hervorgerufenen gefahr, wovon die Historia nichts weiss. Anno und Historia erwähnen furchtbare tiere; die Hist. weiss nichts von vergossenem blute, welches Anno und Basl. Alex. übereinstimmend erwähnen. Die übereinstimmung erstreckt sich bis auf die „drei tage“, die zwar im Anno fehlen, in der Kaiserchronik und dem Basl. Alex. aber stehen, und beiläufig mit dazu beitragen, zu beweisen, dass Anno und Kaiserchronik nicht in unmittelbarer abhängigkeit stehen, sondern aus gemeinsamer quelle geschöpft haben.

Es fragt sich nun, ob die quelle, in welcher unsere stücke aus der Alexandersage zusammen und die meerfahrt in den hauptzügen so behandelt war, wie es Anno und Basl. Alex. zeigen — auf obige recension der Historia zurückgehend in selbständiger weise dichtend die meerfahrt ausgestaltet hat, oder ob wir neben der Historia noch eine andere quelle annehmen müssen.

Dass die drucke wie die Pariser handschriften der Historia den ursprünglichen text mannigfach umgestaltet haben, ist besonders in bezug auf die anordnung der geschichten schon dargetan. Eigentümlich aber ist es, dass sie im texte selbst oft prägnantere züge enthalten als die kürzere fassung. Die episode von der meerfahrt bestätigt dies. Wir geben den Strassburger druck mit den abweichungen des Utrechter:

Quomodo Alexander petiit profunda maris. Post hec ascendit in cor Alexandri ut maris profunda quereret et omnium piscium genera

1 ligetur. regant eum. fortissimi milites. 2 precepi, cito talia facere. perquisivi. 3 ibi diversas figuras piscium atque ex diversis coloribus vidi ibi et alias b. imagines. 4 ambulantes per fundum. 5 veniebant. 6 gaude mi kmā mater.

Abweichungen des Utrechter drucks: 34 überschrift: de descensu in mare. post hoc autem. in corde. 35 ut perqnireret profundum maris. et — scrutaretur fehlt.

scrutaretur. statimque iussit vitrarios ante se venire et precepit eis ut facerent dolium ex vitro clarissimo et splendidissimo ut possent a foris omnia clarissime conspici. factumque est ita. deinde iussit eum cathenis ferreis relegari et a fortissimis militibus teneri. at ille intrans ipsum dolium clausa porta ex pice composita descendit in profundum maris, viditque ibi diversas figuras piscium et diversos colores habentes imagines bestiarum terre et per terram in profundo maris tanquam bestie pedibus ambulantes et comedebant fructus arborum que in profundo maris nascebantur. ipse autem belue veniebant usque ad eum, postea fugiebant. viditque alia mirabilia que nemini voluit enarrare eo quod hominibus incredibilia viderentur. tempus vero mansionis sue in aquis, quod militibus suis predixit Alexander, completum erat et traxerunt eum milites ad superiora.

Vergleichen wir hiermit nun die darstellung des Pseudokallisthenes II, 38, so ergibt sich, dass sie nicht nur die ausführlichste ist, sondern auch momente bietet, auf welche die erzählung der deutschen werke ohne zweifel zurückgeht:[1] *κατελθὼν πήχεις ἑκατὸν εἴκοσι, ἰχθὺς μέγας διῆλθε καὶ τῇ κέρκῳ αὐτοῦ κρούσας τὸν κλωβὸν, ἀνήγαγον αὐτὸν διὰ τὸ τὴν ἅλυσιν ταραχθῆναι.* Die soldaten zogen ihn also herauf, weil er befehl gegeben hatte, dies zu tun, sobald die kette bewegt würde. *ὁ δὲ Ἀλέξανδρος προσέταξε πάλιν καταγαγεῖν αὐτόν. καὶ αὖθις τὸ αὐτὸ ἐγένετο. τρίτον οὖν καταβὰς ὡσεὶ πήχεις διακοσίας, ἔβλεπεν διὰ τοῦ ὑέλου περικυκλοῦντα αὐτὸν πλῆθη ἰχθύων· καὶ ἰδοὺ ἐλθὼν παμμεγεθέστατος ἰχθὺς ἔλαβεν αὐτὸν σὺν τῷ κλωβῷ ἐν τῷ στόματι αὐτοῦ καὶ ἀνήγαγεν αὐτὸν ἐπὶ τὴν γῆν μακρόθεν τῶν πλοιαρίων μιλίου ἑνός. ἦσαν δὲ οἱ κατάγοντες αὐτὸν ἑκατὸν πεντήκοντα. καὶ πάντας εἵλκυσεν ὁ ἰχθὺς σὺν τοῖς τέσσαρσι πλοιαρίοις. φθάσας δὲ σὺν τῷ κλωβῷ ἐν τῇ ξηρᾷ καὶ τοῖς ὀδοῦσι τὸν κλωβὸν ἀποτινάξας ἔρριψεν αὐτὸν ἐπὶ τὴν ξηράν.* Es erklären sich aus dieser darstellung folgende punkte: Alexander gerät durch einen fisch in grosse gefahr; die soldaten, welche ihn halten, lassen die kette ins meer fallen; dass es dreimal geschieht, erinnert an die drei tage.

1 venire precipiens. 2 dolium ex splendidissimo vitro ut possint. 3 clare. ita fehlt. iussit ligari dolium illud cathenis. 4 ferreis et teneri id a fort. militibus. ipse vero introiens in eum. 6—9 piscium ex diversis coloribus necnon beluas habentes imaginem bestiarum terre ambulantes per profundum maris pedibus sicuti bestie per terram, comedentesque fructus que sunt in medio maris. 9 ipse bestie veniebant usque ad vas ubi Alexander sedebat et videntes eum fugiebant. 10 viditque Alexander alias mirabiles causas quas alicui dicere noluit eo quod incredibiles essent hominibus. et tunc exinde extractus est.

1) Vgl. über die anordnung Zacher, Pseudokallisthenes s. 133 fg.

Da nun eine directe benutzung des Pseudokallisthenes ausgeschlossen, es auch unwahrscheinlich ist, dass mehrere schriftsteller selbständig zu einer solchen auslegung und auffassung dieser darstellung kommen können, da endlich in beiden deutschen werken sich der charakteristische zug der blutsühne findet, welcher in keiner der zugänglichen quellen einen nachweisbaren anhalt findet, so müssen wir annehmen, dass es im 11. jahrhundert noch eine andere auf Kallisthenes zurückgehende darstellung der Alexandersage gab.

BERLIN, OCTOBER 1882. KARL KINZEL.

ZUR KRITIK DES NIBELUNGENLIEDES.
DER EMPFANG DER GÄSTE.

Die verschiedenheit des stils sowol als die ungleichmässigkeit in der behandlung des sagenstoffes ist von jeher als ein hauptgrund angeführt worden gegen die ansicht, dass unser Nibelungenlied die schöpfung eines dichters sei. Schon bei einer flüchtigen prüfung wird man bald auf eine einteilung der dichter nach drei klassen geführt werden. Es sind dies erstens solche, welche noch an der sage selbst ihr volles genügen finden und dieselbe in würdiger form zur darstellung bringen. Auch hier liessen sich noch unterscheidungen vornehmen: von einer echt altepischen, sprunghaften, zuweilen bis zur unklarheit knappen widergabe der überlieferten züge der sage (z. b. XIV 1466 fgg., XVI[a], XVII[a]) erhebt sich die dichtung in anderen teilen zu einer ausbildung der sage in lebendiger, voller, zusammenhängender handlung und psychologischer vertiefung, wobei auch zugleich manche härten der überlieferung gemildert sind — z. b. XX. — Anders die dichter, welche zur zweiten gattung gehören: sie waren einer rechten würdigung der alten sage nicht mehr fähig, sie fühlten sich veranlasst, dieselbe teils zu beschneiden, teils zu erweitern oder in die länge zu ziehen; und so sind eine menge höfischer schilderungen hineingedrungen, zu gunsten derer der alte stoff entfernt oder verflacht ist — z. b. III. Immerhin aber sind diese darstellungen von ansprechender form, oft sogar gewant und durch eine gewisse anschaulichkeit ausgezeichnet. Eigentümlich ist, dass solche abschnitte in der ersten hälfte des liedes einen ebenso grossen platz einnehmen, wie sie gegen ende mehr und mehr zurückweichen. — Die dritte art der dichter sind endlich die urheber jener abschnitte oder strophen, wo die dichtung im algemeinen in kleinigkeiten und äusserlichkeiten sich verliert, zuweilen zwar noch alte sagenstoffe heranzieht,

viel häufiger aber nur den zweck verfolgt, den inhalt zu vermehren durch einführung von statisten oder durch eine derartige verwendung der hauptthelden. Die darstellung ist roh oder ermüdend und wird oft so geschmacklos, wie es nur bei ganz poesie- und formlosen handwerksmässigen spielleuten und dilettanten möglich ist. Dieses sind jene interpolatoren Lachmanns, deren machwerk er aus den andern strophen als unecht ausgeschieden hat.[1] Freilich gibt es auch unter den jüngsten dichtern ausnahmen hiervon, und selbst solche, die mit vollem rechte den namen eines dichters verdienen, z. b. 861* fgg.

Es scheint mir nun von besonderer wichtigkeit, die zweite klasse der dichter näher kennen zu lernen, weil dadurch die möglichkeit gegeben wird, nach jenen beiden andern seiten hin um so klarer die grenzen festzustellen. Da aber bei diesen abschnitten, die so arm an sagengemässem inhalt sind, eine von der sagenüberlieferung ausgehende kritik uns nicht genügende aufschlüsse geben würde, so sind wir angewiesen, den algemeinen inhalt zu prüfen. Fasst man hierbei einen in den verschiedensten teilen des liedes behandelten gegenstand ins auge und untersucht, wie es jedesmal dargestelt ist, so muss sich dabei die zahl und der charakter der dichter, die daran gearbeitet haben, erkennen lassen; denn jeder neue dichter, der denselben gegenstand angreift, wird ihn natürlich in mehr oder weniger abweichender weise gestalten. Für diese untersuchung scheinen mir besonders geeignet zu sein die schilderungen von dem empfang der gäste, ein gegenstand, der einerseits im einzelnen sehr ausführlich behandelt ist und anderseits durch den grösten teil der lieder sich hinzieht, wie folgende übersicht zeigt.

I 75—127. Siegfried in Worms.
II 140—151. Die sächsischen gesanten am hofe Gunthers.
222. Die boten der siegreichen Burgunder.
242—250. Die siegreichen Burgunder und die gefangenen Sachsen in Worms.
III 261*—266. Die festgäste in Worms.
IV[a] 377*—398. Gunther usw. in Isenstein.
477*—481*. Die Nibelungen in Isenstein.
IV[b] 508—522. Siegried als bote Gunthers in Worms.
527—559. Gunther und Brunhild in Worms.
V 647*—655*. Siegfried und Kriemhild in Xanten.
VI 683—699. Gere als bote bei Siegfried.
(710 fg. Gere in Worms).
725—742. Siegfried, Siegmund, Kriemhild in Worms.
VII 820—824. Die falschen Sachsenboten in Worms.

1) Ich bezeichne im folgenden diese stellen mit *.

llen (zu seite 231).

560, 1. 2.

II 142, 1. 2.

Welt ir, künec, erlouben,
diu wir iu dâ bringen, son

IV[b] 503, 1 — 3.

Mîne schoene swester sult
ir sult ir Brünhilde und
und ouch dem gesinde und

IV[b] 519, 1. 2.

Mit friuntlîcher liebe, vil
enbiutet iu ir dienest er un

510.

Die angest lât belîben. iu
enbiutet sînen dienest der

den lie ich wol gesunden;
daz ich sîn bote waere mit

II 222, 2 — 4.

dâ freuten sich von liebe,
dirre lieben maere, diu in
dâ wart von edelen frouwe

II 261*, 4 — 262*, 4.

dô wart vil michel flîzen v
Mit waete und mit gebende
Uote diu vil rîche diu ma
von den stolzen recken, die
dô wart ûz der valde vil r

[III 278.

Uoten die vil rîchen sach
diu hete schoener frouwen
hundert oder mêre, die tru
ouch gie dâ nâch ir toht

IV[b] 540. 4.

XI 1138, 2—4 (s. auch oben).
sît ir mir künec erloubet, ich sol iu sagen mêr,
waz iu mîn lieber hêrre her enboten hât,
sît im sîn dinc nâch Helchen sô rehte kummerlîchen stât.

XVII[b] 1748.
Nû sît uns grôze willekomen, ir zwêne degene,
Volkêr der vil küene und ouch Hagene,
mir und mîner vrouwen her in ditze lant.
si hât iu boten manigen hin ze Rîne gesant.

XV[a] 1593.
Daz lobeten dô die vrouwen und wâren sîn bereit.
si suohten ûz den kisten diu hêrlîchen kleit,
darinne si begegene den reken wolden gân.
dâ wart vil michel flîzen von schoenen wîben getân.

XV[a] 1603, 1 *Sex unt drîzec meide* — 1601:
Diu edel marcgrâvinne für die burc was gegân
mit ir schoenen tohter. dô sach man bî ir stân
minneclîche vrouwen und manic schoene meit,
truogen vil der bouge unde hêrlîchiu kleit.

XI 1115—1139. 1164—1172. Rüdiger in Worms.
1236*—1238*. Kriemhild in Passau.
1240*—1260. Kriemhild vor und in Bechlaren.
XII 1277—1299. (1301. 1302). Kriemhild und Etzel.
1319—1322 in Etzelnburg.
XIII 1370—1387. Werbel und Swemel in Worms.
XV^a 1582—1607. Die Nibelungen in Bechlaren.
XV^a 1652. XV^b. XVI^a—XVII^b 1755. Die Nibelungen am hof Etzels.

Alle diese schilderungen bieten ein reiches, kulturgeschichtlich wichtiges material, das sich leicht zu einem einheitlichen bilde gruppieren lässt, wie ich dies in dem jezt erscheinenden Programm des Gymnasiums zu Mühlhausen in Th. versucht habe. Dass aber in einer solchen gesamtdarstellung die einzelnen handlungen sich so zusammenfügen lassen, dass sie eine folgerechte entwicklung bilden, beruht auf der gleichmässigkeit der vorstellungen und auffassungen, welche in diesen darstellungen waltet. Noch auffallender als dieses sachliche zusammenstimmen ist die ähnlichkeit, teilweise sogar gleichheit der form. Folgende zusammenstellung der parallelstellen, für deren anordnung im ganzen die in der erwähnten abhandlung aufgestelten gesichtspunkte massgebend gewesen sind, wird dieses erweisen.

(Hier folgt die tabellarische übersicht der parallelstellen; s. einlage).

Wie ist diese fülle von parallelen zu erklären, die mit ausnahme des liedes V durch alle lieder, deren inhalt die möglichkeit dazu bietet, sich hinziehen und besonders zahlreich uns entgegentreten, wenn wir die lieder IV^b, VI, XI, XIII, XVII^b mit einander vergleichen? Diese parallelen sind viel zu bedeutend, als dass sie sich auf die fast unbewuste einwirkung eines algemein verbreiteten und herschend gewordenen epischen stils gründeten. Auch in den gedichten der früheren periode finden sich nie so durchgreifende übereinstimmungen,[1] obgleich bei den kurzzeilen, die so oft das bezeichnendste wort im reime haben, eine gleichmässigkeit in der darstellung gleicher gegenstände noch viel näher liegt als in den langzeiligen strophen. Auch müste doch von der einwirkung eines so gebieterischen algemeinen epischen stils etwas zu merken sein in gedichten wie Alphart, Gudrun und, wenn auch in geringerem grade, in den kurzzeiligen Klage und Biterolf. Man muss also diese ansicht schon von vornherein beschränken auf die annahme eines stiles, der unter epischen dichtern einer gleichen zeit, einer gleichen landschaft, in gleichen äusseren verhältnissen und aus dem gleichen stande zur geltung gelangte. Und so hat man auch in der tat diese eigentümlichkeit erklärt. Es bestände demnach ein indirecter

1) S. Wackernagel, Litg.[2] s. 125 anm. 33.

zusammenhang zwischen den dichtern. Es lebte also in Östreich, am Wiener hofe oder wenigstens in beziehung zu demselben eine anzahl von dichtern ritterlichen standes, unter ihnen einer oder einige, die als mustergiltig angesehen waren und einen stil und ton der epischen darstellung angeschlagen hatten, mit dem die andern durch lesen, hören oder lernen vertraut geworden waren und in den sie daher öfter fast unwilkürlich hineingerieten, wodurch ihre dichtungen eine gewisse formelhaftigkeit und übereinstimmung erhielten. Sehen wir uns nun im Nibelungenliede nach solchen formeln und wendungen um, die jeder dichter, der diesem kreise angehörte, verwenden konte, gleichviel in welchem gebiete der volkssage er dichtete. Zu solchen lassen sich rechnen: IV^a 389, 2—4 = I 75, 4. 76, 3. 4; I 79, 4 = XI 1125, 3; XI 1259, 1. 2 = XVII^a 1675, 1. 2; XV^a 1593, 4 = II 261*, 4; III 278, 3. 4 = IV^b 532, 3. 4; IV^b 540, 4 = XI 1255, 4; IV^b 548, 4 = VI 737, 4; IV^b 551, 3. 4 = XII 1296, 1. 2. An allen diesen stellen lässt sich eine gewisse notwendigkeit des inhaltes erkennen, diese bringt bestimte wörter oder ausdrücke mit sich, und diese wider bewirken, dass die überlieferten, im gedächtnis des dichters zunächst noch schlummernden formen in sein bewustsein treten; auf diese weise schliessen sich an jene wörter oder ausdrücke die entsprechenden sätze mit den entsprechenden reimverbindungen.

Übereinstimmung herscht jedoch nicht bloss in strophen oder versen algemeinen inhaltes, die mit leichter änderung in jedem anderen epos von gleicher versform angewant werden könten, sondern auch in strophen, die einen entschiedenen Nibelungenstoff, womöglich noch durch reime gebunden, enthalten. Solche sind XI 1115—1116 = XIII 1370—1373, XV^a 1606 = XVII^b 1742. Gehören aber diese strophen unbedingt zum Nibelungenepos, so muss der tonangebende dichter ein Nibelungendichter gewesen sein. Solte nun in jenem kreise ein originaldichter den mittelpunkt gebildet haben? Das ist nicht denkbar, es müste sonst dieser in der schilderung des empfanges eine wunderbare vielseitigkeit entfaltet haben. Wenn es aber mehrere tonangebende dichter gewesen sind, solte man es da in der tat für möglich halten, dass gerade diese kein document ihrer tätigkeit hinterlassen haben, und nur das werk ihrer schüler uns vorliegt? Das ist doch höchst unwahrscheinlich: einer oder der andere würde sicherlich in unserem Nibelungenliede vertreten sein. Dann aber würde der zusammenhang der parallelstellen schon zum teil ein directer werden, und allerdings kann man es sich nicht vorstellen, wie ohne einen solchen so gleichmässige strophen sich gebildet haben solten. So würde die nächste frage sein: welche der stellen sind original und welche ahmen diese nach?

Zunächst müssen natürlich diejenigen unechten strophen nachahmungen sein, welche mit echten übereinstimmen. Und dieses müste sich durch nachweis von realen oder formalen mängeln bestätigen lassen.

IV** zeigt mehrere sehr starke anklänge an I. Als Gunther Siegfrieden und seine recken im hofe sieht, ist es ihm leid, dass er sie nicht kent (denn jedenfals wünscht er sie angemessen begrüssen zu können) 81. Als Gunther die jungfrauen in den fenstern der burg Brunhilds sieht, ist es ihm auch leid, dass er sie nicht kent 377*. In I fragt er deshalb Hagen, in IV* Siegfrieden. Das motiv ist aber in IV* gleich wider benuzt, und zwar möglichst unpassend. In I 87. 102 gibt der weltkundige Hagen die antwort: ich habe Siegfrieden zwar noch nie gesehen, aber es kann kein anderer sein als Siegfried, der dort so herlich geht: wir sollen ihn gut empfangen — wie kurz und treffend ist dadurch die erscheinung Siegfrieds charakterisiert! In IV 394*, das sich im ausdruck und reim sehr eng an 87 hält, wendet sich Brunhild an eine ganz beliebige ihrer mägde — die natürlich Siegfrieden viel besser kent als Brunhild selbst! — sie erhält den bescheid: ich habe zwar sonst keinen von jenen helden früher gesehen, doch einer ist darunter, der Siegfried gleicht, den solt ihr gut empfangen. In unechten strophen begegnet dieses motiv mit dem reim *gesehen : verjehen* noch zweimal: XI 1118*, 1. 2 und XIII 1372*, 1. 2, beidemal ist Hagen die auskunft gebende person; auch diese zwei stellen sind für beabsichtigte nachahmungen anzusehen. Am leichtesten lässt sich dieses bei XI nachweisen. Die antwort Hagens komt in ganz entsprechender form zweimal vor, 1118* und 1120. Die erste ist an sich überflüssig und leer und dient nur dazu, eine bemerkung über die kleider der gäste einzuleiten; dabei wird auch zum zweiten mal das herbergen erwähnt, und hierzu komt noch eine widerholung: das zweimalige fragen 1117, 4 und 1115, 4*. Also bildet 1115, 3* — 1116, 2* nebst 1118*. 1119* einen zusatz, bei dem der ungeschickte interpolator widerholungen nicht zu vermeiden vermochte und sich mit 1118*, 1. 2 ziemlich genau an I 87 anschloss, während 1120 freier ist. Mit diesem zusatz hängen nun auch die unechten verse an jener stelle in XIII zusammen. 1118*, 1. 2 stimt zu 1372*, 1. 2, ebenso 1370, 3*. 4* zu 1115, 3*. 4*, beide in die schon an sich ziemlich gleichen strophen 1115, 1. 2 + 1116, 3. 4 und 1370, 1. 2 + 1373, 3. 4 an derselben stelle einsetzend. Beide erweiterungen sind daher offenbar von demselben interpolator, der die anmeldung an den könig nach dem vorgang von I und VI (683) nicht unerwähnt lassen wolte und zugleich einen hinweis auf die prächtigen kleider für wünschenswert hielt. Dabei nahm

er jenes motiv von I 87 wider auf, ohne dabei zu berücksichtigen, dass dieses in XI schon an jener stelle verwant war.

Eine andere stelle von IV*, die sich als nachahmung verrät, ist 396*. 397*. *hundert oder mêre* steht an derselben stelle in 396* wie in III 278, *die truogen swert enhant* 397* und 277; dabei hat aber der interpolator nicht recht beachtet, dass es sich dort um einen festaufzug handelt, und lässt so für den empfang, der doch ein einfacher ist und jedenfals in einem gemach sich volzieht (vgl. 397*, 4), über sechs hundert menschen als Brunhilds gefolge zusammentreten, während dort nur hundert recken, über hundert frauen und eine entsprechende anzahl jungfrauen Uten und Kriemhilden begleiten.

II 260* — 263* zeigt eine solche armseligkeit des ausdrucks (z. b. *die im komen solden* 260*, 4. *dô si nu solden komen* 261*, 1. *daz si dâ solden tragen* 262*, 1. *die dâ solden komen* 262*, 3), dass man annehmen muss, der interpolator hat die in IV^b und XV^a widerkehrenden verse sich zusammengeborgt.

Ist man also befugt, das verhältnis der mit echten parallelen unechten stellen als ein directes und zwar als nachahmung anzusehen, so muss man nun weiter fragen, was für eine beziehung zwischen den vielen parallelen echten stellen waltet.

Die darstellungen zeigen nicht alle in demselben grade ähnlichkeit. Wesentlich unterscheidet sich der empfang in IV^a von den andern. In drei zeilen wird 389 ganz knapp und formelhaft der empfang durch die dienerschaft bezeichnet, dann folgt unmittelbar 398, die begrüssung durch Brunhild. Auch diese scheint mir in ihrer jetzigen form nicht die ursprüngliche zu sein: der stil der strophe stimt überein mit dem von VI 732, und deshalb ist *sît* (Lachmann *sî*) auch wol zu halten.

Dieselbe formel für den empfang durch die dienerschaft komt nur noch einmal vor mit ganz leichter änderung I 75. 76, aber durch zwei andere dazwischen stehende verse in zwei strophen verteilt. Die verbindung *rîter unde kneht : daz was michel reht* begegnet beim empfang noch einmal XV^b 1660, 1. 2. Wie I 76, 1 unterscheidet auch XV *recken, rîter* und *knehte* 1587, nicht so bestimt 1744. 1513. Vielleicht waren die zwei verse ursprünglich nicht mit jener formel verbunden. Sicher ist aber, dass der folgende abschnitt 77 — 101 nicht frei ist von einem hineingearbeiteten stücke, auch abgesehen von den unechten strophen. Es liegt nämlich ein widerspruch in der handlung, der nur durch irgend einen zusatz hervorgerufen sein kann. Gleich nach dem empfang fragt Siegfried nach Gunther und wird in den saal, wo der könig sich aufhält, gewiesen. Während dessen spielt sich im saal, wo man Siegfried bereits gesehen, eine ziemlich lange scene ab, 87 wird noch ausdrück-

lich von einem aufenthalt Siegfrieds auf dem hof geredet. Es ist entweder das hinzutreten von strophe 77—79 oder von 81—85 (86) gewesen, das diese störung veranlasst hat. — Das verhältnis von 87. 102 zu den unechten strophen ist schon besprochen und dabei auf die freiere widerholung in den echten XI 1120 hingewiesen. Aber auch diese stelle ist ihrem wesen nach von 87 durchaus verschieden. 87 hatte eine tiefere bedeutung; was aber hat es für einen zweck, wenn Gunther sich an Hagen wendet wegen der angekommenen fremden, und dieser erklärt: ich habe zwar Rüdeger lange nicht gesehen, aber er scheint es zu sein? Solte es ein hinweis auf Hagens vergangenheit sein, so wäre der doch zu unbedeutend. Ohne zweifel hat hier der dichter von XI das motiv aus dem älteren liede I nachgeahmt, zum teil mit beibehaltung der form. — Noch eine übereinstimmung mit einem späteren verse ist zu bemerken: 127, 3 = 1600, 3 — also zum dritten mal mit XV. Die beiden verse gleichen sich ganz merkwürdig und sind dabei doch in etwas verschiedenem zusammenhange. Seinem ganzen charakter nach ist XV jünger als I: aber weshalb solte der sehr gewante dichter von XV diesen einen vers entnommen haben? Und die worte, gerade an dieser stelle der strophe sind so zufällig, dass auch an eine epische formel nicht zu denken ist. Ich glaube, man kann sich der ansicht nicht verschliessen, dass der dichter von XV noch nachträglich an I geändert hat. Sonst aber fehlen in diesem liede wie in IV[a] die meisten der bei den übrigen empfängen vorkommenden züge, das verlangen des gastes, gleich selbst zum könig zu gehen, und eine begegnung von wirt und gast wie 103, 4 steht nicht in einklang mit den förmlichkeiten, die sonst beobachtet werden. So nimt also auch der empfang in I eine sonderstellung ein.

In der jüngeren fortsetzung von V schildert 647*—656* einen empfang, ohne eine parallelstelle zu haben mit ausnahme von 655*, 4: *der den schoenen wîben mit flîze dienen began.* Doch ist dieser vers mit dem vorhergehenden syntaktisch verbunden und unterscheidet sich insofern von den selbständigen formelhaften strophenschlüssen XI 1248, 4. 1250, 4. VI 735, 4. 736, 4. IV[b] 557, 4. Auch *rîter unde kneht : daz was michel reht* 646*, 1. 2 begegnet hier wider, aber nicht beim empfang und hat auch durch das zugefügte *meide unde vrouwen* einen etwas anderen charakter. Es ist dieses stück also nicht bloss durch seine weit geschicktere form von den meisten übrigen jüngeren zusätzen unterschieden, sondern auch durchaus selbständig gegenüber den älteren abschnitten gleichen inhaltes.

Nach abzug dieser abschnitte bleibt aber noch eine menge von darstellungen übrig, die sich so ähnlich sind, dass es zwischen ihnen

eine directe beziehung geben muss. Mit diesen wollen wir uns im folgenden ausschliesslich beschäftigen.

Durch eine sehr weit verzweigte verwantschaft zeichnet sich namentlich die darstellung des empfanges in XI aus, darauf folgen XIII, VI, IV[b], XVII[b], XV; hierzu kommen noch II, III, VII, XII; auch diese, und selbst solche darunter, bei denen der charakter des empfanges eine längere schilderung nicht zuliess, zeigen immer noch zahlreiche und auffallende ähnlichkeiten. Hätte hier eine nachahmung statgefunden, so müste doch, wie bei dem verhältnis der jüngeren strophen zu den entsprechenden älteren, wenigstens bei einigen sich priorität und abhängigkeit nachweisen lassen. Welche strophe aber solte wol den vorrang verdienen unter VI 698, XIII 1385, XI 1253, XVII[b] 1751, unter XV 1606 und XVII[b] 1742, unter VI 733 und XI 1254, unter IV[b] 532 und XV 1601? Man kann von keiner dieser strophen behaupten, dass sie nach form oder inhalt hinter den andern zurückstände oder zu ihren nachbarstrophen nicht recht passte. Bei den kleineren übereinstimmungen ist es vollends nicht möglich, eine spur der nachahmung aufzufinden.

Es würde sich aber auch eine solche annahme mit mehreren gründen entschieden zurückweisen lassen. Zunächst sind die ähnlichkeiten nicht auf einzelne gruppen beschränkt, sondern leiten zwischen den verschiedensten abschnitten hinüber und herüber. Wie soll man sich eine so complicierte nachahmung erklären? Die lieder selbst sind auch gar nicht so ungeschickt, dass ihre dichter das bedürfnis gehabt haben solten, sich ausdrücke, verse und strophen von andern in solchem umfange zu erborgen. Ferner dürfte doch wol unter all diesen dichtern in folge äusserer umstände einer oder der andere nicht ganz unter gleichem einfluss mit den übrigen gestanden haben, und selbst wenn man hiervon absieht, würde schon die verschiedene individualität der dichter es mit sich gebracht haben, dass bei dem einen die anlehnung an den musterdichter, oder sagen wir selbst die beeinflussung durch einen herschend gewordenen epischen stil, nicht dieselbe war wie bei dem andern, so dass je nach der grösseren oder geringeren freiheit der behandlung jene abschnitte sich von einander unterscheiden müsten. Vollends aber wäre nicht zu begreifen, wie es möglich ist, dass sämtliche dichter bei der angabe von gewissen gleichen gegenständen fast gleiche formelhafte verse und zwar an gleicher stelle gebrauchen, dass ferner einzelne ganz zufällige wendungen sich an gleicher stelle der strophe widerholen und unter diesen sogar solche, die überhaupt fast nur beim empfang und nur hier an derselben stelle vorkommen.

Ich werde diese bemerkungen näher erklären und begründen. Der empfang der boten wird beschrieben II, IV[b], VI, VII, XI, XIII. Diese

darstellungen sind, auch II und VII soweit wie möglich, sämtlich stereotyp gehalten. Wie ist es denkbar, dass sechs dichter diesen verlauf so analog darstellen und sich dabei in den ausdrücken so sehr widerholen? Die botschaften stehen aber auch nicht isoliert da, XVII^b z. b. zeigt sehr starke anklänge an dieselben.

Bei den grossen empfängen in IV^b, VI, XI spielen die frauen eine bedeutende rolle, die galanterie der ritter muste füglich dabei berücksichtigt werden, warum aber wird bei jedem jedesmal im vierten verse (1248. 1250. 737. 736. 557) dieses mit fast demselben algemeinen formelhaften ausdruck bezeichnet?

II 222, 3 und XV 1590, 3 heisst es an derselben stelle der strophe *dirre lieben maere, diu in dâ wâren komen : vernomen* und *diu lieben maere, diu er hete vernomen : komen.* Hieran schliesst sich das schon erwähnte I 127, 3 und XV 1600, 3 *Sîfrides knehten, man schuof in guot gemach* und *überal die knehte, si heten guot gemach.* Beides ist für eine nachahmung zu unbedeutend, für eine epische formel aber das erste zu nichtssagend, das zweite zu sehr durch zufall zusammengebracht. Und selbst wenn man diese stellen für formeln ansehen wolte, schreiben wol solche eine aufnahme in den dritten vers vor? Dieselbe frage würde entstehen bei VI 744, 3 und XVII^b 1755, 3 *alles des si gerten, des was man in bereit : geseit* und *verseit.*

XI 1127 stimt zu XVII^b 1750; an eine nachahmung würde hier am wenigsten zu denken sein: 1750, 3 ist entschieden kräftiger als 1127, 3, obgleich XI sonst das werk eines geschickten dichters ist. Auffällig ist auch der jedesmalige zusatz an gleicher stelle: *vil gerne tet man daz* und *mit vlîze tet man daz,* und in ganz entsprechender weise sezt widerum an gleicher stelle der dichter von VI zum schenken hinzu: *niht langer man daz liez* (697, 2). Dieselbe wendung begegnet im Nibelungenliede noch dreimal, nämlich bei der jagd VIII 902, 1 (*lie*), IV 556, 2 (*lie*), XVII^b 1746, 2 *daz langer niht enlie.* Warum komt nur bei schilderungen des empfanges diese wendung an der gleichen stelle der strophe vor, und warum an derselben stelle sich widerholend die entsprechenden wendungen?

Es gibt für alles dies keine andere erklärung, als: die sämtlichen analogen schilderungen des empfanges sind von einem dichter verfasst. So ist die merkwürdige übereinstimmung der form leicht erklärlich Wenn man heutzutage bei widerholter darstellung einer und derselben sache schon in gewöhnlicher ungebundener rede sich bemüht, mit dem ausdruck zu wechseln, wieviel mehr muste ein dichter schwierigkeiten haben, der in einer durch metrum, reim und strophe gebundenen rede und in einer immer noch etwas formelhaften poetischen diction sich

bewegt, deren handhabung innerhalb jener form ihm an und für sich schon nicht leicht war. Selbst in ein und demselben liede kommen solche widerholungen vor, z. b. II 151, 1 und 247, 1; IV^b 510, 1. 2 und 519, 1. 2; XI 1248, 4. 1250, 4. 1243, 3. 4. 1259, 3. 4. Die häufigkeit derselben und ihre grössere oder kleinere ähnlichkeit ist natürlich ein massstab für das talent des dichters; darum erscheinen sie zuweilen in ganz auffälliger weise in unechten strophen auch bei verschiedenem inhalt, z. b. II 200*, VI 739*, XIII 1428*, ferner VI 734* (vgl. XI 1126*, 3), I 3*, II 210*.

So ist auch der grund der sonstigen gleichmässigkeit dieser abschnitte klar. Selbst bei einer chronologischen, lokalen und sozialen zusammengehörigkeit einer mehrzahl von dichtern würde sich aus den vielen parallel laufenden und sich einander anschliessenden handlungen nicht ein solches system von regeln des empfanges ableiten lassen, es würde eine verschiedenheit des interesses und der erfahrung zur geltung kommen, so dass teils manche schwerer vereinbare züge neben einander stehen würden, teils lücken eintreten würden, weil der umfang der einzelnen schilderungen nicht so gleichmässig ausgefallen sein könte. Form, inhalt und charakter stimmen aber durchaus zu einander.

Hat sich also somit ergeben, dass diese schilderungen, soweit sie sich ähnlich sind, sämtlich von demselben verfasser herrühren, so ist damit nicht gesagt, dass auch die lieder, in denen sie vorkommen, erzeugnisse desselben dichters seien. Es lässt sich recht wol die möglichkeit denken, dass ein dichter, welcher etwa vereinigend und demgemäss auch erweiternd am Nibelungenliede tätig war, solche situationen, die sein interesse in anspruch nahmen, nach seinem geschmack umformte und erweiterte. Als eine solche erweiterung hebt sich sehr deutlich aus XVII der abschnitt XVII^b 1742—1753 und 1755 heraus, namentlich wenn man ihn an XVII^a anschliesst, aber auch die übrigen, besonders die mit der Thidrekssaga übereinstimmenden teile stechen mit ihrer einfacheren darstellung und ihrer rasch sich entwickelnden handlung sehr ab gegen diesen breit geschilderten und in aller form sich bewegenden empfang. Wie hier, kann der dichter noch öfter verfahren sein: er mag manchmal an einzelnen strophen umgemodelt und zugesezt haben — so wird ihm auch die botschaft Rüdegers im wesentlichen schon vorgelegen haben — an anderen stellen hat er grössere stücke hinzugefügt wie z. b. in IV^b. Auch in I 76, 1. 2. 127, 3 und IV^a 398 kann man die hand dieses dichters erkennen (vgl. s. 234 fg.). Selbstverständlich wird er sich nicht damit begnügt haben, bloss empfänge zu beschreiben; wir sahen bereits, wie auch die festschilderung in III eine verwantschaft mit diesen empfangsschilderungen zeigt. Hiermit ist auch gleich die

tendenz des dichters bestimt. Er gehört eben zu denen, welche das volksepos in höfischem geschmacke ausgebaut haben.

Gehen wir nun darauf ein, die stellung des dichters in der entwicklung der höfischen poesie und des in ihr zum ausdruck gebrachten ritterlichen lebens näher zu bestimmen, so stossen wir gleich bei den schilderungen der grossen festlichen empfänge auf einen höfischen charakter des lebens und der darstellung desselben. Dieser zeigt sich ganz besonders in der art und weise, wie der minnedienst bereits sich geltend macht. Die galanterie in den diensterweisungen gegen die frauen wird stets geübt und öfter als nötig erwähnt (IV[b] 557, 4 u. ö.), die recken zeigen ihre künste vor den frauen (VI 738, 4. XI 1247, 4), sie finden grosses vergnügen an der unterhaltung mit ihnen (IV[b] 555), überhaupt an ihrer geselschaft (556, 4), sie freuen sich an ihrer schönheit, an ihrem feinen benehmen, es ruft dies ihr lob hervor und fordert überhaupt ihre kritik heraus (IV[b] 548, 4. 549. 550. VI 736. 737). Höfischer prunk ist in massvoller weise angewendet: die zurüstungen, der kleiderschmuck, der festaufzug, dazu die waffenspiele bilden die hauptmomente dieser feste.

Die algemeinen formen des empfanges aber sind durchaus frei von höfischer etikette und lassen sich wol erklären aus naheliegenden äusseren umständen und natürlichen gefühlen des anstandes und der freude. Selbst da, wo ein gewisses ceremoniell diesen formen anhängt, ist es nicht neue höfische sitte, sondern zugleich brauch früherer zeiten. Eigentümlich ist nur, dass solche selbstverständlichen handlungen uns jedesmal mit gleicher umständlichkeit angegeben werden. Fast regelmässig wird bei den gesantschaften das nachsuchen und erteilen des urlaubs erwähnt, stets wird hervorgehoben das wilkommen, das grüssen, danken, neigen und alle die sonstigen höflichkeitsformen und -formeln. Auch die im leben üblichen erweiterungen des grusses oder dankes lässt der dichter sehr häufig seine personen aussprechen, so z. b. die freuden- und freundschaftsbezeigung des bewilkomnenden wirtes VI 698, 3. 4. 732, 4. XI 1253. XIII 1385. XV 1596, 4. XVII[b] 1751. 1752. An diesen formen selbst ist also nichts speciell höfisches wahrzunehmen; auch ist ja natürlich, dass diese grundformen sich in der zeit ziemlich gleich bleiben, so dass sie wol selbst bei einem entschieden höfischen dichter nicht höfischer sein könten. Aber die ganze behandlungsweise ist es, welche die höfische tendenz des dichters bekundet. Denn offenbar will er die formen als solche hervortreten lassen, um uns zu belehren, wie in dem leben der höfischen kreise, das er schildert, von den formen des anstandes nichts unterlassen wird. Freilich ist er hierbei ausser stande, über die gewöhnlichen formen viel hinauszugehen, daher

diese widerholungen, dieses verweilen bei dem selbstverständlichen, diese gleichförmigkeit des ausdrucks.

Der dichter begnügt sich aber nicht damit, uns nur von dem mass der anwendung jener formen eine anschauung zu geben, er will uns auch die überzeugung beibringen, dass die art und weise ihrer anwendung durchaus den regeln höfischen anstandes entsprach. Schon die handelnden personen nahmen es hiermit recht gewissenhaft. IV[b] lässt Gunther sehr ausdrückliche bestimmungen über den hergang des empfanges an Ute und Kriemhild überbringen, in demselben sinn ermahnt VI Gunther Brunhilden, seine gäste schön zu empfangen; XV erteilt Rüdeger genaue bestimmungen über die form der begrüssung. Niemals aber versäumt der dichter in algemeinen ausdrücken die art und weise des empfanges als eine feine, höfische zu bezeichnen. In allen darstellungen stehen neben dem *enphâhen, grüezen, sprechen* ausdrücke wie *vil wol, schône, güetlîche, minneclîche, gezogenlîche, zühteclîche, mit êren* usw.; dazu *sô minneclîch enphâhen gehôrte man noch nie* 546, 2 und ganze strophen wie VI 730. XIII 1378, auch I 104 (abweichend von dem sonstigen charakter dieses liedes). Ebenso werden die mit dem empfang verbundenen nebenhandlungen charakterisiert: *mit vil grôzen zühten vrou Kriemhilt dô gie* IV[b] 544, 1. *dâ wart minneclîchen genomen bî der hant* 547, 2, s. auch 554. *in zühten grôze nîgen, und küssen minneclîchen* VI 737, 2. 3. *der hêrre stuont von sedele, daz was durch grôze zuht getân* XI 1125, 4. *mit zühten zuo einander gie vil manic meit* XI 1255, 1. *vil minneclîchen dienest Rüedigêr dô bôt* 1262, 1. *hey waz man grôzer zühte an den von Burgonden vant* XV 1602, 4.

Man sieht also, wie der dichter, um eine vorstellung von den feinen formen dieses hoflebens zu erzeugen, einerseits immer wider die formen als solche vorführt, anderseits uns unablässig auf die feinheit, die bei der ausführung derselben beobachtet wird, nachdrücklich hinweist. Aber auch was dieses leztere betrift, so wendet er vorwiegend die algemeinen bestimmungen an stelle der bezeichnenden handlung an.

Fassen wir dieses alles zusammen, so müssen wir über die stellung des dichters in der entwicklung der höfischen poesie folgendermassen urteilen. Der dichter will höfisches leben zur darstellung bringen, er weiss schon von demselben und ist dafür eingenommen, aber er kent es nur aus der ferne: seine erfahrungen darin sind noch nicht so umfangreich, dass er seiner phantasie eine genügende fülle von vorstellungen zugeführt hätte, um bunte, wechselvolle bilder des höfischen lebens zu entwerfen. So erhalten seine schilderungen einerseits etwas gleichförmiges, anderseits etwas gesuchtes, da sein bestreben, höfisch

zu sein, zu oft und auch an nebensächlichen umständen sich geltend macht. Es fehlt noch die unbefangenheit und frische der eigentlichen höfischen dichter, welche dem sie umgebenden schönen dasein mit voller seele sich hingegeben haben und ihrer freude daran fast unwilkürlich in ihren dichtungen ausdruck geben.

Ein solcher dichter muss entweder einer zeit angehören, wo das höfische leben noch nicht in seiner ganzen reichhaltigkeit oder zu einer solchen geltung sich entfaltet hatte, dass es auch den vorstellungskreis der dichter beherschte, oder er muss einer landschaft angehören, in welcher das höfische leben noch keinen rechten boden gewonnen hatte. Berücksichtigen wir diese beiden forderungen zusammen, so werden wir auch hierdurch hingewiesen auf das ende des 12. jahrhunderts und auf Östreich. Am Wiener hofe scheint die volle höfische galanterie und etikette nie so ganz durchgedrungen zu sein, da in Östreich in folge seiner lage wie bei dem naiveren charakter seines volkes die verhältnisse für die entwicklung des feinen ritterlichen geselschaftlichen lebens weniger günstig waren als im westen und in Thüringen.

MÜHLHAUSEN I. THÜR. EMIL KETTNER.

LITTERATUR.

C. Juli Caesaris belli Gallici libri VII, accessit A. Hirti liber octavus. Recensuit **Alfred Holder.** Freiburg i. B. und Tübingen 1882. Akademische verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. 396 s. 8°.

Obwol drei neuere ausgaben des bellum Gallicum mit kritischem apparat (von Nipperdey, Frigell und Dübner) existieren, so komt die vorliegende dennoch einem lebhaft gefühlten bedürfnisse entgegen. Denn abgesehen davon, dass Nipperdeys grössere ausgabe längst vergriffen und sehr selten geworden ist und auch bei den beiden anderen äussere gründe einer weiteren verbreitung im wege stehen, ist auch von keinem dieser gelehrten die aufgabe, alle überflüssigen handschriften auszuscheiden, von den für die textesgestaltung massgebenden dagegen absolut zuverlässige und genaue collationen zu geben, in vollem umfange erfült worden. Dies hat sich Holder vorgenommen, und bei seiner bekanten akribie und seiner reichen erfahrung im handschriftenlesen dürfen wir dies buch mit dem vertrauen zur hand nehmen, endlich ein ganz sicheres fundament für die texteskritik des Cäsar gewonnen zu haben. Wenn ich dies als das hauptverdienst der arbeit bezeichne, so soll damit keineswegs geleugnet werden, dass auch die gestaltung des textes mit gewissenhafter benutzung der leistungen anderer und mit besonnenem urteil vorgenommen ist, dass sich dem herausgeber im ganzen ebenso wenig wilkürliche neuerungssucht als ein ängstliches und vorurteilsvolles festhalten an jedem buchstaben der überlieferung vorwerfen lässt. Druck und papier sind, wie bei allen neueren unternehmungen der rührigen verlagshandlung, vortreflich.

HALLE A/S. W. DITTENBERGER.

Islendzk Aeventýri. Isländische legenden novellen und märchen herausgegeben von **Hugo Gering**. Erster band: Text. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1882. XXXVIII, 314 s. 8°. ℳ 5,40.

Durch die sorgfältige samlung, deren ersten band ich vorläufig kurz anzeigen möchte, indem ich eine eingehendere besprechung bis zum erscheinen des zweiten zurückhalte, hat Gering ein neues gebiet der isländischen litterarischen tätigkeit im mittelalter dem studium zugänglich gemacht. Isländisch sind die legenden, novellen und schwänke — lezterer ausdruck scheint mir den vorzug zu verdienen vor „märchen" —, die *æfintýri* der vorliegenden samlung freilich nur der sprache nach. Ihren stoffen nach sind sie grösstenteils, wenn auch nicht ausnahmslos, international. Allein sie waren schon deswegen einer veröffentlichung, auch vom litteraturgeschichtlichen standpunkte aus gesehen, durchaus wert, weil sie, wie es den anschein hat, zum teil nach verlorenen ausländischen quellen abgefasst sind. Andererseits sind auch die *æfintýri* von beträchtlichem werte für unsere kentnis des isländischen wortschatzes: sie enthalten eine ziemliche anzahl von ausdrücken, die in den wörterbüchern fehlen. Beide punkte sollen hier nicht erörtert werden, da der herausgeber einen zweiten band, der die anmerkungen und ein ausführliches glossar bringen wird, für eine nahe zukunft in aussicht gestelt hat. In den anmerkungen wird über die quellen der einzelnen stücke und über verwante erzählungen anderer litteraturen gehandelt werden. Die bekante sorgfalt des verfassers, sowie die unterstützung Reinhold Köhlers sind uns bürge für die reichhaltigkeit und den wert derselben.

Der vorliegende erste band enthält den text von 48 legenden und 44 kleinen novellen und erzählungen, von denen 28 aus der Disciplina clericalis stammen Dazu kommen noch 8 fragmente. Von diesen 101 stücken waren bisher bloss neun veröffentlicht, welche ich zur leichteren übersicht hier zusammenstelle:

Nr. 3 *af Marcellino páfa:* Heilagra manna sögur (Christiania 1877) I, 714—716; vgl. Postola sögur (Christ. 1874), s. 467 ff. [Möbius, Verzeichniss s. 85].

Nr. 11 *frá Karlamagnúsi:* Karlamagnus saga udg. af C. R. Unger (Christ. 1860), s. 541—47. Jedoch beruht Ungers text ausschliesslich auf zwei papierhandschriften, während Gering für den anfang die pergamenthandschriften cod. AM 657 B 4° und cod. AM 238 fol. benutzen konte (vgl. Cederschiöld, Germ. 25, 141 und Gering s. XXXII f.).

Nr. 19 *af ágirnd Absalons erkibiskups ok af einum bónda:* Fornmanna sögur XI, 440—446 und in G. Vigfússons Icelandic Prose Reader (Oxford 1879), s. 234—236.

Nr. 23 *Jóns þáttr biskups Halldórssonar:* Biskupa sögur II. (Kph. 1878), 223-230.

Nr. 24 *af biskupi ok púka:* Postola sögur (Christ. 1874), s. 383—389.

Nr. 79—82 in K. Gíslasons 44 Prøver (Kph. 1860), s. 410—432.[1]

Alles übrige findet sich hier zum ersten male gedruckt. Über die benuzten handschriften — 19 im ganzen — gibt die vorrede (s. VIII—XXXIII) die nötige auskunft. Die hauptsächlichste ausbeute gewährten zwei arnamagnäische membranen und eine Stockholmer papierhandschrift. Ein teil des materials wurde dem herausgeber von Möbius überlassen, das meiste hat er jedoch selber abgeschrieben oder abschreiben lassen, und alle abschriften sind nachträglich mit den handschriften verglichen.

Die texte sind normalisiert, und zwar nach massgabe der älteren teile des cod. AM 657 B, 4°. Diese handschrift, deren inhalt G. Cederschiöld, Germ. 25, 129 ff. verzeichnet hat, besteht aus bruchstücken von zwei hss., von denen die ältere (vom

1) Ausserdem das *Formáli A* (nach Cod. AM 657 B, 4°) in der einleitung zu Cederschiölds ausgabe der Clarus saga (Lund 1879), s. III.

herausgeber mit B bezeichnet) der mitte des XIV. jahrhs, die jüngere (C¹) dem ende des XIV. oder dem anfange des XV. jhs angehört. Die orthographie von B ist ausführlich von Gering besprochen (s. XIII — XXIII), welcher mit recht bemerkt, dass sie überall noch die traditionen des XIII. jhs erkennen lässt. Dennoch hätte meiner ansicht nach die entscheidung für die rechtschreibung dieser hs. bei sämtlichen texten einer eingehenderen rechtfertigung bedurft. Die durchführung einer normalisierten schreibung war allerdings hier ebenso geboten, wie G. sie in seinen ausgaben der Finnboga saga und des Ǫlkofra þáttr mit recht gemieden hat. Ich weiss, dass diese leztere ansicht nicht von allen geteilt wird,[1] allein über die zweckmässigkeit der normalisierten texte der vorliegenden publication wird es kaum streit geben können. Von den hauptquellen ist die eine (Cod. AM 624, 4°, von G. mit A bezeichnet) erst um die mitte des XV. jhs geschrieben und zeigt im lautstande, der formenlehre und dem wortvorrat schon vielfache annäherungen an die neuere sprache Islands (Gering s. IX f.); eine zweite, der Cod. Holm. chart. 66 fol. (a), ist im jahre 1690 geschrieben; und auch der jüngere teil des Cod. AM 657 B, 4°, zeigt bereits einen „etwas verwilderten charakter“ (s. XXIII). Es muste also eine einheitliche orthographie gewählt werden, zumal der herausgeber mit recht bei denjenigen stücken, welche in drei alten, von einander unabhängigen hss. überliefert sind (namentlich nr. 81, 1. 2. 82) den versuch einer kritischen reconstruction des archetypus gewagt hat. Inwiefern nun dieser einheitlichen orthographie die hs. B mit recht zugrunde gelegt wurde, muss eine untersuchung über die zeit der entstehung der samlungen lehren, welche in diesem bande vereinigt sind. Vermutlich wird der zweite band hierüber näheres bringen. Dass die ältere samlung des Cod. 657 B, 4° vom bischof Jón Halldórsson (1322 — 1339) aus dem Lat. übersezt sei, hat Cederschiöld, Germ. 25, 130 vermutet, weil die von Gering auf s. 3 gegebene vorrede (*formáli A;* Cederschiöld betrachtet sie als „nachrede“) unmittelbar auf die Clarus saga folge, welche wahrscheinlich von dem bischof übersezt ist (vgl. Clarus saga ed. Cederschiöld, Lund 1879, s. II). Allein jene vorrede bezieht sich wol eher auf die übersetzung der Disciplina clericalis des Petrus Alfonsi, welche sich ursprünglich in der hs. an sie angeschlossen hat (Gering s. XII. XXX).

Die textesherstellung gibt mir zu keinen bemerkungen anlass. Wie in den früheren arbeiten des herausgebers erhält man auch hier den überaus woltuenden eindruck äusserster sorgfalt. Wo mehrere hss. vorlagen, ist in jedem einzelnen falle mit umsicht verfahren (vgl. nr. 11. 16. 17. 23. 24. 26. 78. 81. 82. 83. 90). Im übrigen ist vieles glücklich gebessert, in den aus a aufgenommenen stücken namentlich nach dem lat. originale, kleinere lücken sind in eckigen klammern ergänzt. Auf einzelheiten einzugehen unterlasse ich, so lange nicht die anmerkungen und das glossar erschienen sind.

Ich berichtige schliesslich einige versehen der vorrede. Auf s. XXVIII findet sich die angabe, die hs. H (Cod. AM 764 A, 4°) sei vom herausgeber „nur für nr. XXIII benuzt“. Dagegen ist nach s. 24 das stück 7 (*af Tiberio keisara*) aus dieser hs. aufgenommen. Wo steckt das versehen? — Auf s. XXX, z. 6 v. o. ist in der angabe der reihenfolge der in a erhaltenen *æfintýri* das stück LXXVI (s. 198 — 200) vergessen. — Nicht ganz genau ist die bemerkung auf s. XXXIV „dagegen erwiesen sich in nr. LXXXI, 1. 2 und LXXXII neben C die handschriften FL als gleichwertige, unabhängige repräsentanten des archetypus“, denn nur das stück 81, 1. 2 ist in CFL, 82 dagegen in CFG (und a) überliefert, vgl. s. 232.

1) Vgl. diese Zs. 11, 373 und Gerings bemerkungen in den Beitr. zur deutschen phil. (Halle 1880), s. 3 f.

Dass man dem zweiten bande des interessanten werkes mit den besten erwartungen entgegensehen darf, brauche ich nach dem gesagten nicht ausdrücklich hervorzuheben. Meine besten wünsche begleiten den herausgeber bei der vollendung einer arbeit, die sich durch ruhige überlegung und sorgfältige feile vorteilhaft auszeichnet vor anderen deutschen publicationen auf altn. gebiet aus allerneuester zeit, welche, für den anfänger bestimt, diesen durch unklare und sprunghafte darstellung mehr verwirren als fördern müssen.

GRONINGEN, 1. JAN. 1883. B. SYMONS.

Althochdeutsches lesebuch. Zusammengestellt und mit glossar versehen von **Wilhelm Braune.** Zweite auflage. Halle, Niemeyer 1881. VIII. 228 ss. 8°. Preis ℳ 3.

Die Sprache und Litteratur Deutschlands bis zum zwölften Jahrhundert. Für Vorlesungen und zum Selbstunterricht bearbeitet von Dr. **Paul Piper.** Erster Theil: Litteraturgeschichte und Grammatik des Althochdeutschen und Altsächsischen. IX. 471 ss. Zweiter Theil: Lesebuch des Althochdeutschen und Altsächsischen. VIII. 256 ss. Paderborn, Schöningh, 1880. Preis ℳ 7,50.

Über die anlage des Brauneschen althochdeutschen lesebuchs, dessen zweite auflage rasch auf die erste (1875) gefolgt ist, sind die leser dieser zeitschrift bereits durch die eingehende besprechung von K. Zacher (bd. VII, 459—466) unterrichtet. Die auswahl der texte ist in der neuen auflage im wesentlichen dieselbe geblieben. Hinzugefügt sind die von Barack aufgefundenen beiden gedichte, Memento mori und Ezzos gesang nach dem Strassburger fragment, die Hamelburger und Würzburger markbeschreibungen (der eigennamen halber); die stücke aus Isidor sind etwas vermindert, die auswahl aus den Fragmenta theotisca nach den Friedländerschen entdeckungen etwas verändert worden. Zu einem capitel aus Isidor und zur Exhortatio sind die lat. texte hinzugefügt, entsprechend einem a. a. o. geäusserten wunsche, ausserdem ist die lateinische zuschrift Otfrids an Liutbert in die anmerkungen aufgenommen, was sehr zu billigen ist. Text und glossar sind im wesentlichen dieselben geblieben, nur dass im lezteren der wortschatz der neu aufgenommenen stücke und, was der anfänger besonders dankbar begrüssen wird, der des niederdeutschen anhangs volständig eingetragen ist. Lücken sind dem ref. nach längerem gebrauche des buches nicht aufgefallen; doch mögen ein paar andere punkte aus dem glossar hier noch gelegentlich zur sprache gebracht werden.

In der einordnung der mit tonloser partikel beginnenden composita ist der verf. nicht ganz consequent gewesen; während er im algemeinen nach der tonsilbe ordnet, finden wir fälle wie *âbólganhêd* s. 168, *antsíbunta* 170 unter *a*, *forûʒan* 182 unter *f*, während *irbólgono* adv. 173 unter *b* verzeichnet ist. Für eine neue auflage würde es sich empfehlen, hier volle consequenz herzustellen, oder doch verweise einzufügen, wodurch z. b. in den gegebenen fällen die zusammengehörigkeit von *âbolganhêd* und *irbolgono*, *antsibunta* und ahd. *sibunzo* s. 209 sofort hervorträte. S. 169 hätte unter *alah* vielleicht neben ags. *ealh* auch got. *alhs* gerade wegen seines abweichenden geschlechtes mit vorteil angeführt werden können. S. 170 wird *antlutti*, *antluzzi* mit got. *wlits* etc. zusammengestelt. Muss man nicht vielmehr in *antlutti* das got. *ludja*, alts. *lud* erkennen, und in den formen mit *zz* eine umgestaltung dieser bildung durch den einfluss einer in ihrer reinen gestalt verloren gegangenen ableitung von *wlîtan*, wie ags. *ondwliota?* — S. 171, z. 4 l. *âdum*. Ebenda wird s. v. *irbeiʒʒen* die alte erklärung widergegeben, wonach dies

verbum eigentlich „beissen, weiden lassen“ bedeute; vielleicht denkt man aber richtiger an ags. *bǽtan* „zäumen“, so dass *irbeizzen* eigentlich „abzäumen“ hiesse; so komt auch die präposition *ir-* besser zu ihrem rechte. S. 173ᵇ dürfte als älteste form nicht sowol *brûhhen* als *brûhhan* anzusetzen sein, da das präsens dieses verbums ohne zweifel ursprünglich stark ist, wie *bringan;* alts. ags. *brûcan* im verein mit dem mangel des umlauts im hochdeutschen beweisen doch mehr als got. *brûkjan.* — S. 174ᵇ sind *thanân, thanana* und *thanne* zu éinem artikel vereinigt, was gewis nicht zu billigen ist (wie denn Braune selbst *hwanân, -ana* von *hwanne* trent). — S. 177ᵃ wird ein fem. *ëbana, ëbina* angesezt: ich weiss nicht, ob auf andere belege gestüzt, als Otfrids *mit ebinu,* welches wie mir scheint von Kelle samt dem dativ *zi ebine, mit ebine* richtiger zu einem stn. *ëbini* gestelt wird. — S. 178ᵇ sezt Braune *enterî* als f. an, es könte aber auch stn. sein (so Kelle). — S. 179ᵇ wird *fangan* neben *fâhan* doch wol nur auf grund von *fangentemo* s. 22, 14 angesezt; im text hat Braune selbst mit recht die notwendige besserung *frâgêntemo* aufgenommen; *fangan* im glossar ist also zu streichen. — S. 180ᵇ *fërs* m.; in der älteren zeit scheint das wort vorwiegend n. zu sein; jedenfals muss schon wegen Otfr. I, 1, 44 (Braune s. 89) das neutrale geschlecht mit angegeben werden. — S. 181ᵃ unter *viginscapht* l. *fiantscaf;* ebenda fehlt n. hinter *filz-hûs.* — S. 182ᵇ bringt unter *fluohhôn* auch „got. *flêkan*“; es genügt hierzu auf Braunes Got. gr. § 179, anm. 4 und Bezzenberger, Got. *A*-reihe (1874) s. 56, anm. 4 zu verweisen. — S. 182ᵇ l. *frâno* statt *frano.* — S. 187ᵃ, z. 10 ist 13, 20 statt 13, 18 zu lesen. — S. 194ᵇ hat sich Braune wol durch die bemerkung Scherers in den Denkmälern s. 632 f. mit dem verweise auf *trahta* trachten, Graff V, 514, verleiten lassen, *crûcithrahto* in der Lorscher beichte mit „trachten nach dem kreuze“ zu übersetzen und mit Scherer zu *trahta* einen ganz unglaublichen nebenstamm auf *-i* anzunehmen, während das wort doch offenbar gleich mhd. *kriuzetraht,* kreuztragen, ist, wofür das mhd. wb. III, 78 f. und Lexer I, 1743 hinlängliche belege geben. — S. 197 lies *lîd* n. statt *lid* m. und got. **leiþu* statt *leiþus,* vgl. Graff II, 192 und Gallée, Gutiska I, 38. — S. 202 ist *muntburt* wol als f. anzusetzen nach alts. *mundburd,* ags. *mundbyrd.* — S. 213ᵃ, z. 10 v. u. Für got. **staþ(s)* ist das geschlecht nicht belegt. — S. 214ᵇ l. *zistrutten, zistruddan* statt *zistruten, zistrudan* (wenn nicht etwa das *u* lang sein solte). — S. 217 wäre besser *triuwa, gitriuwi* als älteste form anzusetzen gewesen, statt *triwa, gitriwi;* bei *hriuwa* s. 189 nimt ja auch Braune die gruppe *iuw* wie es scheint als ursprünglich an; und dass got. *iw* und *iggw* auch im deutschen geschieden waren, lehrt ja die verschiedene behandlung von worten wie *deo, kneo* einer- und von *triuwa, hriuwa* u. ä. andererseits sofort. Bei *trûwên* etc. würde ich (wie Braune dies auch bei *bûan* s. 174ᵃ tut) umgekehrt lieber *trûên* voranstellen, da gerade die ältesten denkmäler das *w* nicht zu haben pflegen (Paul-Braune, Beitr. VI, 569). — S. 218ᵇ wäre *umbiwurft* trotz des dativs *umbiuuurufti* Rb (Ahd. gll. I, 541, 42) doch nach ags. *ymbhwyrft* vielleicht als m. anzusetzen. — S. 219ᵇ l. *unkund* statt *unkunt,* vgl. *kund* s. 194ᵇ.

Zwischen die beiden auflagen des Brauneschen lesebuches fält das erscheinen des handbuches von Piper, dessen zweiter teil, das lesebuch, hier im anschlusse an Braune zunächst besprochen werden möge. Das werk ist im wesentlichen dem Braunes nachgebildet; insbesondere folgt Piper seinem vorgänger in dem praktischen verfahren, im glossar den ostfränkischen lautstand zu grunde zu legen. Die auswahl der texte ist selbstverständlich im grossen und ganzen dieselbe. Zweckmässig erscheint mir die, sichtlich Müllenhoffs Sprachproben nachgeahmte, stärkere heranziehung urkundlicher namensamlungen, zweckmässig auch die ebenfals nach Müllen-

hoffs vorgange eingeführte nebeneinanderstellung entsprechender stücke aus den Monseer fragmenten und Tatian in parallelcolumnen. Dagegen würde man die stücke aus dem Annolied, der Wiener Genesis und das Melker Marienlied ohne schaden entbehren. Ist somit was den stoff anlangt, Pipers buch ebenso brauchbar als das Braunes, so steht es an sauberkeit der ausführung weit hinter diesem zurück. Die bei P. herschende ungenauigkeit der quellenwidergabe berührt aber um so widriger, als der verf. durch die für die zwecke eines handbuches meist ganz überflüssige verzeichnung von minutien der handschriftlichen überlieferung (wie correcturen und rasuren) den schein einer ungewöhnlich scrupulösen sorgfalt erweckt. Ich will zum belege die resultate einer vergleichung der stücke aus der Benedictinerregel (4½ columnen), Isidor (8½ seiten) und den Hymnen (5 columnen) mit den originalen hersetzen. Benedictinerregel: 27, 10 lies *giv* für *giu*. 28 *sôhuuazzô* für *sôhuazzô*, 28, 1 *missilîhho* für *missilîho*, 9 *desero* für *desere*, 29, 1 *farlaazzante* für *farlaazante*, 31 *edo* für *edu*; dazu an falschen quantitäten 27, 19 *plivves* statt *plîvves*, 27, 20 *keuueihhete* (so s. 256 berichtigt für *heuueihhete* des textes) statt *keuueihhête*, 27, 29. 28, 21 *vvannant*, 27, 31 *uuannant* statt *vvânnant* etc. (im glossar fehlt das wort), 30, 12 *vvizzi* statt *vvîzzi* (zu 30, 24 ist derselbe fehler s. 256 berichtigt); 31, 7 *keduht* statt *kedûht*, 13 *intluhhan* statt *intlûhhan*; falsche wortabteilungen: 27, 26 *cot chundlîhho* für *cotchundlîhho* divinitus, 29, 18 *ûzankangante* statt *ûzan kangante* sed ambulantes, 30, 30 *filu sprâhhu* statt *filusprâhhu* multiloquio. Ferner finde ich 27, 15 die abkürzung *k̄* aufgelöst durch *keuuisso*, sonst *kevvisso*; und in sonderbarem widerspruch zu des verfassers sonstiger manier steht seine gewohnheit, nicht ausgeschriebene worte der hss. einfach zu ergänzen, ohne die handschriftliche lesart kentlich zu machen, sobald nicht ausdrücklich ein abkürzungszeichen steht. So wird z. b. zwar k*evvisso* gesezt, weil die hs. *k̄* hat, aber 27, 33 *municho*, 29, 14 *truhtîn qhuuidit* in einfachem antiquadruck ohne kentlichmachung der ergänzung, obwol die hs. nur die endungen *cho*, *tin*, *dit* bietet. — Ähnlich im Isidor: 34, 9 lies *gheistliihhe* für *-liihe*, 11 *hę̂rduome* für *hêrduome*, 14 *liihhe* für *liihe*, 16. 24 *hę̂rduom* für *hêr-*, 19 *chibot* für *gibot*; 35, 3 *oh* für *ob*, 31 *ęrnustliihho* für *ernustliiho*, 33 *offanliihhôst* für *-liihôst*; 36, 4 *dhazs* für *dhasz*, 23 *endi* für *ende*, 30 *ę̂r* für *êr*; 37, 1 *liihhi* für *liihi*, 11 *ę̂rrin* für *êrrin*, 29 *ędhili* für *edhili*; 38, 10 *-œhti* für *-œhti*, 17 *quidhit* für *quhidit*, 19 *hebrœischin* für *hebrœischin*, 31 *aerdh-* für *aerd-*, 39, 4 *chunne fleisches* für *chunnes fleische*, 10 *riihhes* für *riihes*, 21 *noh* für *im*; 40, 1 *uuaxsmin* für *uuasmin*, 5 *œuuîn* für *œuuîn*, 15 *ę̂uûn* für *êuûn*, 18 *riihhe* für *riihe*, 27 *riihhisôn* für *riihisôn*, 30 *ę̂r* für *êr*, 14 *armhęrzîn* für *-herzîn*; 42, 14 *ę̂ruuirdhîc* für *êr-*, 16 *aerliihho ę̂ra* statt *aerliiho ęra*, 19 *ebrœischin* für *ebrœischin*. Unter diesen fehlern ist besonders die gänzliche nichtbeachtung des *ę* zu rügen, das doch genau denselben wert hat wie *æ* und *ae*, und bei Isidor deswegen sprachgeschichtlich besonders interessant ist, weil es beweist, dass schon damals das sogenante gebrochene *ë* den offenen *ä*-laut gehabt hat; s. die beispiele bei Weinhold p. 62 f (es fehlt daselbst s. 63 *ęruuirdhic* 39, 24); die beispiele für *æ*, *ae* in deutschen worten sind *aer* 11, 7. 28. 17, 4. 21, 19. 23, 9. 27, 23, *maer* 25, 20, *aerliihho* 39, 18, *aerliihhu* 41, 2, *aeruuirdighin* 39, 28, *-æhti* 29, 14; es steht also der *ä*-laut einmal (wie in Pa. etc.) für den aus *ai* contrahierten monophthongen, sodann aber, mit einziger ausnahme von *ędhili* 27, 27, neunmal für *ë* (denn *ërnust-* wird von Weinhold a. a. o. mit unrecht zum umgelauteten *e* gestelt. — Ganz unklar ist mir das verhältnis Pipers zu der collation Kölbings. Fünfmal sezt er lesungen Kölbings, wie es scheint als conjecturen, in den text (34, 30 *dhes*, 35, 22 *dheonôndiu*, 28 *langhe*, 37, 9 *uzs*, 38, 6 *gheba*) und bemerkt in den varianten die abweichenden lesungen

Holtzmanns, dann lässt er wider die 39, 17 in *ûzsonôndêm* die falsche lesung im texte stehen, und merkt an, dass Kölbing *uzssonondem* liest; 39, 20 schreibt er endlich im text *antdhecchitero*, dazu wird als lesart ohne weitere bemerkung der hs. *antdhec chi.* $\overset{t}{d}$*ero* angegeben, obwol Kölbing ausdrücklich *antdhec chi.* $\overset{d}{t}$*ero* als lesung der hs. aufführt. Sonst merke ich an die falschen circumflexe in *psalmscôf-(fes)* 38, 30. 42, 22 und *smalêro* 41, 27. Auch *fênc* ist nach isidorischer schreibweise zum mindesten nicht wahrscheinlich. Da mir das princip der quantitätsbezeichnung im Isidor noch nicht hervorgehoben zu sein scheint, so will ich hier in kürze einige statistische angaben darüber machen. Die regel ist, dass langer vocal in geschlossener silbe durch doppelschreibung bezeichnet wird, in offener silbe aber einfach gesezt wird. So zähle ich in geschlossener silbe (auch im wortinnern vor doppelconsonanz, wie in *boohhum, riihhes* etc.) 16 *aa*, 112 *ii*, 7 *oo*, 5 *uu*, zusammen 140 doppelschreibungen in geschlossener silbe; für langes *ê* wird in geschlossener silbe *ae, æ, ę* gesezt: die ligatur oder die combination der beiden zeichen gilt für hinlänglich um die länge anzuzeigen; so kommen noch 22 beispiele zu den obigen 140 hinzu; dagegen finde ich sicher langen vocal in geschlossener betonter silbe nur 21 mal nicht bezeichnet; dazu kommen allerdings noch zwei belege für *herro*, wo vielleicht bereits verkürzung vorhanden war, zwei für *uph*, dessen quantität ebenfals nicht sicher ist, und 6 für den enklitischen dativ. pl. *dhêm*. Das verhältnis der doppelschreibungen zu den einfachen ist also ungünstig gerechnet etwa wie 6 : 1 (dagegen finde ich in offener silbe nur 31 doppelschreibungen, darunter fallen 19 auf die kurzen wörtchen *see, sii, dhrii*, denen man durch die doppelung offenbar etwas mehr körper geben wolte). Wenn nun Isidor ausnahmlos fünfmal *fenc* schreibt (Paul-Braune, Beitr. I, 507), so ist damit für ihn die kürze des vocals erwiesen. — Ich komme endlich, mit übergehung einiger punkte, über die sich streiten liesse, zu den Hymnen. Hier ist zu lesen 8, 2, 2 *tak* für *tac*, 10, 1 *farlihc* (imperativ!) für *farlîhe;* 19, 3, 4 *sigouualto* für *-uualta* (das leztere ist druckfehler meiner ausgabe, aber s. 105 von mir berichtigt), 7, 2 *chuuedan* für *chuedan*, 12, 11 *inte* für *inti;* 24, 10, 1 *simblun* für *simblum;* dazu sind wider sechs unausgeschriebene worte ohne andeutung ergänzt.

Wenn ich hinzufüge, dass das glossar an ähnlichen mängeln leidet wie der text, so kann ich mein urteil über Pipers lesebuch nur dahin zusammenfassen, dass demselben die notwendige philologische akribie fehlt, zu der anzuleiten (das buch ist für studierende bestimt!) eine der hauptzwecke und hauptpflichten des akademischen unterrichts ist. Was würde wol Piper sagen, wenn er fehler wie die gerügten bei einem andern nachweisen könte?

Ich gelange endlich zu dem ersten teile des werkes, der litteraturgeschichte und grammatik des althochdeutschen und altsächsischen. Während seit dem erscheinen von Braunes ahd. lesebuch ein bedürfnis nach einem neuen werke derselben art nicht vorhanden war, so gehörte in der tat eine die massenhafte und zerstreute litteratur über ahd. nach einheitlichen gesichtspunkten zusammenfassende arbeit zu den dringendsten bedürfnissen unserer studierenden. Der plan dieser abteilung von Pipers werk ist also ein sehr zeitgemässer, und es kann dem verf. auch das lob nicht versagt werden, dass er mit unverdrossenem eifer die litteratur, die ihm zu gesichte gekommen ist, für seine übersicht excerpiert hat. Das buch ist also brauchbar als ein repertorium über die verschiedenen meinungen, welche bisher über die einzelfragen der ahd. resp. alts. litteraturgeschichte und grammatik aufgestelt sind. Aber gerade die art der repertorisierung, welche der verf. befolgt hat, macht den nutzen des buches in den händen von studierenden

wider illusorisch; denn nirgends findet sich ein einigermassen einheitlicher standpunkt durchgeführt, der es dem lernenden ermöglichte, sich in dem gewirre der vorgetragenen meinungen zurecht zu finden. Dass dem verf. ausser für Otfrid selbständige samlungen auf ahd. gebiete nicht zu gebote gestanden zu haben scheinen, dass wir also nicht eine übersicht über das zu behandelnde gesamtgebiet bekommen, sondern eine übersicht über die in der litteratur zufällig und von den verschiedensten standpunkten aus bereits bearbeiteten teile, ist schon von Steinmeyer hervorgehoben worden. Dazu wimmelt das buch an zahllosen ungenauigkeiten oder undeutlichkeiten im einzelnen (zu denen, beiläufig bemerkt, die äusserst saloppe schreibweise des verfassers nicht wenig beiträgt).

Ein charakteristisches beispiel von der art des verfassers, widersprechende dinge mit einander zu mischen, zeigt sich z. b. schon auf s. 2. Dort lesen wir: „Das germanische unterscheidet sich ... von den urverwandten sprachen durch ... das vokalische auslautsgesetz (welches aber auch erst (!) in den einzelnen germanischen sprachen wirkt)." Wenn das vocalische auslautsgesetz, oder vielmehr die auslautsgesetze, erst in den einzelsprachen wirken, so gehören sie eben nicht zu den charakteristicis des germanischen. Oder meint der verf. etwa, dass auch nach dem eintritt des algemeinen germ. auslautsgesetzes einzelne vocale in den einzelsprachen fortgefallen seien, die das germanische noch besass? Dann gehört die erwähnung dieser tatsache erst recht nicht hierher. — S. 6 berichtet: „Die Westgoten besassen die runenschrift, wie das Tondernsche horn, der Bukarester ring und ein Schonenscher brakteat beweisen." Aber was haben denn das erste und das dritte dieser denkmäler mit den Westgoten zu tun? Im engen anschluss daran wird auf derselben seite die alte lehre von der entwickelung des runenalphabets von 24 zeichen aus dem von nur 16 zeichen ruhig wider vorgetragen, von den abschliessenden untersuchungen Wimmers ist nicht einmal die rede! — Nach s. 8 sollen unter berufung auf Ohrloffs abhandlung in dieser zs. VII, 278 ff. (nicht VII, 38, wie Piper druckt) die gotischen geistlichen Sunja und Friþila „den Hieronymus um rat wegen einer geplanten psalmenübersetzung" angegangen haben; aber davon steht nichts in dem briefe des Hieronymus, es handelt sich um eine, wenn auch noch so plausible vermutung, und das hätte angedeutet werden müssen; vielleicht soll ein „vielleicht" ein paar zeilen vorher das ausdrücken, nur wird niemand, der den sachverhalt nicht kent, das aus den worten herauslesen. — S. 12 erfahren wir, dass im Gotischen der umlaut noch nicht so gewirkt hat wie im ahd. — S. 13: „Fortan giengen diese beiden dialekte (hoch- und niederdeutsch) wie gesonderte sprachen neben einander her, und dass diese sprachliche scheidung auch eine politische entfremdung im gefolge hatte, zeigen die Sachsenkriege Karls." Solte das wirklich der zusammenhang der dinge sein? — Ich blättere aufs geratewol um und stosse da s. 76 gelegentlich des Isidor auf die sonderbare bemerkung, dass nur auf den ersten 22 blättern am rande die deutsche übersetzung beigeschrieben, auf den übrigen dafür raum gelassen sei. Wo? fragt man erstaunt; am rande? Da war doch Weinhold vorsichtiger, als er Holtzmanns „ad latus adscripta" mit „an die seite geschrieben" übersezte; (s. auch Graff in v. d. Hagens Germ. I, 57; das facsimile in Silvestres Paléographie universelle war dem verf. wol nicht zugänglich). Unter Tatian werden wir s. 79 belehrt, dass Victor von Capua den jezt in Fulda befindlichen Codex geschrieben habe; denn anders kann man doch Pipers worte, dass er von der lat. harmonie 546 eine abschrift verfertigt habe, nicht verstehen. Hat denn Piper sich nicht einmal das vorwort in Rankes von ihm citierter ausgabe des Codex Fuldensis angesehen (speciel s. IX f.) oder auch nur das vorwort Victors selbst

gelesen? — S. 80 wird gesagt, ref. habe erkant, dass der text der SGaller Tatianhs. von 6 schreibern geschrieben und von einer siebenten corrigiert sei; das ist abermals ungenau, der sechste schreiber des textes ist der corrector, von dem siebenten schreiber rühren vielmehr die Praefatio des Victor von Capua, die angabe der canones etc. her: was einem aufmerksamen leser der beschreibung der hs. in des ref. ausgabe s. 1. 2 sicher nicht entgangen wäre.

Ich habe die vorstehenden beispiele aus wenigen seiten herausgegriffen, nicht um alle anstösse zu erschöpfen, die selbst diese wenigen seiten bieten, sondern nur um eine vorstellung von der überaus lockeren arbeitsweise des verfassers zu geben, die ganz mit dem mangel an akribie harmoniert, der dem lesebuch zum vorwurf gemacht werden muste. Widerholt betone ich, dass das buch das resultat emsigen (freilich sehr auf das äusserliche gerichteten) samlerfleisses ist, dass es dem vorsichtigen und bereits kritisch geschulten benutzer vielfach bequeme auskunft gewährt. Aber für den gebrauch der studierenden kann es wegen seiner unmethodischen anlage und der daraus sich ergebenden unübersichtlichkeit, und wegen der zahllosen ungenauigkeiten in keiner weise empfohlen werden.

JENA, 12. DEC. 1882. E. SIEVERS.

BERICHT ÜBER DIE VERHANDLUNGEN DER DEUTSCH-ROMANISCHEN SECTION DER XXXVI. VERSAMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER IN KARLSRUHE,

vom 27. bis 30. september 1882.[1]

Die germanisch-romanische section constituiert sich mittwoch, 27. september, 12 uhr. Erster vorsitzender geh. hofr. Bartsch von Heidelberg, zweiter vorsitzender prof. Behaghel von Heidelberg. Der erste vorsitzende begrüsst die mitglieder der section. Hierauf wahl der schriftführer: als solche werden prof. Amersbach aus Konstanz und prof. R. Meyer aus Karlsruhe vorgeschlagen und angenommen. Anzeige von begrüssungsschriften: der vorsitzende legt 50 exemplare des 20. jahrgangs seiner Bibliographie vor, welcher der section gewidmet ist; und von prof. Funck in Karlsruhe eine anzahl exemplare seiner schrift: Beiträge zur Wielandbiographie. Die zahl der in das album der section eingetragenen mitglieder beträgt 52. Der vorsitzende macht einige mitteilungen über das jezt vollendete mittelniederdeutsche wörterbuch. Die section beschliesst, ein dankschreiben an das reichskanzleramt und ein glückwunschschreiben an dr. Lübben abzusenden. Der vorsitzende gibt eine kurze übersicht über die geschichte der germanisch-romanischen section; das andenken der verstorbenen wird durch erheben von den sitzen geehrt. Man stelt die tagesordnung für die erste sitzung der section fest. Schluss 1 uhr.

Erste sitzung. Donnerstag, 28. sept., 8 uhr morgens.

Vortrag des geh. hofr. Bartsch: Die gründung germanischer und romanischer seminare und die methode kritischer übungen.

Der vortragende begint mit einer übersicht der germanischen und romanischen seminare, wie sie nach Rostock, wo neusprachliche übungen unter Wilbrandt gehalten wurden und 1858 durch Bartsch einen strengen philologischen charakter erhielten, an den deutschen universitäten im laufe der lezten jahrzehnte entstanden

1) Unter benutzung der protokolle und eigenhändiger aufzeichnungen der herren prof. Bechstein, archivrat Wülcker, dr. Rieger, prof. Fischer und dr. Kluge.

sind. Gleichgültig ist die art der bezeichnung, ob seminar oder societät, kränzchen etc., wichtig dagegen der besitz einer besondern bibliothek und eines arbeitszimmers, in dem dieselbe aufgestelt ist. Eine einseitige richtung der übungen ist zu vermeiden, vor allem die nach der praktischen seite. Diese gefahr liegt besonders nahe in den französischen und englischen übungen. Das richtige ist auch hier die verbindung philologischer und pädagogischer ausbildung. Für den spätern lehrer des Deutschen ist die geschichtliche entwicklung des Neuhochdeutschen und das verhältnis zwischen schriftsprache und mundarten wichtig. Grössere wissenschaftliche arbeiten, wie sie in den seminaren der classischen philologie üblich sind, solten erst im lezten studienjahre verlangt werden und können passend der promotionsschrift oder der wissenschaftlichen arbeit beim staatsexamen als unterlage dienen. Im übrigen sind referate zweckmässiger. — Für die textkritischen übungen empfehlen sich einfache handschriftenabdrücke, wenn nicht die hs. selbst benuzt werden kann. Die verschiedenen teile der arbeit sind unter die mitglieder zu verteilen. Die textconstitution ist von allem unnötigen conjicieren freizuhalten, alles orthographische bei der algemeinen charakteristik der hs. zu geben, nicht unter den lesarten. Gegen schluss des semesters können ausarbeitungen über das durchgenommene statfinden. Auf diese weise wird man das erreichen, was vor allem der studierenden jugend not tut: methodisches arbeiten.

Der vorsitzende teilt hierauf den text des glückwunschschreibens an dr. Lübben mit, dasselbe wird in dieser form angenommen und von sämtlichen sectionsmitgliedern unterzeichnet.

Vortrag von prof. Bechstein aus Rostock: Die Floia, das älteste maccaronische gedicht der deutschen litteratur.

Dieses einst beliebte, öfters gedruckte und in ältere samlungen aufgenommene gedicht (ältester druck aus dem jahre 1593), dessen deutsche bestandteile niederdeutsch sind, wurde sowol von Genthe in seiner Geschichte der maccaronischen poesie (1829) als auch von Schade in seiner schrift Fercula maccaronica (1855) besprochen und im texte mitgeteilt; von Genthe ohne angabe der quelle, von Schade aus einer jüngeren hochdeutschen bearbeitung vom jahre 1689. Eine neue ausgabe wurde veranstaltet von dr. Sabellicus (buchhändler dr. Eduard Wilhelm Sabell). Mit ihr zugleich erschien von demselben herausgeber ein zweites ähnliches büchlein, eine ausgabe der bekanten Dissertatio juridica über die flöhe. Der vortragende bekante, dass er diese leztere ausgabe mit besonderer freude begrüsst hatte, weil er in ihr die ersehnte gute und correcte ausgabe dieses unseres ältesten maccaronischen gedichtes zu finden hofte (Genthes text ist schlecht und unzuverlässig, Schade benuzte eine jüngere hochdeutsche bearbeitung vom jahre 1689), zumal auch auf dem titel zu lesen stand: „Ein maccaronisches Gedicht vom Jahre 1593, nach den ältesten Ausgaben revidirt.“ Unter den „ältesten ausgaben“ war doch ohne zweifel auch die älteste, nur in einem einzigen Wolfenbütteler exemplar bekante vom jahre 1593 verstanden. Diese erwartung erfülte sich indessen nicht. Erwies sich also auch die neue ausgabe als recht unvolkommen, so erhöhte sie doch des vortragenden interesse wesentlich und zwar besonders auch deshalb, weil der herausgeber im anschluss an eine schon im vorigen jahrhundert ausgesprochene vermutung die ansicht aufstelte, der älteste, ohne ortsangabe erschienene druck von 1593 sei wahrscheinlich in Rostock bei Augustin Ferber gedruckt. Da die Rostocker bibliothek kein altes exemplar der Floia besizt, so wante sich Bechstein, besonders wegen der frage nach dem drucker und druckort nach Wolfenbüttel. Herr oberbibliothekar dr. von Heinemann sante nicht allein das einzige exemplar von 1593, sondern hatte

auch die grosse güte, eine zweite ausgabe von 1627 beizulegen, aus deren lesarten höchst wahrscheinlich hervorgeht, dass dem druck von 1593 noch ein andrer vorangieng. Die vergleichung des vor der hand ersten druckes von 1593 mit verschiedenen drucken aus Augustin Ferbers officin führte zu gar keinem resultat. Es ist möglich, dass die Floia in Rostock gedruckt wurde, aber es bietet sich hierfür gar kein äusserer anhalt. Dagegen lassen sich innere gründe hierfür beibringen. — Die lesarten der ausgaben von 1593—1627 ermöglichen nun erst eine betrachtung der sprache. Der vortragende beabsichtigte keine genaue darlegung, sondern wolte nur wenige beispiele anführen. Wie alle niederdeutschen schriftstücke des ausgehenden 16. und 17. jahrhunderts nicht einen einheitlichen lautstand gewähren und den einfluss der hochdeutschen schriftsprache zeigen, so finden sich auch im ältesten druck der Floia unter den correcten niederdeutschen stammlauten, vocalen und consonanten auch hochdeutsche und neben den specifisch niederdeutschen vocalen auch gemeinniederdeutsche. Als besonders charakteristisch für den vocalismus der Floia hob der vortragende hervor, dass *ei* für hd. *ie*, gemeinniederd. *ê* erscheint; *au* für hd. *uo*, gemeinnd. *ô*; *eu* für hd. *öü*, gemeinnd. *oe*, also ganz wie im mecklenburgischen dialect Fritz Reuters. Bezüglich des titels ist Bechstein der ansicht, dass Floia festzuhalten sei — die beiden Wolfenbütteler exemplare schreiben Flöia — stelt indessen die frage zur discussion. Schliesslich führte er einiges charakteristisch niederdeutsche aus dem wortschatze an. Hierauf fanden die lateinischen formen, in denen die deutschen stämme auftreten, eine nähere betrachtung. Der bis jezt geltenden annahme gegenüber, dass in der maccaronischen dichtung regellose freiheit hersche, will der vortragende zeigen, dass nach seinen beobachtungen wenigstens zunächst in der Floia keineswegs alles regellos und wilkürlich sei. Die verschiedenen latinisierten formen, die der dichter aus den deutschen stämmen bildet, sind nebenformen, die er aus technischen gründen schaft und braucht. Näher gieng der vortragende auf die wahl des geschlechts der wörter ein, da öfter das deutsche geschlecht mit dem geschlecht des latinisierten nicht im einklang steht, weil der dichter ein bestimtes lateinisches wort im sinne hat und an dasselbe erinnern will. Hierin liegt ein gut teil der humoristischen, der parodistischen wirkung. Eine reihe solcher veränderungen des genus werden beigebracht, ebenso ein beispiel von nachgeahmter lateinischer construction.

Von einer besprechung einzelner stellen sah der vortragende ab und wante sich der frage zu: „wer und was war der dichter, wo haben wir ihn zu suchen?“ Verschiedene erwägungen führen auf einen professor der medicin in Rostock. Der vocalismus des gedichts stimt mit der mecklenburgischen mundart. Aber unter den eingeborenen professoren jener zeit findet sich keiner, dem man die verfasserschaft der Floia zutrauen könte. Jene lautverhältnisse finden sich auch sonst noch in Westfalen und im herzogtum Berg. Unter den gelehrten von Rostock hatte beziehungen zu jenen gegenden Wilhelm Lauremberg, der vater des berühmten Johann Lauremberg, verfassers der niederdeutschen scherzgedichte. Der vortragende sucht im einzelnen diese vermutung näher zu begründen und will sich genauere nachforschung vorbehalten.

Herr Armitage von Heidelberg bespricht in seinem vortrage über die Declination der Parisyllabica im Provenzalischen den oft belegbaren unterschied eines cas. rectus der participia auf *-h* (ereventah) und eines cas. obliquus auf *-t* (ereventat); *h* wird als resultat der vereinigung $t + i$ in der endung *-ti* erklärt. Verwante erscheinungen wie *tuh* = *toti* usw. werden in den kreis der erörterung gezogen. Schluss der sitzung 10 uhr.

Zweite sitzung. Freitag, 29. sept., morgens 8 uhr.

Den vortrag von archivrat Wülcker aus Weimar: „Über Luthers stellung zur kursächsischen kanzlei“ fasste der vortragende in seinen resultaten in folgender weise zusammen. Die königliche resp. kaiserliche kanzlei ist es, die den anstoss zur entwicklung des modernen schriftdeutsch gegeben hat. In directer vermitlung, nicht durch die reichstagskanzlei gewann sie einfluss zunächst auf die einzelnen fürstlichen und ständischen kanzleien, dann auf die geschäftssprache anderer corporationen und wurde almählich überhaupt sprache der gebildeten. Da nun aber die kanzleien nicht eine fertige sprache übernahmen, sondern nur die ihnen überkommene mundartliche redeweise dem Hochdeutschen anzuähnlichen strebten, so war, abgesehen von einigen oberdeutschen eigentümlichkeiten, welche alle annahmen, doch einem jeden schreiber ein grosser spielraum belassen, wie weit er seine mundart der königlichen sprache anbequemen wolte. Es entstehen dadurch verschiedene richtungen in ein und derselben kanzlei.

Schon vor Luther hatte diese sprache ihren eingang in die litteratur gefunden. Aber da die gelehrten und ihre verleger sich nach der jeweiligen kanzlei ihrer heimat richteten, muste immerhin noch eine grosse vielgestaltigkeit der drucke verschiedener städte entstehen, lagen auch, bei den schwankungen in den kanzleien selbst, unterschiede zwischen den drucken derselben stadt nahe.

Dieser heillose wirwar konte nur dadurch gebessert werden, dass eine gewaltige autorität gesetz und ausschlag gebend dazwischen trat. Sie fand sich in Luther, dessen schriften durch zahl und geist die litteratur beherschten, dessen sprache von dem damals zeitweilig ganz Deutschland durchdringenden protestantismus als eine von Gott eingegebene angesehen wurde. — Luther aber hatte sich die dem Mitteldeutschen zunächst stehende schreibweise der kursächsischen kanzlei angeeignet, hatte sie aber, während vorläufig die kanzlei bei der alten schwankenden schreibweise verblieb, selbständig weiter entwickelt.

Einem Luther beugte sich auch Niederdeutschland, das sein plattdeutsch geradezu aufgab. Und so bleibt dem grossen reformator der ruhm und das verdienst, die schwankungen der schreibung beseitigt und eine feste basis geschaffen zu haben, mit der ein wesentlicher teil der einheitlichen, ganz Deutschland umfassenden schriftsprache gegeben war.

Der vorsitzende gibt einige geschäftliche mitteilungen, legt die eben erschienene Götz-ausgabe von Baechtold vor und stelt die tagesordnung für die dritte sitzung fest. Schluss $9^3/_4$ uhr.

Dritte sectionssitzung. Samstag, 30. sept., morgens 8 uhr.

Dr. Max Rieger entsprach dem wunsche des vorsitzenden, eine probe aus der fortsetzung seiner arbeit über Klinger mitzuteilen, und wählte dazu die besprechung des 1785 erschienenen, ein oder zwei jahre vorher verfassten satirischen märchens „Der goldene Hahn“, das nachmals sehr wesentlich umgearbeitet unter dem titel „Sahir“ in der reihe der philosophischen romane widerkehrte.

Der vortragende gab eine analyse des werkes und teilte verschiedene interessante stellen desselben mit. Aus seiner besprechung heben wir eine beziehung zu Goethes Faust hervor, die er in einem motive des Klingerschen märchens zu erkennen glaubt. — Aus dem zusammenbruche des glücklichen naturzustandes, in welchem das volk der Circassier bis zur entzauberung des goldenen hahns dahin lebte, rettet sich ein unschuldiges liebespaar in eine höhle. Aus dem grunde dieser höhle ertönt die stimme eines geistes, der sich dem liebenden paare nicht zeigt,

aber zu ihm spricht und ihm eine vorstellung von seinem wesen zu geben sucht. Dieser geist unterscheidet sich von Goethes erdgeist dadurch, dass er nicht nur als physikalisches, sondern sehr stark als ethisches princip in Rousseaus sinne hervortritt. Aber da Klinger alles, was am Faust bis zum herbst 1775 gedichtet war, notwendig gekant hat, kann man schwerlich umhin, in einer vereinigung formeller anklänge, eine freie reminiscenz des erdgeistes zu erkennen. Es wird diese übereinstimmung an verschiedenen stellen nachgewiesen. Nun komt hinzu, fährt der vortragende fort, dass der geist bei Klinger sich in einer höhle offenbart und der erdgeist in der scene „wald und höhle“, wenigstens für den anthropologischen teil seiner offenbarung, das gleiche local wählt. Vor den eintritt in die höhle fallen bei beiden dichtungen furchtbare naturerscheinungen, die grosse ähnlichkeit aufweisen. Jener monolog Fausts nun ist, wie man übereinstimmend mit recht annimt, 1787 in Italien gedichtet, war also dem verfasser des goldenen hahns nicht bekant. Das übereinstimmende in der erfindung scheint daher auf eine der ursprünglichen dichtung angehörige prosascene zurückzugehen, die der gereifte dichter in blankversen umarbeitete. Redner hält es deshalb, unter hinweis auf die gereiftheit, die sich in diesen versen ausspricht, im gegensatz zu dem ursprünglich Faustischen, dem ungestümen drange die schranken der persönlichkeit zu sprengen und in das naturleben einzudringen, für wahrscheinlich, dass die schrecknisse der natur beim eintritt in die höhle, einst wie bei Klinger probe der entschlossenheit waren, während sie jezt nur die bedeutung von zufälligem schlechtem wetter haben, wofür die höhle dem naturforscher als zufluchtsort dient. Es wird wahrscheinlich, dass die höhle selbst, deren leistung jezt darin besteht, als abgeschlossener stiller aufenthalt die betrachtung auf ihr subject zurück zu lenken, einst wie bei Klinger die wunderbare offenbarungsstätte des naturgeheimnisses nach allen seinen richtungen war. — Die offenbarung selbst zu schildern war eine aufgabe, die am ende jedes dichterische vermögen überstieg; es liess sich davon nur in versicherungen oder in zerfliessenden, nichts aufklärenden bildern reden. Klinger versucht es. Man mag sich, meint redner, eine adlerhöhe vorstellen, um welche Goethe Klinger in einem versuche dieser art habe übertreffen müssen; in einem einigermassen ähnlichen stile wird immerhin in der ursprünglichen höhlenscene die sache behandelt worden sein. Der vortragende weist nach, dass es überhaupt auffallend sei, dass Klinger sich auf dieses schwierige feld begeben, da es bei der anlage seiner dichtung ganz unnötig war. Daher scheint es, als habe Klinger die offenbarung nur beibehalten, weil sie ihm in der erinnerung an Goethes Faust, vom erdgeist und dessen höhle unzertrenlich vorkam; was denn voraussezt, dass sie mit beiden bei Goethe wirklich verbunden war.

Nach beendigung dieses vortrags schreitet man zur wahl der vorsitzenden der section bei der im nächsten jahre in Dessau statfindenden versamlung. Die wahl fält auf prof. Zacher und prof. Elze in Halle. Der vorsitzende macht ferner mitteilung über ein in Weissenburg geplantes denkmal für Otfrid.

Hierauf beginnt prof. Fischer aus Stuttgart seinen vortrag über den vocalismus des schwäbischen dialects.

Redner versteht hier unter schwäbisch den dialect, der zwischen Schwarzwald, Bodensee und Lech gesprochen wird, und der mit den bairischen und fränkischen dialecten die nhd. diphtongierung von *î* und *û*, bezw. *iu*, zu *ei* und *au* bezw. *eu* gemein hat. Abzurechnen sind die grenzgebiete im nordwesten, wo übergang ins Rheinfränkische, im südwesten und südosten ins Allemannische, und längs des Lech, wo übergang ins Bairische statfindet. Im nordosten dagegen ist die

grenze, der alten Augsburg-Würzburger diöcesangrenze gleichlaufend, haarscharf zwischen schwäbisch und ostfränkisch. Da die vocale des Schwäbischen nördlich und südlich der Alb im wesentlichen dieselben sind, so ist nicht eine trennung in Ober- (südlich von der Alb) und Niederschwaben (nördlich von der Alb) vorzunehmen, wol aber, wie man sehen wird, eine solche in Ost- und Westschwaben. Der grosse reichtum des schwäbischen dialects an lauten wird, dem mhd. gegenüber, noch gesteigert, nicht zum vorteil der schönheit des dialects durch die neigung zum nasalieren, die nur in wenigen fällen sich auch ohne eine sprachgeschichtlich richtiges *n* geltend gemacht hat (*nās* = nase), dafür aber vor *n* und *m* regelmässig eintritt und ersteres in geschlossener silbe auch bei nachfolgendem zweitem consonanten, wie im Französischen in den nasalierten vocal aufgehen lässt (*mā* = mann, *hōd* = hund).

Die alten kürzen *ă, ĭ, ŭ* sind der qualität des lautes nach durchaus erhalten, während die quantität schwankt (*vāter, bâl* = ball). — *ĕ* als umlaut von *a* ist geblieben. — *ë*, die brechung von *iu* ist zu *äa* geworden. — *ŏ* ist geschlossen: zu *å* wird es vor *r*. — *ö* ist zu *é*, *ü* zu *i* verdünt.

Die alten längen sind von den alten kürzen streng geschieden.

â ist zu *å* geworden (vor *m* zu *ó*): *fråge* = *frâgen*, dagegen *sâgə* = *sägen*. *æ* ist geblieben. — *î* und *û* sind wie im Nhd. diphtongiert worden, aber von altem *ei* und *ou* genau unterschieden. *î* lautet *əi*; *ei* dagegen in gebildet schwäbischer aussprache *ae* (*ləib* = corpus, *laeb* = brot; *rəif* = pruina, maturus, *raef* = anulus). Dieses *ae* ist im volksdialect ersezt durch ein *oe* oder *åe* (*loeb, låeb*). — Das *oe* (*åe*) herscht unbeschränkt östlich einer linie, welche zwischen Tübingen, Esslingen, Schorndorf westlicher- und Reutlingen, Kirchheim, Gmünd östlicherseits verläuft. Westlich dieser linie dagegen herscht statt *oe* der andere diphtong *oa* oder *åo*, welcher ganz analog dem französ. *oa* (*ua*) in *roi* u. ä. die äusserste stufe der lautverschiebung ist: *ei* — *ai* — *ae* — *oe* — *oa*.

Mhd. *û* wird, dem *əi* analog, zu *əu*; ebenso *ou*, parallel *ae* zu *ao*. Mit alt *ei* und *ou* sind ja die einfachen längen *ê* und *ô* ursprünglich identisch. So ist es auch im Schwäbischen, wenn wir statt *oe* und *oa* ein älteres *ae* statuieren. Redner führt dies weiter aus.

Die umlaute der diphtonge *iu, öu* sind consequent entwickelt: *iu* wird zu *əi*, weil es kein *ü* gibt, ebenso *öu* zu *ae*. Redner gibt eine historische entwicklung dieser laute, wie sie nach seiner ansicht allenfals statgefunden hat.

Neben *iu*, dem umlaut von *û*, gibt es mhd. ein originäres, aus *ŭ* gesteigertes *iu*. Dieses *iu* ist schwäbisch vom umlaut *iu* streng geschieden; es lautet *ui*. Die brechung dieses *iu*, mhd. *ie*, ist als *iə* erhalten und von einfachem *i* streng gesondert. Ebenso sind auch *iu* und *ie* noch getrent. Gleich *ie* ist auch *uo*, als *uə*, erhalten und von *u* durchaus geschieden; sein umlaut, mhd. *üe*, fält mit *io* zusammen.

So stelt sich uns, folgert redner, der schwäbische dialect als eine einheit dar, und seine unterdialecte sind von einander weit weniger verschieden als z. b. die innerhalb des allemannischen dialects. Redner bestreitet die ansicht Birlingers, dass nur die Schwaben östlich einer linie von Marbach über Kirchheim, Ehingen, Leutkirch usw. an die Allgäuer Alpen, Schwaben, d. h. Iuthungen seien, die westlich davon aber alle Allemannen, und schliesst mit den worten: Wir werden also das recht haben, die jezt „schwäbisch“ redenden gebiete als eine einheit innerhalb der grossen allemannisch-schwäbischen dialectgruppe anzusehen, wie das elsässische und das südallemannische je eine solche bilden.

An diesen vortrag schliesst sich eine kurze discussion zwischen prof. Bechstein und dem vortragenden bezüglich des umlautes im Schwäbischen.

Da die für die sectionssitzung bestimte zeit bereits abgelaufen ist, so richtet der vorsitzende an die mitglieder der section die frage, ob dieselben gewilt sind, sich in die algemeine sitzung zu begeben, oder dem auf der tagesordnung stehenden vortrage des herrn dr. Kluge aus Strassburg über „deutsche etymologie“ noch anwohnen wollen. Man beschliesst das leztere. Der vortragende weist darauf hin, dass die deutsche etymologie sich noch nicht die achtung und liebe erworben habe, wie die romanische etymologie, welche — auf der bequemer zugänglichen lateinischen oder germanischen grundlage leichter controllierbar — die weitesten kreise sich gewonnen hat. Dass dem Deutschen eine solche grundlage, d. h. eine historisch erreichbare ursprache fehlt, und dass die complicierten gesetze der linguistik unsere wortgeschichte nicht leicht machen, ist an der abneigung gegen deutsche etymologie ebenso gut schuld, wie die unsicherheit der methode der ältern grammatik. Nach dem volständigen umschwunge der grammatischen studien darf auch auf germanischem sprachgebiet jene von Diez geübte kritische etymologie arbeiten, deren grundlage die lautlehre ist. Aufgabe dieser etymologie ist nicht die frage nach dem ursprung, sondern nach der entwicklung eines wortes; das einzelne soll den gebührenden platz in der sprachgeschichte bekommen. Redner hebt hervor, dass die lehnwörterfrage, wo diese aufgabe am bequemsten erreichbar scheint, noch nicht die verdiente aufmerksamkeit gefunden hat. In der lehnfrage gibt nach Rud. Hildebrands studien im DWb. nicht der laut, sondern der begriff den ausschlag, der sprachhistoriker hat über dem einzelnen lehnwort eine kulturströmung zu suchen, welche es mit andern verwanten begriffen importierte; eine solche kulturströmung muss für uns zunächst aus der sprache gewonnen werden, indem wir die gleichalterigen entlehnungen zu gruppen sondern. Erst in zweiter linie muss der sprachhistoriker die geschichtlichen documente verwerten. Redner führt dies weiter aus. Neben der lautlehre, fährt redner fort, muss die etymologie auch die flexions- und suffixlehre behufs genauer fixierung der wortgenesis berücksichtigen. Das princip der neuschöpfung, von Diez für das Romanische längst anerkant, von Paul für das Germanische vertreten, muss der etymologe unter dem gleichen gesichtspunkt der gruppe betrachten, wie die lehnworte: es sind wesentlich bezeichnungen für schallarten und arten der bewegung, welche die sprache neu schaft. Ein eigenartiges etymologisches princip ist endlich das der neubelebung untergegangener worte unter dem einflusse einer archaisierenden, oder auch puristischen litteraturbewegung. Auf manche der erwähnten punkte und andere für die kritische etymologie wesentlichen momente (volksetymologie, dialectmischung) konte der vortragende aus mangel an zeit nicht näher eingehen, weshalb auch von einer discussion abstand genommen werden muste.

Der vorsitzende dankt den sectionsmitgliedern für ihr zahlreiches erscheinen und erklärt die sitzungen für geschlossen. Prof. Förstemann erhält nochmals das wort, spricht seine befriedigung aus über den angenehmen, durch keinen misklang gestörten verlauf der sitzungen und fordert die sectionsmitglieder auf, den beiden vorsitzenden für ihre bemühungen den dank der versamlung durch erheben von den sitzen kund zu geben. Ebenso wird auf anregung von prof. Bechstein den schriftführern der dank der section ausgesprochen.

KONSTANZ IM OCTOBER 1882. PROF. AMERSBACH.

PREISAUSSCHREIBEN.

Der unter dem Protectorate Ihrer Königl. Hoheiten des Grossherzogs Karl Alexander von Sachsen und des Prinzen Georg von Preussen stehende „Verein für Deutsche Literatur“ (gegründet 1873), in dem Bestreben, den Literaturfreunden immer Gediegeneres in allen denjenigen Disciplinen darzubieten, die dem Ziel und Streben einer National-Literatur in umfassenderem Sinne entsprechen, schreibt drei Preise aus:

Erster Preis: 4000 Mark
Zweiter do. 3000 do.
Dritter do. 2000 do.

für drei als vorzüglich erkannte Monographieen aus der Deutschen Geschichte oder Kulturgeschichte, die anziehenden Stoff mit Tiefe des Gedankens und fesselnder, in höherem Sinne des Worts populärer Darstellung verbinden. Dem Zwecke würden u. A. Themata entsprechen, die eine bedeutsame Entwickelungsperiode unseres Volks oder eines deutschen Stammes, das Leben einer deutschen Reichsstadt in der Epoche ihrer Blüthe und Macht, das Wirken bahnbrechender Geister auf politischem, socialem, literarischem oder künstlerischem Gebiete behandeln. Ausgeschlossen sind kirchengeschichtliche Themata und blosse Sammlungen von Aufsätzen, sowie Alles, was keinen einheitlichen persönlichen oder sachlichen Mittelpunkt darbietet, überhaupt Specialitäten, die nur kleine ausgewählte Bildungskreise interessiren dürften; ferner Themata, die in früheren Publicationen des Vereins bereits bearbeitet wurden. Die Arbeit soll nicht weniger als 20 Druckbogen und womöglich nicht mehr als 23 Druckbogen im Format der Vereinspublicationen umfassen.

Der Einsendungstermin an den unterzeichneten geschäftlichen Leiter des Vereins endet am 1. October 1883. Die Veröffentlichung der Preiszuerkenntnisse erfolgt am 15. December 1883.

Zu jedem Manuscripte wird ein Motto erbeten und ein mit demselben Motto bezeichnetes aber geschlossenes Couvert, welches den Namen des Verfassers enthält. Die drei Couverts werden geöffnet, deren Motti die Preisempfänger bezeichnen. Unleserliche Manuscripte werden nicht geprüft. Durch die Zuerkennung eines Preises wird das ausschliessliche Eigenthumsrecht der drei Werke vom „Verein für Deutsche Literatur“ auf die Dauer von 5 Jahren erworben.

Das Preisrichteramt haben übernommen die Herren:

Rudolf Gneist, ordentlicher Professor an der Universität Berlin,
Wilhelm Scherer, - - - - -
Julius Weizsäcker, - - - - -

unter Zuziehung des Schriftführers des Vereins, Herrn Dr. **Ludwig Lenz.**

Berlin, im Dezember 1882. I. A.

Der geschäftsführende Director
Verlagsbuchhändler **R. Hofmann.**

Der IV. Jahrgang des von der Gesellschaft für deutsche Philologie zu Berlin herausgegebenen „Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der Germanischen Philologie“ wird demnächst im Verlage von Carl Reissner in Leipzig erscheinen.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

BRUCHSTÜCKE AUS DER SAMLUNG DES FREIHERRN VON HARDENBERG.

VIERTE REIHE.

Fortsetzung zu bd. XIV s. 63 fgg.

1.

PREDIGTEN AUF DIE FEST- UND HEILIGENTAGE.

ERSTE HANDSCHRIFT.

Vier pergamentblätter in 4°, das volle blatt ungefähr 20 centimeter hoch und 15 centimeter breit. Das erste und das vierte, und ebenso das zweite und das dritte blatt bilden je ein zusammenhängendes doppelblatt; zwischen dem zweiten und dritten scheint nur ein doppelblatt, das mittelste einer lage, zu fehlen. Jede seite enthält 2 spalten, von je 31 zeilen, ohne liniierung. Die schrift, von einer geübten hand aus dem anfange des 13. jahrhunderts, ist fest, regelmässig und deutlich. Kurze s begegnen auch im auslaute nur vereinzelt; das i ist fast nur neben n, m, u, zu bequemerer unterscheidung, mit einem feinen striche versehen. Die abkürzungen beschränken sich innerhalb des deutschen textes auf die algemein üblichen; reichlicher sind sie verwendet in den eingestreuten lateinischen sätzen; sie auch im drucke beizubehalten war unnötig. Für die interpunction genügt der punct, in mässiger verwendung. Der anfang neuer sätze wird bezeichnet durch rot durchstrichene, die textschrift nicht überragende capitalbuchstaben. Predigtanfänge sind hervorgehoben durch rote, die höhe von zwei textzeilen einnehmende initialen, und durch kurze rote überschriften, welche aber nur dann eine besondere zeile erhalten, wenn in der vorangegangenen textzeile nicht mehr raum genug für sie übrig geblieben war. — Das erste blatt hat ungefähr 2 centimeter seines vorderen randes verloren, und dadurch in seiner zweiten spalte einige buchstaben an den enden, und in seiner dritten spalte an den anfängen der zeilen eingebüsst. Für den druck sind diese kleinen lücken wider ergänzt, und die ergänzungen durch einschliessung in eckige klammern kentlich gemacht worden. Durch abreibung und andere beschädigung haben gelitten die vorderseite des dritten, die rückseite des vierten, und am meisten die rückseite des zweiten blattes, jedoch sind nur wenige wörter auf der rückseite des zweiten blattes völlig unleserlich geworden.

Diese vier blätter, welche aus dem nachlasse des archivdirectors dr. Mone in Karlsruhe stammen, gewähren 3 volständig und 3 unvolständig erhaltene Predigten auf Fest- und auf Heiligentage, geordnet nach ihrer reihenfolge im kirchenjahre; und zwar:

1) *De Matthia apostolo; 24. februar. Volständig erhalten. — Aus einer pergamenthandschrift des 14. jahrhunderts, nr. 760 der Leipziger universitätsbibliothek, welche auf 203 zweispaltigen quartblättern über anderthalb hundert predigten auf sonn-, fest- und heiligentage enthält, hat Herm. Leyser (Deutsche predigten des XIII. und XIV. jh. Herausg. von dr. Herm. Leyser. Quedlinburg u. Leipzig 1838) eine auswahl veröffentlicht. Die hier folgende predigt über den apostel Matthias stimt mit der von Leyser s. 86 unter nr. 17 aus der Leipziger handschrift (bl. 98ᵃ—99ᵃ) entnommenen wörtlich überein; nur dass der schreiber des Leipziger textes mehrfach andere, sinnverwante ausdrücke gebraucht, und namentlich wörter und sätzchen eingeschaltet hat, die, ohne den sinn zu ändern, lediglich zur erweiterung dienen, und dem Leipziger texte ein etwas jüngeres gepräge geben. — Leider sind Leysers angaben über die Leipziger handschrift (s. XXIII fgg.) so mangelhaft und unzulänglich, dass sich aus ihnen genügende auskunft über charakter und inhalt derselben nicht gewinnen lässt. — Zwei andere predigten auf S. Matthias verzeichnet Steinmeyer in dem zum 20. bande der Hauptschen zeitschrift gehörenden Anzeiger für deutsches alterthum (Berlin 1876), bd. 2, s. 233.*

2) *In capite jejunii, am beginne der fastenzeit, an aschermitwoch, an dem mitwoch vor Quadragesimae oder Invocavit; demnach in die lezten wochen des februars oder in die ersten des märz fallend. Volständig. — Andere predigten auf Caput jejunii und Quadragesimae verzeichnet Steinmeyer a. a. o. s. 229.*

3) *In annunciatione S. Mariae, an Mariae verkündigung; 25. märz. Unvolständig; nur wenige zeilen des anfanges, der schluss fehlt. — Andere predigten auf Mariae verkündigung verzeichnet Steinmeyer a. a. o. s. 232.*

4) *Unvolständig. Erhalten ist nur ein geringer teil des schlusses, und nur vermuten lässt sich, dass dieser zu einer predigt in coena domini, am gründonnerstage, oder etwa in parasceue, am charfreitage, gehört haben möge; denn darauf führt die stellung der predigt, unmittelbar vor der osterpredigt, und auch der inhalt des erhaltenen schlussstückes, welcher für gründonnerstag oder charfreitag wol passend erscheint. Auf dem vor diesem bruchstücke fehlenden mittelsten doppelblatte der lage wird mithin wahrscheinlich der schluss von nr. 3 und der anfang von nr. 4 gestanden haben. — Andere predigten*

für gründonnerstag und charfreitag verzeichnet Steinmeyer a. a. o. s. 229. 230.

5) *In die Paschae, am osterfeste; fält demnach in die lezte woche des märz, oder in die ersten des april. Volständig erhalten. — Diese predigt stimt widerum mit einer der Leipziger handschrift nr. 760 (bl. 64ª—65ª), welche Leyser a. a. o. s. 61 fgg. unter nr. 7 mitgeteilt hat, ganz in derselben weise überein, wie es oben unter nr. 1 angegeben wurde von der predigt auf den apostel Matthias. Nur ist die reihenfolge in der Leipziger handschrift eine ganz andere, sofern die predigt auf Matthias nicht der osterpredigt vorangeht, sondern erst 34 blätter hinter dieser erscheint.*

6) *De Letania, am tage Letania major oder an Rômecrûze, am tage des mêren criuzeganges, d. i. am St. Marcustage des evangelisten, am 25. april. Unvolständig; nur der anfang ist hier erhalten. — Dieser feierliche bittgang ist im jahre 590 von dem pabste Gregor dem grossen eingesezt worden, als die pest in Rom wütete Durandus, in seinem Rationale divinorum officiorum, sagt darüber in einer bei Haltaus, Jahrzeitbuch des deutschen mittelalters (Erlangen 1797. 4°) s. 100 ausgehobenen stelle: „Litania haec dicitur Gregoriana vel Romana. Vocatur etiam cruces nigrae, quoniam in signum moeroris ex tanta hominum strage et in signum poenitentiae homines vestimentis nigris induebantur et cruces et altaria nigris velabantur“.*

Franz Karl Grieshaber, professor am lyceum zu Rastatt in Baden, hatte „vier halbe bogen in 4to“ von bücherdeckeln abgelöst, und hat den darauf vorgefundenen text mitgeteilt in seinem 1842 zu Rastatt erschienenen buche „Vaterländisches aus den Gebieten der Literatur, der Kunst und des Lebens“ s. 257—292. Die sehr sorgsame und genaue beschreibung, welche er s. 259 fg. von diesen pergamentblättern gibt, passt in allen einzelheiten so volkommen auch auf die Hardenbergischen, dass sich schon daraus sofort die vermutung ergibt, dass beiderlei blätter, die Hardenbergischen wie die Grieshaberschen, aus einer und derselben handschrift stammen. Und diese vermutung wird noch bestärkt durch die wahrnehmung, dass die erste zeile des ersten Grieshaberschen bruchstückes sich an die lezte des lezten Hardenbergischen unmittelbar und genau anschliesst. Zur veranschaulichung dieses verhaltens ist hier im drucke dem anfange der predigt de Letania nach dem Hardenbergischen blatte auch deren schluss nach dem Grieshaberschen beigefügt worden. — Wohin die blätter nach Grieshabers tode gelangt sein mögen, ist mir unbekant.

Aus den Grieshaberschen blättern ergeben sich folgende predigten (deren überschriften, wenn sie in den bruchstücken verloren und deshalb von Grieshaber ergänzt sind, hier in klammern geschlossen sind):

1) *S. 266 (Marci evangelistae) = de Letania; 25. april. Ist zwar unvolständig, aber der hier fehlende anfang ist auf dem lezten Hardenbergschen blatte erhalten.*

2) *S. 269. Philippi et Jacobi; 1. mai. Unvolständig; es fehlt der schluss.*

3) *S. 272. (In die ascensionis), am himmelfahrtstage; also im mai. Unvolständig; es fehlt der anfang.*

4) *S. 275. In die Pentecostes, an pfingsten; also in den lezten wochen des mai, oder den ersten des juni. Unvolständig; es fehlt der schluss.*

5) *S. 279. (De Johanne Baptista); 24. juni. Unvolständig; es fehlt der anfang.*

6) *S. 280. Petri et Pauli apostolorum; 29. juni. Unvolständig; es fehlt ein beträchtliches stück in der mitte. — In der Leipziger handschrift nr. 760 erscheint diese predigt auf bl. 137[ab] in sehr verkürzter fassung. Sie ist aus derselben veröffentlicht durch Leyser in den Altdeutschen blättern von Haupt und Hoffmann. Leipz. 1840. 2, 187—189.*

7) *S. 284. De Maria Magdalena; 22. juli. Unvolständig; es fehlt der schluss.*

8) *S. 285. (S. Petri ad vincula), Petri kettenfeier; 1. august. Unvolständig; es fehlt der anfang und auch der schluss.*

9) *S. 289. (In die assumptionis B. Mariae virginis), Mariae himmelfahrt; 15. august. Unvolständig; es fehlt der anfang. — Die von Leyser aus der Leipziger handschrift nr. 760 (bl. 117[b] —119[b]) unter nr. 19 auf s. 93—98 mitgeteilte predigt In assumpcione beate marie ist eine völlig andere.*

10) *S. 291. De sancto Bartholomeo; 24. august. Unvolständig; es fehlt der schluss.*

R. Cruel hat in seiner reichhaltigen „Geschichte der deutschen predigt im mittelalter“ (Detmold 1879) auf s. 151—155 auch diese Grieshaberschen bruchstücke besprochen, und dabei zugleich darauf hingewiesen, dass auch bruchstücke einer anderen handschrift desselben predigtwerkes bereits gedruckt sind. Es hatte nämlich Adalbert Jeitteles von Josef Diemer in Wien erhalten „fünf ganze und zwei durchschnittene blätter von doppellagen einer sauber geschriebenen pergamenthandschrift des 13. jahrhunderts in klein 4°, welche aus Klagen-

furt stammen soll,“ und hat den inhalt der fünf ganzen blätter im jahre 1872 mitgeteilt in der von Bartsch herausgegebenen Germania, jahrg. 17, s. 335 — 354, eine genaue beschreibung der blätter hinzuzufügen aber leider unterlassen. In diesem abdrucke erscheinen die predigten nicht in der reihenfolge des kirchenjahres, sondern bunt durcheinander gemengt (november, mai, december, august, september, august), und es lässt sich nicht klar und sicher erkennen, ob der herausgeber nur die einzelnen blätter in unrichtige reihenfolge gelegt hat, oder ob die chronologische ordnung der predigten schon in der handschrift selbst aufgegeben und in verwirrung geraten war. — Ordnet man sie nach dem verlaufe des kalenderjahres, so ergeben sich folgende predigten:

1) *S. 343 — 346. (Inventio crucis), kreuzerfindung; 3. mai. Unvolständig; es fehlt der anfang und der schluss.*

2) *S. 352. (S. Petri ad vincula), Petri kettenfeier; 1. august. Unvolständig; es fehlt, wie bei Grieshaber nr. 8, der anfang. Dagegen ist der bei Grieshaber fehlende schluss vorhanden, und das diesem vorangehende, ungefähr eine druckseite (s. 352 — 353) befassende stück stimt mit dem entsprechenden stücke des Grieshaberschen blattes (s. 287 — 288) volkommen überein, bis auf zwei geringfügige abweichungen des ausdruckes, welche, ohne den inhalt und sinn zu ändern, bald auf diesem, bald auf jenem blatte, entweder fehlerhaftes oder richtiges bieten, so dass sich die beiden texte einander gegenseitig berichtigen.*

3) *S. 349. (De sancto Bartholomeo), 24. august. Unvolständig; erhalten sind nur wenige zeilen, kaum zehn, des schlusses; so dass zwischen diesem schlusse und dem bei Grieshaber (nr. 10, s. 291 fg.) erhaltenen anfange noch ein beträchtliches stück fehlt.*

4) *S. 350. S. Mathei apostoli et evangel., 21. september. Folgt auf voller seite, unmittelbar nach der predigt auf Bartholomaeus, und ist volständig erhalten.*

5) *S. 351. Sermo in dedicande dē (? dā? = dominica?) ecclesie, auf das kirchweihfest. Unvolständig; es fehlt der schluss. Diese predigt geht über den text Ps. 86, 1. 2: Fundamenta ejus in montibus sanctis; diligit dominus portas Sion super omnia tabernacula Jacob, und ist gänzlich verschieden von der durch Leyser s. 115 unter nr. 24 aus der Leipziger handschrift nr. 760 (bl. 128ª — 130ᵇ) mitgeteilten. Daraus, dass sie sich hier auf voller seite unmittelbar anreiht an diejenige auf S. Matthaeus, lässt sich vermuten, dass damit ein kurz nach dem 21. september, mithin grade in diejenige zeit fallendes fest gemeint sei, während welcher noch jezt in Mitteldeutschland die völlig weltlich gewordenen kirmesen von den landleuten mit schmaus und tanz gefeiert werden.*

6) *S. 340. (De sancto Martino); 11. november. Unvolständig; es fehlt der anfang.*

7) *S. 341. S. Andree apostoli; 30. november. Folgt in voller seite unmittelbar auf S. Martinus, ist aber unvolständig; es fehlt der schluss.*

8) *S. 346. (De S. Nicolao); 6. december. Unvolständig; es fehlt der anfang und auch der schluss.* *J. Z.*

Erstes blatt.

vw. a. **1. De Mathia apostolo.**

In locum iude traditoris ſubſtitutus est Mathias apostolus ne imperfectus remaneret duodenarius numerus apostolorum. — Zwelf ſint der zeichin da zu himile. di di ſunne vmbe ſtrichit. in iclichime loufet ſie drizic dage. zwelfe ſint der mande di daz iar teilent. zwelfe ſint der windi di den luft tribent. zv der ſelben wis wolde unſer herre zwelf apostolos han. di hat er irwelt di wile er in dirre werlde was. di belieben alle bi unſime herren in ſiner minne vñ in ſiner warheite. biz an iudam aleinin. der in verrit der in verkofte. der irhinc ſich ſelbin *et crepuit mediuſ. et diffuſa ſunt omnia uiſcera eius* (*Act. 1, 18*). Er zebraſt allir vñ ſine darme vilin uz ime. Do unſer herre zv himele gevarn was. vñ ſinin heiligen geiſt ſinen heiligen apostolis geſante. daz ſi allir hande zvngin kvnden ſprechen. vñ ſi da geueſtit wûrden. Daz ſi den dot nit fohten [*l.* forhten]. Do ſtunt ſancte petir uf. vñ deth ſine rede. ſi warin da geſaminet di unſirn herrin meinetin. zwenzic vñ hundert. Do ſprach ſancte petir. vnſir herre hat unſer zwelfe irwelit. der iſt einer an dem un

b. rehten vundin. iudas der in [ver]rit. wi ez dem irgangin iſt [daz] wizzit ir wole. vñ alle di zv [ihe]rlm̄ ſint. daz er ſich irhinc. Nu ſagit unſ di ſcrift an de[me] ſalter. daz er verfluchit ſi vor [go]te. vñ ſin ammit dar zv er g[e]ladit wart mit unſ andirn. daz er verwort [*l.* verworht] hat. vñ verlorn. daz ſal ein ander beſizzen. et[es]licher under den luten. di got [hie] geſammit hat. deme kund[ich] ſi. alliz daz unſer herre getan [ha]be. ſider dem male daz er get[ouft] wart ime iordane uon ſancte [io]hanne baptiſta. Do er daz [hatte] geredit. da namin [*fehlt* si] zwene h[erren. der] hiz einer ioſeph. vñ hate ein[en] zvnamin. daz er ein gere[ht] man were. vñ der andir daz [was] der gute ſancte Mathias. vñ ta[tin] ir gebet vñ ſprachin zv unſ[erm] herren alſus. Herre der almeh[tige] got. du alle tugende wole [weist] du zoug unſ welich dirre [zwei] ir einir ſi der dir gevalle. an [der] zwelften stat di iudas verlor[en] hat. da lizin ſi werfen daz lo[z] do vil ez uffe ſancte Mathiam. u[ñ] alſo wart er gezalt. daz er [der] zwelf[er] einer ſolte ſin. M[an]

rw. c. [li]sit an dem [*l.* den] buchin daz er uil [d]emûtic were. uñ gotiſ wortis [ui]l vlizec. Groze zeichen det got durch in. uñ do er di criſtinheit [vi]l wole hate geueſtint mit dē gotis worten. do muſte er dun alſe di andirn zwelfbotin datin. er gab ſinin lib uñ ſin bluth [d]urch unſirs herren minne. vñ [d]urch der criſtenheite willen. vñ [w]art gemartirt inme [1] zv ihe[r]uſalem. Sin heiligiz gebeine [n]am ſider di kuniginne helena [di] daz heilige cruce vant. uñ [v]urte daz mit ir zv coſtenop[e]le. dannin quam ez zv trire. Wan[n]e ſimiliche buch ſagint. daz [si]e dannin burtic were. daz in [g]eturre wir betalle nit sprechin. [da]z ſi iz dar ſente. uñ daz ſi dan[n]en geborn were. wanne wir [iz] an den alten ſcriften nit hau. [d]anne daz wir wole wizin [d]az ez dar quam. ſit quam ez zv [g]oſlar. wi ez dar queme des in [w]izze wir nit uon keinen din[g]en. Nv bitte wir den heiligen [aposto]lum. daz er uch gnedic ſie [v]mbe unſirn herren. daz ir nit [ver]wiſit werdit anme iungiſten [ta]ge der ewigen gnadin. p. x^m. d.

d. 2. In capite Jenii (*l.* jejunii).

Derelinquat impius uiam ſuam et uir iniquus cogitationes ſuas. et reuertatur ad dominum. et miſerebitur eius et ad deum nostrum quoniam multus est ad ignoscendum (*Jes. 55, 7*). — ***non enim uůlt mortem peccatoris. sed ut conuertatur et uiuat*** (*Ezech. 33, 11*). — Diſe wort di ſprach ein heilic man her ysaias. uñ manet unſ daz wir zv gote kerin. vñ unreht lazin. uñ quit alſus. Der unreht man der laze ſinen unrehtin wec. vñ der ubele man laze ſinen ubelin gedanc. uñ kere wider zv gote. uñ er irbar[met] ſich uber in. wande er michil iſt. uñ gnedic zv vergebene alliz unreht. uñ gerit nit des ſundigen menſhen dot. ſunder daz er sich bekere uñ lebe. Diz iſt unſ ein michil troſt. daz unſir herre. der unſ nach rehte uil wole mochte verteilin. daz der uns bitet uñ manet. daz wir unſ bekerin. uñ lazin unſer unrehten wege. uñ ubele gedenke. uñ kerin wider zu ime. Wilich ſint di unrehtin wege di wir lazin ſuln. daz ist der ubele wille. daz ſint di uppegen werc. wande der wec den man leitet dar er ſal. alſe dut der ubele wille. uñ der gute wille. leitit den

Zweites blatt.

vw. a. menſchen entweder zv dem ewigen libe. oder zv dem ewigen dode. Weliz ſint aber di ubele gedenke. daz ſint di. di den uberhur trahtint. di manſlaht gedenkent. di untruwe virretniſſe. gelogin vrkunde. Meineide. trūgenheit. uberaz. uberdranc. den mort. div dube. den hohen mut tragen. So getane wege. uñ ſo gedane gedanke. di ſuln wir lazin. uñ ſuln wider kvmen zu unſime herren. Wo mite. mit den almuſen. uñ

1) inme ist rot durchstrichen. Das richtige ergibt sich aus dem Leipziger texte bei Leyser: inme lande zv iherusalem.

mit gutin werken. alſo da geſcriben iſt. *Abſcondite elemoſinam in ſinu pavperis. ut ipsa oret pro uobis ad dominum* (*Ecclesiast. 29, 15*). — *quia ſicut aqua extinguit ignem ita elemoſina extinguit peccatum* (*Ecclesiast. 3, 33*). — Berget uwer almusen in der armen ſhoz durch daz ſi biten vor uch zu unſime herren. wande alſe daz wazzer daz fur leſſit. alſo leſſet di almuſe di ſunde. Merket wole daz di ſcrift ſprichit. Daz man di almuſen ſule brengen uñ bergen. daz iſt alſo geſprochin. daz wir di gvten werc ne ſuln nit dun. den worten daz ſi di lute ſehin. wir ſuln ſi tun den worten daz ſi got aleine ſehe. uñ ſi inphahe. wer durch rum wole tut. deme inlo

b. net got nit in ſime riche. Ime newirt andirs nit lones. wan daz uppege lon der lute. als vnſer herre quit in dem ewangelio: *Amen dico uobis receperunt mercedem ſuam* (*Matth. 6, 2*). — Zware ſag ich uch di ir almuſen alſo gebent. di hant ir lon inphangen. Diſe dage ſint unſ geſazt zv buze. daz wir nu ſuln buzen alliz daz wir miſſe tan han in allime iare. wir ſuln maze han in diſen dagen allir boſin dinge. ob wir ſi betalle nit inmogen gelazen. Wir ſuln dicke unſer bihte dun. wir ſuln minre ezzen. minre trinken. minre ſprechin. wir ſuln kuſliche leben. uñ di almuſen gut geben. uñ ſuln des gedenken. daz wir ein aſſe unde ein erde ſin. zv aſſen uñ zv erden ſul wir werden. daz beceichinit ouch di aſſe di wir inphan. daz wir da mite gemanet werden wannin wir bekumin ſin. uñ war wir kumen ſuln. vñ daz wir ouch diſe buze otmuticliche leiſten. wande daz iſt unſer kerrine di wir gen ſuln uor diſen oſtern. uor uil manige manſlat di wir getan han. an

rw. c. unſer uil armen ſele. Alſo dicke ſo wir houbetſundin (?) dvn ſo irſlahe wir di arme ſele. der den haz treget ſime neben criſten. der iſt manſlehtic. alſe S. Johannis quit. *Omnis qui odit fratrem ſuum homicida est* (*1 Joh. 3, 15*). Swer ſinen ebencriſten hazzit der iſt manſlehtic. alle di ſunde di wir ie getaten di ſul wir waſſen *in fonte lacrimarum qui est secundus baptiſmus.* in dem burnen der trehene. daz iſt der ander touf. der geſchit alſo dicke ſo ſich der arme menſche clagit uñ in ſine ſvnde rûwent uñ di beweinet dan abe ſprach her dauid (?) *Lauabiſ me et ſuper niuem dealbabor* (*Ps. 50, 9*). Herre got du ſalt mich waſchen ſo werde ich wizir. dan der ſne. Ni ne wart kein ſne ſo wiz. ſo di ſele iſt di mit deme ruwen unde mit den trehenen gewaſſen wirt. dan abe ſprichit ein (?) heilige propheta *Lauamini mundi estote* (*Jes. 1, 16*). Waſſit uch .... Maniger weſchet ſich vñ ne blibet nit reine. Swer .... zv bichte kumit uñ di ſunde (?) beweinet. der hat ſich wol gewaſchen. Vellit (*fehlt* er) aber widere ſo geſchit ime alſe

d. dem ſwine. daz ſich weſchet uñ aber wider in den phul vellit. der niſt nit reine. Swer abir ſine ſunde clagit uñ di beweinet. uñ buze

inphehit uñ di geleiſtit. uñ iz ouch danne midit. der hat ſich gewaffen uñ der iſt reine. der mac ouch froliche zu den oſtern zu gotiſ tiſche gen uñ . . . . . den gotiſ lichamen . . . . . ſiner armen ſele. vnde sime libe. vnſer herre des gnade grozer iſt dan unſir unreht der ruche unſ alſo ze waffene alſo zv reinegene daz er nit an unſ invinde daz ime miſſevalle. *Qui cum patre et*

3. In annuncione (*l.* annunciatione) S. Marie.

Ecce dominus nouum faciet in terra. femina circumdabit virum. (*Jerem. 31, 22*). — Diſe wort di ſprach der heilige prophet unſirs herren her iheremias. damite hat er unſirs herren geburt iroffint uñ di gnade di er tun wolde mit unſir vrowen ſancte Marien. do ſprach er diſe wort alſ ime der heilige geiſt gebot. unſer herre ſal tun ein nvwe dinc uffe der erdin. ein wip ſal einen man umbeuahin. Mit den worten was di geburt bezeichint unſirs herren. Der was werliche ein man uber alle man. wande er groze manheit uñ groze knehtheit

* * *

Drittes blatt.

4. (In coena domini?)

vw. a. ſe valle ſo ſin wir ſelic. zware habe wir des niht getan ſo iſt ez unſ vreiſlich. Hute ſul wir di waren minne haben zu vnſirn ebincriſten. *Quia Karitas operit multitudinem peccatorum* (*1 Petr. 4, 8*). alſe ſancte Jacobus (*l.* Petrus) sprichit in ſiner epiſtelen. Di minne bedeckit di mannicvaltigen ſunde. von der minne sprichit ouch ſancte paulus. *Si diſtribuero in cibos pauperum omnes facultates meas. et ſi tradidero corpus meum ita ut ardeam. caritatem autem ſi non habuero. nichil michi prodeſt.* (*1 Cor. 13, 3*). Er quit. Gebich alliz min getregde armen luten zv ezzene. vñ gebich mich ſelben zv der martile alſo daz ich verburne vñ hetich danne der minne nit. iz envrumete mir niht. Durch daz so rate wir uch daz. daz ir di ware minne habet vnder ein ander. werfit von vch den haz uñ den unrehtin zorn. wande daz iſt *ignis alienus quem ſufflat ignis urens.* Daz iſt daz vremede vur. daz bleſit der burnende wint. daz iſt der leide tuvel. der birnet di armen ſele. Swo er den nit uñ den haz uñ den

b. zorn inzvnden mac. dan abe kumit er ſeltin. er inbrenge ſcheltin vñ manſlaht. raub vñ brant. vñ zv allir iungiſt gotis zorn. so verwirket sich der arme menſche vñ ſtirbet in den ſunden vñ vert zv der helle. Dar vor muze uch bewaren vñ helfe uch des. daz ir hute alſo irſchinet in allir reinikeite. alſ uch gut si zv deme libe vñ zv der ſele. *Ipō adiuvante q. v. & R.* (*d. i. Ipso adjuvante qui vivit et regnat*).

5. In die pafce.

Hec est dies quam fecit dominus exultemus et letemur in ea. (*Ps. 117, 24*). — Liben di heilige fcrift div fprichit zv uns alfus. Diz ift der dac den got gefchaffin hat. nv vrowe wir unf an ime. Alle tage hat got gefchaffin. idoch nemeliche hat vnfer herre difen dac ime felbin zv lobe vñ zv trofte vns vnde allir der criftenheite zv erin uñ zv gnadin. Wande alfo hvte wolte er irften vonme tode mit deme felbin vleifche daz er durch uns zv der martile hate gegebin. Er zebrach di helle unde bant darinne den tiwel den leiden viant. Vñ vurte als hute einen kunicklichen rovb

rw. c. der feligen fele zv himile. di darinne beflozzen waren. nemeliche der di finen willen getan haten. Alfe hute wirt der iungifte dac. alfe hute ful wir irften mit lip uñ mit fele. eintweder zv dem ewigen libe oder zv deme ewigen dode. Vor dem iungeftin dage alfe fancte Jeronimus vns sagit. So fuln vunfcehen dage fin an der iclichime ein zeichin fal werden. daz ift eiflich. Des erftin dages fal daz mer uf ftigen vber di berge virzic claftirn hoch. Des andirn dagis. fal ez finken alfo tife daz man iz kume gefehen mac. Des tritten dages wirt iz eiflich alfe zvm erften. Des uirden tages. alle di tir di da fint in dem mere oder in den fên oder in andirn wazzern. vñ di vische fuln fich famnen obene vf daz wazzer. uñ fuln michil gedoze machen mit ir ftimme. waz daz bezeichene daz weiz got wole Des funten (*l.* funften) tages. fo fuln di wazzer alle verbirnen alfo wit fo di werlit ift. Des fehftin tages di crut vñ di bovme di werdint alle tovwic uon blute. Des fibinden tagis alliz daz gezimere daz

d. dar ift. also wit fo di werlt ift daz fal alliz zevarin. Des ahtin tages fo intflizen fich di velfe vñ vallent di berge, uñ daz wirt grvwelich ze fehene. An dem nvnden tage. fo wirt groz ertbibe vñ fo getan gevelle daz nine wart uon anegenge. An dem 'zehinden tage. fo wirt daz ertriche alliz ebenfleht. Des elftin tagis so vallint di fterren von deme himele. An deme zwelftin dage fo fuln die lute hervur gen di fich verborgen hant uor den grozin vorhtin. vñ gen alfe fi fin vnfinnic. An deme drizehindime tage. fo famnit fich alliz daz gebeine der toten. vñ di greber fuln fich ufdvn, An dem virzehinden tage fo fterbint alle di dannoch lebendic fint. An dem vunzehinden (*l.* vunfz.) dage. fo fal brinnen alliz daz ertriche oftern vñ weften. dar nach kumit der iungifte dac. Sicherliche fwer fo hute reinecliche den gotis lichamen inphehit. der mac fich darzv wole troften. daz er danne iRfte mit dem almehtigen gote. der abir vnwerdekliche dar zv get. der inhat kein teil mit gote. Alfe fancte paulus quit. *Amen dico uobis. quod*

Viertes blatt.

vw. a. omnis (fehlt: fornicator) aut inmundus aut auarus non habet heredidatem in regno dei. (Ephes. 5, 5). Ich ſage uch zware quit er. daz hurere vñ vnreine menſchen di hant dekein erbe in deme riche des almehtigen gotis. Iz was geſcriben in der altin. e. daz unſir herregot gebotin hate dem ſinen volke daz ſi in den oſtern ſolden ein lamp ſlahen. daz ſolte ane vlecken ſin vñ ſolde ein ſterre ſin mit des blute. ſolden ſi beſtrichint (*l.* bestrichen) di ſwellen. uñ daz uberture. daz ſelbe lamp ſolden ſi ezzen gebratin. nit geſotin noch ro. Wurdes ich (*l.* iht) uber daz ſolte man verbirnen in dem vure. daz lamp ſolden ſi ezzen geſchuht. vñ vnbegurt. uñ ſtebe ſolden ſi han an den henden. diz iſt alliz bezeichenlich. Daz lamp daz iſt unſer herre ihesus cristus von deme ſprach sancte Johannes der toufere. Sehent wo daz lamp get des almehtin gotis. daz ſal abe nemen allir dirre werlde ſunde. mit des blute ſul wir unſirn lip uñ unſir ſele zeichinen. gelŏbe wir werliche ſine martile. uñ intfan wir wirdecliche ſinen heiligen lichamen. vñ ſin heiligiz blut. ſo iſt unſir truſſchubel wol gewihit mit des

b. lambis blute. *tunc non nocebit nobis angelus percutiens.* Sone mac unſ nit geſchaden der ſlahinde engel. daz iſt der tuvel. Wolle wir daz lamp ezzen alſ uns gebotin iſt. ſo ſuln wir unſ ſchuhn. vñ ſuln vaſte geloubin daz got menſche wolde werden durch unſ vñ ſuln ouch gerne volgen den gvten bilden der heiligen di ſi uns vorgetragen hant. di als wole menſchen warin. alſ wir andirn ſo ſin wir wol geſchuht. Wir ſuln unſ ouch gurtin. wilich wis. wir ſuln unſir vleiſ twingen von boſir geluſt. vñ ſtebe in den henden han. daz ſint di geiſtlichen werc. daz iſt der kirchganc. daz iſt di vaſte. daz iſt daz gebet. da mite ſul wir unſ weren den vnſihtlichen hvnden. daz ſint di ubelen tuvele. Wir ſuln ouch merken daz wir daz lamp ſuln ezzen gebratin. Wir neſuln iz nit ſiden oder ro ezzen. Der izzit iz ro der gelovbit daz got unſiR herre. ockirs ein luter mensche were. Der ſudit iz ſwer irgrunden wil di gotheit mit menſlicher wiſheite. Der aber uaſte geloubit. daz unſer herre ihesus cristus

rw. c. si ein war got uñ ein war menſche uñ daz er unſir armiz vleiſ inphinc von vnſir vrowen ſancte marien mit der gnadin des heiligen geiſtis. der izzet iz gebratin añ . . . liche uñ . . . . liche. Daz da belibet daz burne man in dem vure. Swenne wir alliz daz. daz wir uon unſirs herren gotheite horin nit uollin grundin mvgin. daz ſul wir deme heiligen geiſte lazin. der alle tuginde wol weiz. Wir geturren iz uch nit lengen. Wanne der almehtigot helf uch des daz ir daz lamp alſe hute muzit ezzin. uñ inphan daz ir den ewigen lip besizzent. *ipō p̄ſt (d. i. ipso praestante)*

6. De letania.

Confitemini alterutrum peccata vestra et orate pro inuicem ut faluemini. (*Ep. Jac. 5, 16*). Der heilige apostolus fancte Jacobus der manit unf in finer epifteln. mit difen worten di wir nu fprachin. Er quit bihtet uwer funde. uwers unrehtes. vñ bihtet vor ein ander daz uch unfer herre helfe durch fine gnade. Der oberfte arzit unfeR herregot. der hat unf ein arziteie verlihin. ane di wir nit genefin mugen. daz ift div bihte. di

d. wir tun fuln unfern priftern. von der fprach her dauid *Dixi confitebor aduerfum me iniufticiam meam domino. et tu remififti impietatem peccati mei.* (*Ps. 31, 5*). Er quit daz. Ich fprach daz ich beiehin fal min unreht unfime herren wider mir. uñ dv libe herre vergebe mir mine funde. Merkit liben daz er quit. Daz er beiehen wil fin unreht unfime herren. wider ime felbin. Zware fage wir uch daz. wil (*l.* vil) mulich ift vñ vil swere. wider des menfchen gemute. daz er fich felbin ruge uñ daz gote offine. uñ finen priftere. iz ift abir troftlich. Wande fo er der funden zv bihte kumit. fo verkufit fi unfir herre. uñ fo ne weiz er der tuvel nit. ez ne fi danne fo vile. daz er aber wider dir ingevalle. Iz ift hute der dac daz wir an den buchin heizin Letaniam maiorem den aber ir heizit romcruce. daz fult ir vernemen warumbe der dac alfo genant fi. In fancte Gregorien cite des heiligen babiftes. da hate fich daz lut verworht gegen dem almehtin gote. durch daz fo quam ein vreiflich urteil ubir diz lut. daz was der gehe dot. der quam mit einer fuchede. di

(*Grieshaber S. 266.*)

di buch heizint pestem igwinariam (*l. inguin.*). *er bestunt di lute umbe di hegetruse. und an dem dunnen. also der steche mit eime spere. oder mit eime pfile. und also schire so siz bestunt. so musten si sterben. Di not di was michel. unde daz lut uil nider alse ez uul were. Do vur der babist zu. der vor sancte gregorin was. der hiz pelaius. unde was ein redelich man. und ein gut man. unde manete daz lut. unde hiz beide paffin unde leien. muniche unde nunnen mit den crucen gen. unde mit deme heilicduome. unde hiz si got biten daz di groze not gestillet wuorde. daz inhalf alliz nit. under des daz si mit den crucen gingen. wullin unde baruuz so quam ein wetir und ein durneslac. unde sluc den babist selben zv tode. unde diz lut wart zestovbit. also di schaf so si den hirthe verlisent. Jdoch nach der wisen herren rathe di da zv rome warin. So geuilen si gemeinliche daran daz si sancte gregorium kuren zu einem babiste. der waz ein edil man. und ein gut man. und ein wise man der buche. unde minnete unsirn herren von allime sime herzen. der hate gestiftet sehs closter inn sicilienlande. unde hate den allin sines eigenes also vil gegebin. alse si es bedurften zv not-*

durfte. daz sibinde closter das macht er alda zv rome. und alda munichete er sich. do er da vernam daz si in zu babiste sezzen wolden. do waz iz ime uil leit. unde vloch unde barc sich. Alda vermeldite in der almehtigot selbe mit eime lihte. daz schein uber in. alse liht. alse di sunne. do wart er uunden unde gewihit zv babiste mit grozin eren. unde mit grozzir zvuersicht. allir dirre werlde. Dannoch newas nit gestillet die groz ungnade des gehin dodis. under deme lute. Do gedahte sancte gregorius. wi er dem lute solte gehelfen. vnde hiz alle di samnvnge di zv rome waren. unde da bi im (l. in) keiner nehede. unde hiz si gen mit den crucen. von latran von sante paule. dannen zv sante petro. unde sanc selbe di messe. unde machte nvon kore von dem volke. in vnsirs herren ere unde den (l. der) nvon kore der engile. In eime kore warin di paffin. In eime di muniche. In eime di nunnen. In dem uirden di einsidele. In dem vunften die regelere. Inme sesstin di meide. Inme sibindin witewen. Inme achten di reine kint. Inme nvnden daz lut algemeinliche. Do inmitten stunden bischove unde di gelerten herren und bevesprten (bevesperten?) daz lut. unde maneten unsirn herren sinir gnadin daz er gestillen wolte di ungnade. Vnder des quam der slac. unde uil des lutis ein michil teil nidir dot. also uil daz (fehlt: man?) brivete achzic menschen di da dot lagin. in einer kurcen stunden. Do karte sich sancte gregorius umbe. unde hiz si ir hende nimmer nider gelazin. wanne alliz zv gote ufheben. unde rufen unde sprach. Herregot diz lut ingeswiget nimmer du negestilles dise ungnade. Do zestunt det unser herre dem lute gnade. unde wart der gehe dot betalle gestillet. Do gebot sancte gregorius uber alle div christenheit. daz (fehlt: si) den dac uirete unde beginge mit vroner uaste. unde mit den crucen gingen. uor den gehen dot. unde vur alle di not di in der heilgen cristenheite were uber alle di werlt. Durc daz heizit dirre dac rome cruce. Hute sult ir alle uwer not unde der heiligen cristenheit beuelen unsime herren. unde sult demutliche get (l. vlegen?) uwern heiligen den worten daz si uwer botin sin zu dem almehtingote. daz er uch sin riche verlihe. unde den ewigen lip. Quod ipse prestet.

2.

PREDIGTEN AUF DIE FEST- UND HEILIGEN-TAGE.

ZWEITE HANDSCHRIFT.

Zwei aus dem nachlass des archivdirectors M o n e *in Karlsruhe stammende einzelne pergamentblätter in 4°, jedes 22 centimeter hoch und gegen 14 centimeter breit; die seite zu 36 durchgehenden zeilen, ohne liniierung und spalteneinteilung. Die schrift, von einer geübten*

hand aus dem ende des 12. oder dem anfange des 13. jahrhunderts, ist kräftig, regelmässig und deutlich, aber ziemlich gross und sehr gedrängt, und deshalb nicht eben schön. Die s sind durchweg lang, die i nur selten mit einem feinen striche versehen; die t ragen noch nicht über die zeile empor, unterscheiden sich aber deutlich von den c; die auslautenden e sind oben rechts an der schleife mit einem angefügten haken versehen, welcher dem des r sehr ähnlich ist. Die abkürzungen beschränken sich im deutschen texte auf die üblichsten und algemein gebräuchlichen, begegnen etwas reichlicher in den eingestreuten lateinischen textstellen. Als interpunctionszeichen ist nur der punct verwendet, aber ziemlich häufig. Neue sätze beginnen mit rot durchstrichenen capitalbuchstaben.

Von jedem blatte ist nur eine seite lesbar. Von der schrift der anderen seiten ist nur ein schimmer übrig geblieben; doch würde nach gründlicher reinigung und vorsichtiger anwendung eines guten reagens noch manches lesbar werden. Die lesbare seite des ersten blattes scheint dessen rückseite zu sein, zu schliessen nach den freilich nur unsicheren vermutungen, welche sich der sehr übel beschaffenen anderen seite noch abgewinnen lassen. Die lesbare seite des anderen blattes ist dessen vorderseite; denn in der lezten zeile der anderen seite lassen sich noch die zwei wörter „groze hunde“ *erkennen, und diese gehören in die fortsetznng der legende von Petrus und Simon Magus.*

1) *Die lesbare seite des ersten blattes ergibt ein bruchstück der predigt In die ascensionis domini, auf himmelfahrt, fält demnach ungefähr in den mai. Anfang und schluss gebrechen. Das erhaltene stimt, mit geringen und unerheblichen abweichungen, zu dem texte bei Grieshaber s. 273 zeile 12 bis zur lezten zeile der s. 274.*

2) *Die lesbare seite des zweiten blattes enthält ein bruchstück der predigt auf das fest Petri et Pauli apostolorum, gehört demnach zum 29. juni, entbehrt aber gleichfals des anfanges und des schlusses. Das auf dieser seite erhaltene entspricht, widerum mit geringen und unerheblichen abweichungen, zunächst dem texte bei Grieshaber von s. 281 zeile 20 bis seite 282 zeile 8. Dann aber folgt im Grieshaberschen texte eine lücke, und in diese hinein reichen die lezten 22 zeilen dieser seite, und auch die gesamte unlesbar gewordene rückseite dieses blattes fält noch in den bereich derselben lücke.*

Erstes blatt.

(In die ascensionis domini.)

die daz fivr inbrennen ſal. Daz iſt der tiufel. uñ alle ſine volgere. die ſulen eweclìche brinnen in dem fivre. Von deme fivre iſt gescriben. *Ignis eorum non extinguetur. et uermiſ eorum non morietur. (Marc. 9, 44*

et Jes. 66, 24). Der ubelen fivr wirt nimer verlefchet. uñ ir wurm der irftirbet nimer. Lieben. Der ubele wurm deift der leide tivfel. der fie fal nagen. uñ marteren. naht uñ tac. Daz wir da fprechen. naht uñ tac. daz fprechen wir umme daz niht. daz da iemer werde tac. oder tages liecht. da daz ewige vinfternifſe ift. wande ez ift alfo gefprochen daz ir ungenade iemer mer weren fal. Nv fulen wir hude biten unferen herren. der durch unfich in dife werlt wolde kumen. daz er unf def volle helfe. daz wir dar muzen kumen da er die ewigen genade bereidet hat. allen finen holden. die in minnent. Lieben. Div uffart unferef herren. die waf bezeichenet. manege wif. in der heiligen fcrifde. dannen abe fprach der wife falomon in eineme buche. daz er gemachet hade. von unferme herren. uñ uon der heiligen cristenheide. *Similif factus est dilectus meus capree hinnuloque ceruorum fuper montef aromatum.* (*Cant. 2, 9*). Lieben. Min liebe der ift gelich worden. eime rehe. uñ eime hint chalbe. uffe deme berge guter wurze. Daz reh. uñ daz hintchalp. daz fint zwei fnelliv thir. uñ varent al mit fprungen. uñ weidenent gerne an den bergen. Lieben. Daz bizeichenet unferen herren. def fnellecheit. div ift groz. wande minner wilen. danne ein oucbrawe die anderen berure. fo umme wert (*l.* umbevert). unfer herre. alle die werlt. mit finer wifheide. Alfe da gefcriben ift. *Attingit a fine usque ad finem fortiter et difponit omnia fvauiter.* (*Sap. 8, 1*). Er triffet uon eineme ende der werlte. uñ aller der dinge. die er gefchaffen hat biz an daz ander ende. ftarche. uñ fezzet allez zefaze gemehliche. Sine fprunge waren feltzene. der waf einer von deme himele. in dife werlt. durhc unfere funde. Der ander an daz cruce. da er fine hende. an ftracte. uñ die durhcflagen wurden mit nagelen. uñ damite gewann er den namen. *Quod eft fuper omne nomen.* Der da ift. uber alle namen. daz er ein herre ist geheizen def himelef.

* * *

Zweites blatt.

(Petri et Pauli apostolorum.)

in der ewigen verluft. wande du def wandef. daz man die genade def heiligen geiftef. folte koufen uñ verkoufen. din herze ift fprach er. vol aller unreinecheite. uñ div bittere galle. def unrechtef div hat dich betalle irivullet (*l.* irvullet). Lieben alfo wart er vertriben. uñ fider malef. fwa er fancte petrif werke iht vernam. da fchalt er in. uñ fprach. er were ein trigere. uñ ein bofe vifchere. Do derfelbe tivfelef bote. dar quam. do tet er manic zeichenlich zouber. da die houbet ftunden irgraben. in den fulen. da fchaffeter. daz die livte duchte. daz fie lebeten. Die er wolte ftecken. die ftecketer. allen gahef. daz fie von der ftat. niht kumen mohten. uñ machte fich ungefichtlich. uñ verfwant den luten

under den handen. vñ ver maz ſich deſ. daz er die toten wolde irquicken. uñ ander manic dinc tete (*l.* tet er). die die lute. wunderlich duchten. Sancte peter uñ ſante pauluſ. die ne wurben niht. mit decheiner trugene. die taten die toten ufſten. in unſereſ herren namen. uñ mahten die ſichen geſunt. uñ predigiten aller tegelicheſ. daz godeſ wor (*l.* wort). uñ ſprachen. ſwer ſich an zouberere icht hefte. der muſte goteſ hulde verlorn han. Alſuſ hub ſich in der ſtat. ze rome. michel gezoc. uñ wurfniſſe. uñ zweiunge under deme livte. Sumeliche volgeten sancte petro uñ ſancte paulo. die god irkanten. den aber idelcheit lip waſ. die wolgelen (*l.* volgeten) deme goukelere. Diz quam do fur den keiſer ze rome. der hiez nero. uñ waſ untiure. deſ libeſ. uñ unreine des muteſ. umme die ſele. ſo nehat (*l.* hate) er decheine achte. Er waſ ungeſtalt. er ſchilhete. er waſ kale uñ hate eine andere unreinecheit. die die buch heizent. Erinā (*d. i.* herniam) inteſtinorum ſcilicet demiſſionem. Er ſluc ſine muter. uñ ſinen bruder. uñ ſinen meiſter ſenecam. unde lucanum poetam. uñ die burc. hiez er inſtecken in zwelif enden. mit ſiure. durch andereſ nit mere. wande durch ſine geluſt. die eldeſten. uñ die bezeſten. die ze rome waren. den nam er den lip. unſchuldic. mit verretniſſe. Nie mochte. geborn werden ſulich hurere. ſulich vraz. ſulich trenkere. uñ aller boſheite waſ er vol. der waſ do ze rome keiſer. uñ daz riche. waſ mit ime gelaſteret. uñ verſchelchet. Der hiez do fur ſich gewinnen ſymonem den zouberere. uñ ſancte Petrum. uñ ſancte Paulum. uñ. ſprach zu in allen drin. Ir herren waz iſt diz

* *

*

Es haben sich demnach herausgestelt bruchstücke aus drei verschiedenen pergamenthandschriften eines und desselben predigtbuches, welche einander gegenseitig teils bestätigen, teils ergänzen; und zwar 1) die der ersten von ***Hardenbergischen*** *blätter und die der* ***Griesshaberschen****, die beiderseits aus einer und derselben handschrift stammen; 2) die von* ***Jeitteles*** *bekant gemachten; 3) die der zweiten von* ***Hardenbergischen*** *blätter.*

In dem Missale Romanum ex decreto sacrosancti concilii Tridentini restitutum, Pii V. pont. max. jussu editum, et Clementis VIII. primum, nunc denuo Urbani papae VIII. auctoritate recognitum. Antwerpiae, ex officina Plantiniana Balthasaris Moreti. 1645, welches mir eben zur hand ist, begint (s. 505) das „Proprium missarum de sanctis“ mit „In vigilia S. Andreae apostoli“ am 29. november, und schliesst (s. 752) mit „In festo S. Petri Alexandrini episcopi et martyris“, am 26. november. Demnach wird in diesem Missale das kirchenjahr officiel

gerechnet vom 29. november bis zum 28. november, so dass S. Andreas (29. november) bereits in das neue, dagegen S. Martinus episcopus (11. november) noch in das alte kirchenjahr fält. Wenn nun in den von Jeitteles veröffentlichten bruchstücken die predigt auf Andreas (s. 341) sich auf voller seite unmittelbar anschliesst an diejenige auf S. Martinus episcopus, so kann zwischen diesen beiden doch nicht füglich ein ganzes kirchenjahr liegen sollen, vielmehr möchte man auf die vermutung geraten, dass für den verfasser dieser predigten das kirchenjahr nicht erst mit Andreas, sondern schon mit dem uralten hauptfeste des winteranfanges, mit dem christlich umgetauften feste S. Martini episcopi begonnen habe. Bringt man nun unter dieser voraussetzung sämtliche bruchstücke der drei hier erwogenen handschriften in die ordnung des kirchenjahres, und bezeichnet man zugleich fehlenden anfang einer predigt durch einen ihrem titel vorangestelten, fehlenden schluss durch einen ihm nachgestelten, lücke innerhalb einer predigt durch einen ihrem titel eingeschalteten stern, und ebenso kleinere oder grössere lücken zwischen je zwei predigten durch sterne zwischen ihren beiderseitigen titelzeilen, so ergibt sich folgende, 21 predigten befassende, chronologische übersicht des erhaltenen:

Jeitteles.

1) *11. november* (*s. 340*) **De S. Martino.*
2) *30. november* (*s. 341*) *S. Andree apostoli*.*

*   *

3) *6. december* (*s. 346*) **S. Nicolai*.*

*   *   *

von Hardenberg. I.

4) *24. februar* (1.) *De Matthia apostolo.*
5) *Februar* (2.) *In capite jejunii.*
6) *25. märz* (3.) *In annunciatione S. Mariae*.*

*   *

7) *März — april* (4.) **In coena domini.*
8) *März — april* (5.) *In die paschae.*
9) *25. april* (6.) *De Letania*.*
und Grieshaber (*s. 266*) **(De Letania).*
10) *1. mai* (*Griesh. s. 269*) *Philippi et Jacobi*.*

*   *

Jeitteles.

11) *3. mai* (*s. 343*) **Inventio crucis*.*

*   *

Grieshaber.

12) *Mai* (*s. 272*) **In die ascensionis.*
und von Hardenberg. II. **In die ascensionis*.*

13) *Mai (s. 275) In die pentecostes**.

* *

14) *24. juni (s. 279) *De Iohanne Baptista.*
15) *29. juni (s. 280) Petri et * Pauli apostolorum.*
*und von Hardenberg. II. *Petri et Pauli apostolorum**.

Grieshaber.

16) *22. juli (s. 284) De Maria Magdalena**.

* *

17) *1. august (s. 285) *S. Petri ad vincula**.
*und Jeitteles. (s. 352) *S. Petri ad vincula.*

* *

Grieshaber.

18) *15. august (s. 289) *Assumptio Mariae.*
19) *24. august (s. 291) De sancto Bartholomaeo**.
*und Jeitteles. (s. 349) *De sancto Bartholomaeo.*

Jeitteles.

20) *21. september (s. 350) S. Matthaei apostoli.*
21) *(s. 351) In dedicanda ecclesia**.

* * *

Aus dieser übersicht ist zu entnehmen, dass in diesem predigtbuche diejenigen fest- und heiligentage vertreten waren, welche schon von alters her bis in das 12. jahrhundert algemeine, oder doch weit verbreitete kirchliche feier erhalten hatten. Zugleich aber lässt sich, nach massgabe dieser wahrnehmung, auch mit leidlicher wahrscheinlichkeit eine vermutung aufstellen betrefs der übrigen fest- und heiligentage, welche in demselben predigtbuche mögen berücksichtigung gefunden haben, während die bis jezt aufgefundenen und bekant gemachten bruchstücke desselben nichts mehr von ihnen darbieten.

Zwischen nr. 2 und 3, novb. 30 S. Andreas und decb. 6 S. Nicolaus, wird schwerlich eine ganze predigt fehlen. — Dagegen besteht eine sehr beträchtliche lücke zwischen nr. 3 und 4, decb. 6 S. Nicolaus und febr. 24 S. Matthias; hier fehlen möglicherweise: decb. 8 conceptio Mariae, 21 Thomas, 25 nativitas domini, 26 Stephanus, 27 Johannes evangelista, 28 Sancti Innocentes, jan. 6 Epiphania, febr. 2 purificatio Mariae, 22 cathedra Petri; jedoch könten die predigten auf 25.—28. december, Nativitas domini, Stephanus, Johannes evangelista, Innocentes in dieser samlung überhaupt gefehlt haben, als gehörig zu den Sermones de tempore, unter welche sie von alters her gewönlich eingereiht wurden. — Zwischen nr. 6 und 7, märz 25 annunciatio Mariae

und coena domini fehlt wol kaum eine ganze predigt; und eben so wenig zwischen nr. 10 und 11, mai 1 Philippi et Jacobi und 3 inventio crucis. — Umfänglich können auch die lücken nicht sein zwischen nr. 11 und 12, und zwischen nr. 13 und 14. In betracht könten hier etwa kommen mai 6 Johannes ante portas und mai 25 Urbanus. Auffallen aber könte, dass, nach den Grieshaberschen blättern zu schliessen, juli 13 Margaretha im predigtbuche wahrscheinlich nicht aufnahme gefunden hatte; es scheint jedoch dieses fest erst nach dem 12. jahrhundert eingeführt worden zu sein; wie auch visitatio Mariae, 2. juli, erst vom pabst Urban VI. (1379 — 1389) angeordnet worden ist. — Zwischen nr. 16 und 17, juli 22 Maria Magdalena und aug. 1 S. Petri ad vincula scheint eine predigt auf juli 25 Jacobus zu fehlen. — Ob zwischen nr. 17 und 18, aug. 1 S. Petri ad vincula und aug. 15 assumptio Mariae, etwa eine predigt auf aug. 10 Laurentius fehlen möge, erscheint unsicher. — Dagegen ist sehr auffällig, dass, nach den blättern von Jeitteles zu schliessen (fals nämlich diese chronologische anordnung darbieten, was freilich nicht festgestelt ist), zwischen nr. 19 und 20, zwischen aug. 24 Bartholomaeus und sept. 21 Matthaeus im predigtbuche gefehlt haben solte sept. 8 nativitas Mariae. — Endlich hinter nr. 21 folgt widerum eine sehr beträchtliche lücke. Hier fehlt möglicherweise sept. 22 Mauritius, und wahrscheinlich sept. 29 Michael archangelus, oct. 18 Lucas, 21 Ursula et 11000 martyres, 28 Simon et Judas, novb. 1 omnium sanctorum und 2 omnium animarum.[1]

Die bruchstücke der hier besprochenen drei handschriften sind sämtlich in Oberdeutschland aufgefunden worden, aber ihre sprache trägt nicht oberdeutsches, sondern mitteldeutsches gepräge. Und in Mitteldeutschland mag auch, und noch im 12. jahrhunderte dies predigtbuch selbst entstanden sein. Aus der bemerkung in der predigt nr. 4, auf S. Matthias apostolus, 24. februar, dass „daz heilige gebeine“ dieses apostels nach Goslar gekommen sei, liesse sich die vermutung schöpfen, dass der verfasser nicht gar fern von Goslar gelebt haben möge. Es scheint aber sein werk alsbald grossen beifall und ziemlich weite verbreitung gefunden zu haben, woraus sich die folgerung ergibt, dass es einem wirklichen bedürfnisse in befriedigender weise entsprochen

1) *Möglich bliebe aber auch, dass für diese predigtsamlung jene in älteren sacramentarien, vor abfassung des Missale Romanum, begegnende anordnung massgebend gewesen wäre, nach welcher das kirchenjahr nicht mit den adventssontagen, sondern mit der weihnachtsvigilie begann. Dann würde die oben angenommene reihenfolge und bezifferung nur eben dahin zu ändern sein, dass die nummern 1 bis 3 nicht an den anfang, sondern an den schluss des ganzen, hinter nr. 21 zu stellen wären.*

habe. Um so mehr aber ist zu wünschen, dass auf etwa anderweit vorhandene oder auftauchende handschriften oder bruchstücke desselben geachtet, und mit deren veröffentlichung nicht gesäumt werde. Sein hauptwert besteht darin, dass es anschaulich zeigt und bezeugt, mit welchen bescheidenen mitteln ein wolmeinender geistlicher herr vor dem aufkommen der bettelorden die christliche gemeinde treuherzig und naiv zu erbauen und zu belehren sich ehrlich, redlich und auch erfolgreich bemüht hat. Wie weit mag wol die überwiegende mehrzahl seiner geistlichen amtsbrüder hinter seinem können und seinem wollen zurückgeblieben sein.

Über die in der predigt nr. 4 erwähnte verehrung des apostels Matthias in Goslar hat eingehend gehandelt Jo. Mich. Heineccius in seinen Antiquitatum Goslariensium et vicinarum regionum libri sex. Francof. ad M. 1707, fol. s. 52 fgg. Er berichtet, dass kaiser Heinrich III. den schon von seinem vater Konrad II. begonnenen kirchenbau zu Goslar vollendet, und diese kirche am 2. juli des jahres 1150 durch pabst Leo IX. feierlichst habe einweihen lassen, zu ehren Marias, der apostel Simon und Juda und vieler anderen heiligen. Auch habe kaiser Heinrich sich eifrigst bemüht um die erwerbung von reliquien, und so habe er denn auch von Trier gegen reiche vergütung den leichnam des apostels Matthias erlangt. Heineccius beruft sich hierfür u. a. auf eine dieser kirche gehörende pergamenthandschrift einer chronik. Diese chronik ist kurz darauf gedruckt worden in Scriptorum Brunsvicensia illustrantium T. II. cura Godofr. Guil. Leibnitii. Hanoverae 1710, fol. s. 533 fgg. unter der überschrift „Chronicon parvum ecclesiae S. S. Simonis et Judae Goslariensis, cum recensione reliquarum. Ex MSto.“ Darin heisst es s. 533: „Ad S. Matthiam in crypta continentur hae reliquiae: Matthias apostolus, Andreae apostoli pars magna“ etc., s. 534: „In scrinio sanctorum apostolorum Simonis et Judae hae reliquiae continentur: Scilicet Simonis et Judae, Matthiae apostoli, Bartholomaei apostoli“ etc. und s. 535: „dedit [Heinricus III] etiam Treverensibus quosdam largos reditus, quos habent pro reliquiis beati Matthiae, quas hic gloriosius collocavit“. Diese kurze chronik schliesst mit Heinrich V., und zwar mit erwähnung der schlacht „in Welpisholte“ (11. febr. 1115), und mag demnach im ersten viertel des 12. jahrhunderts und in niedersächsischem lande, wahrscheinlich wol in Goslar selbst abgefasst worden sein. — Heineccius verweist s. 52 ferner noch darauf, dass das bild des apostels Matthias sich häufig auf älteren Goslarischen münzen finde, und bringt (ebendaselbst) auch ein besonderes officium des apostels Matthias bei, aus einem Goslarischen „Breviarium S. S. Simonis et Judae, part. hyem. fol. 43“. *J. Z.*

3.
PASSIONSGESCHICHTE.

*Ein pergamentenes doppelblatt in 4°, aus dem nachlasse des archivdirectors **Mone** in Karlsruhe stammend; jedes blatt 18 ½ centimeter hoch, 14 centimeter breit; die seite zu 29 durchgehenden zeilen zwischen feinen mit der feder gezogenen linien. Das pergament ist dünn und fein; die schrift, von einer geübten hand des 13. jahrhunderts, ist fest, regelmässig und deutlich. Die s sind noch durchgehends lang, die i entbehren meist noch des striches, die t steigen noch nicht über die zeile auf; abkürzungen aber erscheinen bereits etwas häufiger; hier im drucke sind sie nur dann beibehalten, wenn ihre auflösung nicht völlig zweifellos und gleichgiltig war. Auslautende z und s sind ziemlich oft verwechselt, und so gilt auch die abkürzung dc und wc für daz und was; hier im drucke ist wc deshalb in die eigentlich fehlerhafte form waz aufgelöst worden. — Das doppelblatt scheint das äusserste einer lage gewesen zu sein. Am unteren rande der ersten seite steht von der hand des schreibers die bezeichnung* .v., *welche wol als bezifferung der fünften lage gelten solte. Am unteren rande der lezten seite, aber umgekehrt gegen die schrift des blattes gewendet, steht von einer hand, wahrscheinlich des 17. jahrhunderts: „Vrbar vber guth zu watterdingen | Hanns Löuw“.*

Die sprachformen dieses bruchstückes einer, wie es scheint, bis jezt noch unbekanten passionsgeschichte weisen nach alemannischem gebiete. In der handschrift ist das stück, wie gewönliche prosa, zwar ohne alle absätze in durchlaufenden zeilen geschrieben; meist sind jedoch die wörter, welche als reimende gelten sollen, durch hinter sie gesezte punkte kentlich gemacht. — Über reimprosa in stücken geistlichen inhaltes ist gehandelt in Altdeutsche predigten und gebete von Wilh. Wackernagel. Basel 1876, s. 324 fg. *J. Z.*

Erstes blatt.

* * *

vw. in drin tagen machen wider. pylatus ſprach welheſ templū wolte er da mite mainen. ſi ſprachen diſ templum der kvme wider gemachet wart in ſehſ vn̄ driſech iaren. Pylatum duhte vn̄endelich daz die valſchen gizv̇ge hatten giſait. er ſprach aber zv̊ der iutſchait. ich bin vnſchvldig an deme blv̊te diſ rehten menchen. die warhait laz ich vͥ irſehen. do die iuden daz hatten v'rnomen. ſi ſprachen ſin blv̊t mv̊ze vf vͥnſ vn̄ vf vnſervͥ kint komen. vn̄ do die iuden giredden daz. pylatus der rv̊fte deme biſchof kaifaſ. vn̄ ſwaz er ewarten vn̄ alter iuden ſah. alſuſ er zů in allen ſprach. ir herren ir gibarent v̇ch an dire ſache gar

vnreht. ir haint vngelimpf vñ allef vw' geflehte. fwaz ir fache hant noch vf gizogen. daz ift gelich wie ef allef fi erlogen. daz ir in liezint daz dv̊hte mich gv̊t vñ nv̊t virgoffint daz vnfchvldige blv̊t. ir hant och gefprochen vor mir. er habe vw' e vñ vw' fabbatū gebrochen. daz hant zwelf erb' man wider fprochen mit gemainem mvnde. daz er nvwon fieche lv̊te mache gefvnde. vñ nv̊t anderf habe getan. mich dvnket gv̊t daz ir in lazent gan. die iuden fchrv̊wen gar fere do. zv̊ pylato alfo. er hat nv̊t allaine daz fabbatū gebrochen. er hat ein wort blaffemia gefprochen. daz im noh enkainem menchen gezimet. wan er gote da mite fin ere benimet. er fprichet er fi ein kv̊nig gar offenlich. vñ fi ŏch gotef fvn vō himelrich. Do pylatus den bifchof vñ die iuden alfo herte fah. zv̊ in allen er do fprach. lant in gan er hat den tot nv̊t v'rfchult. ich fchafen wol daz er doch groze bv̊ze dvldet. vñ lant die clage ligen nider. die iuden fchrv̊wen alle wider fi drŏten im vf den kaifer finen herren. fwie er in wolti von deme tode generen. pylatus ihesum anfach. alfuf er do zv̊ im fprach. wie fol ich mich mit dir gebaren. ihesus fprach alf dir von

rw. gote ift gigeben. wan moyfef vñ alle wiffagen. hant giwiffaget vor manigen tagen. vō der marter die man an mir fol bigan. vñ wie ich dar nah von deme tode fol erftan. die iuden frv̊wen aber gar fere do. vñ fprachen zv̊ pylato alfo. daz wir dir nv von im faitin vil. fo horeft dv felbe daz er gote fin ere binemen wil. wan fwaz alle wiffagen hant von dem gew'ren meffiaf gefait. daz hat er allef vf fich felber gelait. Pylatus fprach hat er da mite v́wern got bifcholten ald im geflv̊chot. fo rihtē felbe ab im zwie vwer wille girv̊chet. def antwrten die iuden aber do. pylato vñ fprachen alfo. wir haben daz von der altvn e. die vnf got fante bi vnferm vater moyfe. fwa ein menche deme andern hat geflv̊chet alder gefcholten. daz fol im mit gaifel fchelegen werden virgolten. fwer aber gote benimet fine ere. den fol man fv̊rftainen nah her moyfef lere daz hat ihesus offenlich getan. nv wellen wir daz dv in haizeft crvcegon alf man fchaher vñ morder tv̊t. daz dvnket vnf vf vnfer warhait gv̊t. pylatus ftv̊nt vñ gie vf zv̊ deme volke fv̊r daz rihtehvf. er wolte fv̊rfv̊chen wie fv̊ finen tot woltin mainen. do fah er vil lv̊te gar fere wainen. vñ do er daz wainen von den lv̊ten fach. do gie er wider in zen fv̊rften vñ fprach. ich fihe vil lv̊te gar fere wainen. mich dvnket daz dv̊ gamaine nv̊t ellv̊ finen tot welle mainen. def antwrten die iuden do. pylato vñ fprachen alfo. wir klagen enkain dinch fo fere fo daz er hat daz volk virkeret. mit finer valfchvn lere. er ift von galylea da het er angivangen vñ ift mit finer lere vnz her gegangen. Vñ do pylatus erhorte daz. daz er von galylea deme lande waz. do herodef richfot in den ziten. er wolte fich mit im v́rfv̊nen. wan fi haten

groze vientſchaft gegin en ander. herodeſ der kv̊nig vn̄ pylatus der rihter.

*   *
*

Zweites blatt.

vw. die riter daz giwant daz ſv̊ ihesu haten ab gizogen. ſi tailton eſ daz iegelichem ein tail wart ſiner wat. do haton ſi noh do einen rok der waz ane alle nat. alſ ſi giſahin den rok ſo ganzen do. ſi ſprachen zv̊ einandren alſo. wir ſon in lazen ganze. vn̄ ſon ein loſ werfen wem er werde zetaile. daz beſcha dar vmbe. daz dv̊ geſchrift ervvllet wrde. die der wiſage andeme ſalter ſprach. do er den ſelben tail vor lange in dem gaiſte ſah. diuiſerunt ſibi veſtimenta mea. et ſuper ueſtimenta mea miſerunt ſortem. entv̊che eſ alſo ſprichet. ſi hant min gewant vnder ſich getailet. vn̄ hant ein loſ giworven dar vber diſ ſprichet dauid andeme ſalter. nv hat o̊ch pylatus haizen geſchriben vber ihesum dv̊ wort ſprachen alſo. ihesus nazarenus rex iudeorum. dv̊ wort ſprechent alſo entvzche hie iſt ihesus nazarenus ein kv̊nig der ivden. dv̊ geſchrift die ivden gar ſere mv̊te. ſi giengen fv̊r pylatum mit grozem zorne. vn̄ ſprachen warvmbe er heti geſchriben daz er were ein kv̊nig der iuden. eſ were nv̊t enwarhait. wan daz eſ ihesus von im ſelber heti geſait. do antwrt pylatus den iuden er ſprach daz ich han geſchriben daz iſt geſchriben. die iuden baten pylatum aber do. vn̄ ſprachen zv̊ im alſo. ez iſt morne ſabbatū vn̄ vnſer oſtron. vn̄ iſt nv̊t billich daz an den crvzen biliben die licham. dv ſolt haizen daz man ir gibaine zerſlahe. daz ſi ſterben daz man ſv̊ noh hv̊te bigrabe. pylatus tet daz in die iuden baten er hieſ ſin ritter daz ſv̊ ir gebain zerſlůgen. die ritter taten alſ in ir herre gibot. ſv̊ giengen hin do waren die ſchaher noh do nv̊t tot. ir gebaine zv̊ zemvrton. daz ſv̊ balde mv̊zen ſterben. ſv̊ wolten ihesus och han getan daz. wan do ſi ſahin daz er von im ſelber tot waz. enkaine im do ſine gebaine brach. wan daz in ain ritter mit ainem ſper dvr die ſitvn ſtach. daz blv̊t vn̄ wazer von im vloz. die erde eſ vnder deme crv̊ce bigoſ. Do gie der herre centvrio. zv̊ deme rihter pylato. er ſait im waz grozer zaichen er heti gisehin. wie die ſtaine an ſinem ende

vw. werin zerſpalten. wie daz ertrich het ſich erſchvtet. vn̄ wie der vmbehank in deme tempel was zerzert. wie dv̊ vinſtri angie do man in ze ſexte an das crv̊ze nagelen ane vie. Vn̄ do pylatus erhorte daz. vor klvphfe waz er den tag an alleſ maſ. er biſante die ewarten vn̄ die fv̊rſten do. vn̄ ſprach zv̊ in allen alſo. Ir herren hant ir dv̊ grozen zaichen giſehin. dv̊ an ihesus tot ſint biſchehin. ſi ſprachen vil dike biſchehin iſt diſ. daz dv̊ ſvnne iſt worden eclipſiſ. daz biſchit ſo dv̊ ſvnne dem mane zenahe lo̊fet. ir lieht ſie den ein wile fv̊rbozet. mit den

worten wolten ſv̊ pÿlatum betrigen. alſvſ ſi von im giengen. Dar nah fv̊r pÿlatum gigangen kan. ioſeph von aromathia ein gv̊ter man. der tvrſton er ainer von der iurſchait (*l.* iutschheit) waz. wan er och nie geſtv̊nt noch geſaſ. ſwa die iuden zerate giengen. wie ihesus mit valche wrde givangen. er bat pylatum daz er im ihesus licham gebe. daz er in bi der ſelbvn tage zit bigrv̊be. pylatus tet vil gerne daz. doch wndert in daz er ſo balde tot waz. ioſeph gie hin vil balde. er nam ihesum ab. deme crv̊ce. ein raineſ tv̊ch er mit im nam. dar in wander den hailigen licham. dar kon och nicodemus der iuden fvrſte. vñ braht von edilen wrzen ein koſper ſalbe. die er in ſine hende nam. vñ beſtraich da mite den hailigen licham. nv hate och ioſeph der gv̊te. ein grabe gewrket in ainen ſtain. da trv̊gen ſv̊ ihesum hin. ſi begrv̊ben in da vñ laiten ainen grozen ſtain vber in. ioſeph vñ nicodemus ſi baide. vñ giengen wider hain mit groſem laide. vñ do die iuden horten ſagen. daz ioſeph ihesum hate begraben. ſi zalten im eſ ze ainer miſſetat. vñ giengen vber in zerate. daz ſv̊ in dar vmbe wolten vahen. vñ nichodemum den fv̊rſten. ſi trv̊ten ǒch den zwelven die proſeliti gahaizen ſint. die vor pylato biwarton daz ihesus waz ein e kint. vñ allen den di im vor pylato geſtv̊nden. ſi iahen ſi mv̊zen

* * *

4.
AUS BRUDER PHILIPPS MARIENLEBEN.

Rest eines pergamentenen doppelblattes in 4°, welches als einband eines drei finger starken bandes in klein 8° gedient hat, und in folge dessen stark beschädigt und übel zugerichtet ist. Die volle breite des einen volständiger erhaltenen blattes beträgt 17½ centimeter, die höhe, nachdem der obere und der untere rand bis in die schrift hinein verloren sind, noch 18 centimeter. Von dem anderen arg verstümmelten blatte ist die vordere hälfte ganz weggeschnitten. Die schrift, von einer geübten hand des 14. jahrhunderts, ist fest, regelmässig und sehr deutlich, zweispaltig, zu ursprünglich wahrscheinlich je 34 zeilen, von denen jezt am oberen und unteren rande je 2 bis 3 durch verstümmelung verloren sind. Die verse sind abgesezt, beginnen stets mit einem rot durchstrichenen capitalbuchstaben, und hinter jedem folgt ein punct. Rote überschriften geben den inhalt der einzelnen absätze an, welche darnach mit roten durch zwei zeilen reichenden initialen anheben.

Die vergleichung mit der ausgabe „Bruder Philipps des Carthäusers Marienleben, herausg. von Heinr. Rückert Quedlinburg und Leipzig. 1843“ ergibt, dass noch erhalten sind die verse 8011—8042, 8045—8074, 8077—8110, 8113—8145; 8714—8747; 8822—8854. Demnach würden zwischen dem ersten und dem zweiten blatte wahr-

scheinlich 4 blätter fehlen Mit hilfe der ausgabe ist es auch gelungen, selbst an den recht übel zugerichteten stellen, besonders auf der rückseite des ersten und auf der vorderseite des zweiten blattes das meiste noch mit genügender sicherheit zu lesen. Durch abnutzung oder verletzung völlig unlesbar gewordene oder ganz ausgefallene wörter und verse sind nach Rückerts ausgabe ergänzt, und die ergänzungen in eckige klammern eingeschlossen worden.

Der text des bruchstückes zeigt zwar jüngere schreibweise und sprachformen, ist aber im ganzen doch noch ziemlich correct. J. Z.

Erstes blatt.

vw. a. * *

Daz du wolles bi mir sin.
Daz ich mich genÿten din.
Mit [freuden nâch dem leide m]in.
Ich wil vmmer bi dir sin.
Iheſus sprach dů můter min.
Du ſalt min nummer werden an.
Doch mit dem libe den ich han.
Macht dů geſehen nit stede mich.
Biz dů kumes zv himelrich.
Maria ſprach wa von [ist] daz.
Iheſus ſprach die wile ich waz.
In deme leben daz doetlich.
Was do mochte man ſtede mich.
Ho̊ren grifen vnd ſehen.
Daz en mach nů nie geſchen.
Wan ich bin nů vnto̊tlich worden.
Vnd bin in gotlichem orden.

Dar iheſus ioſeph erſchein.

Eÿn man geheizen ioſeph waz.
Zo dem die iuden drugen haz.
Wan er zo pylato quam.
Vnd urlop von pylato nam.
[Daz] er zo deme Cr[uce qu]eme.
Vnd iheſum von dem Cruce neme.
Ioſeph der vil heilge man.
Vrloup von pylato nam.
Vnd legete iheſum in ein grab.
Vnd vil ſchone beuild gap.
Wan er daz hatte be[gan]gen.
An iheſů criſt vmme [*fehlt* daz ge]vangen.

Von den boſen [iuden er w]art.
In [ei]nen kerk[er vaste] gespart.
Iheſus dem ſelben manne vmme daz.

* *

b. Von der iuden [kerker loste].
In ſin hûs hin heim in ſ[ande].
Daz waz den iuden groze ſc[ande].
Wan des anderen dages frû.
Zo dem kerker quamen dû.
Vnd in da nit infûnden.
Des nam ſie alle wûnder.

Dar ihefus ſent Iacob erſchein.

Sente iacob hatte ſich vermezſen.
Daz er die wile nit wolde ezſen.
Bit daz iheſus von deme tode.
Erſtûnde daz gehiz er gode.
Iheſus erſchein ime vmme daz.
Zo hand do er irſtanden was.

Daz iheſus ſent peter erſchein.

Zo petro auch iheſus quam.
Vnd ime ſine groze clage benam.
Daz det er alleine vmme daz.
Daz er ſin iûnger worden was.

Dar iheſus den drin marien erſchein.

Marien der magt ſweſtern zwa.
Vnd marien magdalena.
An dem dritten dage quamen.
Zo dem grabe vnd mit in namen.
Wûrtze vnd gûte ſalbe ûf daz.
Daz ſie iheſum wulten baz.
Beſtrichen die vil heilge wip.
Der in dem grabe den heilgen lip.
Nit wûrde ſmekin in dem ſteine.
Noch fulen mochte der lip reine.
Do ſie zû dem grabe [nahen].
Quamen. einen ſtein ſie ſa[hen].
Groz ligen ûb[er] ſime grabe.

* *

rw. c. [Do zû dem grabe die] frauwen quamen.
[Ein engel] bi deme grabe ſaz.
[Sin ge]want ſne wiz was.

[Davon] der frauwen [herze erschrac].
[Si trost der engel unde sprach].
Wen [suocht ir hie vil heilegen] frauwen.
Ger[ne welt ir ihesum] ſchauwen.
Er iſt hie nit er iſt erſtanden.
Lebendic von des dodes banden.
Zo ſinen iûngeren get hin.
Da ir ſie vindet vnd ſaget in.
Daz von dem dode erſtanden iſt.
Ire lieber herre ihesu criſt.
Daz ˙ſie varen zo galile.
Da ſullen ſie alle ſehen.
Balde die ſelbin frauwen lieffen.
Den iungern allen zoſamen rieffin.
Vnd ſageten daz erſtanden were.
Von deme dode ire lieber herre.
Die iungeren lieffen in den ſtunden.
Vnd die tûcher auch da vunden.
Da iheſu lip waz in gebunden.
Einen [ſloir ouch] da funden.
Da iheſus haubt waz in gebunden.
Vnd daz grab ledich funden.
Sie gingen heim vnd wiſten nit.
Vmme die wunderliche geſchit.
Wa daz ir vil lieber herre.
Iheſus [hin] komen auch were.
Wider [maria ma]gdalena.
[Zo] dem [grabe] gienc dar [na].
[Vnd da ihesum stende vant].
[Sie viel ni]der alzo hant.
[Vnd wolde] ime kûſſen ſine fûzze.

* *

d. Zo minen iungeren ganc [nu hin].
Daz ſie gen zv galÿle.
Da ſûln [ſi mi]ch lebenden ſ[ehn].
[Maria gienc do sa zehant].
[Da si die iunger alle vant].
Vnd [sagete daz erst]anden [were].
Von [deme dode ir lieb]er herre.
[Zo ir] do quamen andere frauwen.
Die wolden [gerne ihe]ſum ſchauwen.

Sie begunden [wider] gehen.
Zo deme [grabe vnd vunden] ſten.
Ihеſum [do ſi] quamen wider.
Alle vor in vielen nider.
Vnd ſine fûze kuſten sie.
Vnd ſine wunden auch da bi.
Criſt troſte ſie mit ſûzzen wor[den].
Da von g[efreut die frau]wen wor[de]n.

Daz ihefus den eilf iungern erschein.

Die iunger von der iuden ſ[orgen].
Waren [in e]im huſe verb[orgen].
Die duren waren alle ver[ſpart].
Die ſloz die [waren] wol bewart.
Durch beſlo[zzen tur] iheſus.
Quam [zu in in daz?]ſelbe hucs.
Zwiſchen den iungern ſtunt er enmiten
Vnd ſprach [nu ſi iu mite] godes fr[ide].
Die iungeren erschraken alle ſe[re].
Sie wan[den daz ez e]in geiſt w[ere].
Iheſus [ſprach her z]o mir get.
Mine he[nde vnd] mine fûze ſet.
[Vnd alle mines libes wund]en.
[Die ſind noch vriſch vnd vnverbunden].
Nit ſal ſich f[orht]en uwer kein.
Ein geiſt hat nit fleisch ader bein.

* * *

Zweites blatt.

* *

vw. a. Claretum vnd win da schen[ket].
Iheſus vnd die heilgen dren[ket].
Derſelbe clarete iſt alſo.
Daz er nummer wirt vnfro.
[Der ſin getrinket einen trunc].
Der iſt vmmer ſtar[c vnd iunc].
Der ist vmmer [ſchone vnd] minneclich.
Der ſûnnen vnd dem ma[nen gli]ch.
So groze freude mach er drinken.
Der nummer hertze mach gedenken.
Noch zûnge geſan noch [. . . .] ſchriben.
Die freude sal ewicliche bliben.
Die ſelbe freude tegelich.

Ernuwet unde meret ſich.
Als von der andacht marie[n g]edanc.
Na der tercien vnd ſexten ſanc.
Als man in deme ſal[tere vint].
Die tercie vnd ſexte gehei[zen] ſint.
Dar nach wirken ſie beg[vnde].
Die arbeit die ſie wol kun[de].
Alle di werc die frolich.
Waren. vnd auch zimelich
Flizelich irs werkes pf[lach].
Von ſexten vz (*l.* vnz) an den mit[ten d]ach.
Auch die heilge ſchrift ſie [las].
Als ſie von werke mûzich [w]az.
Solde ſie zo dem tempel gan.
Vnderwilen mûſte daz geſch[e]n.
An dem mitten da[ge none].
Sprach maria [die maget vron]e.
Darnach mit dem [engel got].
[Sande ir das himeliſche brot].
Mit grozen freuden nam ſ[i daz].
Vnd mit ſuzzer andacht az.

* *

b. *Erhalten sind nur die anfangsbuchstaben der verse 8756—8779.*

* *

rw. c. *Erhalten sind nur einzelne endbuchstaben weniger verse.*

* *

d. 8822 [swa sie] daz horde da von (*fehlt* sie) floch.
[vnd sich] von boſer rede zoch.
[numm]er ſie zo reden plach.
[. . . . .] ſie nie wort geſprach.
[. . . . .] die wort.
Die maria die magit horte.
Alle zit zû gode kerte.
Daz ſie auch da mide merte.
Den gelauben der criſtenheit.
Der waren minnen reinikeit.;
Hinderrede nit enplach.
Nûmmer nit die ſûzze ſprach.
Da ieman mide betrubet wûrde.
Alſo hûte ſie ire worte.
Daz ſie (*fehlt* redt) alle zit daz beſte.

Von den lůden da (*l.* daz) ſie wiſte.
Als ÿman leit vnd vngemach.
Ader ein betrůffal geſchach.
Daz half ſie mit trůwen clagen.
Sin leit begunde ſie mide dragen.
Vnd troſt in aůch mit ſůzzer rede.
Wie ſie mochte ime helfe dede.
Daz iſt die regel nach marien.
Die reine magit godes amien.
Nach ires ſůnes uffart plach.
Mit rein(*l*)ichem leben manchen dach.
Daz ſente paulus zv marien quam.
Paulus in den ſelben ſtunden.
Ward bekert von ſinen ſunden.
Do quam er zo iheruſalem.
Barnabas der quam mit ime.
[vnd m]arien die magit ſach.
[vnd vr]laůwete ſich daz er den tach.
[Hete ge]lebet daz er ſchaůwen.

* * *

5.

AUS DEM WILLEHALM ULRICHS VON TÜRHEIM.

Die hälfte, eine spalte, eines pergamentblattes, 7½ centimeter breit, 27 centimeter hoch. Der obere rand ist bis in den text hinein weggeschnitten, und ein senkrechter schnitt, der die schrift jedoch nur wenig verlezt, geht durch die ganze spalte. Die grosse, ziemlich regelmässige und sehr deutliche schrift des 14. jahrhunderts steht zwischen wagerechten und senkrechten mit der feder gezogenen linien. Die verse sind abgesezt, und beginnen mit durchstrichenen capitalbuchstaben. Die vorderseite zeigt bei v. 30 eine blaue, die rückseite bei v. 25 eine rote initiale. Erhalten sind auf jeder der beiden seiten 40 verszeilen, so dass am oberen rande kein vers zu fehlen scheint, denn zwischen den beiden spalten fehlen etwa 80 verse.

Da herr dr. Ed. Lohmeyer in Kassel so gütig gewesen ist, den text dieses bruchstückes mit dem der Kasseler handschrift zu vergleichen, ist es möglich geworden seine durch beschädigung entstandenen lücken aus der Kasseler handschrift zu ergänzen, und auch durchweg die abweichenden lesarten der Kasseler handschrift hinzuzufügen. In der Kasseler handschrift finden sich die entsprechenden stellen auf bl. 235[abc] *und 236*[ab].

Nach herrn Lohmeyers urteile gehört der text dieses bruchstückes, obgleich er nicht frei von verderbnissen ist, doch zu derjenigen handschriftengruppe, welche einen reineren und echteren text darbietet, und stelt sich am nächsten zu einem kürzlich in München aufgefundenen, 53 verse darbietenden pergamentquerstreifen: cgm. 5249, 7,[b] *J. Z.*

Vorderseite.

Der [selbe in die barken ſprang]
Das was [an der knappen dang]
Vur die barcke er ſie ſtiez
Dekeinen er darinne liez
Daz mer ir leben kunde zern
Rennewart der begunde vern
Vil vaſte gein dem ſchiffe
Daz er daz da ergriffe
Da er bekam hin an daz ſchef
Sin ſtange div gap manic tref
Die in dem ſchiffe waren
Ein ſterben da nit verbaren
Ane eine cleine parte
Div bot Rennewarte
Daz houbt vf die fuezze
Vñ ſprachen nim ze buezze
Von uns herre daz wir han
Vñ ruche vns daz leben lan
Dannoch me ſie taten
Mit vlizze ſie in baten
Daz er ſie leben liezze
Swar er ſie glouben hiezze
Dar wolten ſie glouben
Er ſprach ir woltent rouben
Aber Sante Iulianen
Vñ ſines gutes anen
Daz han ich iuch vnder varn
Iuwer geniſet niemmer barn
Ir muezzet alle ligen tot

Cass. 1) Rennewart irgreif daz schif | Daz was ein vil selig grif | Der selbe usw. 4) Keiner 5) Hern muste daz leben da vercern 6) Kunde 8) her ouch daz begr. 9) hine quam a. d. schif 10) diu *fehlt.* uil maningen trif 12) da *fehlt* 17) waz 22) Swaz 23) Des 24) wollet 27) v 29) Irn

CRuchan ime die hende bot
Der was der was des ſchiffes herre
Vñ ſprach wir han vil verre
Her gefueret diz golt
Daz du ze rehte haben ſolt
Ez were anders her niht braht
Die gote hant es dir gedaht
Mahamet vñ dar zv apolle
Ez lit manic guldiu knolle
Dort in ienen ſchrinen
Der ſolt du dich geſinen

* *

*

Rückseite.

* *

[Irboten als ich im habe] getan
Dem ich [ſin gut geno]men han
Daz ich ime die toten ſende
Er ſol noch von miner hende
So grozzen ſlag [enph]ahen
Daz gein [ime beginnet] nahen
Sin ſelbes totlichiv vart
Saget ime er heizze Rennewart
Der ime die gabe habe geſant
So bin ich ime ſa bekant
Des antwurte ime do cruchan
Swes ir vns nit welt erlan
Herre daz muz weſen
Wan wir mugen nit geneſen
Ez enſi danne iuwer willet gut
Iuwer mut iſt vnſer mut
Wir ſin iv alſo verſelt
Daz wir iv leiſten swaz ir welt
CRvchan du biſt vil wis
Witze vñ ellen mac pris
Beiagen ſwa er iſt veile

33) Vz g. daz 35) inwere anders dir 36) hattens 37) Mahumet dar zv *fehlt*. 39) In ienen schrinen binnen 40) Nu s. d. d. versinnen | Helt vñ lazen vns den lip | Ere an vns di reinen wip | Di man zu rehte sol eren *vor* 1) Ich in wil des nicht inpern | Irn bringet di toten gente | Van mir zu einen prisente | Deme kuninge Terramere | Iz wart ni kunige di ere 7) Sins lebens 9) hat 10) zuhant bekant 13) muz alliz w. 18) iu *fehlt* 19) sere wis 20) mag din pris 21) iz ist

Nv varnt mit gutem heile
Gein dem vogete von Baldac
Dem nieman wider legen mac
An kuniclichem werde
Der nu lebet vf der erde
Wolte got daz er erkande
Weme er ſiner manigen lande
Solte iehen vñ wer er were
Wie gar in danne verbere
Daz er Mahamete vñ hamone
Niemmer keiner ſiner crone
Deheinen dank geſagete
Swanne ieſv daz behagete
So wurde er ir vil gar behert
Wer iſt der die welte nert
Erkenneſt du den Cruchan
Nein du alſo iſt min wan
Ob ich dir in nu nande
Din lip ſin nit erkande

* *
*

6.

CATO.

Ein papierblatt in folio, gekauft bei einem antiquariatsbuchhändler in Frankfurt a/M.; 28 centimeter hoch, 21 centimeter breit; von einer hand des 15. jahrhunderts deutlich aber nicht schön geschrieben; zweispaltig, die spalte zu 49 bis 53 zeilen. Nur die spalten sind in feine linien eingeschlossen, die zeilen dagegen entbehren der liniierung. Die verse sind abgesezt und beginnen mit capitalbuchstaben, die sich von der schrift des textes in grösse und gestalt jedoch nur wenig abheben. Auf der vierten spalte ist der anfang des zweiten buches nur dadurch angedeutet, dass raum gelassen ist für eine durch zwei zeilen reichende initiale (T). *Von den zu grunde liegenden lateinischen versen sind stets nur die anfangswörter aufgenommen.*

Das blatt enthält von einer jungen erweiterten gestalt des deutschen Cato *den schluss des ersten und den anfang des zweiten buches.*

25) kuninclicher 30) her dan 31) muhumete hāmonen 32) Nummer siner minneste cronen 34) ihesuse 35) ir *fehlt* 37) Irkentes 38) Ich wil iz aber dar vore han 40) in nit

Die strophen 1, 37 und 39 und die vorrede des zweiten buches gestatten eine vergleichung mit den von Fr. Zarncke (Der deutsche Cato. Leipzig 1852) s. 92. 93 mitgeteilten entsprechenden stellen, und darnach lässt sich vermuten, dass der text dieses blattes am nächsten stimme zu dem texte der von Zarncke mit F *bezeichneten und auf s. 71 kurz beschriebenen papierhandschrift des 15. jahrhunderts der königl. bibliothek in Berlin, Cod. germ. man. in 8°, nr. 101.*

Um die benutzung bequemer zu machen, sind hier im abdrucke die nicht eben zahlreichen und auf das gewöhnliche sich beschränkenden abkürzungen aufgelöst worden. Ferner sind am rande daneben gesezt worden die zählung der distichen, und bei der vorrede des zweiten buches die zählung der verse, nach dem von Zarncke s. 174 fg. gegebenen abdrucke der Züricher lateinischen handschrift. Endlich sind, ebendaher entnommen, unter dem texte auch die volständigen lateinischen verse hinzugefügt worden. *J. Z.*

(*Liber I.*)

* *

*

vw. a. So setze dynen czu vorſicht
Czu eynis andirn tode nicht

20 *Exiguum munus. Accipito placide*
Hat dyn armyr frunt den mut
Daz her dir gebit eyn cleynis gut
Czu fruntſchaft daz ſaltu enphan
Svnder allen boſen wan
Gutlich vnd lipplich
Vnd lobe is ouch volleclich
Nem auch den wyllen vor dy tat
Der von getrewen herczin gat

21 *Infantem nudum. Paupertatis onus*
Wen du wordiſt nakt geborn
So la dir nicht weſin zorn
Ab dyr bywyln dyn armut
Eczlichin gebrechin tut
Daz trag geduldeclichen
So wirt deyn zele reychen

20) *Exiguum munus cum dat tibi pauper amicus,*
Accipito placide, plene laudare memento.

21) *Infantem nudum cum te natura crearit*
Paupertatis onus patienter ferre memento.

22 *Ne timeas illam. Qui mortem &c.*
Vorchte nicht dy letzte not
Dy geheyſin iſt der tot
Wer des todis vorehte hat
Der verluſt daz her gelebit hat
23 *Si tibi pro meritis nemo Incusare deum*
Hoſtu deyner vrvnde keym
Lyp getan dvrch beſſir heyl
Lonit her dir nicht der tôt
Der deyn dinſt enphangin hôt
Doch habe keyne vngedoult
Vnd gyb auch gote nicht dy ſchoult
So manchis tvmmys menſche tut
Den vngelucke zere mût
Der do ſprichit harthe ſchir
Welde is got her lonit mir
25 *Quod praestare potes. Ne ſis ventosus*
Was dv geleyſtin macht czu hant
Daz ſpare nicht wiltu genant
Weſin eyn gerechtir man
Der ſeyne worheyt haldin kan
Lug nicht vnd habe ſteten mut
Wiltu daz man dich heyſe gut
Wenne wer do vyl gelobin wyl
Der mûs ligin ane czil
26 *Qui ſimulat uerbis. Tu quoque fac ſimile*
Wer mit ſuzen worthen ſich
Stellit fruntlich wedir dich
Der (*l.* des) hercze dir nicht gunſtik iſt
Begene em mit zulchir liſt
So man vyndit hy beſchrebin
b. Liſt mit liſten wyrt vortrebin

22) *Ne timeas illam, quae vitae est ultima finis;*
Qui mortem metuit, quod vivit, perdit id ipsum.

23) *Si tibi pro meritis nemo respondit amicus*
Incusare deum noli, sed te ipse coerce.

25) *Quod prestare potes, ne bis promiseris ulli,*
Ne sis ventosus, dum vis bonus esse videri.

26) *Qui simulat verbis, nec corde est fidus amicus,*
Tu quoque fac simules (hs. *similes*); *sic ars deluditur arte.*

24 *Ne tibi quid deſit. Idque quod est tempta* (?)
Dv zalt czeren auch czu maze
Wiltu daz dich daz gut nicht laze
Waz dv haſt daz behalt
Tuſtu daz zo wyrſtu alt
keynen kvmmer darfſtu han
daz phlegin alle weyſe man

27 *Noli homines nimium. Fistula dulce &c.*
Laze dich an keynen man
Der do vyl ſuſſyr rede kan
Dy pheyſe ſingit zuſes ſpil
Dy den vogil betrigin wyl
Daz phlegen valſche lute
Vor den ſaltu dich huten hûte

28 *Cum tibi ſint nati. Instrue quo possint*
Wer kindir hat vnd arm iſt
Der ſal ſy leren kûnſte liſt
Do methe ſy gut irwerbin
Daz ſy nicht verterbin

29 *Quod vile est carum. Sic tibi nec cupidus*
Gebit dir ymant ſyne gabe
Dy nicht vyl nuczis habe
Daz ſal dich dunken harthe gut
Ouch ſaltu habin zolchin mut
So dv wylt ouch gebin ymant icht
Das dich dyne gabe dunkyt eyn wicht
So mag nymant heyſin dich
Gyrig adir wundirlich.

30 *Que culpare ſoles. Turpe est doctori*
Waz dich dunket miſſetan
Daz ſaltu nymmer ane gan

24) *Ne tibi quid desit, quod quaeris, hoc* (var. *quaesitis*) *utere parce,*
Utque quod est serves, semper tibi deesse putato.

27) *Noli homines blando nimium sermone probare;*
Fistula dulce canit, volucrem cum decipit auceps.

28) *Cum tibi sint nati nec opes, tunc artibus illos*
Instrue, quo possint inopem defendere vitam.

29) *Quod vile est, carum, quod carum, vile putato;*
Sic tibi nec cupidus nec avarus nosceris ulli.

30) *Quae culpare soles, ea tu ne feceris ipse;*
Turpe est doctori, cum culpa redarguit ipsum.

Dem lerer is nicht wol an ſtat
Tut her waz her vorbathin hat
Wer do lere gebin wyl
Der tu auch gutir werke vyl
Sint dy wort den werkin gleich
So iſt dy lere zeldin reich.

31 *Quod iustum est petito. Nam stultum &c.*
Wiltu bete ſeyn gewert
Vnd waz deyn hercze begert
Zv bethe waz ſey mogelich
Erlich vnd czemelich
Welchis bete iſt alczu gros
Der wyrt allir bete blos.

32 *Ignotum tu tibi noli Cognita iudicio*
Du ſalt keynen fremdin man
Werdir wen den bekanten han
Keynis fremdis mannis lebin
Machtu nicht irkennen ebin
rw. c. Daz dir an dem bekant iſt
Offinbar an arge liſt

33 *In morte alterius. Pro lucro tibi pone diem*
Sint vns eyn vngewiſſes lebin
In ſteten ſurgen iſt gegebin
Mit manchirley erbeyt
Dy dynem lybe iſt uf irleyt
So ſecze dir vor den gewen
Dy czyt vnd habe czulchin ſen
Daz dv in erbeyt gerne ſtrebin
Wellis dorch eyn langis lebin

34 *Vincere cum possis. Obsequio quoniam*
Haſtu einen kumpan
Der keygen dir hat miſſetan
Biſtu ſterker wenne her

31) *Quod justum est petito, vel quod videatur honestum;*
Nam stultum est petere, quod possit jure negari.

32) *Ignotum tibi tu noli proponere notis;*
Cognita judicio constant, incognita casu.

33) *Cum dubia incertis versetur vita periclis,*
Pro lucro tibi pone diem quicumque (var. *quocumque*) *laboras.*

34) *Vincere cum possis, interdum cede sodali,*
Obsequio quoniam dulces retinentur amici.

Wortrag em daz iſt dir wer
Do von werdin frunde gut
Daz eyns dem andirn libe tut

35 *Ne dubites cum magna petas. hys etenim rebus*
Dv ſalt eyns cleynen den gewern
Von deme dv wylt eyns groſin gern
Man ſal mit ſulchin dingen
Frunt czu ſamene brengen
Wer daz groſe wyl enphan
Der ſal auch daz cleyne lan.

36 *Litem inferre caue. Ira odium generat*
Mit dem dir frunſchaft iſt geborn
Czu dem trage keynen czorn
Mit em dich auch nicht genithe
Mit keynerley ſtreythe
Mit dem dir genade iſt gegabin
Mit dem ſultu gutlich laben
Von czorne kompt has vnd neyt
Do by auch groſir ſchade leyt
Is tut eyn man in grymmekeyt
Daz em dornoch wirdit leyt
Frunde eyntrechtig ſullen ſeyn
Dy laſtirs eynik wellin ſeyn
Fruntſchaft vnd lybe gancz
Wirt eyntrechtik an alle ſwancz

37 *Seruorum ob culpam cum te. Ipse tibi moderare*
So dich der knecht in miſſetat
So grobeclich irczornit hat
So ſaltu czornis moſen dich
Daz dv dir nicht ſeyſt ſchedelich
An libe vnd auch an gute
Vnd ſtuwer dyme gemute
Daz deyn knecht icht ſcheyde
Von dir in czornis leyde

35) *Ne dubites, cum magna petas, impendere parva;*
His etenim rebus conjungit gratia caros.

36) *Litem inferre cave, cum quo tibi gratia juncta est;*
Ira odium generat, concordia nutrit amorem.

37) *Servorum culpis cum te dolor urget in iram,*
Ipse tibi moderare, tuis ut parcere possis.

38 *Quem ſuperare potes. Maxima etenim morum*
Dem dv dich mochtis gleychen
Dem ſaltu auch entweychen
Wer do hat geduldege ſethen
d. Dem volget groſe togunth methe
Gedult vorwindit alle not
Dy brengin ouch nicht den tot
Wer do wol verwindin wyl
Der ſal ouch vortragen vyl
39 *Conserua pocius. Cum labor in*
Behalt ouch wol czu rote
Beyde vrů vnd ſpote
Daz mit groſir erbeyt
Gewunnen haſt vnd in gelet
Wem ſyn ermut (*l.* erbeit) kumpt czu ſchadin
Der wirt mit ermut obirladin
So daz her mit kummirs not
Verdynet eynen boſen tot
Daz mage ich ſagen ſolchin luten
Dy ſich vor ſchadin nicht en huten
40 *Dapsilis interdum. Cum fueris felix*
Biſtu zelig vnd wirſt reychin
La dir dy ere nicht entweychin
Vnd tu ouch dyme lybe gut
Czu vordirſt vnd habe milden mut
Keygin den neſtin frundin deyn
Den ſaltu ouch gehulfig ſeyn

(*Liber II.*)

(*praefatio*)

81 *(T)elluris ſi forte Virgilium legito*
Wyltu lichte irwarbin lop[1]
Wy man den ackir buwin ſal

38) *Quem superare potes, interdum vince ferendo;*
Maxima enim morum semper patientia virtus.
39) *Conserva potius, quae sunt jam parta labore;*
Cum labor in damno est, crescit mortalis egestas.
40) *Dapsilis interdum notis et carus amicis,*
Dum fueris felix, semper tibi proximus esto.
81 *Telluris si forte velis cognoscere cultus*
Virgilium legito; quod si mage nosse laboras

1) *Corrigiert in:* irvaren wol.

So ſuche dir virgilium
Der ſchreibit do von groſen rûm
83 *Herbarum vires. Si romana cupis. Lucanum*
Wiltu irkennen crutis craft
Wol nach rechtir meyſtirſchaft
Daz kan dir macer wol geſagen
Welche craft die crûte tragen
Wiltu abir darnach ſtrebin
Daz dv noch dem vromen (*l.* von der romer) lebin
Kunneſt ſagen mere
Wy ſy do erbere
Keyn eren vindin ſtrethin
Dor vmme ſaltu ſere bethin
Lucanum der von ritterſchaft
Schribet groſer ſtrite craft

86 *Si quid amare libet. Nasonem petito*
Haſtu abir in dynen ſynnen
Dy vrouwen lip czu gewynnen
Wiltu des eyn meyſtir weſin
Des bete dir nasonem leſin
Der ſchrybit von der mynnen
Wy man ir ſal begynnen

88 *Ut sapiens viuas. Per que ſemotum*
Haſtu abir ſulchin mut
Daz dich wyſhayt dunkit gut
So volge meyner lere

* *

*

Herbarum vires, Macer tibi carmine dicit.
Si Romana cupis et Punica noscere bella
Lucanum quaeras, qui Martis praelia dixit.
Si quid amare libet, vel discere amare legendo,
Nasonem petito; sin autem haec est tibi cura,
Ut sapiens vivas, audi, quae discere possis
Per quae semotum vitiis deducitur aevum;
Ergo ades et, quae sit sapientia, disce legendo.

DIE BALLADE UND ROMANZE VON IHREM ERSTEN AUFTRETEN IN DER DEUTSCHEN KUNSTDICHTUNG BIS ZU IHRER AUSBILDUNG DURCH BÜRGER.

(Schluss.)

Die ausbildung der deutschen ballade durch Bürger.

§ 2. Bürgers persönlichkeit.

Bei der besprechung der Bürgerschen balladendichtung möchte ich, dem historischen gange der bisherigen untersuchung treu bleibend, zunächst die hauptwerke dieses dichters durchgehen und durch eine analyse des inhalts und der composition derselben ihre bedeutung und ihren gehalt nachweisen, in einem zweiten, mehr theoretischen teile die eigentümlichkeiten der dichtweise Bürgers und ihren fortschritt gegen die romanzendichtung der früheren zeit entwickeln. Da aber Bürgers dichtung wie die weniger deutscher dichter pathologisch ist und die eigenen lebensumstände des autors, aus denen sie hervorgegangen, beständig widerspiegelt, so möchte eine ganz kurze darstellung derjenigen lebens- und bildungsverhältnisse Bürgers hier am platze sein, aus deren schosse seine dichterische persönlichkeit hervorwuchs, und welche das zusammenwirken jener zwei scheinbar so weit auseinanderliegenden elemente bedingten, welche — um es kurz vorweg zu nehmen — das wesen der Bürgerschen poesie zusammensetzen, ich meine die bereits oben angedeutete richtung auf das volkstümliche und zugleich sein streben nach äusserer, fast in antikem sinne aufgefasster formvollendung.

Gottfried August Bürger war von hause aus eine kräftige, natürlich sinliche harzernatur, so recht aus der gesunden mitte des volkes; zuerst auf dem bäuerlichen pfarrhofe seiner eltern, dann in dem hause seines grossvaters, des biderben Aschersleben er „hofisherrn“ Bauer aufgewachsen. Hatte die romantische unterharzer heimat in der nähe des Falkensteins und des Selketales die empfängliche phantasie des knaben schon frühe mit frischen waldbildern und mit den sagen- und spukgestalten der gebirgs- und raubrittergegend erfült, so lernte er in Aschersleben die in der dortigen gegend noch lebende volksliederdichtung kennen, die neben der bibel und den alten kirchenliedern sein gemüt schon frühe anregten. Der formensinn des jünglings wurde auf dem pädagogium in Halle durch den talentvollen lehrer Leiste und auf der dortigen universität durch die philologischen vorlesungen des pikanten Klotz geweckt, dessen umgang freilich, wie später derjenige im hause von dessen schwiegermutter in Göttingen, der starken neigung zum

sinlichen in dem jungen Bürger ein bedenkliches übergewicht gab.[1] In Göttingen, wohin sich Bürger von Halle aus begab, wurde er, wie damals alle welt, ein glühender verehrer von Ossian und Shakespeare, die er in dem sinne der auserwählten aufzufassen wuste, sein lieblingsstudium aber wurden eine geraume zeit lang die englischen volksballaden, die ihm in den oben erwähnten Percys Reliques, mit denen er sich indessen erst bei seinem aufenthalte in Gelliehausen und Wöllmershausen eingehender beschäftigte, obwol er sie schon in Göttingen kennen gelernt hatte[2] und in einer andern samlung (Old ballads, Evans edition 1777) zugänglich wurden; sein formales talent fand widerum pflege in dem umgange mit Gotter und Boie, sein sinn für die natur wurde in der wald- und burgenreichen umgegend von Göttingen angeregt und unterhalten,[3] während er auch für seine leiden-

1) Vgl. über Bürgers aufenthalt auf dem pädagogium zu Halle: Daniel, Bürger auf der Schule, Programm des Königlichen Pädagogiums 1845, abgedruckt bei Daniel „Zerstreute Blätter", Halle 1866, s. 47—72, in betreff des verkehrs mit Klotz Strodtmann, Briefe von und an G. A. Bürger 1874, bd. I, nr. 1 ff. und bd. IV, nr. 897 (im anhang), über die Göttinger verhältnisse speciel I, nr. 7 u. 40 und IV, anhang nr. 892. Der kürze wegen werde ich die Strodtmannsche samlung der briefe Bürgers mit S. B. bezeichnen, die einzelnen briefe nach den nummern (nicht seiten) citieren.

2) Vgl. S. B. II, 318, 336, 338, 341 usw. Übrigens glaube ich, dass Bürger in Göttingen gleich die ganzen Reliques kennen lernte; denn warum mit Grisebach (G. A. Bürger, Biographisch-literarische Skizze vor dessen ausgabe von Bürgers Werken, Berlin 1872, s. XIII) für die erste zeit das medium des schwächlichen auszuges annehmen, welcher von den Reliques 1767 in Göttingen bei Victorinus Bossiegel erschienen war, den auch Tittmann, Gottfried August Bürger, einleitung zu seiner kritischen ausgabe der Bürgerschen Gedichte 1868, s. XLV citiert, und welcher im ganzen nur 11 von den Percyromanzen, darunter nur zwei der unzweifelhaft von Bürger benuzten enthält. Übrigens entlich nach Goedecke, Bürger in Göttingen und Gelliehausen, 1873, s. 17 zur zeit des aufenthaltes in Göttingen selbst nicht er die Reliques von der Göttinger bibliothek, sondern Hölty, „durch den sie den übrigen dichtern erst bekant wurden" (seit dem 23. nov. 1770). Goedecke hat die alten ausleihebücher nachgesehen, unter den s. 79 ff. aufgeführten von Bürger entliehenen werken befinden sich die Reliques nicht; Bürger beschränkte sich überhaupt in der benutzung der bibliothek als student beinahe ausschliesslich auf juristische sachen, während Hölty fast nur dichterische werke in anspruch nahm.

3) Der einfluss der romantischen gegend von Gelliehausen etc. auf Bürgers dichtung ist nicht hoch genug anzuschlagen; es finden sich in dem Bürgerschen briefwechsel zahlreiche darauf bezügliche andeutungen von ihm selbst und von seiten seiner freunde. Die Gleichen z. b., die er von Gelliehausen aus auf täglichem spaziergange erreichen konte, beabsichtigte er, in einer nach ihrem namen zu benennenden ballade zu verherlichen. Vgl. S. B. III, 600, 603 u. 609, vgl. auch den brief Cramers vom october 1773, S. B. I, 124, wo es von der Lenore heisst: „Nur in der Geisterstunde und bei den Ruinen der alten Gleichen konnte sich dies stück entspinnen usw."

schaften dort nahrung fand; insbesondere die leiden und freuden der liebe bis zur neige kostete.

Das war der amtmann Bürger, den das „Actum usw.“ und „In Sachen Gelliehausen“ nicht abhielt, einen balladenton in die welt hinauszusingen, wie er in der deutschen kunstballade nimmer war erhört worden.

§ 3. Die ersten balladenversuche Bürgers.

In der Bürgerschen balladendichtung ist eine regelrecht fortlaufende entwickelung nicht zu constatieren; einige jugendversuche abgesehen, erreicht er die höhe seiner dichterischen production sehr bald, von da an geht es hinab und hinauf und wider hinab wie das leben des dichters.

In seinen allerersten versuchen freilich steht auch Bürger noch auf dem boden der Gleim-Löwenschen manier, ja, auch er ist sich über die begriffe der ballade und romanze nichts weniger als klar das beweist seine 1769 oder 1770 gedichtete „Stutzertändelei“, ein burlesk-lyrisches gedicht, welches er anfangs „Stutzerballade“ betitelte (vgl. Döring, Bürgers Leben s. 18 und den bekanten brief Boies an Gleim über Bürger, S. B. I, 11), das zeigt vor allem seine „Europa“ oder „Neue weltliche hochteutsche Reime, enthaltend die ebentheuerliche und wahrhaftige Historiam von der wunderschönen Durchlauchtigen Kaiserlichen Prinzessin Europa und einem uralten heidnischen Gözen Jupiter item Zeus, genannt usw. Also gesetzet und an das Licht gestellet durch M. Jocosum Hilarium, Poët. caes. laur.“ Dieses gedicht, über dessen entstehungszeit viel gestritten wurde,[1] unterscheidet sich,

1) Althof deutet sie nur ungenau an: „ungefähr um 1773 oder 1774“, Reinhard im register zum 1. teil von Bürgers Gedichten nent „vermuthlich 1773“, Götzinger, deutsche dichter. Lpz. 1844, s. 200 behauptet, sie läge zwischen dem entwurfe der „Lenore“ und dem „Raubgrafen“; diese angaben sind falsch. Auch Koberstein (V, 38 anm. 28) weiss sich nicht recht damit zu helfen. Der jahreszahl 1773 widerspricht der umstand, dass die „Europa“ bereits im jahre 1771 in dem erwähnten briefe Boies an Gleim über Bürger als fertiges gedicht Bürgers aufgeführt wird (vgl. Grisebach, einl. XV), sie scheint demnach, wenigstens in ihrer frühesten fassung, etwa aus dem jahre 1770 zu stammen, wohin sie auch Strodtmann in dem register zum Briefwechsel (IV, s. 293) sezt. Das stück ist in der folge verschiedentlich umgearbeitet, wurde viel bewundert und ist deshalb in dem ersten bande des Briefwechsels häufig citiert. Abschriftlich scheint es schon vor 1775 verbreitet gewesen zu sein, welch leztere jahreszahl Tittmann s. 320 nent. Gedruckt wurde es nicht 1774, wie Döring angibt, sondern erst 1777 zu Göttingen (ohne ortsangabe), nachdem es Boie für das deutsche museum zurückgewiesen hatte (vgl. S. B. I, 287). Bürger benuzte in diesem stücke die romanze zu polemischen zwecken, indem die verse „Eu'r batzen soll euch nicht usw.“ gegen Nicolai und genossen gerichtet, speciel auf des ersteren vorrede zu „Danyel Wunderlichs Almanach“ gemünzt waren. Vgl. S. B. I, 285 und 286.

wie schon der titel besagt, in nichts von der bänkelsängermanier der voraufgehenden periode, ja, es ist vielleicht das gemeinste gedicht, welches in dieser manier verfasst worden ist und nur durch den witz und die gewante form der darstellung den unterschied des dichters gegen jene frostigen reimer erkennen lässt.

Ein unverkenbares streben nach dem volkstümlichen verrät bereits „Der Raubgraf".[1] Voss bemerkt zu dem briefe vom 22. april 1773, in welchem Bürger dies neue stück an Boie mitteilt, der dichter habe angestanden, „ob er ballade die scherzhafte und romanze die rührende erzählung des volksliedes nennen solte oder umgekehrt," Boie habe zu dem lezteren geraten.

Von dem „Raubgrafen" weiss man freilich auch nicht recht, ob man ihn als eine scherzhafte oder rührende erzählung bezeichnen soll. Schlegel, Charakteristiken und Kritiken, Königsberg 1801, bd. II, s. 51 will ihn sogar eine idylle genant wissen!

Was zunächst den stoff angeht, so knüpft dies gedicht an die geschichte des wilden grafen Albrecht vom Regenstein bei Quedlinburg an; knüpft an, sage ich, denn es schildert dessen erlebnisse durchaus unhistorisch; die ganze Regensteiner geschichte ist aber nur episodisch behandelt, wider angeknüpft an die schauersagen, welche diese burg umgehen, und welche ein vorüberfahrender postillon seinem reisenden erzählt; diese erzählung läuft in eine spitze aus gegen die französischen raubritter aus Bürgers tagen, die douaniers Friedrichs II., deren einer an den wagen tritt, um ihn nach ungestempeltem tabak zu untersuchen! Die erzählung des „Schwagers Matz" wird im sinne und tone eines solchen ungebildeten rosselenkers recht gemütlich und mit manchen fuhrmannsausdrücken und -witzen untermischt, vorgetragen, aber es ist ein unterschied zwischen fuhrmannswitz und volksmässiger darstellung! und das ganze schon durch seinen wunderlich gemischten charakter in der tat ein ziemlich abgeschmacktes product, wie es von Pröhle bezeichnet wird.

§ 4. Bürgers Lenore.

Mit dem „Raubgrafen" ziemlich gleichzeitig hatte Bürger ein neues werk concipiert, welches der deutschen romanzen- — wir sagen von nun an besser balladendichtung — eine glänzende wendung zum bessern geben und den namen seines verfassers als des tatsächlichen reformators dieser dichtungsart für alle zeit unvergänglich machen solte: die Lenore. „Ich habe eine herrliche Romanzengeschichte aus

1) Die dichtung entstand im april 1773, vgl. S. B. I, 75. Die angabe Götzingers (s. 200), „Der Raubgraf" sei zuerst im Vossischen musenalmanach 1776 erschienen, ist unrichtig.

einer uralten Ballade aufgestöbert," so berichtet er über diesen neuen fund an Boie am 19. april 1773.[1] Bürger hatte ihn schon im vorausgehenden winter getan, als er, wol ganz zufällig, einzelne worte aus einem alten volksliede oder, wie sie in der dortigen gegend genant werden, „spinnstubenliede" singen hörte. Er forschte weiter nach, vermochte jedoch von der sängerin — der hausmagd Christine — ausser den zeilen:

Der mond der scheint so helle,
die toten reiten schnelle

und den worten des gesprächs: „Graut liebchen auch vor toten? Wie solte mir grauen? Ich bin ja bei dir" nichts als eine — wol sehr abgerissene — mitteilung über den inhalt des volksliedes zu erfahren, von der art, wie man nachrichten über solche gegenstände aus dem munde ungebildeter leute zu erhalten pflegt; an den text der ballade selbst konte er nicht kommen, wie er ausdrücklich angibt. Eine freundin aber, bei der er sich nach dem liede weiter erkundigte — vielleicht die hofrätin Liste oder fräul. von Bülow? — teilte ihm aus einem andern, wahrscheinlich denselben stoff, nur in einer variation behandelnden, übrigens niederdeutschen volksliede die melodiösen zeilen mit:

Wo liese, wo lose
rege hei den ring

(vgl. Pröhle, s. 101 anm. und A. W. v. Schlegel im Neuen deutschen Mercur 1797, s. 393 ff.). Schon Schlegel weist auf die ungerechtigkeit des zweifels an dem ehrlichen namen G. A. Bürgers hin, wenn man nach dem vorbilde einiger kritiker immer und ewig nach einem originale der Lenore sucht; die benutzung eines solchen stelte Bürger ihm gegenüber, abgesehen von einigen zügen des alten volksliedes, durchaus in abrede. Dasselbe tut er in einem briefe an Boie vom 6. mai (S. B. I, 79): „Herr, das ist euch eine Ballade! das ist ein Minnelied, die sich gewaschen haben! und ganz original, ganz von eigener erfindung!"

Jedenfals ist, was Bürger an gegebenem stoffe benuzte, zu seinem grösseren teile auf dem boden des, wie es scheint, verklungenen deutschen volksliedes zu suchen,[2] wie Bürger das widerum selbst andeutet

1) Vgl. S. B. I, 73. Bürgers briefwechsel über die Lenore wurde mit anmerkungen herausgegeben von Voss, abgedruckt unter anderen in dem 7ten bande von G. A. Bürgers „Sämmtl. Werken", herausgeg. von Reinhard, Berlin 1824, s. 51—89, in der ausgabe der Bürgerschen werke von Bohtz, Gött. 1835, s. 463—471; er ist ferner enthalten in S. B. bd. I.

2) Das im Wunderhorn „Lenore" betitelte sogenante „Volkslied" ist zuverlässig gefälscht. Vgl. Wackernagel, Zur Erläuterung und Beurtheilung von Bürgers Lenore in W. Wackernagels „Kleinen Schriften", Leipzig 1873, bd. 2, s. 399—427, daselbst s. 421 und „Des Knaben Wunderhorn" herausgeg. von Birlinger und Crecelius II, s. 264 anm.

(S. B. I, 82, in dem briefe an Boie vom 10. mai): „Der Stoff ist aus einem alten Spinnstubenliede genommen“. Schwerlich dagegen wird an eine benutzung des englischen Suffolk miracle aus der schon damals sehr seltenen balladensamlung von 1723 zu denken sein, die Bürger wol nicht zugänglich gewesen ist, wie Pröhle 103 ff. glaubhaft gemacht hat. (Diese samlung befindet sich auch jezt nicht auf der Göttinger bibliothek). Ich habe dieser ballade, wenigstens des ganzen textes, nicht habhaft werden können, vielleicht, dass aus derselben direct eine widerlegung des englischen kritikers möglich wäre, welcher (in The Monthly Magazine, sept. 1796, vol. II, nr. 8, s. 603) diese ansicht aufgestelt hat. Der lärmende streit, der sich nach Bürgers tode über die originalität der „Lenore“ erhoben hatte, ist überhaupt längst in hyperkritischer diftelei versumpft und, ihn noch einmal aufrühren, hiesse nur den quark breiter treten.

Viel wichtiger als diese ganze frage ist die tatsache, dass der dichter mit seiner „Lenore“ einen beneidenswerten griff in einen ungeheuren sagencomplex tat (welches Wackernagel, Zur Erklärung und Beurtheilung von Bürgers „Lenore“ in Wackernagels „Kleinen Schriften“ Leipz. 1873, bd. II, 399—427) und Pröhle (G. A. Bürger, Leipz. 1856, 77—115) philologisch eingehend erörtert haben. Dieser sagencomplex, etwa demjenigen der Parzival- oder wilden jägersage vergleichbar, ist ein gewaltiger baum, dessen äste sich über die volkslitteratur fast der gesamten arischen völker erstrecken, deutsche, englische, skandinavische,[1] bretonische, serbische, neugriechische volkslieder sind aus seinen zweigen erspressen, von denen einige selbst die heissen täler Indiens überschatten, während andere und nicht gerade unbedeutende, in den deutschen Harz und in die gegend von Göttingen gewachsen sind, wo sie G. A. Bürger zu gesichte kamen. Dieser sagencomplex verdankt seine gewaltige ausdehnung seiner ethischen tiefe und der algemein empfundenen wahrheit, auf der er ruht, der wahrheit, dass das leben beziehungen von einer feste und innigkeit zu knüpfen vermag, dass sie selbst der tod aufzulösen nicht im stande ist. Unter diesen beziehungen nimt wie begreiflich die liebe, speciel die geschlechts- und gattenliebe eine hervorragende stelle ein. Daher die zahllosen sagen des heiden- wie des christentumes, dass gestorbene widererscheinen und lebende durch den umgang

1) Es ist mir gelungen, zu den zahlreichen von Wackernagel und Pröhle mitgeteilten liedern und liederresten aus der alten volkssage auch das fragment eines schwedischen volksliedes der provinz Schonen zu ermitteln (mitgeteilt in der vorrede zu der Schwedischen Volksliedersamlung von Geijer und Afzelius); es lautet:

Månan skiner,
Dödman rider:
Är du icke rädder än, Bolla?

mit diesen abgeschiedenen selbst dem tode anheimfallen. Dahin gehört das verschollene Göttinger volkslied, dahin die William und Margarethballaden in dem Percy, welche Bürger zweifelsohne gekant und (namentlich Sweet William's ghost, Percy 3, 126 [ich citiere die Reliques nach der zweiten ausgabe, London, Dodsley 1767]) in einzelnen zügen bei der ausarbeitung seiner „Lenore“ benuzt hat.

Der umstand, dass Bürger eine so tiefsinnige und wahrhaft volksmässige sage von so algemein menschlicher wahrheit erfasste, verbürgte einerseits von vornherein die beliebtheit und popularität seines werkes, während er anderseits durch die richtung auf die tiefe, welche er der kunstballade gab, für diese bedeutungsvoll wirken muste. Ein glücklicher zufall fügte überdies, dass Bürger gerade in jener zeit, im mai 1773, die „Fliegenden Blätter von deutscher Art und Kunst“ bekant wurden, welche alles, was bis dahin von sinn und drang zur volkspoesie in dumpfer ahnung in seinem busen geschlummert hatte, zu freudiger klarheit erweckten. Das spricht er selbst aus in dem briefe an Boie vom 18. juni (S. B. I, 89): „O Boie, Boie, welche Wonne! als ich fand, dass ein Mann wie Herder eben das von der Lyrik des Volkes und mithin der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte. Ich denke, „Lenore“ soll Herders Lehren einigermassen entsprechen.“ — Und bald darauf lernt er ein anderes werk kennen, dessen unmittelbaren einfluss auf die „Lenore“ Bürger selber wider ausdrücklich angibt (brief an Boie vom 8. juli, S. B. I, 93): „Dieser „Götz von Berlichingen“ hat mich wieder zu 3 neuen Strofen zur „Lenore“ begeistert! — Herr, nichts weniger in ihrer Art soll sie werden, als was dieser „Götz“ in seiner ist.“ Und sie ist in der tat nichts weniger geworden, nur, dass „Lenore“ Bürgers bedeutendste schöpfung war und blieb, während Goethe den ruhm seines „Götz“ durch grössere werke verdunkelte!

So wuchs denn die „Lenore“, von dem deutschen volksliede angeregt, von den werken der sturm- und drangperiode gezeitigt, unter den veredelnden eindrücken, die eine romantische natur schon vor der geburt auf das kind der phantasie ausübten; nicht, wie die meisten werke der stürmer und dränger war sie eines tages da, sondern in harten wehen rang sie sich aus dem schosse des dichters, und der ganze Göttinger bund hat bei der geburt geholfen. Der einfluss dieser begeisterten, phantasie- und gemütvollen jünglinge, sowie derjenige des nüchternen, aber formgewanten Boie auf die lezte äussere gestaltung der „Lenore“ ist immerhin nicht gering zu achten, wie aus dem betreffenden briefwechsel (S. B. I, 109. 111. 115. 117 ff.) hervorgeht, wenn auch nicht alle von den freunden vorgeschlagenen änderungen verbes-

serungen waren. An den bildern und ausdrücken, sowie am rhythmus, wurde fortwährend geändert — „Lenore kreischt unter der Feile“, heisst es an einer stelle jenes briefwechsels — aber auch ganze strophen wurden umgeworfen, umgeschaffen, andere eingeschoben. So lautete bekantlich — um nur ein beispiel anzuführen — der frühere anfang abweichend von dem jezt in aller munde lebenden:

Lenore weinte bitterlich,
ihr leid war unermesslich,
denn Wilhelms bildnis prägte sich
in's herz ihr unvergesslich.

Erst im september 1773 war „Lenore“, die im frühjahr begonnen worden, druckreif, und es lässt sich nun übersehen, was Bürger aus seinem stoffe gemacht hatte.

Ein gewaltiges bild verzweifelter liebesleidenschaft hatte er gezeichnet, welche in ihrer stärke zu raserei und frevel wird und dadurch ihre trägerin dem tode überliefert. Aber wie wird dieser geschildert!

Das hineinwogen der geisterwelt in die irdische wird zu einem zweiten grossartigen gemälde neben dem ersten, dem bilde der verzweifelten, und diese gemälde sind durchaus in dichterische bewegung gesezt; alles ist handlung, echte, dramatische, sich immer steigernde handlung, welche mit einer furchtbaren katastrophe abschliesst.[1]

Seiner composition nach zerfält das gedicht in drei hauptteile. Zuerst wird, nach den kurzen einleitungsworten, die scene eines aus dem kriege heimkehrenden heeres in epischer ruhe entwickelt; alsdann die verzweiflung der unglücklichen braut geschildert, welche den geliebten unter den einziehenden nicht gefunden; diese und die folgende scene sind völlig in dialoge aufgelöst, die erste in das zwiegespräch zwischen

1) Es ist übrigens nicht zu verkennen, dass die grundidee des volksliedes oder der volkslieder des ganzen sagenkreises durchaus umgestaltet ist. In allen jenen ist es die liebe selbst, welche den andern teil zu dem geliebten ins grab zieht, und derselbe folgt bis zum lezten augenblicke im innern willig, wenn er sich auch vielleicht vor dem grabe entsezt. Lenorens tod aber ist eine strafe für das frevelnde auflehnen ihrer leidenschaft gegen gott und die götliche ordnung. Über die ethische berechtigung dieser modernen, etwas theologisierenden auffassung liesse sich streiten, jedenfals ist ein zug, wie Götzinger (s. 195) und andere angemerkt haben — der einzige in der „Lenore“ — geschmacklos, dass nämlich der geliebte am schlusse selbst als der tod und volzieher des götlichen strafgerichts erscheint (str. 30). Auch das dortige bild, die verwandlung des reiters in die (moderne) schreckgestalt des todes als

gerippe
mit stundenglas und hippe

ist meiner ansicht nach als abstossend zu bezeichnen.

tochter und mutter, die leidenschaftlichen ausbrüche der einen und die trostversuche der andern, die zweite, der geisterritt, in den dialog zwischen Lenore und Wilhelm, die angstreden des mädchens und die immer grässlicher klingenden worte des gespenstischen reiters.

Mit genialer meisterschaft ist die charakterschilderung in der „Lenore“ ausgeführt; die charaktere sind voll individueller wahrheit und mit realistischer schärfe aufgefasst, die einzelnen züge fast alle wahr und würdig; eine eigentliche so genante manier ist allerdings im werden begriffen, aber sie taucht noch unter in dem lebendigen ringen und schaffen des jünglings und ist von jeder beengenden starre noch weit entfernt.

Vorzüglich wirkt gleich der anfang:

Lenore fuhr ums morgenrot
empor aus schweren träumen,
„Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange wilst du säumen?“ —

Mit einem schlage steht der leser mitten in der situation. Und nun die glückliche anknüpfung an die schlacht der soldatenlieder, die populärste des siebenjährigen krieges:

Er war mit könig Friedrichs macht
gezogen in die Prager schlacht
und hatte nicht geschrieben,
ob er gesund geblieben.

Es ist friede geworden und das heer zieht heim:

Geschmückt mit grünen reisern.

Allüberall ist freude, nur das arme kind läuft vergebens die reihen auf und ab, ohne den geliebten zu finden, bis sie, von der verzweiflung übermant, sich zu boden wirft. Diese steigert sich in reissender climax.

Erst, als die mutter sie in die arme schliesst, klingt es noch sanft und resigniert, wenn auch aus völlig verödetem herzen:

„O mutter, mutter, hin ist hin!
Nun fahre welt und alles hin!
Bei Gott ist kein erbarmen.
O weh, o weh mir armen!“

Die trostworte der mutter aber reizen sie zum widerspruche, der sich mit dem grade der trostgründe immer mehr steigert:

„Was Gott tut, das ist wolgetan“

sagt die mutter und Lenore entgegnet:

„O mutter, mutter, eitler wahn!
Gott hat an mir nicht wolgetan.“

Die mutter erinnert an das sacrament, welches ihren jammer lindern werde; sie antwortet:

„O mutter, mutter, was mich brent,
das lindert mir kein sacrament,
kein sacrament mag leben
den toten widergeben."

So wächst Lenorens wilde leidenschaft, bis sie auf den lezten trostgrund der mutter mit den wilden, wunderschönen worten himmel und hölle herausfordert:

„O mutter! Was ist seligkeit?
O mutter! Was ist hölle?
Bei ihm, bei ihm ist seligkeit
und ohne Wilhelm hölle!
Lisch aus, mein licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in nacht und graus!
Ohn' ihn mag ich auf erden,
mag dort nicht selig werden."

So wütet sie weiter gegen sich selber, bis nach sonnenuntergang am himmel die sterne herauf ziehen. Von einem nachhausegehen der Lenore meldet der dichter nichts; er hat hier unbewust, aber mit vielem glück die sprunghafte weise des volksliedes nachgeahmt und hat dies auch gegen die Göttinger freunde verteidigt.[1] Lenore ist offenbar allein in ihrem kämmerchen, als es draussen an die türe pocht:

Und horch! und horch! Der pfortenring
ganz lose, leise klinglingling![2]
Dann kamen durch die pforte
vernehmlich diese worte usw.

Und nun steht der geliebte vor der türe und schon wird er dem leser, dem auch eine gewisse kälte an ihm nicht entgeht, in unheimlicher andeutung näher gerückt:

„Wir satteln nur um mitternacht,
weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht
und will dich mit mir nehmen."

1) Vgl. S. B. I, 115. 117.

2) Dieses ist eine offenbare, wenn auch nicht ganz geglückte nachbildung der oben erwähnten stelle des volksliedes: „Wo liese, wo lose". Bürger bildete dieses noch einmal nach in der „Pfarrerstochter" str. 10, 3 u. 4:

Er schlich, umgürtet mit waffen und wehr
so leise, so lose wie nebel einher.

Lenore versteht weder diese noch auch eine zweite, ebenso geheimnisvolle andeutung:

„Sieh' hin, sieh' her, der mond scheint hell,
wir und die toten reiten schnell.
Ich bringe dich zur wette
noch heut' in's hochzeitsbette."

Die beiden ersten zeilen, eine variation der stelle des volksliedes, widerholen sich in den folgenden strophen mit leisen, aber charakteristischen änderungen. Das erste mal sagt Wilhelm: „Wir und die toten reiten schnell", eine zweideutigkeit, deren wahren sinn das mädchen ganz und gar übersieht und den nur der achtsame leser mit grausen zu verstehen glaubt.

In den folgenden strophen aber heisst es:

Hurrah, die toten reiten schnell,

welches wider zu dem dahin jagenden reitersmanne treflich passt.

Lenore aber hat sich nichts ahnend zu dem reiter aufs ross geschwungen:

Und hurre, hurre, hopp, hopp, hopp!
ging's fort in sausendem galopp,
dass ross und reiter schnoben
und kies und funken stoben.

Ist vielleicht in dem hurre, hurre, namentlich in der öfteren widerholung dieser klangmalerei etwas zu viel des guten getan, so ist ganz vorzüglich der gespenstische ritt eingeleitet, der im folgenden mit vollendeter kunst geschildert wird:

str. 20 Zur rechten und zur linken hand,
vorbei vor ihren blicken,
wie flogen anger, haid' und land!
wie donnerten die brücken!

Str. 24 jagen sie noch schneller:

Wie flogen rechts, wie flogen links
gebirge, bäum' und hecken!
Wie flogen links und rechts und links
die dörfer, städt' und flecken!

Str. 27 geht es vollends in rasendem fluge:

Wie flog, was rund der mond beschien,
wie flog es in die ferne!
Wie flogen oben über hin
der himmel und die sterne!

Aber mehr noch als diese schilderung muss der dialog die aufmerksamkeit in anspruch nehmen; das furchtbare, in balladenmässigem refrain immer widerkehrende:

„Graut liebchen auch? der mond scheint hell!
hurrah, die toten reiten schnell!
Graut liebchen auch vor toten?"

und die sich von minute zu minute steigernde angst des mädchens, welche sich in den kurzen antworten spiegelt. Das erste mal (str. 20) antwortet sie:

„Ach nein! ...... doch lass die toten!"

Das andere mal (str. 24):

„Ach! lass sie ruhn, die toten."

Das lezte mal (str. 27) kreischt sie auf:

„O weh! lass ruhn die toten!"

Und dazwischen die luftigen gespensterbilder, der leichenzug und das „gesindel" am hochgericht, welche auf des reiters aufforderung alle hinterdrein gerasselt und geprasselt kommen — die fürchterlichen hochzeitsgäste! — Auch der eintritt auf den kirchhof wird meisterhaft geschildert:

Rasch auf ein eisern gittertor
ging's mit verhängtem zügel.
Mit schwanker gert' ein schlag davor
zersprengte schloss und riegel.[1]
Die flügel flogen klirrend auf,
und über gräber ging der lauf,
es blinkten leichensteine
rundum im mondenscheine.

1) An diese stelle knüpft sich die sage, dass als Bürger beim vorlesen derselben mit der reitgerte an die tür geschlagen habe, Fritz Stolberg durch die wirkung überrascht und entsezt vom stuhle aufgesprungen sei, eines der mährchen, die durch Boie in Althofs biographie gekommen sind, und das seitdem in allen Lenorebesprechungen grassiert (vgl. den brief Boies an Althof, S. B. IV, nr. 892 [im anhang]). Aus den briefen S. B. I, 105, 106 und 107 geht aber unzweifelhaft hervor, dass bei einer Lenorevorlesung im hainbunde Bürger mit den grafen Stolberg nicht zusammen gewesen sein kann, da Bürger die fertige „Lenore" erst am 9. september 1773 nach Göttingen absendet, die grafen am 11ten bei ihrem abschiede von der Göttinger universität an Bürger von dem eindrucke schreiben, den das lesen der „Lenore" auf sie gemacht habe, und aus dem briefe Bürgers an Boie vom 13. september, wo die grafen Göttingen bereits verlassen haben, hervorgeht, dass Bürger inzwischen nicht dort gewesen war.

Ebenso das zerfallen des statlichen reiters, bis auf den oben erwähnten punkt und die schon von A. W. Schlegel (Charakteristiken und Kritiken II, 48) gerügte zeile:

Huhu! ein grässlich wunder!

Nicht minder echt balladenmässig ist das verschwinden des gespensterrosses und das geheul der tanzenden geister. Auch der schluss[1] — man mag über die idee urteilen wie man will — wirkt entschieden ergreifend:

Geduld, geduld! Wenn's herz auch bricht!
Mit Gott im himmel hadre nicht!
Des leibes bist du ledig,
Gott sei der seele gnädig!

Das war die „Lenore", die erste, echte deutsche kunstballade, welche Bürger, „wenn er sonst nichts gedichtet hätte, allein die unsterblichkeit sichern würde." „Sie bleibt", nach Schlegels treflichem ausspruche, „immer der kostbare Ring, wodurch er sich der Volkspoesie, wie der Doge von Venedig dem Meere, für immer anvertraute."

Eine solche dichtung muste einen sturm von beifall in Deutschland hervorrufen, und gerade dem umstande, dass die erste eigentliche deutsche ballade eine „Lenore" war, ist nicht zum wenigsten das algemeine interesse zuzuschreiben, welches von nun an die gattung der ballade und romanze in unserem vaterlande in den dichterischen wie in den weiteren kreisen der gebildeten bevölkerung gewann und behauptet."[2]

1) Über den albernen vorwurf, „Lenore" habe keinen schluss, möchte ich nur kurz auf Götzinger (s. 195) verweisen.

2) Über den erfolg der Bürgerschen dichtung geben die berichte der zeitgenossen die unzweideutigsten nachrichten. Dass der hainbund ihr zujauchzte und dem dichter die angemasste poetische condorwürde von nun an gern cedierte, ist leicht begreiflich; wie wenige litterarische erzeugnisse durchflog die „Lenore" ganz Deutschland, wie unter dem landadel auf dem Eichsfelde, so findet sie in den kreisen der adeligen damen in Holstein bewunderung (vgl. S. B. I, 156), ein andermal hört sie Bürger selbst auf dem dorfe von einem schulmeister vorlesen; auch der umstand, dass sie in dem Göttinger Musenalmanach erschien, ist nicht unwichtig, da sie wesentlich beitrug, diesen in den verschiedensten kreisen beliebt zu machen und für die zahlreichen balladen der folgenden jahrgänge von vornherein ein lebhaftes interesse erweckte. Aus den musenalmanachen wanderte „Lenore" gar bald in die chrestomathien und lesebücher und wurde im eigentlichen und edelsten sinne ein liebling der deutschen nation. Ich übergehe die zahlreichen übersetzungen, nachbildungen, illustrationen usw. des gedichtes, möchte aber doch die compositionen mit einem worte erwähnen. Bürgers balladen wurden sehr vielfach componiert, strophisch und melodramatisch, obwol dieselben durch das aufgeben der sangesmässigen, einfachen form des volksliedes zu der ersteren art der composition sich

§ 5. Die übrigen balladen Bürgers.

Hatte Bürger mit der „Lenore" die ballade im grossen stile eröfnet, die, wenn auch nach inhalt und form in vieler beziehung volksmässig, doch durch die grossartigkeit der auffassung und darstellung einen standpunkt einnahm, auf den sich das volkslied unmöglich stellen konte, so trat der dichter dem einfachen volksliede, soweit es künstlerisch angebaut werden kann, auf eine andere weise näher. Es geschah in jenen kleineren gedichten unter seinen „balladen", welche er seit 1773 neben der grossen balladendichtung herlaufen liess und welche mehr das specifische wesen der romanze, namentlich im lyrisch-musikalischen sinne, an sich tragen. Diese gedichte haben übrigens nicht den springenden, abgebrochenen charakter der alten volkslieder; es sind stille anspruchslose blumen, manche durch ihre lyrische färbung den Claudiusschen liedern ähnlich. Dahin zähle ich z. b. das reizende „Spinnerlied", welches Schlegel mit recht gelobt hat. Andere sind episch, aber sie sind ihrem umfange nach doch nur genrebilder, kleine balladische genrebilder, die eine weiche, träumerische stimmung hervorrufen, wie z. b. „Robert" (1775), das liebenswürdige gegenstück zu Claudius' „Phidile"; zuweilen erheben sie sich zu dialogischer, fast dramatischer ausgestaltung, wie „Der ritter und sein liebchen" (1775), und das sinlich derbe, aber gesunde „Der wolgesinte liebhaber" (1792) nach The silent night her sables wore in den Ancient and modern songs, Edinb. 1776. I, 289.

Den gang der Bürgerschen grossballade der ernsten richtung werde ich von jezt an weiter zu verfolgen haben, wie sich dieselbe nach der Lenorecomposition zwar nicht eigentlich höher entwickelt, aber doch in verschiedener weise ausgestaltet, auf wegen, welche für die entwickelung der deutschen balladenpoesie überhaupt nicht unwichtig geblieben sind. Der zeit nach früher fält indessen ein rückschlag in die manier der ironisierenden romanze, in welche Bürger überhaupt öfter zurückfält, und von der einzelne spuren auch den meisten seiner ernsten balladen sich anhängen.

Freilich forderte nicht leicht ein stoff so zur burlesken behandlung heraus wie die sage der „Weiber von Weinsberg" (die romanze entstand nicht, wie Griesbach angibt, 1774, sondern 1775—76, vgl. die briefe Bürgers an Boie vom 19. aug. 1775 und 15. juli 1776, S. B. I, 183 und 255), welche Bürger wahrscheinlich aus der „Allgem. Geschichte von

wenig eigneten. Es zeugt diese erscheinung übrigens widerum von dem auch in den componisten lebenden gefühl des zusammenhanges der ballade mit dem gesange; Bürgers „Lenore" wurde zuerst von dr. Weiss in Göttingen componiert, dann von André und weiterhin von Zumsteeg (Leipzig 1798, querfolio). Vgl. hierüber Döring, G. A. Bürgers Leben, s. 68 anm.

Schwaben und der benachbarten Lande", Lindau und Chur 1772, teil I, 601 fgg. und Crusius, Annal. Suevici (Dodecas 2, p. 382, ed. Francofurt 1595) kennen lernte. (Vgl. F. W. Val. Schmidt, Balladen und Romanzen der deutschen Dichter Bürger, Stolberg u. Schiller. Berlin o. jahr, s. 24 ff.). Die zärtlichen weiber, welche ihre männer „huckepack" aus der belagerten veste schleppen, in der tat eine lebhafte illustration des du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas! Auch zeigt Bürgers dichtung, die sich durch einheit und einstimmigkeit über den „Raubgrafen" unvergleichlich erhebt, wie man auch das bänkelsängerlied durch humor und geistvolle behandlung, wobei einige derbheit immerhin nicht ausgeschlossen ist, zu einer ästhetisch nicht übel wirkenden dichtung verarbeiten könne.

Einen entschiedenen missgriff dagegen, nicht sowol in der wahl seines stoffes als vielmehr in der behandlung desselben tat Bürger in einer ballade, welche von minder begabten dichtern in der folge alzuhäufig nachgeahmt, zu traurigen verirrungen auf dem gebiete der balladen- und romanzendichtung führen solte, in seinem „Lenardo und Blandine". Bürger entnahm den stoff aus einer novelle Boccaccios (Decamerone 4, 1, die gleiche materie ist in den romanischen litteraturen sehr vielfach behandelt, vgl. F. W. Val. Schmidt a. a. o. s. 43 ff. und desselben „Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie" Berlin 1818, s. 30 ff.), welche die geschichte der liebschaft einer jungen witwe, der königstochter Sigismunda, mit ihrem diener Guiscardo erzählt. Von dem vater belauscht und zur rede gestelt, weist Sigismunda mit weiblicher würde jede schwächliche äusserung des gefühls zurück, und als ihr der fürst das herz des getöteten liebhabers in einem goldenen gefässe übersendet, trinkt sie das bereit gehaltene gift, drückt das geliebte herz an die brust und stirbt, den unglücklichen vater in der lage des sophocleischen Kreon zurücklassend.

Aus diesem einfachen stoffe hat Bürger unter luxuriöser ausmalung der gegebenen und einflechtung mancher neueren züge ein 82strophiges balladenopus geschaffen. Tragen nun jene zusätze Bürgers schon im ganzen den charakter theatralischer effecthascherei, so ist im einzelnen alles so überladen und schwülstig, die ausbrüche der leidenschaft sind so sehr ins furiose und tobende, die schreckensscenen so ins grasse, schauerliche, körperlich angreifende hineingemalt, dass die ballade kaum anders als einem groben, an dicke pinselstriche gewöhnten geschmacke wol behagen kann, den feineren leser indessen durch eben diese züge unangenehm berühren muss.

In dieser beziehung verweise ich insbesondere auf str. 8—11, wo Blandine — auch ein zusatz Bürgers — in dem briefe den geliebten,

anstatt gleich in ihre kammer, zuvor nächtlicher weile unter den apfelbaum bestelt, und auf str. 14—16, die scene unter dem baume, und 19—20, die schilderung des „spanischen molches“, des „hochstolzierenden prinzen“, der gekommen ist:

mit perlen, gold, ringen und edelgestein
die schönste der schönsten prinzessen zu frein;

ferner auf str. 33—52, die im höchsten grade bombastische und von der einfach treuherzigen weise der volkserzählung himmelweit entfernte darstellung der liebesscene in dem gemache der prinzessin. Auch die raserei der lezteren (64—76), „die zum sprunge singt und zum sange springt“, ist entsezlich übertrieben, wie auch die erscheinung der drei gespenstischen junker (60—62) nicht im entferntesten der echt balladenmässigen behandlung ähnlicher gegenstände in der „Lenore“ gleichkomt.

Dass Bürger in diese ausschweifende manier verfiel, hat seine guten litterarischen ursachen. Dem einflusse Shakespeares, des missverstandenen Shakespeare, haben wir, wie die tumultuarischen dramen von Lenz und Klinger, so auch das furiose gebahren der neuen ballade zu verdanken; auch hat Bürger in der liebesscene an einer stelle (str. 47—50) wahrscheinlich[1] die berühmte scene aus „Romeo und Julie“ act III, scene 5:

„Wilst du schon gehn? der tag ist ja noch fern;
es war die nachtigall und nicht die lerche“ usw.

nachgeahmt, freilich, wie ein vergleich mit dem originale zeigt, nicht recht glücklich; insbesondere hat er sich die schönste wendung am schlusse der Shakespeareschen scene entgehen lassen! Wichtiger indessen ist die Shakespearomanie und der sturm und drang in dieser ballade überhaupt; wenn „Lenore“, zusammen mit den „Fliegenden Blättern“ und dem „Götz“ die sturm- und drangperiode in gutem sinne ankündigt, d. h. den fortschritt bezeichnet, den das geniewesen gegen die dürre regelmässigkeit einer früheren epoche unleugbar gemacht hat, so ist „Lenardo und Blandine“ die vertreterin der sturm- und drangballade im tadelnden sinne des wortes, welche die auswüchse und verkehrtheiten jener litterarischen epoche widerspiegelt.[2]

1) Für ganz sicher erwiesen halte ich diese behauptung Schlegels (a. a. o. s. 53) nicht, da dasselbe motiv unabhängig von einander in der litteratur öfter vorkomt, besonders in der volkslitteratur, vgl. Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, teil I, 173 ff. Unter den neueren dichtern kehrt dasselbe unter anderm bei Tegnér in der Frithiofsage, im 7ten gesange, wider.

2) Mit den meisten producten der sturm- und drangperiode teilt „Lenardo und Blandine“ auch die schnelligkeit der abfassung gegenüber dem monatelangen schweren ringen um die „Lenore“. Ebenso contrastiert wundersam die fast vorlaute,

Abermals eine ganz andere behandlung der ballade oder vielmehr die behandlung eines ganz andersartigen balladenstoffes versuchte Bürger in zwei neuen dichtungen, von denen die eine sich zeitlich an „Lenardo und Blandine“ ziemlich nahe anschliesst, die andere zwar bei weitem später abgefasst wurde, aber, der passenden gegenüberstellung halber, mit hintansetzung der in dieser besprechung im ganzen befolgten historischen aufeinanderfolge, hier mit eingefügt werden soll; in rede stehen „Das lied vom braven mann“ und „Die kuh“. Es ist die ballade der gegenwart und des täglichen lebens, welche Bürger in diesen dichtungen anbaute und — wenigstens in ernster behandlung — zuerst in Deutschland heimisch machte. Hat die darstellung von ereignissen des heutigen lebens in einer form, die doch wesentlich der vergangenheit angehört, immerhin ihre schwierigkeiten, so bot deren noch grössere der stoff, den sich Bürger für die erste ballade dieser art ausgewählt hatte. Diesen stoff erklärt F. W. Val. Schmidt (a. a. o. s. 50) für eine zeitungsnachricht, Bürger selbst aber antwortet auf Boies bemerkung in dem briefe vom 26. juni 1777 (S. B. II, 345), dass ihm derselbe aus Marmontels poetik bekant sei, er kenne ihn auch nur aus derselben; ich habe indessen die geschichte in diesem werke nicht gefunden. Übrigens pflegte Bürger in dergleichen angaben nicht immer ganz zuverlässig zu sein, wie er denn in der vorrede zur ersten ausgabe seiner gedichte auch selbst sagt, dass „die handlung als wahr erzählt werde“. Die mitgeteilte begebenheit aber war die rettung einer armen zolleinnehmerfamilie bei einer wassersnot unweit Verona durch einen landmann, der die ihm dafür angebotene belohnung ausschlug.

Aber nicht jede in den „Vermischten Nachrichten“ mitgeteilte guttat ist poetisch zu verwerten, am wenigsten aber ist eine solche, wenn sie keine gelegenheit zur darstellung eines sitlichen conflictes bietet, ohne weiteres für eine so dramatische gattung wie die ballade nuzbar zu machen. Anstatt nun diesem mangel etwa in der weise abzuhelfen wie Goethe in „Johanna Sebus“, der dem stoffe eine psychologisch interessante seite abzugewinnen wuste, versuchte Bürger den seinigen zu beleben durch widerholte rhetorische anpreisung des helden und seiner tat. Eine solche bildet schon den inhalt der ersten strophe, wo held und tat noch ganz unbekant sind. Str. 2—8 treten epische

aber alsobald wider in leisen zweifel überschlagende anpreisung des gedichtes (S. B. I, 232) mit dem natürlichen aufjauchzen einer echten sangesfreude nach jedem stück Lenore. Sonderbarer weise zieht nicht nur Boie (S. B. I, 235), sondern auch Herder (ib. I, 265) und auch Bürger selbst (ib. I, 231 u. ö.) diese ballade gegen „Lenore“ vor und lezterer will dieses geschraubte und schwülstige gedicht zum belege hinter seinen „Herzenserguss über volkspoesie“ gedruckt wissen (ib. I, 232).

elemente ein, die schöne schilderung des eisganges mit seinen folgen, der bedrängnis der armen zölnerfamilie. Die eingeflochtenen kurzen fragen nach dem braven manne kann man zur belebung der scene sich hier gerne gefallen lassen. Nun aber werden str. 9 und 11 schon wider mit diesen fragen und den fatalen reden über die bravheit ausgefült, und nachdem nun endlich die kühne tat des braven in kräftigen zügen vorgetragen ist, wird der leser wider unangenehm berührt durch die fast taktlose art und weise, wie in str. 17 das motiv der belohnung hervorgezogen wird, und die wirkung der herzigen strophen 18 und 19 wird paralysiert, wenn man in der ersteren wider eine der vielen unballadenmässigen rhetorischen wendungen hört[1] und nach der lezteren die schlussstrophe liest, welche durchweg rhetorisch gehalten ist wie der eingang.

Bürger hat diese rhetorischen partien mit voller, bewuster absicht so stark hervortreten lassen; er beabsichtigte ein volles durchdringen der epischen durch die lyrischen teile des gedichtes zur specifisch lyrischen romanze, wie dies, abgesehen von dem titel, auch aus einer stelle der von Carl v. Reinhard herausgegebenen Bürgerschen Aesthetik (teil II, s. 261) hervorgeht, wo er das „Lied vom braven mann“ neben „Des armen Suschens traum“ (einer der kleineren romanzen, gedichtet 1773), als vertreter der echt lyrischen unter seinen romanzen anführt. In wirklichkeit aber stehen die lyrisch-rhetorischen und die epischen bestandteile in dem „Lied vom braven mann“ ziemlich unvermittelt neben einander, das gedicht ist bei seiner verarbeitung zur ballade gewissermassen auf halbem wege eingefroren, und die veramalgamierung der epischen und lyrischen bestandteile des gedichtes, welche sich in der alten volksballade von selber volzog, die aber der moderne balladendichter immer erst auf künstlichem wege erreichen muss, ist verunglückt, überhaupt ist das „Lied vom braven mann“ dem begriffe einer ballade nicht recht entsprechend, immerhin aber als erster versuch in seiner art für die geschichte der balladenpoesie wichtig, und wenn auch diese ballade in der gegebenen form nicht recht populär werden konte, so ist sie anderseits durch ihren inhalt wie wenige von Bürger, für den unterricht besonders geeignet, und mancher der späteren balladendichter mag durch sie auf das gebiet dieser dichtungsart hingeführt worden sein.

Mit bedeutend besserem erfolge gelang es Bürger, einen stoff zur ballade zu gestalten, der noch weit mehr als derjenige des „Liedes vom braven mann“ dem gewöhnlichen, ja sogar dem trivialen altagsdasein

1) Dahin rechne ich die: „O braver mann! braver mann! zeige dich!“ und „O retter! retter! komm geschwind!“ „Sag an, war das nicht brav gemeint?“ usw. Vgl. Schlegel a. a. o. s. 57.

entnommen ist, in der ballade „Die kuh“ (zuerst im Musenalmanach für 1785 erschienen, nach Pröhle 1784 verfasst).[1] „Eine Kuh, die von einem wohlthätigen Manne einer armen Frau in den Stall geführt wird,“ fragt Götzinger, „was macht das auf die Phantasie weiter für einen Eindruck?“ Aber der dichter der „Lenore“ hat diesen stoff behandelt, mit der genialität, die er in der „Lenore“ bewiesen hatte, und merkwürdiger weise ist das stück auch nach demselben plane im kleinen angelegt, nach dem die „Lenore“ im grossen gebaut ist; eine ganz genau mit jener correspondierende dreiteilung.

In dem ersten teile folgt auf eine ganz kurze exposition:

Frau Magdalis weint auf ihr leztes stück brod,

die episch gehaltene schilderung der heimkehrenden dorfherde:

Heim kamen mit lieblichem schellengetön usw.

Das bild der herde muss den schmerz des armen weibes um ihr treues tier auf das lebhafteste erregen. Der dichter lässt durchblicken, dass die kuh der witwe mehr als ein blosses versorgungsmittel, dass sie ihr ein lieber hausgenoss gewesen.

Wie die eingangsscene mit derjenigen in der „Lenore“, so stehen auch die verzweiflungsscenen in beiden gedichten in parallele. In dieser scene unserer ballade zeigt sich des dichters kunst am grösten. Dadurch, dass er frau Magdalis' kummer und angst zum mittelpunkt seiner darstellung machte und diesem eine sitliche beziehung zu geben wuste, hat er seinen widerstrebenden stoff poetisch geniessbar und balladengemäss gemacht. Anfangs erzählt er auch hier rein episch die leiden der armen witwe, in schlafloser nacht (str. 4—6). Als aber (str. 7) bei erster dämmerung das hirtenhorn die witwe von neuem an ihr elend erinnert, bricht diese in lautes jammern aus, und die scene wird dialogisch-dramatisch im dritten teile; den angstworten des weibes entspricht das immer vernehmlichere brüllen des tieres im stalle. Auch frau Magdalis hat in ihrer verzweiflung gegen Gott gehadert und diese sünde findet ihre strafe in den fürchterlichen ängsten, welche ihr das brüllen des tieres im stalle verursacht; aber man fühlt doch, dass die in der angst hervorgestossenen worte der armen witwe, die sie in heissem gebete abbittet, eine alzu harte strafe nicht verdienen, und, während bei Lenore alles in dunkel und grauen sich verliert, findet

1) Eine äussere veranlassung, allerdings nur eine solche, zu diesem gedichte kann Bürger die „Countryman's lamentation for the death of his cow“ in den oben citierten Old ballads (Evans edition 1777) gegeben haben (in der ausgabe der Old ballads von 1810 steht sie bd. I, s. 268 ff.). Auf die benutzung der Old ballads durch Bürger neben den Percy's Reliques hat meines wissens zuerst Weinhold („Heinr. Chr. Boie“ 1868, s. 200 anm. 5) aufmerksam gemacht.

hier in „des morgens erfreulicher helle“ die geschichte einen erfreulichen abschluss, und der dichter wagt — diesmal ganz leise und daher echt balladenmässig — seinen eigenen anteil und seine persönlichkeit in der weise anzudeuten, wie es auch in manchen volksliedern (s. p. 136 dieses bandes) dichter oder schreiber tun (vgl. Schlegel a. a. o. s. 58).

Noch einen andern weg schlug Bürger ein, der in der folge zu reicher befruchtung des balladen- und romanzengefildes führen solte, die directe umbildung alter volkstümlicher balladendichtungen. Nach seiner übersiedelung nach Wöllmershausen nämlich hatte er sich mit erneutem fleisse den alten, von der universität her lieb gewordenen Percystudien[1] wider zugewant, und — die folge hiervon — eine reihe bearbeitungen altenglischer balladen unternommen. Ich übergehe die erste („Bruder Graurock und die pilgerin, mai 1777, zuerst erwähnt in dem balladenbriefe vom 19. mai desselben jahres)[2] und die letzte „Graf Walter“[3] (in dem Bürgerschen briefwechsel von Strodtmann gar nicht erwähnt, wenn sie nicht, wie mir allerdings sehr wahrscheinlich ist, in dem briefe des advokaten Bollmann an Bürger [S. B. IV, 824] unter „die maid“ verstanden ist; zuerst erschienen in der zweiten ausgabe der Bürgerschen Gedichte von 1789, das gedicht ist nach dem englischen Child Waters Rel. III, 54), welche nichts weiter als ziemlich wortgetreue übertragungen sind, um ausschliesslich diejenigen zu besprechen, welche Bürger durch freie umarbeitung und durch eigene zutaten von seinem gut und blut zu echten kindern seiner muse gemacht hat.

In der „Entführung“ (december 1777, nicht, wie Pröhle s. 140 angibt, januar 1778, da Bürger in dem briefe vom 29. december 1777 anm. die ballade bereits als fertig anführt) — s. S. B. II, nr. 419 — versuchte

1) Zu der behauptung, dass Percy, den Bürger schon auf der universität studiert, erst in den späteren jahren nachhaltiger auf ihn eingewirkt habe, vgl. oben s. 298 und Boies brief an Althof S. B. IV, anhang, nr. 892.

2) In betreff dieser ballade möchte ich nur einen interessanten litterarischen irtum anführen. Dieselbe ist nämlich ziemlich wörtlich aus Percys Reliques I, 243 The friar of orders gray übersezt, in dem Neuen deutschen Mercur bd. 3, s. 143 ff. aber erschien eine abhandlung von F. D. Gräter, welche der Bürgerschen ballade eine teilweise originalität vindicierte, indem Gräter sie, ohne das erstgenante stück zu kennen, frischweg von dem zwar stoflich verwanten, aber ganz anders lautenden Gentle herdsman (Reliques II, 78) ableitete. Döring (a. a. o. anm. zu s. 105), welcher offenbar beide gedichte nicht selbst eingesehen, citiert die Gräterschen abhandlung als quellennachweisung des Bürgerschen gedichtes. Auch der artikel „Bürger“ in Ersch und Grubers Encyklopädie, sect. 1, teil 13, s. 371—379, das. s. 379 anm. 21 zählt den ganz kritiklosen Gräterschen aufsatz unter den quellennachweisen für das gedicht auf.

3) Vgl. über diese ballade Schlegel a. a. o. s. 42 und Bishop Percy's Folio Manuscript ed. by Hales and Furnivall II, 278 anm. London, Trübner, 1868.

Bürger, das englische The Child of Ell[1] (Percys Reliques I, 107) durch erweiterung des inhaltes und durch detaillierte malerei auf eine form zuzuschneiden, welche hinsichtlich der kraft und ausführlichkeit der darstellung mit der „Lenore“ concurrieren solte. Wie er das einfache vierzeilige versmass der Percyballade mit dem architektonisch gegliederten strophenbau der „Lenore“ vertauschte, so hat auch die handlung in manchen zügen anklänge an diejenige seines meisterwerkes erhalten (vgl. Götzinger a. a. o. s. 237). Durch diese von dem dichter angestrebte kraft der schilderung erhielt indessen das gedicht ein von dem schlichten wesen einfacher volksdichtung ausserordentlich verschiedenes aussehen.

Schon Percy hatte das vorgefundene volkslied inhaltlich wie formal bedeutend umgestaltet,[2] und manches, was die früheren beurteiler des Bürgerschen werkes bei Percy noch für volkstümlich hielten, war schon merklich von der ursprünglichen fassung des volksliedes verschieden.[3] Immerhin aber hatte das gedicht auch nach Percys redaction noch eine gewisse einfachheit behalten, welche durch die Bürgersche überarbeitung völlig verloren gieng.

Bei der besprechung dieser komt es mir nun weniger auf eine vergleichung der einzelnen kleinen züge an, welche original (Percy-

1) Dieses ist der richtige titel des alten volksliedes, nicht das gewöhnlich geschriebene Child of Elle. Vgl. Bishop Percy's Folio Manuscript ed. by Hales and Furnivall, I, s. 132.

2) Furnivall äussert sich — nicht ganz mit unrecht — über die art der Percyschen bearbeitung, „ein Wachspuppenfabrikant würde ebenso wohl versuchen, die Venus Milo zu restauriren.“

3) Auch hier stiess Bürger auf ein sehr beliebtes und in vielen versionen verbreitetes nordisches volkslied (vgl. Hales and Furnivall a. a. o. s. 132—134). Merkwürdig ist das schicksal derjenigen, welche Thomas Percy vorgelegen hat. Der inhalt derselben ist folgender: Die geliebte sagt dem ritter von Ell, dass ihr vater ihm den tod geschworen; der anfang des gedichtes ist abgebrochen, augenscheinlich ist die scene unter den fenstern des schlosses des fräuleins. Der junker sezt diese auf sein ross, um sie zu entführen; vor der stadt von dem vater und dem bruder derselben eingeholt, bittet er die geliebte abzusteigen, um während des bevorstehenden kampfes sein ross zu halten. Hier bricht das gedicht ab, fragmentarisch, wie es begonnen. Aus diesem fragmente nun hat Percy unter wilkürlicher benutzung der einzelnen teile ein ganz neues zusammengeflickt, welches im wesentlichen folgende züge enthält: Der ritter wird auf seinem schlosse von dem pagen seines fräuleins benachrichtigt, dass der vater sie einem andern bewerber, dem junker von Nordland geben wolle. Darauf hin beschliesst er des fräuleins entführung, welche auch gelingt, aber dann durch die zofe verraten wird. Die liebenden werden eingeholt, und der ritter von Ell tötet den junker von Nordland, worauf ausserdem durch das erscheinen seiner vasallen eine für ihn günstige wendung des kampfes eintritt; diese benuzt er, um seine bitte um versöhnung an den vater der geliebten zu unterstützen, welche denn schliesslich gewährung findet.

redaction) und Bürgers nachdichtung unterscheiden, und ich verweise in dieser beziehung auf die eingehenden erörterungen bei Schlegel (a. a. o. s. 26 ff.) und Götzinger (a. a. o. s. 231 ff.), nur liegt mir daran, diejenigen punkte hervorzuheben, welche für die später zu besprechende manier Bürgers von wichtigkeit sind.

Etwas verdächtig ist dem an den bänkelgesang gewöhnten auge schon der längere titel „Die Entführung oder Ritter Karl von Eichenhorst und Fräulein Gertrude von Hochburg."

Die von Percy neu zugefügte epische anfangsstrophe hat Bürger mit glücklichem instinct weggelassen, und echt balladisch-dramatisch beginnt er mit den kräftigen worten:

„Knapp, satle mir mein dänenross" usw.

Von böser ahnung umhergetrieben (vgl. Child of Ell, str. 1. 2) begegnet der ritter der zofe des fräuleins, welche ihm die kunde von der durch den vater begünstigten werbung eines andern buhlen bringt. Aus der echt ritterlichen stimmung, in welche die Percyballade versezt, wird der leser des Bürgerschen gedichtes bald herausgerissen, wenn er den vulgären ton hört, in welchem die personen der dichtung mit einander verkehren, und der name Plump von Pommerland versezt vollends in die atmosphäre der rüden junker des siebzehnten oder achtzehnten jahrhunderts oder deren nachkommen in den Spielhagenschen romanen. Den mangel eines scharf gezeichneten zeitcolorits und die dadurch entstehende unsicherheit in der stimmung würde man nun freilich noch gern in kauf nehmen gegen den lebendigen, dramatischbelebten aufbau der handlung, welche bei Bürger gegen die Percyballade an straffheit und geschlossenheit gewonnen und darum die freilich zweifelhafte vergünstigung erfahren hat, in J. J. Engels Poetik (Engels Schriften, Berlin 1806, bd. 11 s. 321 ff.) als muster einer poetischen handlung aufgestelt zu werden. Aber es ist nicht zu leugnen, dass Bürger bei dem nachzeichnen an vielen stellen die farben zu dick aufgetragen und das zarte der englischen dichtungen grösstenteils verwischt, dass er auch, um dem ganzen mehr effect zu geben, durch wilkürliche änderungen allerlei übertreibungen in das gedicht gebracht und endlich gar zu viel vulgarismen als volkstümlichkeiten auftischt.

So packt es den ritter (str. 2) bei der meldung der zofe

wie mit krallen an
und schüttelt ihn wie fieber
hinüber und herüber.

Ebenso ungebärdig beträgt sich der vater des fräuleins (str. 4) und diese „zuckt von herzensweheu" (str. 5).

So verschwendet der dichter gleichsam alle ihm zu gebote stehenden mittel: die bilder (str. 7), die ausdrücke: In str. 8 wünscht der ritter der zofe den gotteslohn gleich „zu hunderttausend malen“, und die geliebte will er aus „tausend ketten erretten“ und „riesen gegen hieb und stich abgewinnen“.

So verschwendet er auch die effectvollen reimwörter: korn und dorn, laub und staub, kling und klang usw.

An stelle der gegenüber dem schlichten volksliede schon ziemlich sentimentalen (und deshalb von Furnivall getadelten) Percystrophe:

And thrice he clapsed her to his brest
And kissed her tenderlie,
The teares that fell from her fair eyes,
Ranne like the fountayne free

lässt Bürger die noch weit überschwänglichere strophe 18 mit dem an dieser stelle kaum zu rechtfertigenden langen herzen

mit rang und drang, voll angst und lust

treten; st. 24 und 25 lässt er die ritter sich vollends wie schifferknechte gegenseitig anfahren, wobei in sonderbarer verwirrung der zeitverhältnisse (vgl. oben s. 318) erst die mittelalterliche lanze saust und nachher die modernen säbel geschwungen werden, wie denn nachher aus dem alten ritter, Gertrudens vater, ein „freiherr“ wird, der — ein bild à la Lenardo — im zorne „einer feueresse gleicht“ (str. 31), aber nachher in thränenströmen zerfliesst (str. 35), nachdem ihm seine tochter in einer für ein adeliges fräulein immerhin recht derben weise ihre abneigung gegen den gefallenen Plump ausgesprochen hat (str. 32).

Wenn nach der voraufgegangenen besprechung Bürger sein original durch die vielfachen änderungen im grossen und ganzen vielleicht verschlechterte,[1] so ist dabei nicht zu übersehen, dass er nur durch akklimatisierung seiner helden und eine allerdings übertriebene annäherung an das deutsche landbaronentum der neuzeit seine übertragung populär zu machen hoffen durfte, und wenn Schlegel gerade mit bezug auf dieses gedicht den einfluss der zu spät erschienenen Herderschen „Volkslieder“ vermist, so ist doch dagegen einzuwenden, dass noch so vorzügliche übertragungen poetischer erzeugnisse fremder völker im originalen geiste wenig hofnung haben, in einer nation völlig heimisch zu werden.[2]

1) Vgl. noch Doenniges, Altschottische und altenglische Volksballaden, München 1852, s. 145 anm.

2) Bürger selbst schreibt über die „Entführung“ an Boie (5. januar 1778, S. B. II, 421): „Die Entführung kommt dem Ideal meines Geistes von veredelter,

Bevor ich zu der besten der Bürgerschen nachbildungen englischer originale übergehe, möchte ich noch eine andere von diesen besprechen, welche, wenn auch durch die gemeinheit ihres tones nicht selten an die niedrigsten Bürgerschen balladen erinnernd, dennoch als das erste beispiel humoristischer (nicht komisch-parodischer) behandlung der ballade in Deutschland interessant ist.

„Frau Schnips" (juli 1777, vgl. S. B. II, 350 u. ö.) ist eine, wie die „Entführung" ihr original vergröbernde, allein auch wie diese dasselbe treflich in deutsche anschauung übertragende bearbeitung von „The wanton wife of Bath" (Percy III, 145), einem schwankartigen gedichte aus der späteren, etwa der nachelisabethanischen zeit, welches in der damals aufkommenden, dem deutschen bänkelgesang in mancher beziehung ähnlichen manier die schicksale eines zanksüchtigen weibes nach dem tode — als folie dient jene ergözliche figur aus Chaucers Canterbury Tales — schildert. Das ganze läuft allerdings auf eine art moral hinaus, doch möchte ich nicht mit Schlegel hierin ein hindernis für eine romanzenartige behandlung sehen; denn nach meiner ansicht ist nur die gezwungene art des bänkelgesanges, eine romanze der moral wegen zu dichten, oder die ganz äusserliche anhängung einer solchen zu verwerfen, nicht die anfügung einer derartigen, durch die situation wirklich nahe gelegten bemerkung am schlusse eines gedichtes, wie ja derartige reflexionen, welche bei ergreifenden oder irgendwie merkwürdigen vorgängen sich dem denkenden menschen aufdrängen, in der form kurzer andeutungen auch in der volkspoesie vorkommen (vgl. einl. s. 135 dieses bandes). Weniger gerechtfertigt vom ästhetischen standpunkte halte ich die angehängte „apologie", welche aber Bürger um so notwendiger schien, als er durch seine mutwillige und lascive behandlung des gegenstandes — bei seiner ohnehin exponierten stellung — zu litterarischen und persönlichen angriffen herausgefordert hatte.[2]

lebendiger, darstellender Volkspoesie sehr nahe. Mit wenigen von meinen Gedichten bin ich desfalls so durchaus zufrieden als mit diesem."

2) Diese sind ihm nicht erspart geblieben, ebenso wenig durch die „Apologie" als durch die im inhaltsregister des Musenalmanachs von 1782 abgedruckte berufung auf den vermeintlichen „Dr. theol." Percy, der das original in seinen Reliques abgedruckt, und auf den „ernsthaften Addison", der es in dem Spectator nr. 248 eine trefliche ballade genant hatte. „Frau Schnips" erlebte das schicksal der allerdings geistesverwanten „Europa", dass niemand sie in seine zeitschrift aufnehmen wolte, obwol mehrere kritiker, unter andern Lichtenberg, sich sehr für sie ausgesprochen hatten. Göcking wies sie (in dem briefe vom 29. juli 1777, S. B. II, 353 für seinen Almanach zurück, auch Boie (20. juli 1777, S. B. II, 351) mahnte zur vorsicht in betreff des druckes. Bürger selbst liess sie aus der ersten ausgabe seiner Gedichte fort (vgl. S. B. II, 405); sie erschien erst in dem oben genanten jahrgang des Göttinger Musenalmanachs.

Mit seiner ballade „Der Kaiser und der Abt" dagegen tat Bürger, analog der „Lenore", abermals einen sehr glücklichen griff, diesmal nicht in einen umfangreichen sagencomplex, aber in einen nicht minder ausgedehnten kreis schwankartiger darstellungen, welche dieselben oder ähnliche motive, zum teil schon im altertum, behandelten.[1] Eine eingehendere besprechung der litterarischen ausbildung und verbreitung dieses schwankes wie sie in der anmerkung gegeben ist, bietet um so mehr interesse, als Bürgers dichtung gewissermassen als schlusstein den ganzen kreis der darstellungen dieses durch die zeit sanktionirten litterarischen stoffes harmonisch abschliesst; auch über die letzte und beste gestaltung desselben in der englischen volksballade — und diese hat Bürger (ausser vielleicht dem Burkard Waldis) allein benuzt — weit hinausgehend.

1) In der algemeinsten form, der rettung aus einer verlegenheit durch die auflösung bestimmter fragen erscheint der der Bürgerschen ballade zu grunde liegende stoff bereits in der antike, unter anderm in Plutarchs, symposion (moralia I, 6—10) und dessen quellen, morgenländischen erzählungen, aus denen er in „Tausend und Eine Nacht", gekommen ist. („Die Geschichte des weisen Heykar".) Ich übergehe den „Pfaffen Amis" und „Eulenspiegel", welche beide dasselbe motiv ohne bedeutende originale zusätze behandeln, und bemerke aber gleich hier, dass das mittelalter überhaupt zwei neue züge hinzufügt, erstens den gegensatz zwischen weltlicher und geistlicher macht, welche letztere von der ersteren durch die fragen in verlegenheit gesezt und zugleich mit unverkenbarer ironie behandelt wird (edelman oder fürst, könig, kaiser usw. und abt) und ferner den zweiten gegensatz zwischen geistloser studiertheit (des abtes) und urwüchsig genialem mutterwitze (eines müllers oder schäfers). In dieser form ist die geschichte — die romanischen darstellungen sind überhaupt sehr zahlreich — zuerst von dem italiener Fr. Sacchetti (Novelle di Franco Sacchetti, Cittadino Fiorentino) bald nach 1370 behandelt worden. Der erste der genanten gegensätze muste den protestantischen Burkard Waldis besonders anziehen, während er den zweiten (er behandelte den stoff in seinem „Esopus, ganz new gemacht und in Reimen gefasst" 1557, Bch. III, Fabel 92) durch die geschmacklose änderung, dass er den schäfer zu einem heruntergekommenen gelehrten macht, völlig verwischt und das ganze in eine nicht minder geschmacklose fabel auslaufen lässt. Treflich behandelt ist die sache von Pauli („Schimpf und Ernst", Fft. 1563). Das neue motiv aber, dass der abt durch seine üppigkeit und faulheit zu einer bestrafung eigentlich herausfordert, tritt zuerst in der englischen volksballade auf (bei Sacchetti lässt er dem fürsten zwei zur pflege übergebene doggen räudig werden). Die englische volksballade lernte Bürger in Percys redaction kennen. (Reliques II, 306.) Die ballade, wie Percy sie vorfand, war nach dessen angabe, wahrscheinlich bereits zur zeit Jacob I. abgekürzt aus einer ältern; Joseph Ritson hat sie nach den vorgefundenen resten wieder abdrucken lassen (A select collection of English songs. Second edition. Lond. 1813, II, 317). Ein anderer abweichender text war nach Percys manuskriptnote in der Collection of old ballads 1726, vol. 2, p. 43, no. VIII, ein eben solcher in den Historical ballads 1727 unter der überschrift King Olfrey and the abbot.

Denn noch in dem englischen gedichte nach der redaktion Percys ist ein gut teil mittelalterlicher roheit, welche den modernen leser nicht wenig stört, ihm zum mindesten den reinen genuss der humoristischen darstellung trübt. Im englischen ist King John — wie in vielen andern englischen balladen ist der verrufene Johann ohne land damit gemeint — ein roher, gewaltthätiger fürst, der eigentlich dem reichen abte aus scheelsucht am zeuge flicken will.

And he ruled England with maine and with might,
For he did great wrong and maintain'd little right.

Der deutsche kaiser dagegen ist offenbar einer von den guten herrschern und dabei ein wackerer kriegsherr, der sich's sauer werden lässt in „Hitz' und in Kälte". (str. 2).

Und nun die gemütliche schilderung des feisten pfäffleins im vergleiche zu dem stolzen englischen prälaten! (str. 3 u. 4 bei Bürger = str. 2 u. 3 bei Percy).

Im englischen lässt Johann den abt nach London rufen und verdächtigt ihn ohne grund des geheimen verrates an seiner krone; als der arme abt seine unschuld beteuert, erwidert der könig ziemlich unmotiviert:

Yes, yes, father abbot, thy fault is highe,
And now for the same thou needest must dye,
For except thou canst answer me questions three,
Thy head shall be smitten from thy bodie.

Das ist unleugbar eine brutalität, welche den leser empört, da ja der abt eine solche strafe durch nichts verdient hat.

Ganz anders bei Bürger, wo der kaiser in brennender sommerhitze vorbeireitet, wärend das pfäfflein gemächlich vor seiner abtei spaziert. Da kann man es freilich diesem kaum verdenken, wenn er den geistlichen herrn ein wenig necken will, und schliesslich wäre es vielleicht der abtei und dem lande kein schade, wenn sie statt des gemütlichen, aber faulen abtes einen anderen, strammeren herrn bekämen.

Auch die fragen hat Bürger um einen glücklichen zug vermehrt (str. 10):

. . . . „allein
Es soll auch kein titelchen wahres dran sein."

Natürlicher ist auch die länge der dem abte gewährten frist, welche überhaupt in der litterarischen entwickelung dieses schwankes stets gewachsen ist, bei Sacchetti sind es drei tage, bei Percy drei wochen, bei Bürger drei monate. Vortrefflich ist ferner die angst des

armen pfaffen geschildert (str. 13—15); wie aber Götzinger aus str. 15:

Da traf ihn auf selten betretener bahn
Hans Bendix, sein schäfer, am felsenhang an

die andeutung eines selbstmordversuches herauslesen will, kann ich bei dem temperamente des abtes nicht begreifen, während er anderseits mit recht einen fehler darin gefunden hat, dass Bürger die übertragung des englischen in das deutsche colorit und die angleichung seines stoffes an die gegenwart so weit treibt, dass er den von trübsinn verzehrten abt einen „bleichen, hohlwangigen Werther" nent.

Die rede des schäfers, der es dem abte gleich ansieht, dass ihm etwas fehlt (str. 16) und insbesondere die art, wie der abt die fragen des kaisers reproduciert, sind von Bürger unter entschiedener verbesserung seines originals vortreflich behandelt. Der abt gibt in seiner komischen verzweiflung die ganzen fragen des kaisers wieder, fügt natürlich auch hinzu, was gar nicht zur eigentlichen frage gehört (vergl. str. 18—21); darin ist also die refrainartige widerholung der ballade zur erreichung einer humoristischen wirkung benuzt.

Während sich nun Bürger allerdings den günstigen zug des englischen originals (str. 17 bei Percy), die ähnlichkeit des abtes und des schäfers, entgehen liess, hob er dagegen den mutterwitz des lezteren in seiner überlegenheit über die schulweisheit (str. 23) sehr geschickt hervor. Auch die komik der antworten des vermeintlichen abtes hat Bürger glücklich gesteigert: (str. 29)

„So setz' ich mein kreuz und mein käppchen darein,"

da ja kreuz und käppchen für den schäfer im grunde ganz wertlos sind.

Die antwort des kaisers in str. 30, welche, besonders in ihrem letzten theile, fast sprichwörtlich geworden ist (vgl. Grimm, deutsches Wörterbuch IV, II, S. 106), ist ganz von Bürgers erfindung und eine sehr passende erwiderung auf die bedingt gehaltenen worte des abtes, welche eine derartige antwort herausfordern.

Nicht minder kann es eine verbesserung genannt werden, wenn Bürger den schluss des schwankes, der bei Percy nur zwei strofen einnimt, bedeutend erweitert und dadurch die persönlichkeit des schäfers noch mehr in den vordergrund gerückt hat, der nicht nur einen hellen kopf, sondern auch das herz auf dem rechten flecke hat.

Wenn mich bisher eine zeitlang gedichte beschäftigten, an denen der genius Bürgers nur in sofern beteiligt ist, als er fremde originale, wenn auch mit starken eigenen zuthaten, umformte, so ist

„Des Pfarrers Tochter von Taubenhain"

diejenige seiner balladen, an welcher am meisten von des dichters

herzblute haftet. Schon der stoff gehört so ganz Bürgers erlebnissen, der ort der handlung ist die heimat seiner kinderzeit, zwei begebenheiten in der dortigen gegend (vergl. Pröhle, s. 132—137) und vor allem eine criminaluntersuchung, welche Bürger im jahre 1781 gegen eine kindesmörderin zu führen hatte,[1] (vergl. S. B. III, s. 65, anm. zu brief no. 617) haben den dichter angeregt, doch wäre vielleicht nicht ohne eine criminalgeschichte seines eigenen herzens[2] das motiv zur ausgestaltung gekommen, auf dessen erste conception bereits „die Kindesmörderin" H. Leop. Wagners eingewirkt hatte.[3]

Der vorwurf Schlegels, dass Bürger sich bei dieser ballade in dem stoffe vergriffen habe, hätte, glaube ich, dem dichter erspart bleiben können, namentlich von der seite, wie Schlegel die sache auffasst. Das unglück eines armen verführten mädchens, welches von seinem eigenen vater verstossen und auch von dem liebhaber verleugnet, als kindesmörderin durch die strenge der gesetze endet, ist entschieden ein poetisch wol brauchbares und speciell zu einer ballade durchaus verwendbares motiv, das viele volkslieder, wenigstens in einzelnen sei-

1) Bürger ist, abgesehen von den erwähnten zwei begebenheiten durch seine juristische tätigkeit mehrfach auf kindesmordsaffairen hingeführt worden. Eine der probearbeiten, welche er in concurrenz mit dem Göttinger ratsauditor Oppermann behufs erlangung der gerichtshalterstelle in Altengleichen anzufertigen hatte, betraf ebenfalls einen kindesmord (vergl. Gödecke, Bürger in Göttingen und Gelliehausen s. 28 und die daselbst angehängten aktenstücke, von s. 83 an). Indessen ist mir unzweifelhaft, dass der dichter auf seine ballade direkt durch die im jahre 1781, dem jahre der abfassung der „Pfarrerstochter" geleitete criminaluntersuchung gegen eine gewisse Elisabeth Erdmann in Bemichausen hingeführt wurde. Noch wahrscheinlicher wurde mir diese vermutung nach einsicht der betreffenden akten, welche in prof. dr. Justus Claproths „Nachtrag zu der Samlung verschiedener gerichtlichen vollständigen Akten" Gött. 1782 abgedruckt sind. Pröhle konte sich in den „Zusätzen und Berichtigungen" zu seiner biografie (Herrigs archiv bd. 21, s. 169 fg.) in dieser beziehung noch nicht entscheiden, weil er die akten nicht eingesehen hatte. (Die ansicht, welche die „Pfarrerstochter" auf die direkte benutzung des (gefälschten) liedes im „Wunderhorn" „Da drunten auf der wiesen usw." II, 294 der Birlinger-Creceliusschen ausgabe — vergl. auch die dortige anmerkung — zurückführen will, halte ich für widerlegt.) Strodtmann in der im text citierten anmerkung verspricht nähere mitteilungen über die sache in der von ihm beabsichtigten biografie Bürgers zu geben, auf die er auch an mehreren anderen stellen seines briefwechsels verweist; die in Strodtmanns nachlasse unzweifelhaft vorhandenen notizen hierüber habe ich nicht einsehen können, da mir der Strodtmannsche nachlass trotz mehrfacher bemühungen bisher nicht zugänglich gewesen ist.

2) Mit recht hat Pröhle auf das gleichzeitige verhältnis Bürgers zu Molly hingewiesen.

3) Vergl. den brief Boies an Bürger vom 27. september 1776. S. B. I, 265.

ner momente behandeln.[1] Vielleicht eher berechtigt ist dieser vorwurf Schlegels von der seite, dass dieser stoff speciell für Bürgers behandlungsweise der ballade etwas verfängliches hatte; konnte er doch bei seinem streben nach ausführlicher behandlung der grossballade leicht in eine peinigende detailmalerei der psychologischen wie körperlichen zustände der unglücklichen heldin verfallen, wie es in der tat in dieser dichtung der fall war, wodurch diese ein gewisses criminalistisches gepräge nicht verkennen lässt. Anderseits ist es Bürger gelungen, die schilderung dieser seelenzustände so in den lyrisch-dramatischen teil der ballade hineinzugiessen und diesen wiederum so geschickt mit der epischen erzählung zu verflechten, dass von diesem standpunkte aus das gedicht gerade als ballade eine nicht verächtliche stelle einnimt; schade, dass sich Bürger auch hier der einmischung von vulgären elementen nicht ganz entschlagen konte!

Meisterhaft ist der eingang, welcher mit der aus der erzählten geschichte erst resultierenden schauersage anhebt, wodurch der eigentliche inhalt der ballade zur episode wird. Das gedicht verläuft nun rein episch bis zu dem briefe des junkers an Rosette — ein glanzpunkt in diesem ersten teile ist die schilderung des schlosses und des junkers (str. 4 u. 5) — und nach diesem bis zu der scene auf dem schlosse nach der verstossung der pfarrerstochter. Auch die liebesscene in der laube ist episch gehalten, nicht ohne raffinierten realismus, aber auch nicht ohne tiefe poesie. Dasselbe finde ich in der meisterhaften beziehung der aufblühenden und reifenden natur zu dem zustande Rosettens (str. 15—17). Dagegen zeigt der lezte teil — er ist dem inhalte entsprechend grossenteils lyrisch-dramatisch — in der roheit der geschilderten charaktere und sitten, in dem übertriebenen realismus der reden, endlich in dem häufen grässlicher vorstellungen (vergl. str. 30, 32, 35, 37) eine ästhetische verirrung, welche den vielfältigen tadel einigermassen rechtfertigt, welchen dieses erschütternde und, ohne diese zutaten, poetisch befriedigende gemälde eines echt tragischen, dem volksleben entnommenen geschickes bei den meisten litterarhistorikern gefunden hat.

Nur kurz erwähne ich „das Lied von Treue“[2] (sommer 1788), welches zwar eine der besseren balladen des dichters ist, aber litterar-

1) Ich erinnere beiläufig auch an eine kunstballade, Schillers „Kindesmörderin.“

2) Der der ballade zu grunde liegende stoff ist im mittelalter, besonders in französischen werken, vielfach behandelt. Mitgeteilt wurde die geschichte in le Grand d'Aussys Fabliaux ou contes du 12ième et 13ième siècle. Paris 1779, t. 1, pag. 34, und ferner dreimal (in verschiedenen versionen) in der bibliothèque des Romans, das erste mal 1775 nov. pag. 84, alsdann durch den grafen Tressau 1776,

historisch wenig bemerkenswertes enthält, um die wanderung durch die Bürgerschen balladen mit der dichtung zu beschliessen, welche, das zweitgrösste balladenwerk des dichters, den reigen würdig beschliesst, der mit der „Lenore“ am besten wäre eröffnet worden.

avril I, p. 159 (nach dem ritterroman von Tristan und der schönen Yseult), endlich 1777, févr. I, pag. 87 (nach einem fabliau). Vergl. F. W. Val. Schmidt, a. a. o. p. 111 ff. Vergl. Dunlop, „Gesch. der Prosadichtungen usw.“ übersezt von Liebrecht. Berl. 1851, s. 84 fg. und 111, vergl. auch Grässe, lehrbuch der literaturgeschichte 3. abt. 1. heft 1842, s. 250. Ein ähnliches abenteuer wird unter andern auch im deutschen Parzival Wolframs von Eschenbach mitgeteilt. Bürger wurde auf die bekantmachung des grafen Tressan bereits im jahre 1778 durch Boie aufmerksam gemacht, (vergl. den brief Boies an Bürger vom 10. dez. 1778, S. B. II, 519. Wie weit ihm die andern publikationen bekant gewesen sind, vermag ich nicht anzugeben), scheint aber zu seinem gedichte erst durch die denselben stoff behandelnde ballade „Schön Clärchen“ seines freundes Stolberg aus dem jahre 1781 (Werke der brüder Stolberg, ausg. von 1827, 1, 273—79) angeregt worden zu sein.

Was Stolbergs behandlung betrift, so kann ich Schlegel nicht unrecht geben, der (a. a. o. s. 64—65) dieselbe an und für sich gegen die Bürger'sche vorzieht, Die erzählung ist bei Stolberg anmutiger, duftiger, das colorit ist altertümlicher. Dabei ist das motiv mit den hunden, abweichend von den alten erzählungen, poetischer ausgebildet; Bürgers dichtung aber steht specifisch als ballade höher, bei ihm ist alles kräftiger, lebendiger, dramatischer; allerdings ist nicht zu leugnen. dass wider die tendenz auf eine moralische wirkung etwas hervortritt. Das colorit hat Bürger nach seiner schon mehrfach besprochenen gewonheit modernisiert.

Eine stelle in dem gedichte erinnert an die lyrisch-rhetorischen partien des „Liedes vom braven Mann“, die sich mit dem helden und seiner tat beschäftigen; der dichter scheint auch hier aus dem echten balladenton herausgefallen zu sein.

Es ist str. 23:

„O männer der treue, jezt warn' ich euch laut,
zu fest nicht auf biedermanns-wörtchen gebaut,
dass ältere liebe nicht rostet!“

Ebenso ist verfehlt str. 33:

„Der herr vom Steine verschmerzt den stich“, welches ich dem: „huhu, ein grässlich wunder!“ vergleichen möchte. Der leser weiss freilich, dass die vorausgehende stelle ein stich auf den junker vom Steine sein soll, aber es ist unballadenmässig, ihm dieses zu sagen, auch verliert die stelle ihre wirkung dadurch.

Im übrigen ist „das Lied von Treue“ in echtem balladentone gehalten; von den volksmässig trivialen und übertrieben manirierten äusserungen und wendungen ist dasselbe zwar nicht ganz frei, doch treten dieselben nicht gerade allzu sehr hervor, bis auf str. 13:

Die stürme der nase

und str. 15:

„Und musstest du ewig da flackern, du hund,
vom zeh bis zum wirbel beschwefelt.“

und str. 20:

„Herr marschall, was haun wir das leder uns wund“

„Der wilde Jäger“ ist das produkt langer jahre, wie die „Lenore“ die frucht vieler monate gewesen,[1] man hat deshalb wohl nicht mit unrecht auf eine ungleichmässigkeit der behandlung aufmerksam machen

und endlich str. 21 das scheussliche:

„Wir haun, als hackten wir fleisch zur bank.“

Ich benutze diesen ort, um noch kurz auf zwei wenig bekante, interessante balladenfragmente hinzuweisen, die Bürger in dem briefe an Boie vom 30. april 1778 mitteilt, aber, wie es scheint, nie vollendet hat (vergl. S. B. II, 483 u. 484 und Weinhold, Boie s. 204). Das erste hätte ein „Lenardo“ werden können, nach dem anfange zu schliessen; er lautet:

Ines von Kastro.

Husch, hin und her, huschhuscht' ein traum,
und stört' ein prinzenbette.
Drin lag ein paar, auf seid' und flaum
In fester liebeskette.
Don Pedro war's, der königssohn,
und kronenerb' von Lissabon,
der heimlich sich Agnesen
zur gattin auserlesen.

Die zweite, „Der Hechelträger“, die Bürger selbst eine „äusserst schnurrige (nicht schaurige, wie irtümlich bei Weinhold steht,) Romanze“ nent, wäre eine collegin der „Europa“, „Frau Schnips“ usw. geworden. Bürger teilt in dem erwähnten briefe eine ganze reihe durchaus burlesker strofen aus derselben mit ich führe die erste zur probe an:

Zu Brüssel hei! gieng's lustig her,
auf herzog Philipps schmause.
Sie zechten eimershumpen leer
und vol (!) sich, bis zur krause.
Sie trieben recht das kälbchen aus,
auf gottes welt kein fürstenschmaus
war diesem zu vergleichen.

1) Nach Reinhards leichtfertiger angabe ist er „vermutlich aus dem jahre 1785“, vergl. Götzinger (a. a. o. 269).

„Der wilde Jäger“ wurde zuerst angekündigt in dem briefe an Boie vom 11. october 1773, kurz nach der Lenorevollendung (S. B. I, 123): „Kund und zu wissen männiglich, insonderheit denen es zu wissen von nöthen, dass ich wieder ein rasches, muthiges Gefieder ausgebrütet habe. Es hat scharfe Fänge, einen gierigen Schnabel und sein Geschrei verrät einen nicht wenig innerlichen Grimm. Sobald ihm noch einige Schwungfedern gewachsen sein werden, soll's zu Ihnen fliegen.“ „Der wilde Jäger“ wird von da an nicht wider erwähnt bis zum sommer 1775 und nach diesem erst wider ende 1776. Im jahre 1777 hat Bürger wieder eifrig daran gearbeitet, aber erst 1778 wurde das gedicht in der ersten gestalt fertig. Vergl. die briefe vom 12. und 26. märz 1778 (S. B. II, 454 und 465), wo er noch nicht vollendet, und denjenigen vom 30. april 1778 (S. B. II, 483), wo er in der ersten redaktion fertig ist; diese ist etwa derjenigen der „Lenore“ zu vergleichen, wo diese noch anfängt: „Lenore weinte bitterlich.“ Bürger nahm den „wilden Jäger“ in die erste ausgabe seiner gedichte noch nicht auf, und vom

zu schönen [illegible] [illegible] aber wurde in dem werke die zwar [illegible] zu der [illegible] aber [illegible] schaffenslust [illegible] in dem briefwechsel öfters ausspricht. So in dem briefe an Boie vom 1[illegible]. august 1775 (S. B. I. 1[illegible]3): „Mein wilder Jäger wird entweder ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn oder ein Hundsfott. Je länger und je mehr ich daran arbeite, je höher steigt mein Ideal von der lebenden und webenden episch-lyrischen Poesie. Wenn ichs erreiche, so wird hinfort Lenore nur mein Mond, dies aber meine Sonne sein,“ und am 19. mai 1777 (S. B. II. 336), wo er von mehreren balladenprojekten spricht: „Der wilde Jäger“ dürfte vermutlich die krone werden, weil seine ausführung bis jezt meinen ideen von dem wesen wahrer lebendiger poesie mehr als irgend ein anderes stück entspricht.

Noch einmal griff der geniale dichter in einen grossen und weit verbreiteten sagenkreis, aber es ist nicht daran zu denken, dass er über denselben irgend welche kritischen studien gemacht; zweckloser noch als bei der „Lenore“ wäre hier ein forschen nach den einzelnen sagenquellen.[1] Von der heidnischen urbedeutung der wilden jägersage hat Bürger noch nichts gewusst, konte auch zu seiner zeit noch nichts von ihr wissen; er hat den wilden jäger in der echt populären gestalt aufgefasst, in der er noch jezt unter dem volke als der tolle Hackelberend umgeht, populärer noch, als ihn in neuester zeit sein landsmann, der geistvolle Harzer Wolff auffasste; das motiv der beiden ritter hat er, wenn nicht frei erfunden, aus einer ähnlichen fassung der Hackelbergsage umgestaltet,[2] ähnliches gilt von dem motiv der klausnerhütte in bezug auf die von Pröhle mitgeteilte sage vom Rehberger graben; in dem versinken des wilden jägers aber einen erdfall oder sogenanten nobiskrug beschreiben zu wollen, wie Pröhle (a. a. o. s. 128) ihm zumutet, daran hat der ehrliche Bürger sicherlich nicht gedacht. Eine bestimte gegend ist in dem gedichte nicht gezeichnet, doch mag Bürger an den Hunsrück gedacht haben, wo die wild- und rhein-

10. mai 1779 ab (S. B. II, 542) verschwindet die ballade aus dem erhaltenen briefwechsel gänzlich, bis zu den späten briefen, welche nach der publikation des gedichtes im musenalmanach (jahrgang 1786) geschrieben wurden. „Der wilde Jäger“ in der uns vorliegenden form ist ein jedenfalls vielfach um- und überarbeitetes werk, möglich, dass die lezte bearbeitung erst im jahre 1785 geschlossen worden; dieses aber mit Göttinger aus der tatsache des 1786 erfolgten druckes folgern zu wollen, ist sehr gewagt, weil Bürger nachweislich mehrere gedichte auch nach ihrer lezten vollendung eine zeitlang im pulte behielt oder wenigstens nur unter seinen freunden circulieren liess, bevor sie gedruckt wurden.

1) Siehe Pröhle a. a. o. s. 124—129.

2) Daselbst s. 126.

grafen hausten wie auf der andern rheinseite die sagenberühmten Rodensteiner.[1]

Die composition des gedichtes ist der der „Lenore“ ähnlich, doch ist die ballade eigentlich monodramatisch, die andern personen haben nicht viel mehr bedeutung als der chor in der antiken tragödie, das ganze interesse concentriert sich auf die wüste, aber imposante gestalt des wilden grafen.

Meisterhaft ist wiederum die exposition:

„Der wild - und rheingraf stiess ins horn.“

Meisterhaft auch ist der schwere, aber charakteristische bau der strofe und besonders die verwendung der reime in den beiden anfangsstrofen; die erste malt in der offenen o - assonanz die klänge der jagd, die zweite in dem a den klaren klang der domesglocken, welcher zu dem wilden treiben des grafen einen friedlichen gegensatz abgibt.

Und nun:

Rischrasch quer übern kreuzweg giengs
mit horridoh und hussasa.

Und schon kommen auch die beiden seltsamen reiter; keine trockenen, bleichen allegorien sind sie, sondern lebenswarm und voll gezeichnet; man denke nur an die schilderung ihrer rosse:

des rechten ross war silbersblinken,
ein feuerfarbner trug den linken.

In geschicktester weise ist nun im verlaufe des gedichtes das epische und das lyrisch - dramatische balladenelement zu einem äusserst lebensvollen ganzen verflochten. Wie eine wand durch gitterwerk und verzierungen, so ist die erzählung des jagdverlaufs durch die reden der fremden reiter und des grafen und die bitten des durch die rohheit des lezteren bedrängten landmanns, hirten und klausners durchbrochen. Der wechsel zwischen erzählung und rede findet auch innerhalb der strofe statt, deren bau zur aufnahme verschiedenartiger elemente sehr geeignet ist. Die ersten vier zeilen sind männlich gereimt, kurz abschneidend, die beiden endzeilen klingen weiblich aus; in diesen teil sind die reden gewissermassen als resultat des voraufgehenden geschoben.

So z. b. str. 10:

„Lass stürzen! lass zur hölle stürzen!“ usw.

oder 11:

„Erbarmen, lieber herr, erbarmen!“ usw.

1) Eine rheinsage liegt nicht zu grunde, verschiedene bearbeiter poetischer rheinsagen haben sich in dieser beziehung durch die ballade täuschen lassen.

Ähnlich auch die kehrreimartig widerkehrende stelle:

„Der graf verschmäht des rechten warnen
und lässt vom linken sich umgarnen.“

Wundervoll ist die schilderung des jagdgetobes durch die horridoh und hussasah, knall und klang und knall und schall usw. ausgemalt, man hört wirklich, wie Bürger es wünschte, die hunde bellen, die hörner tönen und die peitschen knallen.

Wie hübsch ist das spüren der hunde (str. 16) durch die einzelnen kurzen worte gemalt:

Und hin und her durch flur und wald
und her und hin durch wald und flur.

Und wie treflich sind die reden des grafen, der durch eine gewisse aristokratische erhabenheit, mit der er göttliches und menschliches recht verachtet, bei aller seiner rohheit wahrhaft imponierend wirkt:

„Lass stürzen! lass zur hölle stürzen!
das darf nicht fürstenlust verwürzen.“

Weniger gelungen ist die schlussscene, die bestrafung des wilden jägers, wie denn überhaupt der zweite teil gegen den ersten an frische und lebendigkeit zurücksteht.

Auf die prachtvolle strofe 27:

Erschrocken blickt der graf umher usw.

klingt die donnerstimme gottes etwas theologisch gefärbt und die verwandlung der natur und des grafen ist zu weitläufig geschildert und durch eine mischung zu vieler farbentöne überladen; unschön ist hier auch das motiv der riesenfaust, welche dem wilden jäger den kopf umdreht, damit er die ihn verfolgenden ungeheuer die ganze ewigkeit hindurch sehen müsse.

Doch ist auch hier im einzelnen vieles treflich:

Es flimt und flamt rund um ihn her

— — — — — — — —

Doch durch die ganze weite welt
rauscht bellend ihm die hölle nach.
Bei tag tief durch der berge klüfte,
bei mitternacht hoch durch die lüfte.

Recht charakteristisch für Bürgers balladendichtung ist in der endstrofe ein schon öfter beobachtetes anknüpfen an die unmittelbarste gegenwart, diesmal an den landläufigen glauben an den wilden jäger, wie ihn der wüstling sieht, der in düsterer nacht trunken nach hause taumelt, und der waidmann, der auf dem anstande liegt oder nächtlicherweile einsam den wald durchstreift.

§ 6. Die dichtart G. A. Bürgers, ihr unterschied und ihr fortschritt gegen die balladendichtung der früheren epoche.

Nach der wanderung durch die Bürgerschen balladen komt es darauf an, die algemeinen eigenschaften seiner dichtart zusammen zu fassen und zu einem bilde zu vereinigen, welches geeignet ist, die stufe zu bezeichnen, auf die die ballade durch G. A. Bürger gehoben wurde, den fortschritt gegen die frühere und wenigstens im algemeinen auch die anknüpfungspunkte an eine spätere balladendichtung. Erst durch eine solche mehr theoretische betrachtung wird die bedeutung Bürgers in ihrem ganzen umfange ans licht treten.

Bürgers balladendichtung unterscheidet sich von der dichtung einer früheren epoche schon durch den ungleich weiteren kreis der stoffe.

Mit genialer vielseitigkeit schöpfte Bürger aus dem vollen borne alles dessen, was poesie heisst, griff in die lieder und sagen des volkes, des eigenen sowol, denen er in den spinnstuben und unter den linden des dorfes lauschte,[1] wie auch des englischen, die er besonders in Percys sammlung vorfand; daneben weiss er sich anderseits der begebnisse des lebens für seine balladendichtung zu bemächtigen; im algemeinen sind es einfache, nicht verwickelte begebenheiten, die er behandelt, aber solche, welche das einfache gemüt ergreifen und erschüttern. Zugegeben nun auch, dass sich Bürger in den stoffen hin und wieder vergriffen — so hätte er z. b. unstreitig den Percy ausgiebiger und zugleich mit sorgfältigerer auswahl benutzen können — so bleibt die tatsache bestehen, dass Bürger der balladenpoesie anstatt der bisherigen engen sphäre ein freies, grossartiges gebiet würdiger stoffe erschlossen.

Hinsichtlich der darstellung ist Bürger der erste, der in grösserem massstabe und consequenterer durchführung seine balladenstoffe als ernste, um ihrer selbst willen der darstellung würdige gegenstände auffasste und damit zugleich die ballade und romanze aus der komischen gattung, zu der sie bisher in Deutschland ausdrücklich war gerechnet worden, unter die ernsten gattungen der poesie versetzte. In dieser seiner tätigkeit knüpft er an die vorhandene volksdichtung, wie schon oben gesagt, gerne an, geht aber in der ausführung über sie hinaus und erreicht seine hauptsächlichste bedeutung als schöpfer der grossballade, d. h. derjenigen dichtung, welche die epischen, lyrischen und dramatischen elemente, die in den kleineren balladen mehr oder

1) Vergl. Herzenserguss über Volkspoesie, Werke, Bohtz, s. 320.

weniger getrent auftreten, mit künstlerischem bewustsein in sich vereinigt.

Die durchführung dieses princips ist Bürger in manchen seiner balladen in hervorragender weise gelungen. („Lenore", „Entführung", „Pfarrerstochter", „Wilder jäger".)

Das dramatische element insbesondere tritt ausser dem dialoge in der Bürgerschen grossballade auch in der composition im grossen hervor.

Die umfangreicheren seiner balladen sind fast alle nach einem ganz bestimten plane gebaut, der sich mit dem aufbau eines fünfaktigen dramas vergleichen liesse, welchem nur die peripetie fehlt. Man vergl. die „Lenore"! 1. akt: kurze exposition, „Lenore fuhr ums morgenrot." 2. akt: dialog zwischen mutter und tochter, Lenorens schuld, beginnende verwickelung. 3. akt: fortschreitende verwickelung, der geisterritt. 4. akt (peripetie) fehlt. 5. akt: katastrophe. Ganz analog sind „Die kuh", „Die entführung", „Der wilde jäger", ja, wenn man es verfolgt, fast alle Bürgerschen balladen componirt.

Die naive darstellung des alten volksgesanges hat Bürger in seiner ballade durchweg beibehalten, während Goethe sie in einigen seiner balladen, z. b. im „Erlkönig", in die verständige auffassung der gebildeten umsetzte. In dieser beziehung kommen besonders „Lenore", „Der wilde jäger",[1] auch „Lenardo und Blandine" (die erscheinung der drei junker) in betracht; in diesem beibehalten der naiven volksvorstellung liegt offenbar ein grund für die popularität dieser balladen.

Dadurch dass Bürger die meisten seiner stoffe zur grossballade verarbeitete, muste er, neben dem sangbaren des echten volksliedes auch das aphoristische desselben aufgeben; dies ist ein wesentlicher unterschied von Goethe und Uhland; ersterer behielt das sangbare grossenteils bei und wusste sich überhaupt an die formen des volksliedes nahe anzuschmiegen, Uhland verstand es, die aphoristische weise des volksliedes in manchen seiner romanzen glücklich zu treffen. Einzelne spuren der volkstümlichen „sprünge und würfe" der alten balladen finden sich allerdings auch bei Bürger (so z. b. in der „Lenore" in dem übergange von str. 12:13 und im „graf Walter" str. 13:14, wohl mehr unbewusst, mit glücklichem instinkt); in der regel aber verarbeitet er das in dem volksliede nur stückweis gegebene zu ausgeführten poetischen schilderungen (man vergl. besonders diejenigen

1) Vergl. den brief des advokaten Bollmann an Bürger vom 13. juli 1790 (S. B. IV, 824), wonach ein alter mann aus dem volke in der Bürgerschen ballade eine bestätigung seines glaubens an den „wilden jäger" zu finden vermeinte.

balladen, wo er unmittelbar an das volkslied anknüpft, die „Lenore“ und die „Entführung“).

Das volkslied deutet zeit und ort seiner begebenheit und die umgebung seiner personen nur an, ganz anders Bürger:

Er war mit könig Friedrichs macht
gezogen in die Prager schlacht
und hatte nicht geschrieben,
ob er gesund geblieben.

und dann die ganze einzugsscene!

Auch seine örtlichkeiten führt Bürger in sauber ausgearbeitetem detail vor: dahin gehört die schilderung des schlosses Falkenstein in der „pfarrerstochter“ und des eisgangs in dem „lied vom braven mann“ usw.

Vor allem scharf und ausführlich gezeichnet sind die Bürgerschen gestalten und charaktere, Bürger führte eine individualistische charakterbehandlung zuerst in die ballade ein. Mit recht bemerkt in dieser beziehung Götzinger (a. a. o. 400): „Lenore hat mit frau Magdalis und mit Rosette nichts gemein, obwol die umgebungen gerade dieselben sind, und wie unendlich verschieden sind der wildgraf und der marschall von Holm, Karl von Eichenhorst und der brave mann, das pilgermädchen und Gertrud, Hans Bendix und der kaiser!“

Die superiorität der dem echten volksleben entnommenen, lebensvollen charaktere Bürgers über die trockenen schattenbilder der bänkelsänger tritt besonders in den dialogen seiner balladen hervor. Auch in diesen hat Bürger die form der volksdichtung aufgegeben bezw. völlig umgearbeitet. Der dialog des volksliedes ist abgebrochen, die psychologische motivierung nur undeutlich angegeben, oft geradezu unverständlich; Bürger dagegen glänzt in grossartigen, die gedanken völlig erschöpfenden dialogen (vergl. die berühmten dialoge in der „Lenore“ und im „wilden jäger“), und in diesen liegt gerade eine hauptstärke der Bürgerschen balladendichtung; anderseits ist er der erste, welcher versucht, die ballade zur darstellung einer sittlichen idee zu benutzen („Lenore“, „wilder jäger“), wenn auch mit geringerem erfolge.

Ich habe bereits bei der besprechung von Bürgers persönlichkeit auf zwei für seine behandlungsweise poetischer stoffe besonders charakteristische merkmale hingewiesen, die richtung auf das volksmässige und das streben nach äusserer, formaler correctheit.

Was den lezteren punkt angeht, so teilen Bürgers balladen begreiflicherweise die seine übrige dichtung auszeichnende formvollen-

dung; das ängstliche streben nach äusserer correctheit indessen, welches in der lektüre der späteren gedichte Bürgers oft so peinlich berührt, tritt in den balladen um so weniger hervor, als diese (mit ausnahme einiger der kleinen romanzenartigen gedichte) sämtlich vor der Schillerschen recension erschienen waren, welche bekantlich den dichter erst veranlasste, diese art hyperkritik an seinen werken zu üben; auch haben sich für die balladen keine varianten nach der ausgabe von 1789 vorgefunden, während zwischen der ersten und zweiten ausgabe immerhin nicht unbeträchtliche verschiedenheiten in den balladentexten existieren. Indessen ist anzunehmen, dass die balladen bei ihrer ersten veröffentlichung grösstenteils schon in einer mehrfach und sorgfältig überarbeiteten fassung erschienen, wie solches von der „Lenore", dem „wilden jäger", auch der „Europa" u. a. feststeht.

In seinen volkstümlichen bestrebungen, welche so ganz dem genius Bürgers entsprachen, waren dessen eigene dunkle gefühle und ahnungen zuerst durch Herder zu klarerer, bewusster anschauung erweckt worden. Wie nun Herder durch den an und für sich ganz berechtigten kampf gegen die steife, conventionelle, verzopfte poesie seiner zeit bis zu der übertriebenen ansicht von der alleinberechtigung der volkspoesie gekommen war, so suchte auch Bürger — eine bedenkliche klippe seiner dichtung — die grösse des dichters in der volkstümlichen dichtung und das kriterium seiner poesie in der popularität.[1]

Ein volksdichter aber in dem sinne der alten minstrels oder balladensänger ist in unserer zeit bei der trennung unseres volkes in die klassen der litterarisch gebildeten und nicht gebildeten nicht mehr möglich. Ein volksdichter im modernen sinne kann also nur derjenige sein, der entweder mit aufgaben der ersteren klasse in der ideen- und empfindungssphäre der zweiten, des „volkes", dichtet, oder dem es gelingt, seine dichtung so zu gestalten, dass sie dem ungebildeten zugänglich, zugleich aber dem gebildeten geschmackvoll genug ist; denn ein dritter weg, den Goerth (in seiner citierten abhandlung s. 382) so nent, die denk- und empfindungsweise des zweiten teiles in den nur dem ersten teile zugänglichen kunstformen darzustellen, d. h. die empfindungsweise des volkes nur als objekt der dichtung zu benutzen, kann doch unmöglich als wirkliche volksdichtung bezeichnet werden. Nun ist von den beiden oben angegebenen arten die erste entschieden

1) Für seine übrigens nicht zu systematischer klarheit entwickelten theoretischen ansichten über diesen punkt sind besonders sein „Herzenserguss über Volkspoesie" und die beiden vorreden zu den ausgaben seiner gedichte zu vergleichen. (Werke, Bohtz, s. 319 fg.)

so niedrig, dass sich ein wahrer dichter kaum zu ihr verstehen wird; die zweite aber, die von Schiller in seiner bekannten recension [1] als forderung aufgestelte, so schwierig, dass sie kaum in der einen oder andern dichtung durchzuführen ist — am ersten noch im einfachen liede, wie es Claudius u. a. anbauten — am wenigsten aber, wie Schiller in übersteigenem idealismus von dem dichter verlangte, in allen gedichten desselben oder auch nur in der mehrzahl. Ein volksdichter also als dichter für den zweiten teil des volkes, den litterarisch nicht gebildeten, ist, wenn er nicht bei der ganz niedrigen aufgabe stehen bleibt, seine bezüglichen gedichte nur für diesen zu verfassen, in unseren tagen nahezu eine unmöglichkeit, und das bestreben eines dichters, volkstümlich zu sein, kann sich allein darauf richten, durch eine möglichste enthaltung von allen positiven, specifisch der klasse der gebildeten angehörenden elementen und durch eine klare, algemein verständliche darstellung die grenze der zugänglichkeit für seine dichtungen möglichst weit in den besseren teil der zweiten klasse des volkes hineinzuschieben. Bürger aber fasste die aufgabe volkstümlicher poesie vielmehr als die einer durchschnitsdichtung auf, wie aus seinem vergleiche des volksdichters mit einem schuhmacher hervorgeht, welcher fertige schuhe zum markte liefert und sich dabei für das gros derselben eines durchschnitsmasses bedient. [2]

Bei dieser auffassung wird man es erklärlich finden, dass Bürgers dichtung viele elemente aufnahm, die dem gebildeten, ich will nicht sagen, ganz ungeniessbar sind, aber die ihn doch abstossen; anderseits aber wäre trotz des erwähnten strebens seine dichtung bei weitem weniger in das volk eingedrungen, wäre Bürger bei seinen absichten von kahler theorie ausgegangen, und nicht vielmehr sein wesen und seine ganze dichterische persönlichkeit mit diesen bestrebungen auf das innigste verwachsen gewesen.

Als ein echter sohn des deutschen volkes, mit welchem im innigsten verkehr er den grösten teil seines lebens verbrachte, brauchte er die empfindungs- und anschauungsweise des volkes sich nicht erst anzueignen, da er sie in den meisten beziehungen teilte; daher seine sinliche, packende art der darstellung, sein interesse an der frischen,

1) In betreff dieser vielbesprochenen recension verweise ich des näheren auf Schlegels ansicht in der seinigen (Charakteristiken und Kritiken 2, 1 fg.) ferner auf Koberstein V, 39, anm. 31; die von dem lezteren citierte nochmalige entgegnung Bürgers (ausser in der „vorläufigen Antikritik") ist keine prosaische, sondern eine poetische, „der vogel Urselbst, seine Recensenten und der Genius" (Gött. musenalmanach für 1793).

2) Siehe die „Vorrede zur 2. ausgabe der gedichte", Werke, Bohtz, s. 329.

umgebenden gegenwart, auf die er seinen balladen stets eine beziehung zu geben wusste, daher seine vorliebe für die geheimnisvollen schauer der natur- und geisterwelt, und in sofern man diese ingredienzien der nordisch-germanischen volksballade auch als solche der kunstballade betrachtet, ist Bürger Deutschlands gröster balladendichter, wie Löwe sein gröster compositeur.

Bei seiner immerhin vagen vorstellung von volkstümlichkeit lag nun aber für Bürger die gefahr nahe, das volk, wenn auch nicht gerade mit dem pöbel, wie ihm vorgeworfen worden ist, so doch mit den niedrigeren elementen des volks zu identificieren, und, wie er selbst keine ganz geläuterte und abgeklärte natur war, in den unreinen, ja rohen vorstellungen dieser klasse sich zu bewegen.

So hat Bürger eine bedenkliche vorliebe für die darstellung entsetzlicher begebenheiten in der ballade, deren grässlichste momente er gerne hervorsucht, um sie in grasser, nervenangreifender weise zu schildern. Dahin gehört auch die übertreibung in seinen schilderungen überhaupt, die verschwendung von bildern [1] und gleichnissen und farben, die dicken, oft plumpen pinselstriche, mit denen er malt und mit denen derjenige malen muss, der nicht für einen verfeinerten geschmack, sondern für die groben nerven des weniger gebildeten arbeitet.

Das lebhafteste bild von Bürgers volkstümlichen bestrebungen gewährt seine sprache. Wie Bürger in seinen briefen, besonders in denjenigen an vertraute freunde (z. b. an Goecking, an den hofrat Liste, an seinen schwager Georg Leonhard usw.) sich mit vorliebe in volksmässigen und derben redensarten ergeht, so bringt er auch in seinen balladen gerne derartige wendungen und ausdrücke an, welche seiner sonst so schönen und grossartigen sprache nicht eben zum vorteile gereichen. Durch diese form des unterhaltungstones sind allerdings die dialoge der Bürgerschen balladen sehr lebenswahr und individualistisch gefärbt, aber in das reich vollendeter und reiner kunst erheben sie sich nicht alle. Dies war einer der wesentlichsten punkte, an denen der idealismus Schillers anstoss nahm und nehmen muste; Bürger aber hielt sich zu einer einführung derartiger elemente in die balladendichtung um so mehr berechtigt, als er dieser, entsprechend dem alter und der abkunft der alten volkslieder, noch vor aller anderen

1) Die häufung von bildern zeigt sich auch vielfach in seinen wortzusammensetzungen und -verbindungen: „donnergaloppschlag des hufs", „des landes heerstrom", „rabenschatten", „ringellockenhaar", „tausendthränengrus" usw., während anderseits seinen wortbildungen genialität nicht abzusprechen ist, und die meisten derselben als recht originell, manche auch als sehr gelungen bezeichnet werden dürfen: „feuerfarbner", „silbersblinken", „rabenhaar" usw.

dichtung das recht vindicieren zu müssen vermeinte, gewisse rauheiten an sich zu tragen oder, nach seinem ausdrucke, „etwas rostig zu sein.“ [1]

Ja, Bürger treibt das streben nach volkstümlichkeit in diesem punkte so weit, dass er einerseits ausdrücke gebraucht, die nur in der vulgärsprache üblich sind, anderseits seine sprache geradezu dialektisch zuspitzt. [2]

1) Vergl. „Herzenserguss über volkspoesie“, Werke, Bohtz, s. 320, S. B. I, 183 und II, 361.

Zu dem angedeuteten zähle ich unter andern redewendungen und ausdrücke wie:

„Sie hatten's ein küssen, sie hatten's ein spiel“
(„Lenardo,“ str. 33, erste ausgabe).
„Du stinkest nach stinkender hoffahrt mich an.“
(eb. str. 68; hoffahrt ist eine schlechte änderung Bürgers in der 2. ausgabe, wenn es überhaupt etwas anderes als ein druckfehler ist; die lesart ist in alle ausgaben der Bürgerschen gedichte übergegangen, indessen ist die ursprüngliche lesart der ersten ausgabe, „hofart“, wie leicht einleuchtet, bei weitem vorzuziehen.) usw.

Die realistische art der meldung von Blandinens tode:

„Prinzessin ist hin“ (eb. str. 77).
„Kind Gottes.“ („Bruder Graurock und die Pilgerin“ str. 4).
„Ein bürschchen, das den ganzen tag
durch koth lief und durch moor,
speist wol sein nachtbrod von der faust
und sinkt am herd aufs ohr.“
(„Graf Walter“ str. 32).
„Herzenskarl.“ („Entführung“ str. 14).
„Herunter, Junker Grobian!“ (eb. str. 25).
„Der Ungeschliffene“ (eb. str. 27).
„Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität.“
(„Der Kaiser und der Abt“ str. 12).
usw. usw.

2) Zu dem ersteren möchte ich den von Bürger mit vorliebe gebrauchten unedlen ausdruck „schmeissen“ („Entführung“ und „Lenardo“ öfter) und wörter wie „huckepack“ („Weiber von Weinsberg“ str. 9) u. ähnl. rechnen; auch braucht er „klepper“ für ross („Entführung“ str. 13), „köter“ für hund („Lied von treue“ gern öfter) u. dergl.

Zu dem letzteren zähle ich die häufige anwendung niedersächsischer wörter und wendungen, die Bürger sowol von seiner heimat her als auch durch seinen langen aufenthalt in Göttingen und umgegend geläufig sein musten. Ein studium des „Wörterbuchs der niederdeutschen mundart der fürstentümer Göttingen und Grubenhagen“ von Schambach, Hann. 1858 hat mir denn auch gezeigt, dass eine menge von Bürger gebrauchter volkstümlich dialektischer ausdrücke, dem niedersächsischen, speciell dem in Göttingen und umgegend gesprochenen dialekte entstammen, und ist mir dieses noch durch mündliche mitteilungen bestätigt worden.

Als beispiele citiere ich:

den niedersächsischen provinzialismus „Ach und Krach“ („Entführung“ str. 26),

Wenn auch manche dieser versuche, durch solche äusserliche mittel auf volksmässiges dichten hinzustreben, recht wirkungsvoll sind, so hat anderseits durch übertreibung und unkünstlerische verwendung derselben die sprache des dichters manchen flecken erhalten. Immerhin aber sind diese gering anzuschlagen gegen das verdienst G. A. Bürgers, nach den rohen tönen des bänkelsanges der deutschen ballade eine grosse, geniale und edle sprache gegeben zu haben. Berühmt ist die musik der Bürgerschen sprache überhaupt, und gerade die ausführlichkeit der grossballade gab dem dichter gelegenheit, seine poetischen mit grossartigen ton- und klanggemälden zu begleiten.[1]

„einhotzeln" („Kaiser und Abt" str. 16, Schambach s. 86).
„fickfacker" („Frau Schnips," str. 10, Sch. 269).
„jappen" („Wilder Jäger" str. 35, Sch. 94).
„kliffen" („Wilder Jäger" str. 1 u. ö., Sch. 103).
„klimperklein" („Frau Schnips" str. 23, Sch. 103).
„kurrig" („Kaiser und Abt" str. 1, Sch. 117).
„prachern" („Kaiser und Abt" str. 26, Sch. 158).
„verklomt" (vom niederdeutschen verbum verklomen, „Pfarrerstochter" str. 32, Sch. 263. Man vgl. das bei Reuter öfter vorkommende „verklamt.").
„Die Muthung" („Lied von Treue" str. 31. Vgl. Weigands Deutsches Wörterbuch, 2. aufl. 1876, 2, 166—7, und andere.

Auch altertümliche und seltene wörter gebraucht Bürger, wo sie ihm durch fülle des lautes oder andere vorzüge wirkungsvoll erscheinen:

Den imperativ „bis" („Entführung" str. 9), die form „entfleuch" (Lied vom „braven Mann" str. 4), „rufte" („Wilder Jäger" str. 1, vergl. Weigands deutsches wörterbuch, 3. aufl. 1878. 2, 499), „leugst du" („Entführung" str. 25, vergl. Schmeller, bairisches wörterbuch, 2. ausg. von Frommann, München 1872, I, 1461), „die Muthung" („Lied von Treue" str. 31. Vgl. Weigands deutsch. wb.[3] 2, 166 u. a.

1) So verwante Bürger mit grosser meisterschaft die assonanz („Lenore" str. 21):

Was klang dort für gesang und klang,
Was flatterten die raben?
Horch! glockenklang! horch todtensang:
Lasst uns den leib begraben!

Auf die anfangsstrofen des „wilden Jägers" wurde bereits hingewiesen.

Man vergl. ferner „Das lied vom braven Mann": str. 1 reine a-assonanz, dann str. 2 und 3 in der schilderung der heranwachsenden wasserflut die vielen o, ebenso in str. 6 das herliche:

„Die schollen rollten stoss um stoss."

In gleicher weise ist Bürger meister in alliterationen:

So „Lenore" str. 18 das wundervolle:

„still, kühl und klein."

wo neben der k-alliteration auch das milde l ausserordentlich melodiös wirkt.

Ähnlich im „Lied vom braven Mann" str. 2:

„Er fegte die Felder, zerbrach den Forst."

Auch im reime weiss Bürger vortreflich zu wirken; er liebt volle und bedeutungsvolle reime.[1]

Nicht minder versteht es der dichter, in metrischer hinsicht seine balladen in ein angemessenes und schönes gewand zu kleiden und mit grosser kunst weiss er die metra dem gedankeninhalte seiner gedichte anzupassen. Bürgers balladen sind in steigenden, jambischen oder anapästischen metren abgefasst, dem lebendigen, stürmenden charakter der nordisch-germanischen und insbesondere seiner ballade durchaus angemessen.

In der „Lenore“ wie in manchen andern wendet Bürger jenen in jeder vershälfte viermal gehobenen vers an, welcher auf den alten germanischen epischen langvers zurückzuführen ist. Metrisch betrachtet ist jede vershälfte eine jambische dipodie, abwechselnd akatalektisch und katalektisch. In der zweiten hälfte der achtzeiligen strofe folgen in der „Lenore“ je zwei akatalektische und zwei katalektische zeilen parweise. Dieses metrum gibt in seiner epischen ruhe einen vor-

„Pfarrerstochter“ str. 36:

„Das flimmert und flammert so traurig.“

„Wilde jäger“ str. 1:

„Laut klifft' und klafft' es, frei vom koppel.“

Auch verwendet Bürger in grosser fülle die alten germanischen reimwörterverbindungen, welche neben den alliterationen eine grosse rolle in den rechtsaltertümern spielen. (Vergl. Grimm, die deutschen rechtsalterthümer 1828, s. 13). Derartige verbindungen, worunter viele Bürgersche neubildungen, sind: „Ach und Krach“ (vgl. s. 337), „Korn und Dorn,“ „Laub und Staub,“ „Rang und Drang,“ „Sang und Klang,“ „Stiel und Stein“ usw.

Endlich wirkt Bürger sehr gerne durch die realistische einführung von naturlauten. Dahin gehört sein:

„Und aussen, horch! ging's trapp, trapp, trapp.“ (Lenore str. 13)
„Hurre hurre, hopp, hopp hopp“ („eb.“ str. 19).
„Trarah! trarah! durch Flur und Wald.“
(„Entführung“ str. 28).
„Halloh, halloh zu Fuss und Ross!“
(„Wilder jäger“ str. 1).
„Susu, lullul, susu.“
(„Graf Walter“ str. 47).

Ich möchte diese anmerkung nicht schliessen, ohne auf die berühmte combinierte klangmalerei in der ersten strofe der „Pfarrerstochter“ verwiesen zu haben:

Da flüstert und stöhnt's so ängstiglich,
da rasselt, da flattert und sträubet es sich,
wie gegen den falken die taube.

1) Ich erinnere, um die beispiele nicht allzusehr zu häufen, nur an die bedeutungsvollen reime in der ersten strofe der „Lenore“ und die klingenden reime daselbst str. 14 „wachst du — lachst du.“

treflichen hintergrund ab für das wildbewegte leben der „Lenore.“ Besonders wirkt auch die verschiedenheit der beiden strofenhälften; dem bewegteren ersten teile folgt ein weiches ausklingen durch die weiblichen reime am schlusse.

„Das Lied vom braven Mann“ ist in einer sechszeiligen strofe gedichtet, die ersten vier zeilen bestehen aus jambischen dipodien, in denen die jamben ganz rein gehalten sind, während diejenigen der lezten beiden zeilen mit anapaesten versezt sind. Dieses metrum ist sehr glücklich auf den inhalt des gedichtes zugeschnitten. Jede strofe desselben bildet ein inhaltliches ganze, welches durch die verschiedenheit des metrums in zwei hälften geteilt ist und zwar so, dass der inhalt der zwei lezten zeilen gewissermassen das resultat des in dem ersten teile gesagten ist. So str. 1 z. 1—4: Das Lob des braven Mannes, worauf in 5 und 6 das:

„Gottlob, dass ich singen und preisen kann“ usw. folgt.

So sind auch alle die fragen nach dem braven mann, kurze ausrufe und, soweit es geht, kürzere reden dem zweiten teile einverleibt.

Eine analoge zweiteilung weist die strofe des „wilden Jägers“ auf, worüber ich oben (s. 329) zu vergleichen bitte.

Anapaestisches mass ist unter andern im „Kaiser und Abt“ angewant, ein zum launigen volksschwank treflich passendes metrum, im einzelnen mit vieler kunst ausgeführt; man vergl. unter anderm die hübsche metrische malerei str. 3.

str. 1—3 waren in lauter reinen anapaesten gebaut, nun aber folgt 3, 3 der gewichtige spondeus bei der schilderung des behäbigen abtes:

„Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht.“

Weniger gut gewählt ist, wie auch der inhalt dieses gedichtes, das metrum von „Lenardo und Blandine,“ dagegen möchte ich noch in dem „Lied von Treue“ auf die mit fliegenden anapaesten durchsezten jamben und die nach weise des kurzen kehrreims vieler dänischen heldenlieder eingeschobene zweifüssige zeile dieses reiterstückes aufmerksam machen.

Folgte Bürger in dem masse der „Lenore“ und ähnlichen bewusst oder unbewusst den grundformen deutscher epischer poesie, so richtete er sich in seinen übertragungen aus dem englischen ganz im allgemeinen nach den dort gegebenen massen, die er aber in seinem bestreben nach correktheit zuschnitt („die Entführung“ z. b. auf das Lenoremetrum), auch in dieser beziehung von der einfach-volkstümlichen weise der englischen volksballaden abweichend.

Noch möchte ich kurz darauf verwiesen haben, dass manche der Bürgerschen masse und besonders strofen mit denen bekanter kirchen-

lieder eine grosse ähnlichkeit haben; ein einfluss des kirchenliedes in dieser beziehung auf Bürger, der sich schon in seiner jugend für dasselbe lebhaft interessierte (vergl. Grisebach, biogr.-lit. einleitung s. VIII) ist durchaus nicht unwahrscheinlich.

Schluss.

Die weitere entwickelung der deutschen ballade bis zur gegenwart.

Mit der besprechung der Bürgerschen ballade ist meine aufgabe erledigt. Indessen möchte ich diese abhandlung nicht schliessen, ohne wenigstens einen blick auf die ferneren schicksale der ballade in unserem vaterlande zu werfen und zugleich den einfluss der Bürgerschen ballade auf die weitere entwickelung dieser interessanten dichtungsgattung flüchtig zu skizzieren.

Wie Gleim der erfinder der schwächlichen französischen romanze in Deutschland, so war Bürger der schöpfer der echten ballade. Wenn im vorigen des öfteren darauf hingewiesen wurde, dass Bürger in seinem streben nach volksmässiger behandlung der ballade in mancher beziehung irte, so war doch dieses streben für eine gesunde entwickelung der balladenpoesie in Deutschland sehr wichtig. Bürger machte die ballade einem grossen teile des volkes zugänglich, er machte sie auch unter den dichtern populär und beliebt. In den siebziger und achtziger jahren des vorigen jahrhunderts fieng, besonders durch Bürger angeregt, alles an, balladen zu dichten: die musenalmanache, besonders die Göttinger, sind dafür sprechende zeugen. Insbesondere Bürgers dichtweise wurde nach ihren verschiedenen richtungen nachgeahmt und fortgesezt.

Ich übergehe die nachahmung der burlesken ballade Bürgers, wie sie unter andern Lichtenberg in seiner „Simplen, jedoch authentischen Relation von den curieusen, schwimmenden Batterien usw.“ versuchte und wie sie in ähnlicher, wiewol veredelter manier Langbein in das gebiet der poetischen erzählung überführte, ebenso die durch „Lenardo und Blandine“ besonders angeregte schauerballade, welche dem romane gleichen namens vergleichbar, von Schink, Weppen, Ursinus, Schmidt von Werneuchen u. and. cultiviert wurde.

Den ton der edleren, insbesondere der ritter-ballade, suchte, unzweifelhaft unter Bürgers einflusse, Fr. Leopold v. Stolberg zu treffen, während sein bruder Christian ziemlich schwülstige erzeugnisse in dieser gattung zu wege brachte; überhaupt machte sich der ganze hainbund

daran, nach dem beispiele Bürgers, balladen zu dichten — auf Höltys hierher gehörige versuche ist ja bereits hingewiesen — auch Voss und Miller haben kleine, mehr lyrische versuche gemacht. Aber diese dichter so wenig wie die andern bei Koberstein V, 41 genanten, maler Müller und Jung-Stilling erreichten nur annähernd den meister, obwol die leztgenanten in anerkennenswerter weise sich bemühten, einen volksmässigen ton in ihren balladen und romanzen einzuschlagen. Überhaupt liegt das wesentliche des einflusses der Bürgerschen balladen nicht in ihrer einwirkung auf diese dichter, welche noch unmittelbar unter seinem banne stehen: das epochemachende der Bürgerschen bestrebungen für die ballade war die universalität derselben rücksichtlich der stoffe und der behandlungsweise. Wie in der folgezeit von begabten dichtern alle möglichen gegenstände in den kreis der balladendichtung hineingezogen wurden, so wurde auch die ballade mehr als rein äusserliche form, als ein episches gedicht mit lyrisch-dramatischer darstellung gefasst, eine form, in die man jeden möglichen stoff von einiger bedeutung giessen könne, dem zugleich der dichter je nach seiner persönlichkeit viel oder wenig subjective zusätze geben mochte.

Die anknüpfung an das volkslied, die Bürger begonnen, führte in der ballade Goethe durch, welcher eine reihe unserer schönsten und sinnigsten volkslieder umdichtete, wobei er teils nur mit leiser hand an der form veredelnd änderte (wie in dem „Haideröslein“ und vielen andern), teils die naive volksvorstellung in diejenige der gebildeten umsezte (wie z. b. im „Erlkönig“); auch in den nicht aus dem volksliede entlehnten balladen lässt er gern leise anklänge an dasselbe in wendungen und sprachformen walten.[1] Dabei sind Goethes balladen meist nur scenen; wenig tritt der handelnde, individuelle charakter hervor, öfter ist der vor der macht der naturgewalten erliegende, also passiv sich verhaltende mensch gezeichnet. In diesem genre sind Goethes erste balladen „der Fischer,“ „der König von Thule,“ „Erlkönig“ u. and. und die spätesten gehalten, während die in dem sogenanten balladenjahr (1797) gedichteten sich zum teil der manier des mitarbeitenden freundes Schiller nähern, wie „der Zauberlehrling,“ „die Braut von Corinth,“ „der Gott und die Bajadere.“

Die Schillersche balladenmanier bestand im wesentlichen darin, dass er von einem anschluss an das volkslied und volkstümliche dichtung völlig abstrahierend, die ballade und zwar die grossballade als form zur darstellung von ideen benutzte. Seine charaktere, obwol

1) Vergl. den freilich nicht überall stichhaltigen aufsatz von dr. Paul Wiegand, „Goethes Lyrik und das Volkslied“ in der „Allgemeinen conservativen Monatschrift“ von M. v. Nathusius, september 1881.

wenig individuell verschieden, treten gleichwol als träger dieser ideen bedeutsam in den vordergrund. Der darstellung von ideen entsprechend wählt Schiller seine stoffe, gewöhnlich grosse und verwickelte begebenheiten: „der Taucher,“ „der Ring des Polykrates,“ „die Kraniche des Ibikus,“ „der Gang nach dem Eisenhammer,“ „die Bürgschaft,“ „der Graf von Habsburg“ usw., wie man sieht, nicht wenige aus dem altertum.

Von den antiken stoffen, welche Schiller in weiterem umfange zuerst in die ballade eingeführt hatte, wanten sich die romantiker wider mehr den seit Bürger in der ballade und romanze beliebt gewordenen mittelalterlichen und ritterlichen stoffen zu, die sie auch wie dieser mit vorliebe zu darstellungen des gespenstischen und grausigen benuzten. Aber es ist ein greller unterschied zwischen dem gesunden realismus Bürgers und den meist unklaren, verschwommenen, häufig mystisch allegorisierenden darstellungen der meisten der romantischen balladen, deren unwahrheit nicht selten auch äusserlich durch aufputz mit fremdartigen versformen, spanischen assonanzen statt des reimes u. dgl. sich kenzeichnet. Am besten sind diejenigen von Aug. Wilh. v. Schlegel, der übrigens noch besonders viel antike stoffe behandelt („Sibylle,“ „Arion,“ „Pygmalion,“ „Kampaspe“ usw.), die meisten balladenwerke der Fr. Schlegel, Tieck, Arnim, Brentano, Fouqué dagegen lassen, wenn auch manche hübsche ausführung eines mittelalterlichen stoffes unter ihnen ist, wegen ihrer unwahrheit und manieriertheit völlig kalt.

Von der mystischen unklarheit der romantik wurde die ballade und romanze durch Ludwig Uhland erlöst, welcher, eine echte, kernige, deutsche natur, Bürger nicht ganz unähnlich, und gestüzt auf das von den brüdern Grimm begründete sagenstudium, die alten deutschen sagen, mährchen, schwänke und züge aus der deutschen geschichte, auch altfranzösische romanzen herzhaft aufgriff,[1] und sie in oft kecker, kurzer, drastischer manier zu balladen und romanzen verarbeitete. Bei Uhland stehen nicht wie bei Bürger die begebenheiten, sondern die charaktere im vordergrunde, aber die charaktere um ihrer selbst willen, nicht wie bei Schiller bloss als träger sitlicher oder historischer ideen; Uhlands charaktere sind scharf und individuell gezeichnet und in dieser beziehung den Bürgerschen zu vergleichen; überhaupt ist Uhland in mancher hinsicht erst von Bürger der weg gezeigt worden, so in der balladischen behandlung der alten volkssagen und der umsetzung fremder romanzendichtungen in deutsche anschauungsweise, ebenso in der mehrfach von ihm versuchten humoristischen behand-

1) Vergl. Eichholtz, quellenstudien zu Uhlands balladen. Berl. 1879.

lung der ballade; auch Uhland liebt wie Bürger volkstümliche wörter und wendungen, provinzialismen und archaismen. Von Uhlands bedeutendsten leistungen auf diesem gebiete erwähne ich nur „Klein Roland,“ „Goldschmidts Töchterlein,“ „Graf Eberhard Rauschebart,“ „Taillefer,“ „des Sängers Fluch,“ „Bertrand de Born,“ „das Schloss am Meere,“ „das Glück von Edenhall“ usw.

Die zahl der balladendichter nach Uhland ist legion; fast jeder der bedeutenderen dichter des neunzehnten jahrhunderts hat eine anzahl gedichte in dieser gattung hinterlassen.[1] So schlossen sich, um nur einige zu erwähnen, Kerner und Schwab als getreue schildknappen an Uhland an; Chamisso näherte sich in manchen hierher gehörigen gedichten der poetischen erzählung und der fabel, H. Heine schuf mehr specifische romanzen, die er auch so nante, manche von eigentümlicher schönheit („die Grenadiere,“ „Belsazer“ usw.), Strachwitz dichtete glänzende Nordlands- und Elfenballaden und „Historien.“ Während Annette von Drosde eigenartige balladen aus dem westfälischen haide- und stilleben („der Haidemann,“ „die junge Mutter,“ „die beschränkte Frau“ u. a.) lieferte, führte Freiligraths glänzende phantasie die ballade in den wüstensand der asiatischen und afrikanischen steppe („der Scheik vom Sinai,“ „der Löwenritt,“ „der Mohrenfürst“), die Geibel, Schack, Anast. Grün und andere bemühten sich, den Deutschen auch die schätze englischer und romanischer dichtung zugänglich zu machen. In so manchen dieser bestrebungen findet man die fäden wider, die einst aus den händen Bürgers giengen; um aus vielem eines noch anzuführen: wäre wohl Zedlitz' „nächtliche Heerschau“ ohne die „Lenore“ und Simrocks „Eichensaat“ ohne den „Kaiser und den Abt“ möglich gewesen? Ob die ballade noch eine grosse zukunft haben wird? Nach dem grossartigen anbau dieser dichtungsart in unserem jahrhundert ist es fast zweifellos, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass gerade dem jahrhundert der eisenbahnen und der electricität, welches das reine epos nicht mehr kennt, das schwelgen in reiner stimmungslyrik gerne als schwächlich verurteilt und im drama nichts sonderliches leistet, wie manche andere zwischengattungen auch jene episch-lyrisch-dramatische gattung der ballade und romanze mit dem weiten felde der stoffe, welches sie eröffnet, der buntheit und vielseitigkeit der composition und dem springenden und unstäten der manier, welches sie gestattet, auch fürderhin nicht wenig zusagen wird.

1) Ich verweise auf die reichhaltige samlung von J. Hub, Deutschlands balladen- und romanzendichter von G. A. Bürger bis auf die neueste zeit, Würzburg und Carlsruhe 1860.

DEUTZ A/R. P. HOLZHAUSEN.

ZUM ARNSTEINER MARIENLEICH.

Was Müllenhoff und Scherer („Denkmäler" und „Geschichte der d. Dichtung im 11. und 12. Jh.") und Kobersteins litteraturgeschichte über den sogenanten Arnsteiner Marienleich sagen, fusst auf dem texte, welchen Benecke im jahre 1842 im zweiten bande von Haupts zeitschrift s. 193 fgg. veröffentlicht hat. Da dieser text und das wenige was Benecke über die handschrift mitteilt, durchaus nicht den eindruck macht, als habe derselbe grossen wert auf eine volständige und genaue widergabe gelegt, so habe ich denselben von neuem verglichen. Aus der ehemaligen Praemonstratenser-abtei zu Arnstein an der Lahn ins archiv zu Idstein gebracht befindet sich das psalterium, in welchem das lied steht, seit einigen jahren im königlichen archiv zu Wiesbaden. Durch die güte des directors der k. archive, herrn professor von Sybel, des herrn staatsarchivars dr. Sauer zu Wiesbaden und des herrn bibliothekars dr. Steffenhagen habe ich sie auf der hiesigen königlichen bibliothek benutzen können.

Sie ist vorn und am schlusse defect und war es wahrscheinlich bereits, als ihr, nicht vor dem 15. jahrhundert, der jetzige einband gegeben wurde. Blatt 1 bis 111 enthält die lateinischen psalmen. Blatt 1, zeile 1: nem dierū in seclū. Bl. 29 links ist leer. Mit bl. 30 begint eine neue lage. Hier allein findet sich eine zwei drittel der seite ausfüllende initiale mit bild. Die schrift bleibt dieselbe. Bl. 111 bis 119: Canticum Esaie prophete, Anne pph. etc. Bl. 119: ymnus Ambrosii. Bl. 120: Canticum Marie. Bl. 121: fides Athanasii. Bl. 123: Paternoster. Bl. 123 links: Letania. Bl. 126 links: Preces. Bl. 127 links folgt auf rasur von anderer hand: Hymnus de nativitate domini (Corde natus ex parentis). Bl. 128: De passione domini (Rex Christe factor omnium). Bl. 128 links: In Pascha (Ad cenam agni providi). Bl. 129: Veni creator spiritus. Bl. 129 links ist radiert und leer. Ohne zweifel hat auf allen blättern von 127 links an deutsches gestanden. Auf bl. 129 links erkent man noch: z. 4 den anfangsbuchstaben A, z. 9 M, z. 14 D, z. 21 D. Auch auf bl. 130 rechts erkent man nur noch die anfangsbuchstaben der absätze, nämlich z. 2 *M*, z. 7 *B*, z. 10 *A*, z. 13 *S*, z. 15 *H*, z. 18 *M*, z. 22 *D* (oder *O*). Bl. 130 links begint nicht mit einem grossen anfangsbuchstaben. Daher muss das auf dieser seite auftretende deutsche gedicht, der Arnsteiner Marienleich, wenn nicht schon 129 links hinter dem hymnus „Veni Creator," doch bereits auf bl. 130 rechts begonnen haben.

Z. 2 begint *sine.* Z. 4 *le. Do .... alle duse.* Das folgende ist nur hie und da oberflächlich anradiert. Die schrift ist recht deutlich und von Benecke ziemlich genau gelesen worden. Doch steht bl. 131 links z. 23 *duſ:* Bl. 132 rechts z. 5 *geſingen frowe diner,* z. 10 *gele. die in godeſ,* z. 15 *heren. de,* z. 22 *ceſa,* z. 23 *iz niſ.* Bl. 132 links z. 4 *otmv̊de,* z. 19 *uvrten ig,* z. 21 *cedir.* Bl. 133 z. 12 *geduldiga. heſter,* z. 14 *bedrageden.* Bl. 133 links z. 17 ist *sal* übergeschrieben. Bl. 134 rechts (Müllenhoff v. 237) ist *dere* nicht „durch daruntergesezte punkte getilgt," sondern halb radiert. Bl. 134 links ist alles überradiert. Jedoch ist noch zu lesen: z. 1 *gůden ſun. der ſal unſ alle genade,* z. 2 *de ..... ſůle wir geren. der unſ,* z. 3 *er ... gen. von allen unſen noden:* z. 4 *... dich .. nden. daz ſint deſ,* z. 5 *.. eſ vaders ...... ſin,* z. 6 *hilf vns megedin. Hilf* z. 7 *dinen armen luden. die dich uan ..,* z. 8 *... der ... ne anerůfent unde,* z. 9 *deſ an dir geſůchent. kere daz din,* z. 10 *.. ge ce dienen ...,* z. 11 *... gode ... eden. und allen gůden,* z. 12 *..... en. die ...... die,* z. 13 *... die dir bit uorte ...* z. 14 *... die dig bit ....* z. 15 *en. Nu můze dine mildicheit. be* z. 16 *de .. en unſe brodicheit: al unſe not* z. 17 *....... de mir armen,* z. 18 *.... lle begr ... en ſin. nu hilf,* z. 19 *... megedin. Ich beuelen,* z. 20 *.... ſunder ...* z. 21 *...... alſe ...* z. 22 *.... an unſen heren ....* z. 23 *... deſ geuallen. daz er ſie ...* Was auf bl. 135 rechts steht, ist von Benecke genau gegeben worden. Bl. 135 links z. 1 *lof ......* z. 2 *here he getroſte mig ogestu an* z. 3 *mich din lof der iſ eweclih ....* z. 4 *dem ſunder der iemer ... gelih* z. 5 *dem .... iemer grůn. Be* z. 6 *nedictus ſi .... ſun geloud* z. 7 *unſe here ſi .....* z. 8 *den .....* z. 9 *.... ſange ...* z. 11 *..... bit ſinem,* z. 12 *.... Ich ge* z. 14 *....... gelove ig in.* z. 15 *De spiritu scõ.* z. 16 begint mit *S.* Zu erkennen ist noch, dass ein deutscher text folgte. Das Marienlied ist von derselben hand, welche das Psalterium schrieb. Verschieden ist die handschrift der lateinischen hymnen auf bl. 127 bis 129. Die rasuren in dem Marienliede stammen von dem schreiber der Hymnen. Derselbe wolte für andere platz gewinnen, wie er den raum für die vorhandenen durch radieren gewonnen hat.

Auf den beiden seiten bl. 129 links und bl. 130 rechts mit samt den ersten drei zeilen von bl. 130 links haben, aus den erhaltenen anfangsbuchstaben zu schliessen, zwölf strophen oder abschnitte gestanden, welche höchst wahrscheinlich zu unserm gedichte gehörten. Es fehlen also zu beginn desselben nicht, wie Benecke glauben machte, drei zeilen, sondern über zwei blattseiten, etwa 68 reimpaare. Nach dem abstande zu rechnen, den die einzelnen initialen von einander

haben, ähnelten die fehlenden strophen an umfang nicht denen zu anfang des erhaltenen teiles, sondern den späteren von v. 63 des textes der „Denkmäler" an. Nimt man hinzu, dass, was auf bl. 134 links erhalten ist, fast nur ein gereimtes gebet zu nennen ist, so trift die charakteristik des gedichtes, welche in den „Denkmälern" im vertrauen auf den Beneckeschen text gegeben ist, nicht zu.

In den längeren verszeilen v. 4—11, 16—31, 36—43, 56—63 (des textes in den „Denkmälern") hat man algemein dactylen gefunden. (Wackernagel, Literaturg. 133, 21, Koberstein s. 107 fg. und Müllenhoff und Scherer, Denkmäler s. 433.) Vergleicht man die in rede stehenden verse des Arnsteiner gedichts mit den dactylen, welche in andern liedern, z. b. in der Sequenz von Muri auftreten, so fält auf, wie sich die dactylen dort leicht der deutschen betonung anpassen, wie dagegen die dactylische betonung im Arnsteiner liede starke tonverrenkungen hervorbringt. Nun schliessen sich die formen der Sequenz von Muri teilweise direct an eine bekante lateinische Sequenz an und dieselbe hat recht künstliche formen und eine gezierte ausdrucksweise. Das Arnsteiner gedicht erscheint schlicht in der sprache und in seinem längsten teile höchst einfach in der anlage. Es frägt sich, ob die dichterin in jenen versen wirklich dactylen im sinne gehabt hat. Vielleicht lässt sich jede langzeile ansehen als aus zwei halbversen bestehend, von welchen der erstere vier, selten drei hebungen, der leztere drei hebungen hat, denen nicht mehr als einsilbiger auftakt vorangeht. Die wichtigsten änderungen, die in den „Denkmälern" an den betreffenden versen vorgenommen sind, werden unnötig, wenn man den dactylischen rythmus fallen lässt.

V. 7 Dkm.: *alsíz godes kinde alleine gezam.*

Text: *alzis godes kinde alleineme gezam.*

Es ist auch nicht begreiflich, wie ein abschreiber dazu gekommen wäre, für *alleine* „*alleineme*" zu setzen.

V. 9 Dkm.: *sine wirt umbe daz du dunkeler niet.*

Text: *sine wirdet umbe daz du dunkelere niet.*

Wirdet ist grade mitteldeutsch. Vgl. Weinhold, mhd. Gramm. § 351.

V. 11 Dkm.: *alleine gebere du, heiligez wif.*

Text: *allein gebere du daz kint, heiligez wif.*

Ob *geberen* so früh ohne angabe des objectes vorkommen kann?

V. 19 Dkm.: *iz is alinc und lûter sint alsiz ê was.*

Text: *iz is alinc unde luter sint alsiz e des was.*

Man sieht nicht ein, warum der schreiber *e* in *e des* verändert haben solte.

V. 21 Dkm.: *daz vinesternisse iz verdrivet dar uz.*

Text: *daz vincsternisse verdrivet iz dar uz.*

V. 38 Dkm.: *àn der bluomen sal ruowen der heilige drehten.*

Text: *an der bluomen sal geruon der heilige geist.*

Ruon findet sich schon früh (Mhd. Wb. II, 819). Das gedicht zeigt vorliebe für das verbalpraefix *ge-*.

V. 40 Dkm.: *van íme sal síe die craft godes cntfan.*

Text: *van ime sal sie die godes craft entfan.*

V. 42 Dkm.: *heílig meidín.* Text: *heilig megedin.*

Wenn die in den „Denkmälern“ getroffenen emendationen wirklich in einem urtexte gestanden haben, so hat der abschreiber das dactylische metrum nicht mehr gefühlt und die verse dem entsprechend verändert.

Innerhalb unseres gedichtes besteht eine sprachliche verschiedenheit zwischen v. 1—109 und von da an bis zum schlusse: v. 47, 66, 68, 100, 102 steht *de* = der, welcher. Dagegen v. 38, 202, 203, 249, 267 *der*. Das *der* in v. 17 steht betont und hinzeigend. In v. 86 wird *der* in *der himelischer hof* besser als genetiv gefasst. *Her* = er steht v. 39, 49, 50, dagegen *er* 128, 252, 277. V. 99 steht *heren*, nachher v. 198, 209, 221 *herren*. V. 33, 53 steht *vane* = von. Nachher nur *van*. Das fränkisch-sächsische *der* (v. 22 *da der durg quam*, v. 45 *du der heizet*, v. 57 *bluode der din mageduom*) komt nach v. 110 nicht mehr vor.

Benecke hatte hinsichtlich der abfassungszeit des Arnsteiner liedes bemerkt, die sprache und die reime wiesen auf eine bedeutend frühere zeit als das 13.—14. jahrhundert, welchem die handschrift angehöre, so dass wir also nur eine abschrift eines von einer frau gedichteten liedes vor uns hätten. Müllenhoff, Denkmäler s. XXXV sezt als seine entstehungszeit c. 1140 an, allerdings mit einem fragezeichen. Auch Scherer a. a. o. s. 37, Kobersteins litteraturgeschichte und Weinhold in seiner mittelhochdeutschen grammatik scheinen für ausgemacht anzunehmen, dass es in die mitte des 12. jahrhunderts falle. Die wenigen worte, die Benecke für ein höheres alter des gedichtes anführt: *diu buoche* = das buch, *alinc* = unversehrt, ganz, *andouge*, *dn* statt *diu* sind schlechterdings nicht altertümlich im 13. jahrhundert.

Aus den reimen auf unbetonte silben, deren e sich nicht auf gleiche althochdeutsche vocale zurückführen lassen wollen, wird auch niemand mit Benecke einen schluss auf eine so frühe entstehungszeit machen wollen. K. Roth, der unser gedicht in der handschrift gesehen hatte, bemerkt in seinen Kleinen beiträgen zur deutschen sprach-

forschung, München 1850 s. 36 gegen Benecke, „dass man bei dichtungen von klosterfrauen deren zeitalter nicht nach der sprache und schrift allein bestimmen dürfe, weil beide altertümlicher zu sein pflegten, als bei gleichlebenden mönchen und weltlichen dichtern. Auch die reime der ersteren seien ungenauer und roher.“ Die schrift der frauen mag einer etwas älteren schreibschule angehören können. Auch mag ihre sprache dialectisch gefärbter sein als die von männern. Altertümlicher ist dieselbe wol nirgends gewesen. Wol aber könte in einem abgeschlossenen kreise von klosterfrauen eine ältere weise zu reimen und zu dichten noch lange fortgeübt sein.

In den „Bruchstücken aus Jansen des Eninkels Weltchronik“ München 1854 gab Roth s. 31 bis 36 bruchstücke der „Sprüche der Väter“ heraus, welche er von Friedemann aus Idstein erhalten hatte. Von diesen sprüchen hatte ihm Friedemann geschrieben, dass sie ganz die züge (aber nicht das format) des Marienliedes des Arnsteiner Psalteriums trügen und Roth hat (Beiträge s. 37) hieraus geschlossen, dass sie ein werk der nämlichen dichterin seien. Die sprache dieser bruchstücke der „Sententiae S. Patrum“ ist allerdings mitteldeutsch und die konsonanten stehen auf derselben lautstufe, die unser lied aufweist. Auch in der schreibung der konsonanten und in den gebrauchten worten ist nur ähnliches zu beobachten: vorliebe für anlautendes f z. b. v. 18 *fluch*, v. 38 *furhtin*, v. 48 *firlisin*, v. 51 *ferloren*, v. 53 *ferborgen*, v. 56 *fun* = von, v. 83 *fih; fd;* in *sanfda* = sanft v. 15, 136, 140; v. 11 „*din selbis lobis ingere nit.*“ Vgl. Arnsteiner L. v. 223. Jedoch steht inlautend *b* = *v* unseres gedichtes: *lobit* = lobt. Stets *ist* = ist. Aber die vokale sind sehr verschieden. So vor allem die vorliebe der sprüche für *a* auslautend: v. 7 *daz ist godis gab***a** — *des sag***a** *ime gnad***a**, v. 134 *růfet der han***a**, v. 136 *sanfd***a** *unde warm***a** *ligen.* Dann *i* im auslaut: v. 3 *gelobit*, v. 10 *lobin*, v. 22 *die lob lagit*, v. 47 *libin* = lieb werden, v. 49 *du sagis*, v. 112 *bedin.* V. 56 *u* in *fun* = von, v. 53 *ferburgen* = verborgen. Vorkommen von *iv̊:* v. 73 *deme div̊fele* und von *ůi* v. 28 *důifel.* Des weiteren soll dann nach Roth, Beiträge s. 35 und 37 auch die Giessener handschrift nr. 876 in derselben zeit wie die „Sprüche der Väter“ und das Marienlied, im Arnsteiner nonnenkloster geschrieben sein. Was aus dieser Giessener handschrift in Haupts zeitschrift bd. V, 515 fgg., und bd. IX, 166 fg., desgleichen bei Adrian, Mitteilungen aus Handschriften und Druckwerken s. 417 fgg. vorliegt, hat in sprache und orthographie gar keine beziehungen zu dem Arnsteiner liede.

Für die bestimmung der entstehungszeit des Arnsteiner liedes sind vielleicht v. 280—281 nicht ohne wert, welche die am schlusse

den „Salve Regina“ vorkommenden worte: O clemens, o pia, o dulcis Maria in der vielleicht ursprünglicheren form: *Milde Maria, genedige Maria, suoze Maria* enthalten. Nach der „Chronica praesulum spirensis civitatis ex veteribus codicibus collecta“ bei Eccard. corp. hist. med. aevi II hat der heilige Bernhard, als er einst im dome zu Speier betete, diese clausel dem Salve Regina hinzugefügt. „(Bernhardus) in ecclesiam majorem introductus est, in qua devotam istam Antiphonam Salve Regina cum additione illarum clausularum finalium: O clemens, o pia, o dulcis Maria flexis genibus ante imaginem beatae Mariae Virginis perfecit.“ Der jesuit Raynaud führt diese nachricht in seinem werke „Marialia“ auf „Guilelmus Elsentenius in Chronicis Spirensibus“ zurück. Der h. Bernhard habe in verzückung drei mal diese worte widerholt und seitdem seien sie dem Salve Regina beigefügt. Über die chronik des G. Elsentenius vermag ich nichts beizubringen. Ist die nachricht richtig, so kann das Arnsteiner lied nicht vor dem jahre 1148 entstanden sein, indem der in rede stehende aufenthalt des h. Bernhard zu Speier in die jahre 1147 bis 1148 fält.

Was in den lezten reimzeilen vor v. 1 gestanden, lässt sich aus folgenden parallelstellen erraten: In einem liede aus dem 12. jahrhundert bei Ph. Wackernagel, Kirchenlied II, nr. 63 heisst es von Maria: *Got spricht du seist erwelt und chlar — der magenchraft zu einem tempel zwar — Er spricht du seist der choeusch ein prunn — gar auz der werlt alsam die sunne — ein spiegel ob aller chlarheit chlar.* Reinmar von Zweter, Leich von der Erlösung str. 10 sagt: *Van dem diu sunne enpfenget — den hastu geangenget.* Doch kann der abschnitt auch von Maria als „lumen solis,“ als „aurora ecclesiae“ gehandelt haben. In einem liede bei Mone, Hymnen II, s. 183: Gaude aurora ecclesiae ... Esto nobis lux praevia et oriens ad gaudia ut veri solis specie fruamur.“ Lactantius, Divin. Instit. De origine erroris Lib. II, cap. 9 (Opera ed. S. Gallaeus Lugduni Batavorum 1660 s. 189 sagt: „.... orientem occidentemque ex quibus Oriens deo accensetur, quia ipse luminis fons et illustrator est rerum.“

V. 1—7. Zu übersetzen ist: ... alle diese welt von der sonne ohne schmerz und mühe ausgeht, damit sich himmel und erde freuen möchte. Das kind, welches unsere trauer zu vertreiben kam, kam ohne irgend welchen schmerz von dir. *Ser* in v. 6 kann auch gradezu „wehen“ bedeuten.

V. 5 *daz ze storene quam unsen ruwen.* Zu den in den „Denkmälern“ angeführten beispielen für *der ruwe* vergleiche kölnisch *der rouwe* bei Frommann, Ma. II, 450 b und mnd. *ruwe* = schmerz, masc. und fem.

V. 10. *nog bewollen ward din megedlicher lif. Niht bewollen* ist ein beliebter ausdruck für die unbefleckte geburt. Ph. Wackernagel, Kirchenlied II, 317: *nie din lip bewollen ward;* ebenda nr. 286: *ein edel reine luter unbewollen meit.* Walthers Leich: *du maget vil unbewollen.*

V. 11. *allein gebere du. Allein* hier mit dem indicativ in der bedeutung „wenn auch."

V. 12. *Sint du daz kint gebere.* Nachdem du gebarst, als du geboren hattest.

V. 16—29. *Swenen so daz dunket unmugelich — der merke daz glas daz dir is gelig.* Näher als die in den „Denkmälern" s. 431 und von Diemer, Beiträge 6, 39 angezogenen quellen liegt für diese verse eine stelle in den werken des h. Athanasius, Benedictinerausgabe Patavii 1777, Tomus II Athanasii Quaestiones aliae nr. 19, s. 286: Sed et aliud audi mysterium; Sicut domus circumsepta (*οἶκος περιπερφαγμένος*) undique, quae habet orientem versus vitream puram et tenuissimam fenestellam (*ὑέλινον* . . . *παραθυρίδιον*), oriente sole, radii ejus penetrantes vitrum et ingredientes domum totam collustrant: et rursus transeunte sole et egredientibus radiis vitrum non confringitur, sed ab ingredientibus et egredientibus repercussionibus radiorum solarium manet illaesum. Ita intelligas de semper virgine Maria. Illa enim castissima, ut domus quaedam circumsepta iam sit, Filius et Verbum Dei ut radius divinus ex sole justitiae patre descendens, qui per vitream fenestellam aurium illius ingressus, sanctissimam domum ejus illustravit et rursus ut idem novit, exivit, ne minime quidem fędata virginitate illius: sed sicut ante partum etiam in partu et post partum Virginem castam conservavit." Übrigens bemerkt der herausgeber s. 280 über die Quaestiones aliae: „Nemo erit qui Athanasium tantarum nugarum patrem esse suspicetur."

Unter *glaseuinster* v. 29 ist demnach ein ganz kleines rundes glasfenster zu verstehen. Es übersezt wörtlich das fenestella vitrea der Quaestiones aliae bei Athanasius. *Vinster* war zunächst nur eine lichtluke. Mhd. Wb. III, 298, mndl. *vinster* = valluik. Den vocal *i* in *vinster* erklärt Weinhold, Mhd. Gr. § 39 als durch die liquida *n* hervorgerufen, wobei mouillierung mitgewirkt haben könne. Indessen hat auch das mittelniederländische gewöhnlich, das mittelniederdeutsche häufig *vinster.*

V. 30. *Juden, die ug willen ce gode keren — merket daz glas daz mag ug leren.*

Dass die juden an der jungfräulichen geburt besonderen anstoss nahmen, zeigt auch Walther 34, 6: *Die juden nement des wunder gar — daz eine maget Krist gebar.* Auch ein altfranzösisches lied bei F. Wolf: Über die Lais s. 435 bezeichnet die juden als feinde dieses gedankens: „[illegible] — Gyu ne le velent [illegible]" Nach St. Paulinus von Nola, Epistolae 37 (Bibl. Patrum VI, s. 226 Lugduni 1677) stirbt Rahel, die „vetus puerpera" ein typus der synagoge, zu Bethlehem bei der geburt ihres Benjamin (Genesis 35, 19). Ebendort gebiert Maria ohne verletzung. Christus ist das ende des gesetzes. „Jacob quoque dilectam illam et exspectatam Rachel tumulo celebri honoravit .... Quo mysterio conjux patriarchae ... in synagogae typum moritur, et partu filium doloris enixa illic ubi erat virginis partu legi finis edendus: Finis etenim legis Christus."

V. 24—25. *Van dir schein daz godes liet in alle die lant — do van dir geboren warth unse heilant.* Ähnlich im Friedberger Christ 15: *lutheda ober alle di lant ... brath uns der heilant.* Die verse spielen auf das gleichnis vom stern aus Jacob 4. Mose 24, 17 an.

V. 32—43. *Uz van Jesse sal wahsen ein ruode.* Das gleichnis von der wurzel Jesse hat schon Tertullian, de carne Christi, cap. 21: quia ipse est flos de virga profecta ex radice Jesse.

V. 35. *die wort die sint belochen* = die worte sind verschlossen, d. h. dunkel, wie denn mittelniederländisch (Reinaert v. 2270) vorkomt *in eere belokenre nacht* = in einer dunkeln nacht.

V. 41. *da mite sal si den viant erslan.* Sonst heisst es gewöhnlich, dass der sohn den bösen feind vernichtet. Otfried I, 5, 52: *then alten satanasan — wilit er gifahan.*

V. 49. *her* (der busch) *nietne cegienc.* Wol nicht zergieng, fiel auseinander, sondern vergieng. Mittelniederdeutsch *togan* = vergehen, neuniederdeutsch *he geit der to* = er geht drauf.

V. 50. (Der busch) *bran unde louvede.* *Louede* steht nicht, wie in den Denkmälern s. 431 gesagt wird, statt *lougede.* Es muss einen gegensatz zu *bran* enthalten. Läge dieser gegensatz bloss in v. 51 *daz fur ime nine scadede,* so müste dieser mit einer adversativen partikel beginnen. Mone, Hymnen II, 612 z. 5 heisst es: Vernans ardor mystice nominaris. Wozu Mone bemerkt: „Vernans" bedeutet hier „viridis" und bezieht sich auf den grünenden dornbusch des Moses, der nicht verbrante, Daher heisst „vernans ardor" der grüne brand, die unverbrenlichkeit des brenbaren." Wackernagel, Kirchenlied II, 269, 1 „*Der hymele viur dar ynne vnbran — syn nest vnd ouch syn loub nye wart versenget.*" Für *louuen* = flammen findet sich weder

im mhd. wörterbuche noch bei Lexer ein beleg. Das mhd. *louben* = laub bekommen, z. b. *die gerte begunde louben* (Mhd. Wb. I, 1048), giebt mittelfränkisch *louuen*, mittelniederdeutsches *louen* = bloygen, gronen. Also „er brante und schoss laub.“ Wie es denn v. 56 heisst: *gruonede daz louf in deme fure.* Vgl. zu *crouvede* v. 69.

V. 53 fg. *daz vane dir — got hie in erden — erberwet solde werden. erberwet* = geoffenbart. Zu den Denkmäler s. 431 citierten beispielen für *irbarwen* = erzeigen komt noch Germania X, 138: *so barwet de duuel* = so offenbart sich der teufel (der im antichrist steckt). „Vom Leben Jesu“ bei Diemer, Ged. 299, 1 begint: *Do got hie in erde — geborn solt werden.* Grazer Weltchronik bl. 14[d]: *Do got wolt auf der erden — durch uns geporn werden.*

V. 58. *sconecheit* steht nicht in den mhd. wörterbüchern, mnd. *schonicheit.*

V. 63. *Daz nie ore ne gehorde nog ouge ne gesag.* Vgl. noch Lucas X, 23 und 24.

V. 64 — 69. „Virga Aaron“ heisst Maria schon bei Augustinus, Serm. 18 de tempore. Auch in Notkers des älteren hymnus, bei Walther und in einer sequenz des mönches von Salzburg bei Wackernagel, Kirchenl. II, 581 v. 5 folgen die gleichnisse von Aarons ruthe und von Ezechiels pforte auf einander.

V. 69. *crounede* wird für *crougnede* stehen, zumal da *crou — nede* getrent ist. Bei Lexer II, 188 *ougenen* = zeigen.

V. 70. *Du porte beslozzen.* Maria heisst „porta clausa“ bei Ambrosius, de institutione virginis cap. 7: „quae est haec porta, nisi Maria, ideo clausa quia virgo.“

Nach v. 73 muste in der reihe nach dem vorgange der meisten lateinischen und deutschen lieder das gleichnis von Gideons fell kommen. Doch fehlt es auch in einem hymnus aus dem 10. jahrhundert bei Mone II, nr. 573.

V. 86 — 109. Marienloblieder nach dem Ambrosianischen lobgesange zu dichten war beliebt. Solche finden sich bei Mone, Hymnen II, 501, bei Daniel, Thesaurus Hymnolog. II, s. 203 und bei Raynaud, Marialia s. 239. In einer mitteldeutschen übersetzung eines solchen „Te deum Mariae“ aus dem 15. jahrhundert heisst es: *Cherubin dich umbringen — seraphin dir sufzlich singen — Ave koniginne werde — du erfrauwest hyemel und erde — der aposteln frauwe und aller cristen ... und die propheten alle gar — die merteler und heiligen alle — loben dich mit richem schalle.*

V. 90. *allez daz herie der heiliger engele.* „Omnis exercitus angelicus“ in der kirchensprache.

V. 92. *die in godes andouge stent. Andouge*, gegenauge scheint sonst nicht vorzukommen. Graff I, 123 (Marcian. Capella.) *in sinero anaougi* = in praesenti.

V. 86—97. Die engel sind hier für den himmel, die propheten für das alte, die apostel für das neue testament, die heiligen für das zeitalter der kirche Christi angeführt.

V. 109. *vortet : werlt.* Das in den Denkmälern für *werlt* gesezte *werlet* kann doch nur die aussprache *wer̄lt* bedeuten, so dass die schreibung der handschrift ebenso deutlich ist.

V. 110—111. *Daz is mir lanc ze sagene — wie her du sis ce himele.*

Bis v. 85 hatte die dichterin ihre erinnerungen aus der Marianischen typologie zunächst erschöpft. V. 86—97 hat sie den Ambrosianischen lobgesang, v. 98—109 einen andern liturgischen passus auf gott den schöpfer verwertet.

V. 112. *iz enis oug niemanne kunt.* Im texte steht deutlich *is nis* (*nis* = *ni is*).

V. 127. *ce dinem sune helfen. Wi ropen to di so swinde — help uns to dinem kinde* heisst es in einem niederdeutschen Marienliede (Zeitschrift d. Ges. f. Schlewig-Holsteinsche Geschichte VII, 198.

V. 132. *minc lidicheit du hat mig dikke verleit. Lidicheit* ist hier so viel wie *losheit*, der zustand des ledigseins von dem bande Christi. Aus dem ausdrucke darf man keinesfals schliessen, dass die dichterin früher ein üppiges weltleben geführt habe. Derselbe kann in dem sündenbekentnisse jedes Christen stehen. *Lidic* gehört zu den worten, in denen das mitteldeutsche gern *i* gegen mhd. und mnd. *e* behält. Die an das fränkische grenzenden sächsischen mundarten haben jedoch *i* z. b. *līg* = leer, *mīk* = made (aus *midik*), *pīk* = mark (aus *pidik*, englisch *pith*), *krift* = krebs, *wīk* = enterich (aus *widik*).

V. 134. *daz ig van minen sculden — verworte sine hulde.* Diemer, Ged. 295, 10 (Loblied auf Maria) *Ich han uon minen sulden — des oberisten hulde — uerlorn.*

V. 151. *dad ig.* Unverschobenes *t* hält sich am weitesten den Rhein hinauf in dem pronominalen neutrum *dat.* Hier *d* statt *t.* Ein solches *d* im auslaute = mhd. *t* findet sich in unserm denkmale immer nur dann, wenn das folgende wort mit einem vokale oder mit einem *d* begint. So v. 78 *hedig*, v. 252 *geled uns*, v. 10 *ward din*, v. 125 *fled dir*, v. 25 *warth unse* (*th* = *d*).

V. 154. *Ruoche mig gesterken.* Hier ohne *ze*, vgl. Lexer II, 545.

V. 157—167. Die heiligen frauen werden hier als vorbilder der tugend aufgestelt. Gewöhnlich dienen dieselben in den Hymnen als typen der Maria:

V. 160. *Sara die otmuodige.* Der kirchenvater Ephrem vergleicht in seiner rede über Abraham und Isaak Sara mit Maria. Sie wurde von der kirche nach Hebräerbrief XI, 11 wegen ihres glaubens neben Abraham, dem „pater multarum," „mater omnium gentium" genant. Maria aber ist die neue rechte „mater gentium." Das lachen der Sara bei der verkündigung Isaaks mochte von der dichterin als äusserung demütigen glaubens aufgefasst werden. Die richtige deutung hat die Hymne bei Mone II, 586, z. 45: „Tu es Sara nobis ridens — visus ac praeludia — tibi visum dari videns — Isaac ex gratia." Ferner ebendort 378, z. 4: „Haec est Hester imperatrix — Sara risus generatrix."

V. 160. *Anna du geduldiga.* Deutlich: *geduldiga.* Das einzige mal, dass das in den Arnsteiner „Sprüchen der Väter" so häufige auslautende *a* in unserm gedichte auftritt.

Die heilige Anna könte ein vorbild in der geduld sein, insofern sie nach der frivolen legende zwanzig jahr unfruchtbar war. So heisst es denn auch in einem liede bei Raynaud, Marialia s. 23: „Ergo Anna mater optima cumulatius multo tuas lachrymas deus solutus est quam vel Rebeccae vel Sarae." Man könte auch an die Lucas II, 36—38 vorkommende prophetin Anna denken. Aber keine von beiden komt sonst in der Marientypenlitteratur vor, da sie Maria für einen vergleich zu nahe stehen. Vielleicht hat die dichterin an Susanna gedacht. Diese wird in liedern ein vorbild Marias genant. So Mone, Hymnen II, 586 z. 45: „Tu es Sara ... tu Susanna quam accusat nunc senum perfidia. tu regina quam excusat — legis providentia." Die kirche wird wol ursprünglich bei der „senum perfidia" an die verlästerungen der kirche durch die juden, die hier als greise auftreten, gedacht haben. In dem „Lobliede auf Maria" bei Diemer, Gedichte 312, 2 heisst es: *Swer sich ie zû dir geuie — den uerlieze du nie — daz bewarst du wol da — an der gûten Susannen.* Und Diemer, Gedichte 375, 9 (Gebete einer Frau I) *du ... erlost — die uile gôten ſuſannā — uon zewein alten mannen.* Auch in einem Marienliede bei Paul und Braune, Beiträge III, 363: *Dir wonet Susannen vnschuld mit.*

V. 162—163. *Hester du milde — Iudit du wizzige.* Mone, Hymnen II, 378 z. 4: Haec est Hester imperatrix — Sara risus generatrix — Thecuites advocatrix (2. Könige 14, 4) — Judith hostis triumphatrix. Und in einem andern von einigen dem h. Bernhard zugeschriebenen Hymnus bei Mone II, 507 z. 186 fgg. wird Maria

angeredet: Vale pulchra Judith fortis — neca trucem ducem mortis! — Hester nos de mortis portis — duc ut simus tuae sortis — in coelesti curia.“ Marienlieder in Haupts Zeitschrift X, 14: *Judit sit an dir ires herzen kunheit, — Hester ire groze otmudicheit.*

Johannes der mönch von Salzburg (Wackernagel, Kirchenlied II, 581 str. 7) nent folgende weibliche vorbilder der Maria: *Hester, Thamar, Ruth, Judith — chünnen sagen mit figuren — das du wendest alles trawren ...*

V. 164. *und andere die frowen.* Auch unter diesen sind wol nicht heilige frauen des christlichen zeitalters, sondern alttestamentliche, wie Rebecca, Ruth, Abigaïl zu verstehen.

V. 197. *irwelet.* Die vorsilbe *ir-* statt *er-* nur noch v. 244. *Irwēlet*, mhd. *irwelt.* Wie solche dehnung mitteldeutsch früher eintrat als oberdeutsch, so war sie wol in derselben zeit schon in allen kreisen Niederdeutschlands, welche die mittelniederdeutsche koine sprachen, ausgebildet. Vgl. auch *dān : forestân* v. 224.

V. 213. *unwizigheit* steht wol für *unwizzecheit*, unverstand. Ndd. *unnewieten* heisst unbewusst, unsäglich, gewissenlos. Lyra, Plattdeutdeutsche Briefe s. 17, 26, 108.

V. 218. *daz is der ewige lif — daz is daz ig armez wif — bit diner helfen suochen.* Ähnlich bei Diemer, Ged. 383, 15 (Gebete einer Frau II): *du bist selbe der ewige lip ... verwandele mich vil armez wip.*

V. 222. *Des sie min bode ce dir — dines selves muoder.* Diemer, Ged. 296, 9: *ein bote wis hiude mir — an den heiligen crist.*

V. 226. *Maria godes druden.* In dem sog. Lobgesange Gottfrieds s. 32 *du triutinne.* Bei Theophanes, hymnus de Annunciat. „*θεονύμφη.*“ Häufig bei kirchenvätern „Dei sponsa.“

V. 227. *Maria, trost der armen.* Dies ist sonst kein geläufiger name der Maria.

V. 230. *porce des himeles.* Zuerst bei Augustin, sermo 6 de temp. „porta coelorum.“

V. 231. *burne des paradises.* St. Anselmus alloq. coel. 24 „fons hortorum.“ Deutlicher Bonaventura in laudem B. Virg. nr. 1 „fons ascendens ad rigandum paradysum.“ Ndd. Marienlied in der Zeitschr. der Gesellschaft f. Schlesw.-Holst. Geschichte VII, 200: *du bist des paradises vlot.*

V. 236—237. *Wise uns ûz gehelfen uon dere grozer dufenen* in der handschrift. Nach Müllenhoff hat *wisen* hier die gewöhnliche bedeutung „besuchen, sich eines annehmen.“ Unter den beispielen, die bei Graff, im mittelhochdeutschen wörterbuch und bei Lexer angeführt

werden, ist kein einziges, in welchem sich an *wisen* ein infinitiv anschliesst. Dagegen heisst es Heliand 5064 fg.: *Bigunnun im râdan thô herô si giwîsôdin mid wârlôson mannun mêngiwiton an mahtîgna krist te giseggiane sundea.* Hier wird das wort erklärt „den weg suchen und finden um zu.“ Dazu stelt sich mnd. *wisen*, ein urteil abgeben. *De richter wisede, dat se vry unde loes gengen* (Mnd. Wb. V, 742). Es ist wahrscheinlich statt *zů gehelfen : ůzgeh.* geschrieben, darauf vor *von* „*uz*“ ausgelassen und *dere* vor *grozer* eingeschoben worden: *Wise uns zů gehelfen — uz von grozer dufene* = suche und finde den weg, werde *wîs* uns aus grosser tiefe zu helfen. *uz van* ist in unserm liede beliebt v. 36, 182, 278.

V. 237. *dufene* = tiefe, auch grundloser morastiger boden. Auch mhd. bei Lexer *tiefene.* Diemer, Ged. 305, 4 (Loblied): *Nu lig ich in dirre tieffe — an dine gůte ich nu růfe — daz du mir bietest dine hant.*

V. 240. *Dar uns in hat gevalt — eva unse muoder — nu flie wir alle zu dir.* Wie Christus der zweite, neue Adam, so ist Maria die zweite Eva, die mutter der rechten kinder. Schon Tertullian, de carne Christi, cap. 17 stelt Maria der Eva gegenüber. Vom h. Augustinus gibt es eine predigt von der Eva und Maria.

V. 242. *weinen und suften.* Im Salve Regina: gementes et flentes. Bei Diemer, Gedichte: *weinen und siufzen.*

V. 244—45. *la du dich erbarmen — die not die wir armen.* Im „Te coeli reginam laudamus“ deutsch bei Mone, Hymnen II, s. 231: *dar umb biedden wir armen — laisz dich unser auch erbarmen.*

V. 246. *in dirre dale helden* = in diesem schroffen talabhange. *Helde,* ein in der litteratur seltenes, aber in ober- und niederdeutschen ortsnamen häufiges wort. Schambach, Wörterbuch der Göttinger Mundart s. 78: *Helle,* ortsname der an tiefen abgründen haftet. Die dichterin sieht sich am schroffen abhange. Über sich erblickt sie Maria, deren füsse sie fassen möchte. „Sceptrum affer clementiae — in hac valle prostratis“ in einem liede bei Mone II, 616 z. 37.

V. 242—247. An dieser stelle klingen einige zeilen des Salve regina durch, wie auch von der Elisabeth von Schönau berichtet wird (Acta Sanctorum III, Junii s. 641), dass sie auf dem sterbebette sprach: „Ad te clamamus filiae Evae, Ad te suspiramus, gementes et flentes in hac lacrymarum valle.“

V. 248—251. *Stella maris bistu genant — na deme sterren der an daz lant — daz muode schif geleidet — dar iz ce rasten beidet.* St. Bernhard, Homilie II über „Missus est Gabriel“: „Ipsa est praeclara et eximia stella, super hoc mare magnum et spatiosum neces-

sario sublevata.“ Sie ist „sidus immobile,“ „stella maris et cynosura ad quam in hoc naufragoso oceano navigantes cursum dirigere oporteat.“ In griechischen Mariengebeten heisst es: *δίδου μοι πρὸς γαληνοὺς μετανοίας λιμένας δρμίζεσθαι.* Augustinus de trinitate IV, 20 nent die ewige seligkeit „patriam transmarinam.“ In einem liede bei Mone II, 398: („Per te navigantibus — stella maris datur — lumen viae panditur — portus demonstratur.“ Diemer, Gedichte 298, 5: *Also der mersterne — den scefman leitet uerre — uber genen breiden se — uns tet diu uinstre da beuor we — do du maget do irsceine.*

V. 250. Der ausdruck *daz muode schif* komt in der älteren deutschen litteratur wol nicht vor. Lateinische klassiker kennen ihn. Virgil, Aen. I, 168: Hic fessas non vincula navis ulla tenent.

V. 252. *Geled uns an Jesum.* Wie das „Ave maris stella“ schliesst: ut videntes Jesum — semper collaetemur.“

V. 254—259. Diese verse sind wol wörtlich einem kirchlichen gebete entnommen.

V. 264. *dig Crist genam ce muoder.* Diemer, Ged. 296, 7 (Loblied auf Maria): *Zeiner můter er dich nam — uzzer allen wiben.*

V. 265. *als iz wale gezam. Als* ist hier beinahe causal gebraucht, wie im Mittelniederdeutschen und Mittelniederländischen. Oudemans I, 148: *Als du een mensche sijtste en niet got* = weil du ein mensch bist.

V. 269. *daz bezzeste wif gebere — du in wiues kunne were.* Auch in Walthers Leich und im sog. Lobgesange Gottfrieds derselbe ausdruck.

KIEL. H. JELLINGHAUS.

ZU WALTHER 18, 15 UND 84, 30.

Zu den worten:

Mir hât ein licht von Franken
der stolze Mîssenære brâht:
daz vert von Ludewîge.

bemerkt Lachmann (z. 84, 33) richtig: „kerzen, etwa geweihte, als gabe geschickt ziemen weder den gebern noch den empfängern.“ Ferner: „ein symbolischer gebrauch, dass der geber zum zeichen der begabung eine kerze bis zu dem beschenkten gehen lässt, muss der sprichwörtlichen bezeichnung des geschenkes zu grunde liegen, ist aber bis jezt nicht nachzuweisen.“ Der zweite teil der behauptung dürfte die probe wol kaum aushalten. Aus der von Wackernagel aus dem

Baseler dienstmannenrecht s. 26 beigebrachten stelle hat man zum teile (s. Wilmanns 1. aufl. der Waltherausg. s. 273) unrichtig gefolgert. Die verpflichtung, welche für die Baseler bischöfe bestand, scheint auch anderwärts in kraft gewesen zu sein. Der fürsterzbischof von Olmütz begabt noch gegenwärtig aljährlich die personen seines hofstaates und die beamten seiner residenz mit kerzen. Diese begabung war aber früher algemeiner. Noch vor wenigen jahren erhielten in Freiwaldau (im Breslauer bistum) die öffentlichen beamten am lichtmesstage vom pfarrer kerzen; hierorts heutzutage nur die bediensteten der kirche, ihre patrone u. dgl. Die kerzen wurden in der kirche angezündet und nun in feierlicher procession um dieselbe gegangen. Nach beendigung des aktes behielt jeder sein licht als eigentum. Dieser gebrauch hatte jedoch noch weitere ausdehnung. In Steiermark (bei Eibiswald) und in Oberösterreich schlagen am lichtmesstage die wachszieher ihre buden vor der kirche auf und freunde und bekante beschenken sich mit den erstandenen wachskerzen und wachsstöcken. Dazu vergleiche man, was Simrock in seiner Waltherübersetzung (1876) s. 330 bemerkt. Dies leztere führt zur ansicht, dass vielleicht kerze im volksmunde sprichwörtlich für geschenk gesagt wurde. Und in diesem sinne metaphorisch, nicht symbolisch möchte ich den ausdruck in den beiden an der spitze bezeichneten stellen auffassen.

WEIDENAU. FRANZ PROSCH.

BEITRÄGE AUS DEM NIEDERDEUTSCHEN.

Die conjunction âne, ân.

Handschriften und alte drucke bieten dieses wort am häufigsten in der form *ain* (Hag. Köln. Chronik und Weberschlacht), seltener ist *aen* (Theoph. 1, wo Hoffmann *ân* gesezt hat), am seltensten sind *ane* (Hag. Chr. und beisp. im Mnd. WB.) und *an* (Weberschl. 214).

Verbreitet war die conjunction vorzugsweise am Niederrhein und zwar nicht bloss linksrheinisch, sondern auch an der unteren westfälischen Ruhr, wo Theoph. 1 gedichtet sein wird, vermutlich sogar weiter östlich in der grafschaft Mark; s. unten. Aus anderer gegend liefert das Mnd. WB. zwei beispiele, eins aus Bremen, aus Greifswald das andere.

Hervorgegangen muss sie sein aus der präposition *âne, ân* (ohne), nicht bloss deshalb, weil sich die formen genau decken, sondern auch weil sich für die bedeutung ein übergang nachweisen lässt. Es finden

sich nämlich stellen, welche mit einem leicht zu ergänzenden demonstrative auch präpositional gefasst werden können. Man vergleiche z. b.: *ock en schall me nenen mursteen uthvoren desset jar over, **ane** dacksteen (den) mach me voren.* Brem. Stat. 741 (Mnd. WB.). Leicht stattet den begrif ohne, ausser ein nur und doch; vgl. *ik wil dat sweren an dei heligen, dat ik van dusser ganser vasten ny visches oge en dorfte betasten **aen** alleine to mendeldage (do) vergat ik allink miner klage unde kofte* usw. Theoph. 1, 134.

Als conjunction zeigt *âne, ân* besonders die bedeutungen doch und wenn auch, zwischen welchen sich widerum übergänge nachweisen lassen. Mit der bedeutung doch findet es sich im Theoph. 1, 127. 220 fgg. 232 f. 447. 642 fg. 710; bei Hagen in folgenden stellen: ***ain** do der strit al was gedain unde an die naicht begunde gain, si quamen und namen einen vrede.* 1352 fgg.; *ain solden't wir uch neit selve sagen.* 5153; *ain solde it an ein striden gain, si haint de richeit van der stat und den alremeisten schat.* 5153 fgg.; in der Weberschlacht: *Heinrich Jude was ir ein, ain dede hie't nude.* 209 fg.; *Vrank vanme Horne was der eicht, an was't eme zorn.* 213 fg.

Für den übergang zur bedeutung wenn auch stehe hier aus der Weberschlacht: *dat en kunden sy neit weder sagen, sy moisten volgen dem meisten part, ain was it in zo doin hart* 120 fg.; aus Hagen: *ane hedden hundert dusent ander gebrant: dit is in alme lande bekant, man inhedde so waile neit da af geseen.* 4001 fgg.

Mit wenn auch oder auch (nebst inversion) müssen folgende stellen übersezt werden, aus Hagen: 226. 388. 442. 462. 467. 1259. 1382. 2644. 2704. 2743. 2763. 3003. 3237. 5075. 5217. 5236. 5550. 5553. 5796; aus der Weberschlacht: 271.

Der Teuthonista gibt zur übersetzung von *tamen* unter andern *merdoch* und *aindoich.* Diese ausdrücke werden völlig synonym sein. Sie zeigen uns, was ohnedies nahe liegt, dass *ain* auch die bedeutung aber hatte. Wir lernen daraus aber auch, dass *ain* sich sogar in der grafschaft Mark als conjunction gefunden und bis heute erhalten hat, freilich in der lautlich abgeschwächten form *en.* Unser ***endóch,*** ein durch aber verstärktes doch, welches, wie franz. *si,* auf eine verneinende frage antwortet, kann nichts anders sein, als jenes ***ain doch*** des Teuthonista. Dieses *en* erscheint bei uns ausserdem noch in *enjä* und *ennê.*

Antweder, antwer, anter, enter.

Von diesen wortformen wurden *antwer* und *enter* schon erwähnt bei Köne z. Helj. anmerk. 1105, *antwer* auch im Mnd. WB., *anter* in dieser zeitschr. IV, 114.

Die stellen, in welchen *antwer, anter, enter* mit folgendem *ofte, oft, of* genau dem nhd. entweder — oder entsprechen, mögen übergangen werden; doch stehe hier ein beispiel des seltenen *enter,* welches Köne aus Hbb. 385 anführt: *enter hir in deser tit, ofte na desen leven.* In folgenden stellen dagegen ist *antweder, antwer, anter* nicht als conjunction, sondern als adverb enthalten; ihr *of antweder, off antwer, of anter* stattet ein oder anders, oder sonst, oder aber, oder doch: *here, man wilt da uren neven van Koveren [vain], of antweder zo dode slain.* Hagen 880 fgg.; *ind sees swyne off antwer dar vur cyne mark.* Seib. Westf. Urk. 1127; *der stede ein jair lank ein pert halden sculden of anter von deme wintappen laissen.* Nuwe boich. s. 283, 11. Mit fehlendem, aber zu ergänzendem *of*: *nochtans wil ick ni gloven, dat du solcks van Sost weldest schryven, — anter wel my geven gut bescheit, — wů se tho Sost dat erfullen und vor Sodome recht werden geschulden.* Dan. 148.

Nach dem *antwer — oft, anter — of, enter ofte* = entweder — oder ist es mehr als wahrscheinlich, dass *antweder, antwer, anter, enter* aus derselben quelle fliessen, wie nhd. entweder, mhd. *eintweder* = *ein de wëder,* eins von beiden. Grimm Gr. 3, 38. Wir dürfen uns *antweder* aus altniederdeutschem *ain di hueđar* entstanden denken. Alts. lautet es *ên di huedar,* Helj. (Schm.) 111, 7. 8.[1] Bei ags. *andhväđer* mag es zweifelhaft bleiben, ob dasselbe = *and — hväđer* oder = *ân — di — hväđer.* Das *di* der alts. form wird ein bei der lautverschiebung zurückgebliebenes *ti, te* (an, in, bei, zu) sein. Eins an beiden zusammen ist = eins von beiden. Ein solches *di* (als zurückgebliebenes *ti*) fält bei einem compositum weniger auf und lässt sich sogar in der heutigen volkssprache nachweisen; vgl. *holter — di — polter* = dän. *hulter til bulter.* Das mhd. *de wëder* (eins von beiden) muss sein *ein* verloren haben. Das auffällige *an* der niederrheinischen und westfälischen form hängt offenbar mit der vom hd. abweichenden betonung des compositi zusammen. Weil der erste teil den ton hatte, so wurde aus *ain* nicht *ein* oder *ên,* sondern *ân*, dessen vocal sich aber später verkürzte, wie schon die kölnische schreibung nicht *ain* oder *aen,* sondern *an* zeigt. Dass der hauptton diese lage hatte, lehren *anter, enter,* welche sich nur unter dieser voraussetzung aus *antweder, antwer* (nicht *antwêr!*) bilden konten. Weiter spricht dafür,

1) Die stelle lautet bei Köne 7250 fgg.: *hie ni mag is tidi bemithan. ac hie dago gehuilikes duot en di hueđar. wanot eftha wahsit.* Nur das *en di hueđar* des Cod. Oxon. kann dem dichter angehören. Der Monac. will durch sein *oder weder* (*alter uter*) verdeutlichen. Die stelle zeigt so recht die entstehung des *anter — ofte,* entweder — oder nach ihrer bedeutung.

dass in Westfalen noch heute *ent* des hd. *entweder* und des plattdeutschen *entwedder* häufig betont wird.

Während nun die bedeutung der hd. conjunction entweder sich leicht aus „eins von beiden“ begreift, scheint *of antweder* schwierigkeit zu machen. Dass diese zusammenstellung nicht aus dem bedürfnisse des dichters hervorgegangen ist, zeigen die prosastellen der urkunde bei Seibertz und des Nuwen Boichs. Offenbar war die zusammenstellung von *of* und *antweder* eine der kölnischen mda. geläufige. Ich denke nun, aus dem begriffe des andern = eins von beiden, konte sich ein synonym für anders, aber, doch entwickeln.

Hantrulle.

Das vorstehende im Mnd. WB. nicht gedeutete wort kann als rolle für die hand nur ein rollhandtuch meinen, wie dergleichen bei unseren bauern gebräuchlich sind; sein synonym ist *rickdwele*. Ein langes an den schmalen enden zusammengenähtes handtuch wird über einen hölzernen pflock (vgl. *dwelengenger* im Mnd. WB.) gezogen. Dieser pflock ist in dem sogenanten *handdaukshuse* angebracht.

Körbôm.

Das d. und das nd. WB. bringen *körbomen, kürbäumen* und verstehen unter dem zu grunde liegenden *körbôm* einen „ausgesuchten besten baum.“ In ersterem werke wird nun vermutet, der ursprüngliche begrif sei der eines baumes, den sich der markberechtigte zum bauen wählte. Aber schwerlich erhielt ein baum, der bald nach der auswahl gefält wurde, diesen namen. Suchen wir andere auskunft. Weist. 3, 173 heisst es: da jemand ungeweiset, wie oben gemeldet, einen eichenstamm hauwen wurde, sol 6 goltgl., einen *koereichenboem* 10 goltgl., eine boiche 4 goltgl., einen eichenbaum zu sturen 2 goltgl., einen beer- oder surichsbaum (wilden birn- oder apfelbaum) 1 goltgl., einen groissen hulsen ½ goltgl. geben. Aus dieser satzung geht hervor, dass ein *kǒrbôm* angewiesen, und dann ohne strafe gehauen werden konte. Der zweck, zu welchem bäume ausgewählt wurden, die dann den namen *kǒrbome* erhielten, wird die erhaltung von guten samenbäumen sein, wenn eine waldstrecke abgetrieben werden solte. Einen samenbaum zu hauen, bevor er neuen anwuchs geliefert hatte, war natürlich ein schwerer waldfrevel. War der zweck erreicht, so konte der samenbaum zum hauen angewiesen werden. Man vergleiche zu *kǒrbom*, ausgesuchter zuchtbaum, den *kǒrhengst* als ausgesuchten zuchthengst, so wird das metaph. *kǒrbomen*, nach einem vorzüglichen gatten suchen, desto passender erscheinen.

Imunge, imige.

Diese in Bruns Beitr. s. 237 vorkommenden formen sind in *inninge, innige* (einwehrung) zu bessern.

Kolse.

Ist dat de kolse (erklär. randbem. *hose*) *of schoe also wt blicken in der wanderinghe, dat se ionghelînghe dar mede to er locken.* B. v. d. joncfr. F. 63[b]. Die randbemerkung *hose* hat verleitet, *kolse* durch beinkleid, hose zu deuten, aber jenes *hose* ist offenbar das niederdeutsche = strumpf, und frauenzimmer werden in der zeit, aus welcher das schriftstück stamt, keine beinkleider oder hosen getragen haben. Bekantlich bedeutet das aus *kolse* entstandene nl. *kous* ebenfals strumpf.

Stalle, stallen.

Bei Lac. Arch. 3, 336 lesen wir: *vnd der cüster vurß. soll der gemeinden haldenn den mog* (l. *mey*) *vß* (den mai hindurch) *einem* (l. *einen*) *vaelle* (hengst) *vp den froenbend* (frohnwiese), *vnd wer sine meren* (stuten) *gestalt will hauen, der soll ein fl.* (? viertel) *haueren in seinem slyp* (rock- oder kittelschôss) *brengen, den staell darmit zo foedern.* Wir haben hier ein deutsches stalle = equus ad stallum, L. Visig.; stalhengst, Kil.; *stallone*, ital.; *étalon*, franz. = beschäler und ein verb stallen = beschälen. Wie das verb von stalle abgeleitet ist, so stamt lezteres von stall, sofern man den beschäler nicht mit den stuten und füllen auf die weide gehen liess, sondern meist im stalle fütterte, vielleicht im gegensatze zu reit-, wagen- und ackerpferden, welche viel ausserhalb des stalles waren. Möglich wäre auch, dass stalle nicht von stall, sondern von *stallen, to stale,* mingere, rührte, nachdem dieses stallen die bedeutung „beschälen" erhalten hätte.

Tômscherig.

Weist. 3, 179 (nr. 1348) steht: homines solivagos qui vulgariter dicuntur *de tomscherigen luede.* Vergleichen wir *volschirig* (ib. 163) = mit vollem anteile, volberechtigt, und heutiges *fullschearig* = vollständig, was alle seine teile hat, so ergibt sich, dass *tômscherig* den solivagus (*ênlucke, ênlope*) als einen menschen bezeichnet, der jedes wahren besitzes baar und ohne ist, also expers in aller beziehung. *Tôm* ist alts. *tuomi* (leer); vgl. osnabr. *tömig,* leer und ruhig von menschen und geschäften.

ISERLOHN. FR. WOESTE.

LITTERATUR.

Erlauer spiele. Sechs altdeutsche mysterien nach einer handschrift des XV. jahrhunderts zum ersten male herausgegeben und erläutert von dr. **Karl Ferd. Kummer.** Wien 1882. Hölder. (LXI u. 199 s.) 5 m. 70.

Die äussere einrichtung von Kummers büchern ist gewöhnlich musterhaft: alles steht an seinem richtigen platze, trägt überschriften und randweiser, ist mit verweisungen und genauen inhaltsangaben versehen, in grossen oder kleinen, geraden oder cursiven lettern gesezt, ganz nach wunsch. Auch das vorliegende werk gibt zeugnis von demselben geschick und derselben sorgfalt in technischen dingen. Es zerfält in drei teile: I. einleitung. II. text. III. glossar, welchem einige nachträge und berichtigungen folgen.

Der einleitung voraus geht ein „verzeichnis der gebrauchten abkürzungen“ (s. V—VIII). Man findet darin eine fast volständige aufzählung der einschlägigen, ganz oder teilweise edierten geistlichen spiele: nur weniges bleibt zu ergänzen, z. b. Pailer, Weihnachtslieder und krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol I, 1881; dazu muss man noch ein paar schriften zählen, welche Kummer in seinen anmerkungen benuzt, aber aus unbekanten gründen hier nicht angeführt hat wie die übrigen, so Milchsack, Das Heidelberger passionsspiel; Schröer, Deutsche weihnachtsspiele aus Ungarn usw. — Eine kleine bibliographische unebenheit ist es, wenn Kummer den umfang einiger spiele in grösseren sammelwerken durch die erste und lezte seitenziffer markiert, bei andern aber die schlussziffer weglässt, so dass man über die ausdehnung derselben im ungewissen bleibt; ebenso, wenn er bei den einen handschriften oder spielen das alter anmerkt, bei den andern aber, wo es eben so leicht hätte geschehen können, darüber schweigt.

Die einleitung behandelt zunächst die verhältnisse der handschrift. Die sechs edierten deutschen spiele stehen in einem codex der bischöflichen bibliothek in Erlau mitten unter lateinischen tractaten. Kummers beschreibung desselben ist kurz und genau, nur vermisse ich die angabe über die grösse und zahl der lagen, welche ja immer ein wichtiges und oft das einzige kriterium hergeben zur bestimmung, wie viele und welche blätter in der handschrift fehlen. Minder gut sind Kummers erörterungen über die schreiber des codex. Er unterscheidet deren vier und ausserdem noch drei andere, welche nachträge, correcturen und bemerkungen zur spielordnung teils in den text, teils an die ränder gesezt haben. Das wären also 7 hände auf 24 blättern; aber bei keiner einzigen ist der versuch gemacht worden, ihre wirkliche existenz durch paläographische und orthographische gründe zu beweisen, was notwendig wäre, solte Kummers angabe mehr sein als ein rein subjectives gutachten, dessen richtigkeit zu prüfen uns alle anhaltspunkte fehlen. Im Montforter codex hat Kummer nur zwei schreiber gefunden, und gleichwol waren deren vier, wie die genauere untersuchung desselben gelehrt hat. Wer versichert uns nun, dass sich Kummer diesmal nicht auf die entgegengesezte seite verirt und sieben erblickt hat, wo vielleicht nur fünf oder noch weniger sind?

Das II. capitel der einleitung behandelt die „Laut- und sprachformen der handschrift.“ Ich bin zunächst schon in bezug auf die methode in mehreren punkten anderer meinung als Kummer. Er trent alle reime von seiner sprachlichen untersuchung ab und behandelt dieselben im III. capitel, unter „verskunst.“ Ich glaube aber, dass jede sprachliche untersuchung vom reimregister auszugehen

und zunächst die frage zu berücksichtigen hat: welche reime geben zeugnis für die sprache des dichters und welche sind ungenaue reime im eigentlichen sinne des wortes? Begegnet z. b. bei einem dialektdichter des 15. jahrhunderts der reim *zorn : worn* (= *worden*), was beweist er für die „verskunst" des dichters, in dessen ohr beide wörter gleich klangen? wol aber ist er für die sprache und schreibung desselben bemerkenswert. Diese ausscheidung der sprachlichen reime von den bloss ungenauen wird in verschiedenen fällen verschieden ausfallen; fast durchweg jedoch werden die sprachlichen formen im contexte, der vergleich mit gleichzeitigen poetischen und prosaischen denkmälern und die rückblicke auf den entsprechenden lebenden dialekt hinreichende anhaltspunkte dazu bieten. Ist sie durchgeführt, dann erhebt sich die frage: welche von den vorhandenen sprachlich merkwürdigen erscheinungen stehen in betonten und welche in unbetonten silben? und ferner bei diesen denkmälern des 14. und 15. jahrhunderts noch die frage: welche gehören der sprachlichen übergangsperiode überhaupt an und welche sind specifisch dialektisch? Oder mit andern worten: alle merkwürdigen sprachlichen erscheinungen sind zu befragen nach ihrer stellung zwischen mhd. und nhd. einerseits und zur mundart des dichters (resp. der handschrift) andrerseits. So ist z. b. die längung hochtoniger, im mhd. kurzer stamsilben keine dialektische, sondern eine algemeine erscheinung der übergangsperiode, und nur im umfange ihrer durchführung zeigen sich dialektische sonderheiten.

Auf derartige dinge hat Kummer keine rücksicht genommen; er begint in der altgewohnten weise: „*a* häufig für *o*," fährt so fort und hört so auf. — Ich will nun den einzelheiten seiner aufstellungen nachgehen.

Die *a* = *o* zählt Kummer in jener reihenfolge auf, in welcher sie die handschrift bietet; aber eine systematische anordnung hätte sich mehr empfohlen, nämlich die nach den dem *a* folgenden consonanten. Dann würde sofort ins auge gefallen sein, dass die meisten *a* = *o* vor folgendem *r* erscheinen. — Aus II, 129 ist *pachen* mit einem fragezeichen angeführt. Die stelle lautet: *und wår dar zů sůſs weins vol, so wůrd mir di zung zu dem guem pachen*, woraus sich ergibt, dass *pachen* nicht = *pochen*, sondern das im bairischen dialekte algemeine *pachen* = kleben ist, wie auch Kummer im glossar richtig angemerkt hat: so voll süssen weines möchte Lappa sein, dass ihm die zunge am gaumen kleben bliebe. Das süsse klebt. In derselben bedeutung begegnet das wort auch III, 155. Hätte Kummer die einzelnen fälle nach den consonanten geordnet, so würde er gar nicht in zweifel geraten sein, ob *pochen* oder *pachen* vorliege, weil sich sonst kein einziges *a* = *o* vor folgendem *ch* findet.

„*e* für *ie*," dazu die beiden belege *stefchinder* und *we*. Allein in *we* steht *e* nicht für *ie*, sondern für *eu, iu;* denn es ist nicht das mhd. *wie*, sondern der instrum. *mit wiu* (vgl. Weinhold, mhd. gr. s. 473), der bairisch (*mit weu*) häufig ist. Daraus ergibt sich zugleich grössere sicherheit dafür, dass auch in *stefchinder* *e* nicht für *ie*, sondern für *eu*, *iu* steht, wie Kummer selbst vermutete. Der ganze absatz ist demnach so zu überschreiben: „*e* für *eu, iu*."

Bei „*i* als zwischenlaut" stehen drei belege: *milich, volig* und *welich*. Wer aber die älteren formen dieser wörter zu rate zieht (z. b. *welih, hwelih, hvileiks*), wird finden, dass wirkliche svarabhakti (hier *i*) nur in *volig* vorhanden ist. Man weiss ja, wie die dialekte vielfach alte vokale mit und ohne färbung bis in die gegenwart herein bewahrt haben. — Bei den belegen für *ö* = *e* wird auch *vernempt* (: *chömpt*) II, 163 anzumerken sein, was auf *vernömpt* weist, welches im Bairischen häufig ist.

„*ai* (*ay*) entspricht altem *ei*.“ Das ist alles, was Kummer über diesen diphthong sagt. Man muss daraus schliessen, dass durchweg *ai* = *ei* steht. Nun findet man gleich im anfange des textes die correctur *einem*, die demnach falsch wäre, wenn nicht die weitere lectüre bewiese, dass nur Kummers angabe in der lautlehre mangelhaft ist; denn mhd. *ei* hat sich erhalten in *leider* III, 837 und meist in *ein*.

„*aͤu* (geschrieben *aͤy*) für *eu* (aus *iu*) und *öu*;“ dazu werden mehrere belege angeführt. Woher weiss denn Kummer, dass in diesem diphthonge *y* = *u* steht? Sonst sezt er *y* überall = *i*, z. b. *oy* = *oi*, *ay* = *ai*, nur einige *ey* sind auch zu *eu* gemacht worden, z. b. *durchleychtig* II, 17 zu *durchleuchtig*. Mir will es scheinen, dass der herausgeber diese *aͤy* hätte stehen lassen oder seiner anderweitigen verfahrungsweise gemäss als *ai* hätte geben sollen; denn ich erblicke darin den anfang jener erhellung des *eu* (= *iu* und *öu*) zu *ei*, welche im lebenden dialekte ziemlich algemein geworden ist; man spricht hierzulande nicht *die freud*, sondern *die freid*; nicht *die leut*, sondern *die leit* usw.

Die angabe, dass in *haͤint* (*hînaht*) und *gaͤigen* (*gîgen*) *aͤi* für altes *î* steht, würde ich mit dem viertfolgenden absatze (wo es heisst: „*ei* entspricht altem *î*“) verbunden und geschrieben haben: „manchmal erscheint für *ei* auch die schreibung *aͤi* wie in *gaͤigen* usw.“; dann würde jeder sofort erkennen, dass wir es nicht mit einer besondern lautlichen erscheinung zu tun haben, sondern nur mit einer graphischen wunderlichkeit, wie der schreiber der Erlauer spiele deren so viele hat.

„*eu* für *ie* in *steufchind* und *leupper*“ trift wider nicht ganz das richtige; denn *eu* steht nicht für *ie*, sondern ganz regelmässig für *iu*, und das bemerkenswerte liegt nur darin, dass in diesen wörtern der dialekt wider die ältere lautform (*stiuf-*, *liup*) bewahrt hat.

Dass *uo* sehr häufig in nhd. weise als *u* erscheint (z. b. *zu chlughait* IV, 18; *must* I, 42; *guten* III, 206 usw. (man vgl. dazu auch die reime *uo* : *u* auf s. XIX), wird im ganzen „vokalismus“ gar nicht erwähnt.

Ich komme zum II. teile dieses capitels, zum consonantismus. Im zweiten absatze desselben schreibt Kummer: „*p* tritt zwischen stamschliessendes *m* und die endung, Bair. gr. 122: *chumpt, nempt, iempmant, nempmen, iempt*.“ Man sieht gleich, dass die belege zur vorausgehenden regel nicht passen, oder steht in *iempmant*, *nempmen* *p* vor der „endung?“ Auf die endung komt es hier gar nicht an, sondern nur auf die art der consonanten, und es wäre daher so zu schreiben gewesen: *p* ist übergangslaut von tönender labialis zu labialis oder dentalis. — Ausserdem bleibt bei den labialen noch einiges zu ergänzen, so bei *p*, dass dasselbe auch für *b* erscheint im inlaute vor dentalis und ausgefallenem vocal, also entstanden ist durch homogene assimilation, z. b. *haupt* (= *houbet*) III, 581 u. a. Ferner steht III, 1071 im texte *um*; ist diese nhd. form dort richtig (und die „berichtigungen“ am schlusse des buches corrigieren sie nicht), so wäre sie in der lautlehre hier anzuführen gewesen; denn *b* ist durch angleichung an das vorhergehende homorgane *m* verschwunden.

Auch die dentales sind etwas mangelhaft bearbeitet worden. Ich will nur nachtragen, was mir bei einmaliger rascher lectüre des textes in den weg gelaufen ist. Der ausfall des *d* in *wern* (= *werden*) I, 8, 53; *worn* (= *worden*) III, 80 wird gar nicht erwähnt; nur im III. teile, bei der „verbalflexion,“ sind die worte angeführt, als wenn der schwund des *d* nach *r* eine flexions- und nicht vielmehr eine lauterscheinung wäre. — Über den antritt von *d* in *derschinen* II, 83; *der-*

gan II, 98; *derparmen* III, 2; *derstanden* III, 1330 u. a., welcher besonders im Bairischen beliebt ist, fehlt gleichfals jede nachricht.

„*t* ist abgefallen in *slech* III, 653, *ich*(*t*) 784"; dazu hat Kummer selbst in den „nachträgen" *spring er* III, 827 ergänzt. Es fehlt aber noch *ich* III, 285 und V, 307. Bei *slech* und *spring*, welche nur einmal überliefert sind, bewahrt Kummer die apokope des *t*, bei *ich* jedoch, welches dreimal belegt ist, im Bair. und Alem. überhaupt öfters begegnet und noch den reim *siech : nich*(*t*) III, 901 an der seite hat (vgl. s. XXII), corrigiert er durchweg die volle form ein.

Der folgende absatz „antritt eines unechten *t*" zeigt wider bedenkliche lücken. Kummer führt nur *drekcht*, *unzt*, *simant* an; allein in *iemant* V, 85 und noch oft; in *niemant* III, 71; V, 94 und noch oft; in *indert* III, 91; *sust* III, 12; *nindert* III, 104, 604 u. a. ist doch auch der „antritt eines unechten *t*" zu constatieren?

Den gutturalen consonanten ist es nicht viel besser ergangen als den dentalen. Über die zahlreichen *ch*, *kch* = *k* und *c* z. b., welche durch die ganze handschrift verbreitet sind, hat Kummer kein wort gesagt, und so begreift es sich wol, dass der ganze II. teil des zweiten capitels über die „consonanten" wenig mehr als eine halbe seite fült.

Der III. teil dieses capitels behandelt die „verbalflexion." Zuerst werden verschiedene flexionsformen angeführt von „*komen*, *werden*" und „*leiden*," dann folgen „einzelne endungen" und darauf wider verschiedene flexionsformen von „*sein*, *tuon*, *haben*, *dunken*, *mac*, *sol*, *kan*, *muoz*, *weiz*, *wil*." — Was wol den herausgeber zu dieser wunderlichen gruppierung mit den „einzelnen endungen" in der mitte veranlasst haben mag? Und warum findet sich denn unter den behandelten verben nicht auch *lâzen*, dessen verschiedenartige formen erst im glossar zusammengestelt werden?

Bei den belegen für den apokopierten infinitiv sucht man vergebens *verdien* III, 142 und *zann* (: *dann*) III, 942, welche auch auf seite XX unter den reimen nicht zu finden sind. Aber nicht nur im infinitiv, auch im particip prät. kann dieselbe apokope eintreten: III, 1234 *erschin*, neben dem gewöhnlichen *erschinen* I, 7 u. ö., was Kummer gleichfals nicht angemerkt hat. — Beim verb. auxil. *sein* ergänze: *ir seiczst* III, 850 und *sei wir* II, 81, das sich mit *tuo wir* III, 48 vergleicht, welches Kummer verzeichnet. — Bei *schüllen* schreibe I, 57 statt I, 55 und ergänze neben *ir sölt* II, 172 auch *schült* II, 6.

Im IV. teil wird die „nominalflexion" behandelt. Im zweiten absatze corrigiere VI, 206 zu VI, 218. Aussordem sind bei den substantiven einige auffallende formen wider ganz übersehen worden: V, 126 erscheint *di teufeln* als nom. plur. (blieb auch im glossar unerwähnt); II, 259 *das kinde* als acc. sing. (vgl. dazu Weinholds Mg. § 437); III, 1131 *twalme* als nom. sing. (vgl. dazu Weinh. Mg. § 431).

„Dem. und rel. pron. fem. sing. nom. *deu*." Diese angabe Kummers ist richtig; aber eine andere, die wichtiger ist, fehlt, nämlich die, dass *deu* auch als acc. sing. fem. erscheint in IV, 360; derselbe fehler findet sich auch bei den adjectiven, wo es heisst: „*eu* als endung des fem. sg. und neutr. plur. noch erhalten"; von den vier belegen, welche Kummer dazu anführt, sind zwei fem., aber beide nur nominative. Doch II, 135 wäre *claineu rest* und III, 78 *eisneineu pruoch* als acc. sing. fem. zu finden gewesen, welche wie oben das *deu* ohne zweifel als analogiebildungen anzusehen sind. — Ein dativ wie II, 208 *von einer rain maid* hätte wol auch einen platz verdient und nicht weniger der dativ sing. masc. auf *n* statt *m* (vgl. Weinh. Mg. § 487), wie III, 1059 *mit senden herzen* u. a.

Mit einer „syntax," bestehend aus 17 zeilen, schliesst das capitel über die „laut- und sprachformen der hs."

Das folgende bringt die „verskunst" und zwar zunächst eine zusammenstellung der reime (s. XVIII—XXIII). Bei den reimen zwischen kurzem und langem vokal steht die bemerkung, dass sie „nur als graphische unterschiede, nicht als ungenauigkeiten gelten können." Mir ist nicht klar, was Kummer damit sagen will. Ich nehme z. b. IV, 416 *eren : geweren:* wo ist hier der „graphische unterschied?" Diese reime, in der aussprache und schreibung des guten mhd. von einander unterschieden, sind jezt in beiden gleich und beweisen wie viele andere die eingetretene nhd. dehnung offener, ehemals kurzer stamsilben. — Die reime *a : o*, welche nur vor *r* stehen, beweisen die aussprache des *a* = *o;* dagegen die reime *â : o* und *â : ô* die aussprache des *â* = *ô*.

Bei den consonantischen reimen *m : n* fehlt auf s. XX und XXII *allsant : prant* III, 148. — Reime wie *mein : sei* deuten auf nasalierung, welche auch der lebende dialekt in diesem worte zeigt. — Bei *nasen* (dat. sing.) *: glase* III, 582 denkt man an die st. form. Bei *des viechs : gich* II, 53 kann kein mensch zweifeln, dass *des vich* zu corrigieren sei, da noch vier reimbelege nachfolgen, wo die apokope schon in der handschrift volzogen ist, und da zwei blätter vorher dieser flexionslose genitiv auch aus dem contexte belegt wurde; ebenso stehen die dinge bei *war : jaren* VI, 217; bei *umbplankchen* (infinitiv) *: lankch : scheubpankch* III, 531, während bei *swester : gestern* IV, 520 wider der lebende dialekt auf die tauglichere form führt. Auf s. XXII macht Kummer selbst besserungsvorschläge, allein die vorstehenden sind nicht darunter.

Auf s. XXI heisst es: „tenuis oder media reimt mit spirans: III, 154 *nakchen : gepachen,*" dazu werden aus Pichler die belege angeführt *fachen* (= *vâhen*) *: schlachen* (= *slahen* inf.) 46, 17; *machen : bachen* 146, 15: was soll denn das? wo ist denn da die tenuis oder media? freilich darf man nicht vom nhd. ausgehen. — Ebenda heisst es weiter: „*ng : nn,* eine bairische eigentümlichkeit Mg. 198." Allein das ist nicht richtig, denn diese reime finden sich auch im alemannischen und in andern dialekten; vgl. Wülker, PB. Beitr. IV, 34; Seiler, Basler mundart 217; Schoch, Boners sprache 35, und meine ausgabe des Montforter CLXVI.[1] Über den charakter dieses gutturalen nasals *ng* hat schon Valentin Ickelsamer im 16. jahrhundert richtiges zu erzählen gewusst. Interessante belege gibt auch die von Schönbach herausgegebene Bened. regel III, wo *n* und selbst der labiale nasal *m* mit dem gutturalen wechseln: *lintlokkun* (= *-unge*), *unrechtum*. Daher verhält es sich auch mit den *ng : nd* anders als Kummer meint, welcher sie unterschiedslos unter die „verschiedenen medien," wie *geladen : versagen* usw. eingekeilt hat.

S. XXIV—XXVI handelt der herausgeber über die „kurzen reimpaare," „die gesangstücke und strophen." „Die gespräche sind in paarweise gereimten zeilen abgefasst, die im grossen und ganzen den gesetzen der höfischen viermal gehobenen verse folgen. Es finden sich aber auch verse von 5, 6 und 7 hebungen mit regelmässigen gebunden; häufig sind stumpfe verse von 3 hebungen." Diese

1) Wie andere so schreibt auch der Montforter geradezu *nn* für *ng* in *zerunnen : gesunnen* (= *gesungen*) 15, 161. Mein recensent im litt. centralblatt (1882) nr. 14 meinte, dieses *gesunnen* komme von *sinnen*. Allein schon der sinn der stelle hätte ihn von seiner meinung abbringen können und noch viel mehr die fortsetzung des vergleiches, in welcher es heisst: *so singt der goch mit der nachtigall* usw.

angabe ist zu algemein und fromt uns daher wenig; denn dass neben 4hebigen versen auch mehr- und wenigerhebige stehen, weiss man bei solchen spielen des 15. jahrhunderts so ziemlich sicher im voraus. Man erwartet wenigstens eine beiläufige angabe über das zahlenverhältnis der unrichtigen zu den richtigen versen, an welcher man absehen kann, um wie viel die versmessung dieses denkmals besser oder schlechter ist als die der anderen von derselben gattung. — Bei den gesangstücken und strophen hat Kummer sehr äusserlich angeordnet: er geht von spiel zu spiel und merkt die gefundenen strophen an in derselben folge, wie sie die handschrift bietet; so komt gleichartiges auseinander und verschiedenes zusammen, wie es eben der zufall will. Da folgt gleich anfangs hinter einer achtzeiligen strophe ein gesätz in leichform, dann wider eine achtzeilige strophe, dann eine siebenzeilige, dann eine vierzeilige usw. Eine innerliche anordnung, welche von der einfachsten strophenform ausgienge und almählich bis zur complicierteston fortschritte, schiene mir ein viel deutlicheres bild zu geben von der einfachheit und mannigfaltigkeit, von der technik und dem kunstgrade, der im strophenbaue dieses denkmals, resp. dieser denkmäler, angestrebt und erreicht wird.

Das IV. capitel forscht nach der „heimat der spiele.“ Die handschrift ist bairisch, demselben sprachgebiete gehören auch die spiele selbst an. Durch den am schlusse des VI. spieles gegebenen verweis auf das registrum in Gmunden und durch die geographische angabe in III, 164 fgg. komt Kummer zum resultat, dass die kärntische stadt Gmünd im Liesertal, nördlich von dem altberühmten kloster Millstadt, als heimat unseres denkmals zu gelten habe. Auch die nähe Tirols, wo das geistliche spiel im 15. und 16. jahrhundert eine reiche blüte entfaltete, die nahe verwantschaft der Erlauer spiele mit den Innsbrucker, Brixner, Haller und Sterzinger spielen und der rege verkehr zwischen Kärnten und Tirol spricht zu gunsten des kärntischen Gmünd. Man wird diesen ausführungen Kummers in ihrem ganzen umfange beipflichten müssen.

Das V. und längste capitel der einleitung (XXIX — LXI) bringt „vorbemerkungen zu den einzelnen spielen.“ Mit grosser umsicht und sorgfalt zeigt Kummer, aus welchen hauptscenen die einzelnen spiele zusammengesezt, wie dieselben mehrfach an unrichtiger stelle eingereiht worden sind, so dass dadurch der innere zusammenhang zu schaden gekommen ist, und erörtert dann die verwantschaft der Erlauer spiele mit andern gleichen inhalts aus nah und fern. Beweisen diese untersuchungen Kummers auch, dass die publication der geistlichen schauspiele noch viel zu lückenhaft ist, um zu stricten wissenschaftlichen ergebnissen kommen zu können, so hat er doch damit allen folgenden herausgebern richtige fingerzeige gegeben und denselben ihre arbeit erleichtert.

Der einleitung folgt der text der sechs spiele (s. 5 — 167). Die „orthographie“ desselben reguliert Kummer im wesentlichen nach Weizsäckers grundsätzen in den deutschen reichstagsacten, bd. I, vorrede s. LXV — LXXX. Da auch andere germanisten anheben, grössere denkmäler des 14. und 15. jahrhunderts nach diesen normen zu tractieren, so wird es am platze sein, dieselben einmal einer näheren prüfung zu unterziehen. Ich beschränke mich hier vorläufig auf jene, mit welchen Weizsäcker die „verdoppelungen oder verstärkungen des consonantischen lauts“ vereinfachen will.

Schon in der frage nach der ursache der consonantenhäufungen wird man ihm nicht beistimmen können. Er sagt LXXII: „es ist kaum zu zweifeln, dass die in jeder beziehung unnütze und störende häufung der buchstaben (resp. der consonanten) teilweise nur deshalb von den schreibern dieser zeit (des ausgehenden

14., des 15. und 16. jahrhunderts) beliebt worden ist, weil der arbeiter nach der seite bezahlt wurde." Dagegen spricht zuerst, dass diese häufung auch in gedichten mit abgesezten versen begegnet, wo es für den schreiber ganz gleichgültig gewesen wäre, ob der vers etwas länger oder kürzer ausfiel. Zweitens spricht dagegen die beobachtung, dass die unechte doppelung sich im wortanlaute nicht findet: gieng der schreiber einmal darauf aus, mit consonanten möglichst viel raum zu verbrauchen, warum ergriff er nicht gleich die erste gelegenheit dazu und tat im anlaute nicht ebenso wie im in- und auslaute? Drittens spricht dagegen, dass die unechte doppelung fast niemals begegnet bei den medien, welche ebenso wie die fricativen u. a. zur füllung der zeilen beigetragen hätten. Und warum endlich vervielfältigt der schreiber dann nicht auch die vokale in dem masse wie die consonanten, da durch dieselben die zeile leichter und rascher zu completieren gewesen wäre als durch die consonanten? Es ist doch einfacher *oo* zu schreiben als etwa *kch, kk, ff* oder *pp!*

Es müssen also ganz andere gründe gewesen sein, welche almählich diese consonantenhäufungen erzeugt haben. Sie alle aufzudecken, bleibt demjenigen überlassen, der einmal die ganze schreibweise des 14.—16. jahrhunderts im zusammenhange und auf grund volständigen materials untersucht; einige jedoch drängen sich sofort auf. Je mehr die schreiber dieser spätern zeit die kentnis von der früheren einheitlichen schreibung verloren, um so mehr waren sie auf das eigene gehör angewiesen; daher die erscheinung, dass sie in vielen punkten phonetischer schreiben als ihre vorgänger und nachfolger. Ich will ein beispiel anführen. In alemannischen und bairischen schriften dieser periode ist die schreibung *kch* (= *k*) sehr beliebt, also *dankch, wenkchen* usw. Dem nhd. auge erscheint sie gräulich, und doch ist sie viel richtiger als die reine tenuis unserer gegenwärtigen schreibweise, denn das *k* hochdeutscher wörter wird durchschnitlich als affricata gesprochen (vgl. Weinhold, Alem. gr. § 219; Winteler, Kerenzer mundart s. 11). Wer daher die überlieferten *kch* tilgt und *k* dafür schreibt, hat nicht gebessert, sondern verschlechtert.

Andere gründe für die mehrung der consonanten erwuchsen aus der kreuzung phonetischer und sog. etymologischer schreibung, ferner aus der neuen sprachentwicklung der übergangsperiode, wie wir sogleich sehen werden, wenn wir die einzelnen grundsätze Weizsäckers prüfen, von denen er glaubt, „dass sie für die in rede stehende zeit befolgt werden können, ohne der sprache wehe zu tun."

„I. Consonanten im anlaute des wortes oder der silbe verlieren ihre verdoppelung stets, also *zu, zil* statt *tzu, tzil*" usw. Aus den bei Weizsäcker gesammelten belegen ergibt sich, dass nur *tz* (*cz*) in betracht komt, da eine andere verdoppelung im anlaute nicht begegnet, wie ich schon oben erwähnt habe. Nun kann man aber über die bedeutung des *tz* im anlaute gar nicht urteilen, wenn man nicht auch die im in- und auslaute zu rate zieht. Da zeigt sich aber, dass *tz* in allen drei fällen gleichmässig gebraucht wird für hartes *z* und dasselbe vom weichen *ȥ*, welches auch schon vielfach *s* geschrieben wird, unterscheidet. Das *z* in *herz* ist ein ganz anderes als jenes in *daȥ*. Die alten schreiber taten hier etwas ähnliches wie die modernen herausgeber mhd. denkmäler, welche für das erstere *z*, für das andere *ȥ* verwenden. *tz* ist also eigentlich gar keine „verdoppelung," sondern nur ein mittel, die beiden in der aussprache getrenten laute auch für das auge auseinander zu halten, und wer *tz* überall tilgt, verwischt diesen unterschied wie Weizsäcker, der *herz, kanzel* usw. schreibt wie *daȥ*. Erst da, wo *ȥ* überall als *s* (*ſs*) geschrieben wird, kann *tz* fallen gelassen und *z* geschrieben werden, weil jezt

die verschiedenen laute durch verschiedene buchstaben gekenzeichnet sind. Wenn daher Zarncke schon im j. Titurel, Martin bei Sachsenheim die *tz* stehen liess, so hat das seinen guten grund. Nun begegnet es im 14. — 16. jahrhundert aber auch öfters, dass rohere schreiber den umfang des *tz* über die oben gezogene grenze hinaus erweitern und auch *datz, alletz, etz* usw. schreiben. In diesen wörtern kann der wilde schössling entfernt werden, weil er keinen lautlichen wert besizt; denn dass diese schreiber wirklich *datz* gesprochen haben, wird niemand glauben. — Wenn vereinzelt auch *zt*, *zc* = *tz*, *cz* begegnet, so braucht man darauf keine rücksicht zu nehmen, da der unterschied rein graphisch ist.

„II. Consonanten im auslaut des wortes oder der silbe, A. verlieren ihre verdoppelung oder verstärkung a) in betonten silben nach einem vokal, dessen länge zweifellos bewiesen ist durch seine diphthongische natur wie *kriegk, eidt, auff, lauff, greiffen, beitten,* oder durch eine schreibung wie *brieffe* usw., also *kriek, eit, auf, briefe*“ usw. So Weizsäcker. Allein hier ist wider ganz verschiedenes unter einander gekommen. Nehmen wir zuerst die beispiele nach der art von *kriegk, eidt* und fragen, wie entstand hier wol die sonderbare verbindung der lenis mit der fortis?

Die etymologischen consonanten in *kriegk* und *eidt* sind = *g* und *d*, welche in unserer nhd. schreibung ausschliesslich zur verwendung gekommen sind, während das mhd. der aussprache gemäss im auslaute die fortis schrieb, wie *kriec, eit, hant, lîp* usw. Hier durchkreuzten sich also zwei principien: die phonetische und etymologische schreibung, jene herscht in der ältern, diese in der neuern zeit; in der übergangsperiode aber stiessen beide aufeinander, erhielt der consonant der neuen schreibung neben dem der alten geltung. Die mischung von alt und neu bildet ja überhaupt den wesentlichsten charakterzug des 14. — 16. jahrhunderts. Nun ist es unsere aufgabe, jeder zeit gerade das zu lassen, was sie besonders charakterisiert. Wolt ihr daher nicht gefälligst auch die *kriegk*, *eidt*, *handt*, *magk* usw. in ruhe lassen, da sie so treflich zum gesamtcharakter der zeit stimmen?

Aber geseczt, wir würden eueren correcturgelüsten nachgeben, so läge die frage vor: wie wolt ihr vereinfachen? Wolt ihr mit Weizsäcker *hant, kriek* schreiben, so gebt ihr der alleinherschaft des alten princips eine zu lange ausdehnung; schreibt ihr aber *hand, krieg,* so verfrüht ihr die alleinherschaft des neuen princips: in jedem falle also trübt ihr die geschichtliche wahrheit, wenn ihr bei den in rede stehenden wörtern die überlieferte consonantenverbindung[1] beseitigt.

Nun komt es aber vor, dass unbedachtsame schreiber diese consonantenverbindung mechanisch auch auf wörter übertragen, wo weder ein altes noch ein neues princip wirksam war, wie in *krangk*, *wergk* usw. Und hier öffnet sich von selbst die grenze erlaubter correcturen.

Gehen wir nun zu den andern der oben angeführten fälle über, zu *auff, lauff, greiffen, brieffe* usw. Weiter unten bemerkt Weizsäcker, dass „das lautzeichen *f* zu denjenigen gehört, welche eine besondere neigung zu graphischer verdoppelung zeigen.“ Dem entsprechend folgt noch eine reihe von belegen wie *uff* (= *ûf*), welches Weizsäcker zu *uf* corrigiert; *graff* (= *grâve*), welches Weizsäcker

1) Weizsäcker nent sie „verstärkung“ der consonanten. Soll diese „verstärkung“ in demselben sinne genommen werden, in welchem man auch die gemination verstärkung nent, so würde sie eine ganz unrichtige auffassung von der entstehungsweise und bedeutung dieser consonantenverbindung erzeugen; soll sie aber nicht in diesem sinne genommen werden, was ist dann damit gemeint?

stehen lässt; *stiffte*, *dürffte*, *hulffe*, *herschafft* usw., welche Weizsäcker wider zu *stifte*, *dürfte* usw. corrigiert. Hätte die ganz richtige beobachtung, dass gerade im in- und auslaute so gern verdoppelt wird, nicht auf die erwägung führen kön nen, ob nicht etwa schon in der natur dieses consonanten die ursache seiner häu figen gemination läge? Noch Schiller schreibt *auff*, *herschafft*, *lufft*, *werffen* *sanfftes* usw., und Gödeke hat in seiner kritischen ausgabe die gemination bewahrt Ja noch mehr: bearbeiter lebender dialekte wie Winteler, Hunziker u. a. verwen den *ff* nach vokalen, diphthongen, nach *l* und *r*, z. b. *touffen*, *rueffe*, *reiff*, *helffen* *werffen* usw., um damit die phonetische natur dieser spirantischen fortis zu charak terisieren. Wenn nun die bücher dieser phonetiker in Weizsäckers hände gerieten so würde er nach seinen grundsätzen die *ff* vereinfachen oder — vielleicht auch namentlich wenn er Wintelers und Hunzikers auseinandersetzungen über diesen consonanten aufschlüge, seine grundsätze ändern und *ff* auch in den urkunden ste- hen lassen.

Gehen wir auf den nächsten punkt in Weizsäckers darstellung über: „b) die vereinfachung findet auch statt bei unbetonten silben wie *habenn*, *furstenn*, *allecz* *heidnissche*, *verderibnuss*, *verständniss*, *ko̊nigk*, *bistumm*, *bistummen*, *bischoff* *bischoffe;* auch wird *hann* in *han* verwandelt wegen der analogie von *habenn* und *haben*.“ Hier ist wider verschiedenes unter einander geraten. Die gemination in der flexionssilbe *-en* und in *heidnissche* hat Weizsäcker mit recht getilgt, da sie keinen lautlichen wert besizt und demgemäss wol auch nur bei den rohesten schrei- bern begegnet. Über die schreibungen *allecz*, *ko̊nigk* ist schon oben gehandelt wor- den. Die andern fälle aber stehen nicht in „unbetonten,“ sondern in nebentonigen silben. Auch der vokal in nebentonigen silben konte gelängt werden: *hersôg* *bischôf* (vgl. Paul, beitr. IX, 105). Oft ist die längung eingetreten, oft auch nicht und wo die überlieferung gemination des consonanten zeigt, können wir auf das leztere schliessen; diese besizt daher „lautlichen wert.“ Bei den compositen m… *-tumm* (= *tuom*, g. *dôms*) deutet sie auf kürzung des vokals, da nach den früheren sprachperioden langer vokal oder diphthong zu erwarten wäre. Der schreibgebrauch den wir uns im nhd. gemacht haben, kann hier durchaus nicht zum masstab die nen. — Bei *hann* (= *hân*) stüzt sich Weizsäcker auf die analogie von *haben*. Allein diese analogie trift nicht, wie leicht zu ersehen ist; denn bei *hann* hand… es sich um eine stamsilbe, deren vokal der regel nach lang ist, aber schon se… frühe auch verkürzt erscheint (vgl. Weinhold, Algr. s. 383). Auch in den leb… den dialekten ist er in beiden gestalten nachzuweisen. Wenn nun Weizsäcker … gemination des stamschlusses tilgt, so verwischt er damit wider den anhaltspu… für die quantitätsfrage.

Im folgenden absatze c) lehrt Weizsäcker, dass die vereinfachung auch st… finden kann „in schwach betonten einsilbigen wörtern, wo wir die schärfung h… nicht mehr auszudrücken gewohnt sind und meist auch in den vorlagen geschw… wird, also *is* statt *iss* (für *ist*), *den* (artikel) statt *denn*, welches für *enim* ble… (auch wenn es für *denen* durch elision des zweiten *e* stehen könte, wählt man be ser *den*, wenn nicht sonst der schreiber entschieden *denen* durchweg vorzieht), *g*… statt *genn* (*gegen*), *von* statt *vonn*, *uf*, *of*, *daruf*, *darof* statt *uff* usw., *wek* (*pr*… *cul*), *hinwek* (*hinc*) statt *wegk*, *hinwegk*, *in*, *darin* usw. statt *inn* usw., *im* sta… *imm* (für ihm, oder in dem; dagegen *imme* unverändert), *bis* statt *biss*, *bis* stat *bitz* und *bizz*, *us*, *darus* statt *uss*, *daruss*, *uz*, *daruz* statt *uzz*, *daruzz*, *mit* (*mi*… *enander*) statt *mitt* (*mittenander*), *man* statt *mann* (franz. *on;* wogegen das sub- stantivisch gebliebene *mann* das doppelte *n* behält, fals es ein solches hat), *des*,

wes statt *detz* oder *dezz* usw., *des*, *wes* statt *dess*, *wess*, ebenso *das*, *was* statt *dass*, *wass*, und *daz* statt *datz* oder *dazz* usw., und in zusammensetzungen wie *aplas* statt *applas* (für ablass), *etwaz* statt *ettwaz*, *eswaz* statt *eczwaz*, *etlich* statt *ettlich*, *esliche* statt *etzliche*, *islicher* statt *iczlicher* (begreiflich auch das richtigere *iklichem* statt *icklichem* oder *igklichem*).“ Wir werden das gute und üble dieser lehre am besten erkennen, wenn ich gleich den folgenden absatz mit anführe; vorerst will ich nur aus dem gesagten jene fälle ausscheiden, welche zu den schon früher besprochenen gehören; *uff* (= *ûf*) zu den *ff*; *wegk*, *igklichem* zu der verbindung von lenis und fortis; *bitz*, *datz*, *detz* zu *tz*. In *iss* (= *ist*) wird man überhaupt nicht von einer eigentlichen gemination, sondern vielmehr von einer homogenen assimilation reden, die dann natürlich nicht so ohne weiteres bei seite geschaft werden darf. Bei *genn* (= *gen*, *gên*, *gegen*) wird sich die sache ähnlich verhalten wie bei *hann*, *han*, *hân*; vgl. Sommer zu Flore 141 und Jänicke in ztschr. f. d. a. 17, 506 und altd. stud. 59. — Der folgende absatz B. lautet: „dagegen bleibt die verdoppelung oder verstärkung des consonanten in betonten silben, wo sie die schärfung der lezteren nach kurzem vokal andeuten kann, unbekümmert darum, ob dem lezteren eigentlich organische länge oder kürze zukam. Je schwankender die laut- und schreibverhältnisse der zeit sind, um die es sich handelt, um so misslicher wäre es gewesen, hier durch vereinfachung nachhelfen zu wollen; die längen und kürzen haben gewechselt und die aussprache ist heute vielfach noch unsicher. Allerdings ist die verdoppelung des consonanten noch kein sicheres zeichen für die wirkliche schärfung der silbe und kürze des vokals . . .; aber gerade weil die frage der quantität so vielen zweifeln unterliegt, wolte ich in keinem falle darüber entscheiden, und zog vor, alles unverändert zu lassen, ausser in fällen, wo die länge des vorhergehenden vokals durch seine natur und schreibung unzweifelhaft ist wie oben bei II, A. a (worüber wir schon gehandelt). Es bleibt also die verstärkung des consonanten, sei es dass dieselbe durch wirkliche verdoppelung, sei es, dass sie durch zusammenstellung der media und tenuis ausgedrückt wird, in *schaffen*, *graff*, *will*, *soll*, *stadt*, *statt*, *zugk*“ usw. — Ich stimme mit dieser auseinandersetzung Weizsäckers ganz überein und bedauere nur, dass er den vorausgehenden absatz nicht auch so behandelt, resp. mit dem lezteren verbunden hat; denn der unterschied, den Weizsäcker zwischen beiden macht, existiert in dieser weise nicht, oder ist etwa *mann* weniger betont als *soll?* oder steht in *ettwaz* = *ettewaz*, die gemination nicht auch in der betonten stamsilbe, da man weder *ettéwaz* noch *ettewáz* sagt? schüzt in *mitt*, *biss*, *mann* die gemination nicht auch den kurzen stamvokal wie etwa in *will*, *statt* usw. usw.? Unsere nhd. schreibung hier als correctiv zu gebrauchen, verbieten schon die zahlreichen inconsequenzen, welche sie in sich birgt. Es ist überhaupt einer der zunächst liegenden irtümer Weizsäckers, dass er bald nach mhd., bald nach nhd. weise corrigiert; am deutlichsten tritt das s. LXXV zu tage, wo er sagt: „einiges schwanken war übrigens, wo die wahl zwischen media und tenuis blieb, namentlich anfangs nicht zu vermeiden; ich entschloss mich daher zu der maxime, im algemeinen die tenuis als die schwerere form den sieg davon tragen zu lassen, also *lant*, *bunt*, *golt*, *kunklich* für *landt*, *bundt*, *goldt*, *kungklich* zu setzen, in manchen fällen aber der heutigen schreibart zu folgen, da man doch z. b., wenn man einmal bei dem unausstehlichen *undt* nicht ausharren will, in dieser periode nicht mehr *unt* für *und* drucken kann.“ Heisst das nicht, die reinste wilkür proklamieren? Wer schreibungen wie *lant*, *golt* usw. „ausstehen“ kann, wird wol auch die tenuis in *unt* und in den manchen andern fällen, welche Weizsäcker nicht nent, vertragen?

Damit haben wir die wichtigsten normen, nach welchen Weizsäcker den consonantismus reguliert, erschöpft. Vergleichen wir nun eine von Weizsäcker behandelte abschrift mit einer originalurkunde, so zeigt es sich, dass sie über das original hinaus corrigiert ist, und das ist ein misverhältnis; denn jede kritik, welche an einer abschrift geübt wird, kann naturgemäss nur den zweck haben, sie dem originale ähnlicher zu machen. Doch ist der daraus erwachsende praktische übelstand in den reichstagsakten nicht so bedeutend, als er auf den ersten anblick hin erscheint, und zwar deswegen, weil Weizsäcker alle originalurkunden des 14. und zum teile des 15. jahrhunderts wortgetreu abdruckte. Diese liefern dem germanisten ein so reiches und zuverlässiges material, dass er die abschriften ganz entbehren kann, so weit es sich um die schreibung handelt. Aber ganz anders liegen die dinge in einheitlichen denkmälern, wo die behandlung durchweg gleich bleiben muss.

Nach den vorausgegangenen erörterungen wird es leicht begreiflich sein, warum z. b. Martin den text bei Sachsenheim oder Zarncke den bei Brant mit solcher vorsicht auch in betreff der schreibung behandelt und der wiewol vielfach schlechten überlieferung die weitgehendsten concessionen gemacht haben.

Ich will hier im vorbeigehen noch erwähnen, dass andere herausgeber von solch späteren denkmälern sich bei ihrer „reinigungsarbeit“ auch auf Liliencron und Uhland berufen, welche in den volksliedern gleichfals eine einheitlichere schreibung durchzuführen suchten. Allein die beiden gewährsmänner würden sich für diese ehre bedanken, denn Liliencron betont im II. bande (s. IV) ausdrücklich, dass die von ihm „befolgten grundsätze für die werke eines einzelnen schriftstellers nicht im ganzen umfange und für eine urkundensamlung gar nicht anwendbar sein würden.“

Nach diesen algemeinen erörterungen über die schreibweise der übergangsperiode kehre ich zu einzelheiten in Kummers text zurück.

III, 1 fehlt ein wort. Kummer sezt nach Eger. sp. *frowen* ein. Das wort ist ohne zweifel richtig, aber die form unrichtig; denn dichter und schreiber sprachen bairisch, und es kann daher nur *frauen* (vgl. z. b. III, 408, 709) oder *frawen* heissen (vgl. IV, 81). — III, 285 steht das ganz unaussprechliche *gütm*. — III, 553 gibt *ganzn* keinen erträglichen sinn; vielleicht ist *ranse* oder, da *s* und *z* öfters wechseln, *ranze* zu schreiben. — III, 780 ist *salben* offenbar nur aus der obern zeile herabgekommen. Kummers vorschlag, dafür *sålden* zu corrigieren, gewint noch dadurch an wahrscheinlichkeit, dass der medicus in seiner antwort die frauen mit einem ähnlichen wunsche entlässt: III, 798 *und lafs euch mit seinen hulden farn.* — Wenn Kummer Weizsäckers grundsätzen folgt, warum steht dann III, 866 *muessett?* — III, 969 wird wider die rein mhd. form *gên* eingesezt, die hier nicht passt. — Der dativ III, 1059 *mit senden herzen* hätte, wenn er bewahrt wird (und die überlieferung ist gar wol möglich; vgl. Weinhold, mhd. gr. s. 491), bei der „nominalflexion“ angemerkt werden sollen. — III, 1065, 66 ist wol ἀπὸ κοινοῦ. — III, 1183 *er* zu streichen. — III, 1193 ist *jhehen* doch wol nur schreibfehler der handschrift; Kummer nahm diese form auch ins glossar auf. — III, 1199 bleibt die variante *d'em* unklar; sie würde es nicht sein, wenn das nachfolgende oder vorausgehende wort dabeistünde. — III, 1236 muss *ains*, welches nur aus dem folgenden verse eingedrungen ist, gestrichen werden, ebenso das komma, dann stimt alles und heisst: lass dein klaffen, oder ich versetze dir mit der flachen hand eins usw. — III, 1246: *das solt du uns nicht verdagen* (: *zaigen*). Das ist der

einzige reim *a : ai,* welcher in den Erlauer spielen begegnet, und daher sehr verdächtig. II, 46 lautet eine ähnliche stelle *sült ir mier versweigen. versweigen : zaigen* wäre ein guter bairischer reim; übrigens ist das ganze stück von 1247—1266 durch zeichen aus der handschrift ausgeschieden.

IV, 26 corrigiere *auz der hellen.* — IV, 392 steht der reim *erwerfen : sterben;* da unter *erwerfen* nur das algemein geläufige *erwerben* gemeint ist, fält die correctur nicht schwer; um so mehr überrascht es, dass Kummer in der einleitung s. XXII dieselbe unter den „weniger sicheren" anführt. In der zeile begegnet *werfen = werben* noch ein paar mal, aber das beweist in rücksicht auf den angeführten reim nur das verderbnis des schreibers.

Warum steht nach VI, 95 ein absatz? Der nahe verwante ludus de depositione crucifixi von Debs hat keinen. Am schlusse dieses verses ist der punkt zu streichen und nach 96 zu setzen. — VI, 120 und 124 wird *owe* dreimal widerholt, was dem entsprechenden verse in der ersten und lezten strophe und der melodie entgegen ist, auch bei Debs steht *owe* nur einmal. — *trostzt* VI, 137 ist gräulich und wol schreibfehler für *trostz: s* nach *t* häufig *z.* — VI, 138 liest Debs: *ist lebentig tod,* statt *lebentiger.* VI, 140 fehlt wie sehr oft aller rhythmus; aber Debs liest viel besser: *lieben frawen chlagt mit mir.* — VI, 150 darf die conjunction kaum fehlen; bei Debs ist der vers wider ganz in ordnung und heisst: *vater und schepher* usw. — VI, 163 wol *wan* für *wen,* vgl. z. b. 175. — VI, 170 begegnet noch *unde,* das in diesen spätern denkmälern selten zu finden sein dürfte; Debs schreibt dafür *und auch.*

VI, 217, 18: *Di prophecein ist warden war, die mier wol var sechzik jaren weissagt der alt Simeon.* Jeder sieht aus der ganzen stelle sofort, dass *sechzik* unmöglich ist; denn die weissagung Simeons fält erst nach Christi geburt. In den varianten bemerkt Kummer: „*sechczik* bis auf *-ik* durchgestrichen; vielleicht vor *manchem jar* wie im S. Steph. P. Sp. 330, 3, 12." Der erste schreiber hatte also *sechczik* geschrieben; das bemerkte ein leser und strich vom worte gerade so viel weg, als daran falsch war, vergass aber das richtige darüber zu schreiben, und das ist nicht *mangem,* sondern *dreyss(-ik)*; so überliefert auch Debs.

Dass der reim *jaren : war* zu *jar : war* zu bessern sei, habe ich schon oben (s. 5) gesagt; wenn noch ein zweifel darüber bestehen könte, würde ihn Debs zerstreuen, der *jar* überliefert.

VI, 223 *das swert,* aber Debs liest besser *ein swert.* — VI, 224: *sol versneiden dein sel in deinem herzen.* Der vers ist überzählig und die ausdrucksweise zweifelhaft. Wider bietet Debs die richtigere lesart: *das sol versneiden dein hertze.* Ich bemerke, dass ich mit diesen emendationen aus Debs Kummern keinen vorwurf mache; denn er konte sie nicht wissen, da sich die volständige ausgabe Debs' erst in der vorbereitung befindet; aber schon aus den wenigen bruchstücken, welche Pichler geliefert, hat Kummer ganz richtig die nahe verwantschaft zwischen Debs und Erl. sp. VI erschlossen.

VI, 238 *dir also gar;* Debs hat *dir so gar,* was vorzuziehen ist, da auch die andern drei verse der strophe keinen auftakt haben. — VI, 268 ist in dem zu langen verse *ich* zu streichen; dagegen in dem zu kurzen v. 269 wol *mich* oder *mich nů* zu ergänzen; auch 400 liest Kummer *wo sol ich nů,* während Debs sprachlich und metrisch richtiger schreibt *wo schol ich mich.* — VI, 398 begegnet ein dativ wie III, 1059; da auch Debs *aus fürstenleichen* hat, so ist dadurch die überlieferung hier und mittelbar auch an der früheren stelle gesichert.

Die stelle 408 — 10 scheint mir verderbt. Kummer liest:

ich man und pitt euch all heut
und pesunder an dem lebentigen tag,
das ier mit mier habt di chlag
umb mein gro∫ses laid.

Kummer übersezt *lebentigen tag* mit lebzeit. Demnach würden die zuhörer oder leser gebeten, besonders bei ihrer lebzeit die schmerzen Mariens beklagen zu helfen, und das ist widersinnig; denn wenn sie klagen, müssen sie es selbstverständlich bei lebzeit tun, da sie es vor oder nachher ohnehin nicht können; ferner würde man bei dieser übersetzung *tagen* erwarten. Ich glaube daher, dass hier ein lesefehler des alten schreibers vorliegt und zu bessern ist *heutigen tag*, was einen guten sinn gibt: „ich bitte euch alle heut" (dann wird das „heut" noch einmal besonders betont) „und vorzüglich an dem heutigen tag, dass" usw. Die ausdrückliche betonung des „heutigen tag" ist leicht erklärlich, da das spiel für den charfreitag bestimt war und besonders an diesem tage die erinnerung an das leiden Christi und Mariens erwecken solte. Daher widerholt der dichter auch 420 noch einmal dieselbe bitte: *da gedenkchet heut all an.*

Im glossar (171 — 196) habe ich nur einzelne stellen nachgeprüft. Es ist eingerichtet für solche, welche des mittelhochdeutschen nicht kundig sind und zugleich auch für wissenschaftliche zwecke. Für die ersteren ist gewiss genug geschehen, denn auch wörter wie *abent* = abend, *zehen* = zehen sind angeführt; die lezteren aber dürften einigemal zu kurz gekommen sein. Bei *anstreich* z. b., welches Lexer in der bedeutung „schmünke" gar nicht belegt hat, steht nur der verweis auf IV, 361; das wort begegnet aber noch öfter. Kölbing hat jüngst wider mit recht betont (englische stud. VI, 153), dass in einem specialglossar wenigstens die wichtigeren wörter alle belegstellen an der seite haben sollen. *anstreich* sezt übrigens ein *anstrîch* voraus. — Schlägt man in Kummers glossar *erde* auf, so findet man „*erde* st. f. V, 193 *auf erd* II, 62" — punctum. Der lexicograph, der später kommen wird, Kummers gaben entgegenzunehmen, wird das lesen und der meinung werden, dass *erde* in den Erlauer spielen nur st. gebraucht sei, sich aber damit beträchtlich schneiden, denn es begegnet in vers und reim öfters als sw. f.

Bei *chelten* I, 50 ist entweder der verweis auf *kelte* bei Lexer unrichtig oder es hat die „nominalflexion" in der einleitung eine lücke mehr. — Constructionen wie die III, 902 hätte sowohl der laie als auch der germanist wahrscheinlich sehr gern angemerkt gesehen. — Unter *sunst* ist statt *sus* III, 12 *sust* zu schreiben, welches ausserdem noch viel öfter belegt werden kann.

Der bedeutende wert dieser Erlauer spiele in litterarhistorischer und sprachlicher hinsicht und das verdienst, welches sich Kummer durch die bearbeitung und herausgabe derselben erworben hat, ist schon anderwärts hervorgehoben worden und wird hier freudig bestätigt.

INNSBRUCK. J. E. WACKERNELL.

Walther von der Vogelweide. Herausgegeben und erklärt von **W. Wilmanns.** Zweite vollständig umgearbeitete ausgabe. (A. u. d. t.: Germanistische handbibliothek, herausgegeben von **Julius Zacher.**) Halle, waisenhaus 1883. XII, 500 s. 8. n. m. 10.

Die zweite ausgabe hat mit der ersten (1869) wenig mehr gemein als den verfasser der gedichte, den herausgeber, und einen nicht alzugrossen teil der

erklärenden anmerkungen. Alles übrige ist neu oder völlig verändert. Zunächst die einleitung. In dieser fehlt ganz der abschnitt I (1. 1—28) über den minnesang im algemeinen und das leben und dichten Walthers im besonderen; was daraus geworden ist, lehrt die selbständige biographie, welche überhaupt als notwendige vorarbeit und ergänzung der zweiten ausgabe in allen stücken zu betrachten ist. Für abschnitt II, Walthers kunst (1. 28—58), sind drei gesonderte teile eingetreten: die sprache (2. 20—43), die metrische form (2. 44—63), stil (2. 63—100). Aus abschnitt III (1. 58—112) sind die kritischen anmerkungen zu den einzelnen liedern ganz entfernt; sie kehren am ende der zweiten ausgabe (s. 455 fg.) nur sehr verändert und vermindert wider. Dagegen ist für die kurzen mitteilungen über die handschriften (1. 58—65) eine weit längere abhandlung (2. 1—19) eingesezt, die sich besonders mit den samlungen der gedichte beschäftigt und der auf diese begründeten zuverlässigkeit der überlieferung, welche Wilmans (2. 18) äusserst gering anschlägt.

Nicht weniger eingreifend ist die umgestaltung des textes (2. 101—413); die in der ersten ausgabe versuchte chronologische anordnung ist ganz beseitigt, die lieder sind in der folge des Lachmannschen textes (3—125) gegeben; der versuch einer chronologie, welcher die hauptarbeit der ersten ausgabe bildete, erscheint in der zweiten ausgabe zwar auch wider, aber nur auf einer einzigen seite (2. 455), ähnlich wie bei Lachmann s. 126. — Es folgen dann: im ersten anhang lieder und strophen, die Lachmann in die anmerkungen und in die einleitung gesezt hat, (2. 415—446), ähnlich dem anhang der ersten ausgabe (339—378); im zweiten anhang (2. 447—453) nachahmungen und parodien durch andere dichter; ein verzeichnis der wichtigeren abweichungen in den texten von Lachmann, Wackernagel und Rieger, Pfeiffer und Bartsch, Simrock, Paul (2. 455—480), jedoch rein statistisch, fast ohne kritische bemerkungen; verzeichnis der lieder und sprüche nach ihren anfängen (2. 481—486), d. h. alphabetisch nach dem anfangswort, während die erste ausgabe (379—390) die Lachmannsche (221—232) tabelle nach den reimen hatte. Die vergleichung der Lachmannschen zahlen mit Wilmanns (1. 391—392) ist selbstredend als überflüssig fortgefallen. Das register (2. 487—499 = 1. 393—402) verweist nicht nur auf die ausgabe selbst, sondern auch auf Wilmanns Waltherbiographie. Eine kleine anzahl berichtigungen (s. 500) macht den beschluss; die erklärung der abkürzungen (1. 402) ist fortgefallen.

Fragen wir nun nach den gründen für diese tiefgehenden veränderungen, so finden wir dieselben in dem vorwort (s. V—X) genügend dargelegt, wobei gleichzeitig weit über die Waltherforschung hinausgehende grundsätze entwickelt werden.

Den auffälligsten unterschied, die veränderte folge und die einführung der Lachmannschen zählung, begründet Wilmanns dadurch, dass er seinen ersten versuch einer chronologie für mislungen und die dabei angenommenen gesichtspunkte für falsch erklärt — ein freies bekentnis, dessen vielleicht nicht viele autoren fähig sind. Die mittel, welche ihm jezt eine neue chronologie möglich machen, nämlich die betrachtung der kunstform, hielt er aber (s. IX) nicht für ausreichend, um damit eine neue reihenfolge der gedichte mit sicherheit zu gewinnen; Wilmanns hat hierdurch sein buch vor dem geschick bewahrt, in einer dritten auflage vielleicht wider eine neue zählung zu erhalten, und zugleich erreicht, wie wir wenigstens hoffen wollen, dass niemand Walthers gedichte in der folge anders als nach Lachmann citiert. So werden wir hoffentlich vor dem grenzenlosen zustande der citatenverwirrung gerettet, der jezt schon algemein eingerissen ist und mit jedem neuen Waltherdrucke wuchs.

Statt der kritischen bemerkungen, die seinerzeit wenigen behagten und viel ärger machten (besonders bei den echten Lachmannianern), ist in der einleitung jezt der teil zur hauptsache geworden, welcher den zusammenhang der gedichte beleuchtet und ihre künstlerische darstellung würdigt; nach demselben grundsatze sind auch die anmerkungen unter dem texte verändert und ganz erheblich vermehrt, nämlich etwa um ein drittel. Für die erklärung des dichters ist seit 1869 so viel geschehen, dass eine solche erweiterung auch ohne veränderung der grundsätze notwendig geworden wäre.

Auf einzelheiten wollen wir uns hier nicht einlassen und nur so viel feststellen, dass alle veränderungen dem buche zum vorteil gereichen und dass dasselbe zur zeit als die brauchbarste Waltherausgabe ganz ohne zweifel zu betrachten ist, d. h. dass niemand das Waltherstudium mit grösserem nutzen bei einer anderen ausgabe beginnen könte. Zu wünschen wäre nur gewesen, dass der variantenapparat, und zwar volständig, gegeben wäre; doch dies scheint in der absicht des herausgebers nicht gelegen zu haben. Demnach wird Lachmann neben Wilmanns nach wie vor unentbehrlich sein.

Wenn man in dieser weise dem buche alle anerkennung zukommen lassen kann, so wird davon nicht berührt das vorwort, welches in vielen teilen gar nicht Walther, sondern wider ganz Wilmanns ist. Es ist ja gewiss recht anerkennenswert, dass Wilmanns frei bekent, er habe seine frühere ideale auffassung des deutschen mittelalters und besonders der lyrik ganz abgelegt und sehe alles viel nüchterner an; aber dieser tiefgründige pessimismus, wie er hier herscht, wird hoffentlich wenig anhänger finden. Für die ästhetische würdigung deutscher dichtung des mittelalters hat Wilmanns unendlich viel getan, aber die art, wie er das verhältnis der dichtung zum leben auffasst, die überaus niedrige stellung, welche er der volkspoesie anweist, die behauptung, dass wie alle geistige bildung auch die dichtung aus den oberen schichten der geselschaft zur grossen masse des volkes herabdringe — alle diese sätze sind ja wol logisch aus zweifellosen tatsachen entwickelt, aber sie leiden an dem übel, an dem eben alle logik im leben und in der geschichte zu grunde geht: es gibt keine logik in den tatsachen, sie besteht nur im denken, die wirklichkeit ist ganz unlogisch. Ich möchte dieser auffassung, besonders der zulezt erwähnten behauptung Wilmanns gegenüber, wenigstens ein für alle mal darauf hinweisen, dass in der neueren geschichte Deutschlands sehr vieles, wenn nicht das meiste von dem, was in kunst, litteratur, wissenschaft oder technik den höhepunkt bezeichnet, keineswegs aus den „oberen schichten“ herrührte, sondern oft gradezu der hefe des volkes angehörte und dass man dasselbe verhältnis ohne zwingende gründe für das mittelalter nicht wird ableugnen können. Wenn man das mittelalter mit der neuzeit vergleichen und sich schwierige verhältnisse der vergangenheit durch die gegenwart erklären darf, dann würde ich mir das verhältnis eines minnesängers zu dem hofe, dem er „dient,“ zwar nicht so vorstellen, wie im A. f. d. a. 2, 145 lustiger weise vermutet wird, sondern wie den als präceptor in einer vornehmen familie auf dem lande weilenden kandidaten, der, selbst vielleicht der sohn eines dorfschullehrers, sich dem vornehmen kreise anschliesst, mehr gebend als nehmend in geistigen dingen und auf jeden fall nicht seine wahre bildung, sondern höchstens den äusseren schliff dem vornehmen kreise dankt. Solte das nicht trotz den worte von auf Walther und viele andere anzuwenden sein?

BERLIN, 28. MÄRZ 1883. EMIL HENRICI.

Die deutsche Philologie im Grundriss von **Karl von Bahder.** Paderborn, Schöningh 1883. XVI und 456 ss. 8°. n. m. 6.

Zu bibliographischen arbeiten gehört viel selbstverleugnung, denn sie sind sehr mühsam, und selten entsprechen anerkennung und erfolg der aufgewanten mühe. Mit geringschätzung glauben die meisten auf die zusammengestelten büchertitel blicken zu dürfen, die dem einen nichts oder zu wenig, dem andern nichts neues zu sagen scheinen, und vornehm hält sich hier ein jeder für berechtigt, lücken und mängel zu tadeln oder an der anordnung und gruppierung des stoffes zu mäkeln, welche dem bibliographen oft viel kopfzerbrechen machten. Hier muss ein verfasser mehr als bei jeder andern arbeit von dem nutzen überzeugt sein, den sein werk als hülfsmittel der wissenschaft bringt, und die hofnung hegen, dass jeder, der dasselbe zur guten stunde ausnuzt, ihm den schuldigen dank nicht versagen werde. Diesen dank verdient K. v. Bahder dafür, dass er es unternommen hat, Heinrich Hoffmanns „Deutsche Philologie im Grundriss" in einer dem heutigen stande unsrer wissenschaft entsprechenden weise neu zu bearbeiten.

Jenes verdienstliche buch, im jahre 1836 in Breslau bei Aderholz erschienen, enthielt mit register 239 weit gedruckte seiten und umfasste in I einleitung, A encyclopädie, B geschichte der deutschen philologie, C hülfsmittel; II litteraturgeschichte; III sprache, A grammatik, B etymologie, C lexicographie, D mundarten, E poetik und prosodie, F stil; und zum schluss auf zwei seiten „einige beispiele guter art" von IV hermeneutik und kritik. Dieser lezte abschnitt verzeichnete in 15 nummern u. a. Lachmanns Über das Hildebrandslied 1833, Nibelungen 1826, Wolfram 1833, Iwein 1827, Walther 1827; W. Grimms Rudolf 1828, Freidank 1834; Schmellers Muspilli 1832; Beneckes Wigalois 1819; Primissers Suchenwirt, Hoffmanns Reineke Vos; Hallings Fischarts Glückhaftes Schiff; Klopstocks Oden von Vetterlein 1827 und von Gruber 1831. Das buch wird als denkmal der vergangenheit seinen wert behalten. Über aufgabe und zweck desselben äusserte sich Hoffmann in der umfangreichen einleitung p. VI: „es schien mir in vielfacher beziehung nüzlich, einen bibliographischen umriss dieses ganzen sich jezt erst systematisch gestaltenden studiums zu entwerfen, damit jeder, der sich aus beruf oder neigung damit beschäftigt, leichter den ganzen stoff, die hülfsmittel und quellen usw. übersieht, und wenn er die wissenschaft zu fördern beabsichtigt, auch alle lücken kennen lernt, die sich hie und da ergeben. Es konte hier nicht darauf ankommen, nur die guten bücher namhaft zu machen, die geschichte der wissenschaft hat auch auf die verfehlenden richtungen gebührende rücksicht zu nehmen. ... Die ausgaben einzelner deutscher schriftsteller der älteren sowol wie der neueren zeit und ihre biographien liegen ausser dem bereiche meiner schrift und fallen überhaupt der speciellen litteraturgeschichte und der bibliographie anheim."

Diesem plane ist von Bahder in seiner erneuerung des werkes im wesentlichen gefolgt, zunächst insofern, als er der anlage und dem zwecke des ganzen entsprechend titel an titel reihte. Hoffmann wolte es „mündlichem vortrage überlassen, den wert oder unwert jeder einzelnen erscheinung näher anzugeben und auch vBahder „hatte diese verwendung des grundrisses nebenher im auge. Ausserdem, fährt er fort, dachte ich mir ihn in den händen des gelehrten, dem es von wert ist zu übersehen, was auf dem gebiet, dem er sich zuwenden will, geleistet ist und was noch zu tun übrig bleibt." Es ist anzuerkennen, dass dies schon ein recht erstrebenswertes ziel war, aber wir möchten es doch nur als ein vorläufiges bezeichnen. Von unschäzbar höherem werte erschiene uns ein werk, dass jede schrift kurz nach ihrem werte charakterisierte und den fortschritt darlegte, den es

in der entwicklung der wissenschaft bedeutet. Wir erhielten damit ein compendium der deutschen philologie, das einmal der wissenschaft selbst zu gute käme, dann aber auch für weitere kreise als die, welche vorlesungen halten oder hören, vom grösten nutzen wäre. Ein solches compendium dürfte dann aber auch die litteraturdenkmäler nicht entbehren, und es wäre sehr wünschenswert, dass vBahder dieselben in einem zweiten bande des grundrisses vorläufig in der form des eben gelieferten behandelte. Es ist wol ausser zweifel, dass sich wenigstens in den lezten jahren das interesse der auf unserem gebiete arbeitenden überwiegend den denkmälern zugewant hat, wie die jährlich erscheinenden bibliographien ausweisen.

Die einteilung Hoffmanns ist in der bearbeitung beibehalten; es sind aber zwei neue abschnitte hinzugekommen, nämlich IV volkskunde s. 231—303 mit den abteilungen glaube und brauch, sagen und märchen, volkslieder, sprichwörter; und V altertümer s. 304—323 mit den abteilungen algemeine culturgeschichte, culturgeschichte alter und mitlerer zeit, kunst, recht und verfassung. Ferner ist das Niederländische behandelt. Eine beschränkung des planes ist insofern eingetreten, als die litteraturgeschichte der neuen zeit und die mundartliche litteratur weggelassen sind; in der nhd. grammatik und orthographie ist nur das wichtigere, das einen wissenschaftlichen charakter trägt, angeführt. Wir hätten gewünscht, dass dieser leztere gesichtspunkt überall festgehalten wäre: alle nicht wissenschaftlichen werke hätten aus dem buche wegbleiben müssen. Es macht z. b. einen wunderlichen eindruck, wenn wir unter der überschrift quellensamlungen in § 12 lesebücher für schulen wie Buddes Chrestomatie für die obern klassen der gymnasien und in § 14 quellensamlungen für das mittelhochdeutsche widerum solche wie Hennebergers Altdeutsches lesebuch für höhere lehranstalten u. a. neben Beneckes Beiträgen, Koloczaer Codex, Hagens Deutschen gedichten etc. finden. Wolte der verfasser solche bücher aufnehmen, dann muste er ihnen einen selbständigen platz anweisen und möglichst volständigkeit erstreben. Dass das leztere nicht der fall ist, lehrt ein blick auf den Jahresbericht der germanischen philologie, wo in jahrgang 2 und 3 diese litteratur in einer besonderen abteilung am schluss behandelt ist. In einem grundriss der deutschen philologie wird man sie füglich entbehren können. Wolte der verfasser aber hier wie anderswo, beispielsweise bei den paradigmen, eine auswahl geben, so ist es nicht leicht, den gesichtspunkt herauszufinden, der massgebend gewesen ist. Auch sonst hätten wir — abgesehen von ergänzungen, welche in grösserer zahl erst der längere gebrauch des buches ergeben kann — manche frage, z. b. über die einteilung von § 8 germanistische bibliographie mit der unterabteilung (?) litteratur und litteraturgeschichte, aber wir begreifen, wie sich bei einer so mühsamen unübersichtlichen arbeit, welche sich durch vier und ein halbes jahr hinzog, bisweilen die principien, die ansicht über die bedeutung eines gegenstandes, änderten, so dass es unmöglich wurde, gleich beim ersten wurf überall gleichmässig zu verfahren und keine zweifel übrig zu lassen.

In mehr als einer beziehung bietet das buch auch beim ersten durchblättern anregendes und interessantes. Ich erwähne u. a. den § 6 bibliotheken, welcher über die schätze von 48 städten von Paris bis Petersburg, von London bis Rom auskunft gibt. Ferner den § 47 über rechtschreibung, welcher mehr als 100 nummern enthält und mit Kolross Enchiridion und Fabian Frangk, Teutscher sprach art und eygenschafft. orthographia, gerecht buchstaabig teutsch zuschreiben. Frckft. 1531 begint. Hier werden verzeichnet für das 16. jahrhundert 5 schriften, für das 17. jahrhundert 10, für das 18. jahrh. 37, aus der ungeheuren menge des 19. jahrhunderts natürlich nur eine auswahl. Darunter belustigt nr. 995: Ch. H. Wolke, Anlei-

tung zur deutschen Gesamtsprache oder zur Erkennung und Berichtigung einiger (zu wenigst 20) tausend Sprachfehler in der hochdeutschen Mundart; nebst dem Mittel, die zahllosen — in jedem Jahre den Deutschschreibenden 10000 Jahre Arbeit oder die Unkosten von 5000000 verursachenden — Schreibfehler zu vermeiden und zu ersparen. Dresden 1812. 8°. 460 ss.

Den schluss des buches macht nach einer reihe von nachträgen ein umfangreiches autorenregister s. 330—454, das zugleich sehr dankenswerte biographische notizen zu vielen namen gibt. Es wäre sehr zu wünschen, dass eine neue auflage dieselben vermehrte und vervolständigte. Dies wird aber nur möglich sein, wenn dem verfasser nachträge zugesant werden; bei manchem lebenden autor ist uns das fehlen jeder notiz auffällig gewesen, z. b. bei Adalbert Bezzenberger, ten Brink, Heinrich Düntzer, Hermann Grimm, Karl Lucae, Anton Schönbach, Alwin Schultz, Heinrich Steinthal. In vielen fällen geben hier allein schon die nachweise über die mitarbeiter der zeitschriften Z. f. d. a. 26 und Z. f. d. ph. 10 einige auskunft. Vermutlich hat auch hier die fülle des materials den verfasser verhindert, überall gleich genau zu sein.

BERLIN, DEC. 1882. KARL KINZEL.

Mittelhochdeutsche Metrik. Leitfaden zur einführung in die lectüre der classiker. Von **Rich. v. Muth.** Wien, Hölder 1882. VIII u. 130 s. n. m. 3.

Eine wissenschaftliche altdeutsche metrik ist ein lange gefühltes bedürfnis, das überall hervortritt. Wenn man die einleitungen zu den ausgaben mhd. schriftsteller mustert, so springt es in die augen, wie jeder autor mehr oder weniger selbstgebahnte wege auf diesem gebiet geht, weil ihm eine feste grundlage fehlt, auf der er weiter bauen kann. In der auffassung des einzelnen, in der terminologie u. a. begegnet man den grössten schwankungen, oft nicht aus einem auf verschiedener anschauungsweise beruhenden gegensatze, sondern weil es an einer form fehlt, an die man sich anlehnen, die man ergänzen und bestätigen oder bekämpfen kann. Nicht als wären die wichtigsten dinge in der altdeutschen metrik nicht längst festgestelt, aber die bemerkungen finden sich in vielen schriften zerstreut, und wer nicht gerade das glück gehabt hat, auf der universität ein gutes colleg über metrik zu hören und nachzuschreiben, der wird später oft recht ratlos sein. Dieser not hilft nun in gewissem masse das büchlein vMuths ab und wir begrüssen dasselbe deshalb mit freuden. Der verfasser will keine selbständige wissenschaftliche metrik schreiben, denn dazu bedürfte es, wie er im vorwort selbst bemerkt, der berücksichtigung der historischen entwicklung, der steten beziehung auf ältere form und übung, vornehmlich Otfrids, und „dazu gebricht es auch vor allem noch an den notwendigen vorarbeiten über die beiden den classischen zeitraum umschliessenden übergangsperioden des 12. und 14. jahrhunderts.“ vMuth beabsichtigte nur die in monographien und besonders in den anmerkungen zu Iwein, Walther und Nibelungen, zu Engelhardt und Erec, zu Flore, zur Kudrun u. a. zerstreuten notizen zu sammeln und systematisch zur darstellung zu bringen. Zu hülfe kam ihm dabei ein collegienheft Lachmanns über metrik, welches Zacher im winter 1842/43 nachgeschrieben und dem verfasser freundlichst zur verfügung gestelt hat. Wie weit er dasselbe benuzt hat, gibt er selbst so an: „Wer dies mein büchlein mit lust und nutzen anwendet, weiss, wohin er seinen besten dank zu kehren hat: nicht dass ich unmittelbar daraus geschöpft hätte (das wenige, was ich jenem hefte entnommen, habe ich gewissenhaft bezeichnet), als vielmehr, weil mir damals erst die ganze bedeutung, grösse und schärfe der Lachmannischen metrik klar wurde.“

Wir haben also in dem buche eine darstellung der metrischen gesetze, welche etwa von Hartman bis Konrad beobachtet wurden. Der stoff wird auf acht capitel verteilt. I handelt von betonung und quantität, II von versmessung und silbenzählung: metrischer einsilbigkeit, verschleifung, elision, synaerese, synaloephe etc., III hebung und senkung in ihrem verhältnis zu einander, IV besondren stellen im verse, auftact und versschluss, V reim, VI caesur, VII epischer und lyrischer strophe: Nibelungen-, Hildebrands-, Walther-, Kudrun-, Rabenschlacht-, Titurelstrophe, Bernerton, VIII leich. Am schlusse folgen wertvolle zusammenstellungen der aus den litterarischen hülfsmitteln besprochenen stellen, ein index über den brauch einzelner autoren und dichtungen und endlich ein register. Es wäre gewiss praktisch und dem zwecke des buches entsprechend gewesen, wenn der verf. zu weiterem studium der metrik den weg gewiesen und die wichtigste litteratur zusammengestelt hätte wie Schade, Grundzüge der altdeutschen metrik in den Weimarischen jahrb. für d. spr. I u. a. Aber der verf. hat den kreis seiner leser sehr eng begrenzt; er sagt: „dies büchlein ist nichts andres und soll nichts andres sein, als ein leitfaden für solche, die zum ersten male an die lectüre unserer mittelalterlichen classiker schreiten wollen. Dass es nicht auch andre benutzen werden, darum ist mir nicht bange: für sie aber ist es nicht geschrieben.“ Dieser anfang des vorworts könte manchen zurückschrecken; aber der verf. hat es wol nicht so bös gemeint, macht er doch auch selbständige vorschläge, welche er algemeiner beachtung empfiehlt, wie im II. cap., wo er mit recht darauf aufmerksam macht, dass er durch scharfe definition eine feste terminologie zu gewinnen versucht habe, deren algemeine anerkennung und durchführung unter allen umständen von unmittelbarem praktischen nutzen wäre. Wir meinen freilich nicht, dass ihm diese schärfe der definition überall gelungen ist. Gleich in § 2 hätte durch genaue unterscheidung echter und unechter composita grössere klarheit in den vierten absatz, in die beispiele (welche mit dem praeteritum zu versehen waren) und in die anmerkung („von solchen (?) verben“) gebracht werden können. In § 7 „verse entstehen .... durch einen regelmässigen wechsel stärker und schwächer betonter silben“ beanstanden wir das wort „regelmässig“. In der anm. zu § 18, welche von der betonung *liebe mit leide* handelt, scheint uns ein widerspruch darin zu liegen, dass die betonung *liebé mit leide* einmal s. 33 „unaussprechbar, undeutsch“ (vgl. jezt Behaghel, Eneit einl. s. 83 und meine recension in dieser zs. 14, 107), dann aber s. 34 „ebenso möglich als bewust vermieden“ genant wird.

Diese anmerkung bringt uns aber auf einen andern punkt, in welchem mit entschiedenem tadel nicht zurückgehalten werden darf: das ist der ton der polemik, der auch in dieser schrift des verfassers, wenn auch seltener, erklingt. Es ist ja gewis nicht leicht, bei den masslos persönlichen angriffen, welche von gewissen seiten mit rastlosem eifer und immer gesteigerter schärfe gegen jeden gemacht werden, welcher ihnen zu widersprechen wagt, kaltes blut zu behalten, und bisweilen ist eine energische zurückweisung der unziemlichkeiten geboten, aber wünschenswert bleibt es, dass sich niemand dadurch zur nacheiferung reizen lasse, sondern dass sich alle edleren zur bekämpfung von zuchtlosigkeiten verbinden. Ist herr von Muth dazu bereit, so muss er sich der ausdrücke „leichtfertige meinung“, „ganz frivole behauptung“, „was derlei unsinn mehr ist“ begeben. Am wenigsten aber ist wol das vorwort der ort zu so scharfen invectiven wie den folgenden: „der mängel seiner arbeit ist sich der verfasser sehr wol bewust — besser vielleicht als mancher, der jezt als gestrenger richter im Heidelberger litteratur- oder im Leipziger centralblatt dieselbe als unnützes und wertloses machwerk vom hohen rosse verurteilen

wird: ich meine jene herren, die in einem grossen varianten-apparate nur eine variante auslassen, aber grade die, die sich nicht übersehen läst und auf die es (als urkundlichen beweis für des gegners meinung) ankomt (man vgl. Beitr. z. d. phil. Halle 1880 s. 269 mit Bartsch Nib. II 1, s. 32)... So übergebe ich denn dies büchlein allen denen, die von der sache wirklich etwas verstehen, den nicht, wie weiland M. Haupt sagte: ad iudicandum quam ad intelligendum promptioribus,[1] damit sie entscheiden, in wie ferne es solchen, die von der sache wirklich etwas verstehen lernen wollen, tauge!"

An fehlern ist mir aufgefallen s. 4 *truhtzæze*, 16 Bartsch Rother. Warum schreibt verf. *percent* für *procent* s. 58. 83 u. ö., und *anachrostikon* für *akrostichon* s. 74 und 77 mehrfach?

BERLIN, DEC. 1882. KARL KINZEL.

Reinhold Becker, Der altheimische minnesang. Halle, M. Niemeyer, 1882. VIII, 230 s. 8°. n. m. 6.

Es ist seit geraumer zeit guter ton geworden, das eigentum der älteren mittelhochdeutschen lyriker für nachahmung romanischer vorbilder zu erklären, in form und inhalt. Nach dieser mehr oder minder in allen neueren arbeiten vertretenen ansicht muss es in kopf und herz bei den deutschen rittern vor 1170 unendlich öde ausgesehen haben, und später konte auch keiner liebe schwören, ohne vorher bei irgend einem Provenzalen oder Franzosen eine anleihe gemacht zu haben. Dass diese ritter zwar meistens provenzalisch weder verstanden noch lesen konten, wurde dabei nicht in anschlag gebracht. Die nachgewiesenen entlehnungen galten für sicher; auch der alte Kürnberg war schon ein plagiator.

Dieser bequemen dogmatik gegenüber ist es freudig zu begrüssen, dass der verfasser der vorliegenden schrift den versuch macht, nachzuweisen: es hat in Deutschland eine liebeslyrik bestanden vor dem einfluss der romanischen dichtung; reste dieser dichtung sind noch vorhanden und ihr hauptvertreter ist Reinmar der alte. Sie war selbständig in form und inhalt bis gegen 1190, ihr hauptsitz ist die Donau in Österreich, besonders auch Wien.

Ich will zunächst den hauptinhalt der dazu führenden untersuchung angeben.

Cap. I. Reinmar stamte nicht aus dem Elsass, sondern aus Österreich, aus einem hier nachgewiesenen geschlechte von Hagenau; nach metrik und inhalt seiner gedichte gehört er nicht zu den westdeutschen dichtern.

Cap. II. Das Reinmar-Ruggesche liederbuch gehört im hauptteil Reinmar an; im ausdruck Reinmars finden sich eigentümlichkeiten, die den westdeutschen dichtern fehlen; auch MF. 6, 5 gehört diesem dichter (wahrscheinlich).

Cap. III. Die technik der ältesten ritterlichen lyrik ebenso wie die der Spervogeldichtung, der Nibelungen, der Kürnbergslieder u. a. zeigt keinen romanischen einfluss; es ist bemerkenswert, dass die meisten dieser gedichte nach Österreich gehören.

Cap. IV. Im liederbuche Dietmars v. Eist sind zwei dichter zu unterscheiden, nur ein teil gehört also zur altheimischen dichtung.

Cap. V. Der fortsetzer dieser österreichischen, der altheimischen dichtung, ist Reinmar; bis zum kreuzzuge Friedrich Barbarossas war er ganz frei von den romanischen, bereits am Rheine herschenden einflüssen; erst durch den kreuzzug,

1) Ich lasse die klammer mit namen weg.

also etwa seit 1189, kam er damit in berührung und unter Hausens einfluss. Die lieder Reinmars lassen sich nach dieser zeitteilung ordnen.

Cap. VI. Zwischen der alten österreichischen und der rheinischen lyrik besteht auch ein innerer gegensatz, nicht bloss der in der technik; die wesentlichen kennzeichen der troubadours fehlen in der österreichischen dichtung. Auch später, unter Hausens einfluss, bewahrte Reinmar die alte gesinnung.

Ich glaube im vorstehenden die ergebnisse Beckers im wesentlichen mitgeteilt zu haben und muss die prüfung der meist nur im zusammenhange zwingenden gründe hier übergehen. Nur einzelnes sei noch hervorgehoben. Ich glaube zunächst, dass der verfasser sich in der heimatsfrage Reinmars unnütze wege gemacht und am falschen ende angefangen hat. Wenn Becker erst gezeigt hätte, dass Reinmar nach seinen gesinnungen, lebensverhältnissen und sogar nach seiner technik ein Österreicher ist, dann wäre ihm die negative seite leichter geworden. Aber nicht ihm nur, sondern noch mehr dem leser. So aber fragt man sich bei dem ersten capitel fortwährend: warum soll er denn aber kein Elsasser sein können? ja weil er eben ein Österreicher ist, antwortet cap. V. Hier hätte verf. den weg einschlagen müssen, den Wilmanns bei Walthers heimat nahm; denn es wird wol kaum jemand behaupten, dass äussere zeugnisse für beider dichter heimat vorhanden sind. Sind aber keine vorhanden, dann sind die inneren allein entscheidend. Becker glaubt nun zwar an äussere zeugnisse bei Reinmar und muss sich deshalb abmühen, gegen diese windmühlen zu fechten. Besonders die Nachtigall von Hagenau macht ihm grosse mühe; er hätte ohne schaden das ganze über bord werfen können, denn wer bürgt dafür, dass die Tristanstelle richtig aufgefasst ist? Ich traue mir nicht die entscheidung zu, ob Beckers ausführungen mit Hagenau als Reinmars familiennamen sich vereinigen lassen, denn die geschichte mit den österreichischen Hagenaus, so lange wir den Reinmar nicht urkundlich haben, ist und bleibt hypothese. — Die hauptfrage ist immer die: sind die entlehnungen aus romanischem vorbilde in aller ritterlichen lyrik von anbeginn so nachgewiesen, dass eine selbständige gar nicht bestanden haben kann, oder aber ist solche selbständige, unabhängige noch vorhanden? In dieser richtung hat Becker ganz unzweifelhaft richtige beobachtungen gemacht; ich stehe nicht an, das algemein gelten zu lassen, was er über Reinmar allein sagt (s. 206): „Man hat bisher oft genug sich gefragt, was Reinmar von seinen vorgängern, besonders von Hausen entlehnt. Es ist aber nicht minder wichtig, zu fragen, was er nicht entlehnt."

Erlangen Beckers ansichten, die ich für meine person immer gehabt habe, algemeine gültigkeit, dann werden sich aussichten öfnen, die Becker noch nicht überblickt hat und zu denen man wesentlich auch durch Wilmanns Walther gelangt; dann ist das centrum deutsches geisteslebens die Donau bei Wien, nicht der Rhein; dann brauchte Walther sich nicht erst von romanischen einflüssen loszumachen: es gab vor 1190 in Wien noch gar keine, zu einer zeit, wo Walther doch schon in der blüte der jahre stand. Dann ist auch Walther der directe fortsetzer des altheimischen minnesangs und seine höchste blüte.

BERLIN, 26. NOVEMBER 1882. EMIL HENRICI.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

SEIN ODER NICHTSEIN DES GUIOT VON PROVENCE.

I.

§ 1. Die frage, ob Wolfram von Eschenbach seine nachwelt belogen: dass er nach einer französischen vorlage des Guiot von Provence seinen Parcival gedichtet, oder ob er der wahrheit die ehre gegeben habe, wird freilich so lange unentschieden bleiben, bis es geglückt ist, den Guiot, nenne er sich nun de Provins oder de Provance selbst in person mit seinem werke unterm arme in die gerichtsstube zu führen, und kann es daher fast als töricht gescholten werden, darüber einen streit, wie über ungelegte eier oder um kaisers bart zu führen. Allein mit recht bemerkt Rochat im eingang zu seiner vergleichung unsers „Parcival" mit Crestiens de Troyes Contes del Graal (Pfeiffer, Germania, b. III, s. 81): „Es ist in der tat keine unbedeutende sache, zu erfahren, auf welche weise ein werk, wie Wolframs Parcival entstanden sei: welcher grundlage es seine existenz verdankt: ob und inwieweit sein ruhm durch ein anderes ähnliches werk bedingt ist, oder ob sein dichter in allen punkten selbständig und schöpferisch auftrat?" — Mit der leugnung Kyots, den er wie ein trügerisches meteor aufsteigen, aber ebenso wider verschwinden lässt, stimt auch Zarncke (Paul und Braune, Beitr. III, 304: Zur Geschichte der Gralsage) überein, indem er alles, was über Crestiens roman hinaus von Wolfram erzählt wird, für ausschliessliche dichterische erfindung desselben erklärt; und Rochat komt zu dem schluss: „Wenn alles, was Wolfram mehr hat als Crestien, er nur dem buche Kyots verdanke, es heissen müsse: Parcival aus dem Französischen des Kyot in das Mittelhochdeutsche übersezt von W. v. Eschenbach. — So weit ist man gegangen!" — Nein, geehrter freund, so weit ist man nicht gegangen. Man hat nicht vergessen, und weiss aus andern beispielen, wie ein einfacher roher sagenstoff durch dichterische begabung zu einem idealen kunstwerk erhoben werden kann. Die legende von H. Ciprian und die Faustsage in den bearbeitungen von Calderon bis Goethe sind doch wol mehr als übersetzung der ursprünglichen erzählungen, und Shakespeares könig Lear und Cymbelin mehr als mechanische nachbildungen einiger kapitel aus Gottfrieds von Monmouth geschichte der brittischen könige.

Als dritter von bedeutung tritt zu den leugnern Guiots auch Birch-Hirschfeld (Die Sage vom Graal. Leipzig, Vogel, 1877), indem er in der schlusszeile seines in andrer beziehung höchst verdienstlichen werkes zu dem resultat gelangt, dass Wolfram mit seiner vorstellung vom Gral ganz vereinsamt dasteht. Indem er aber zugleich es als merkwürdige erscheinung, fast triumphirend hervorhebt, dass endlich doch auch in Deutschland durch die schlusspartieen in Albrechts Titurel der Gral wider zu seiner alten berechtigten bedeutung, d. h. als abendmahlschüssel des Heilands, gelangt sei, und Wolfram vorwirft, dass „er dieser heiligen, wundertätigen reliquie ein bedeutungsloses nichts untergeschoben habe," zeigt er, dass das tiefere verständnis von Wolframs dichtung ihm verschlossen geblieben; dass er die gewaltige kluft, welche unsern von der kirchlichen mystik nicht umstrickten ritterlichen sänger von dem ultramontanen priester Albrecht trent,[1] nicht sieht, und daher auch nicht erkent, wie Wolfram dem bedeutungslosen nichts der reliquie den christlichen glaubensschatz, das wort gottes substituiert, und damit seiner zeit um mehrere jahrhunderte voranleuchtet.

§ 2. Beide gelehrte, Zarncke wie Birch-Hirschfeld stellen den satz auf:

> „Es sei unmöglich, undenkbar, dass ein französischer dichter den Gral anders als reliquie, und zwar als abendmahlschüssel, d. h. anders, als in verbindung mit der legende habe darstellen können."

Ich erlaube mir mit derselben überzeugungssicherheit den gegensatz aufzustellen:

> Wenn irgend ein land und eine zeit geeignet war, häretische grundsätze zu nähren, und einen hohen freien dichtergeist abwendig zu machen von der legende, von dem reliquienkultus, von der naturfeindlichen mönchischen dogmatik und abstrusen mystik, so war es Frankreich am ende des zwölften jahrhunderts.

In der tat fordert auch hier der bewährte spruch seine anwendung:

„Willst den dichter du verstehen,
Musst in dichters lande gehen."

In meinen „Parcival-Studien" b. II, s. 213—227 habe ich versucht, die kirchlichen und religiösen zustände des zwölften jahrhunderts in Frankreich kurz übersichtlich darzustellen. Weiteres findet sich in Reuters Geschichte des Pabstes Alexanders III, und Geschichte der

1) S. meine Rückblicke auf Dichtungen und Sagen des deutschen Mittelalters: „Vergleichung von Wolframs Parcival mit Albrechts Titurel in theologischer Beziehung." Quedlinburg und Leipzig, Basse, 1872, s. 175.

Aufklärung im Mittelalter, b. II, Neander: Bernhard v. Clairvaux und seine zeit, usw. und in den schriften über die ketzersecten jener zeit. Während die scholastiker auf ihren lehrstühlen in Paris die mysterien des christlichen glaubens mit aller schärfe des geistes erörterten, um das unbegreifliche begreiflich zu machen, giengen ihre lehrsätze pro et contra in die massen des volks über und fanden hier ihre weitere discussion bei hoch und niedrig, in den städten, in den häusern und öffentlichen orten. Die von der kirche geächteten und verfolgten fanden aufnahme und schutz in den schlössern der adligen und kleinen dynasten, deren herrenrechte von den anmassungen der kirche gefährdet wurden. Die rügen und schmähungen über den zustand des pabsttums und seiner klerisei und der gesamten möncherei fanden ihren brenpunkt in schriften wie die „Bible“ des Guiot von Provins und dessen vorgängers, des Brunellus Vigellus „Speculum Stultorum,“ des Thibaut de Mailli, so wie dessen nachfolgers Hugues de Berzil oder Berge. Wenn in der, dem Alanus ab Insulis beigelegten „Summa de arte praedicatoris“ über den geringen wissenschaftlichen sinn bei den klerikern seiner zeit geklagt wird, sie seien „plus dediti gulae quam glosae, potius colligunt libras quam legunt libros, libentius intuentur marcam quam Marcum, malunt legere in salmone quam in Salomone“, und ihm rhythmisch nachgesungen wird:[1]

„Est leo Pontifex summus, qui devorat,
Qui libras sitiens libros impignorat,
Marcam respiciens Marcum dedecorat,
In summis navigans in nummis anchorat“

u. dgl. m., so kann es nicht befremden, wenn im volke auch das hochwürdige herabgezogen und, den hostienweihespruch des geistlichen verachtend, darüber gespottet wird, „dass er erst den leib Christi mache.“ Gegen solche ketzerischen ausbrüche erscheinen Guiot oder Wolfram mit ihrer abwendung von der legende und dem reliquiencultus, den Wolfram übrigens, wie überhaupt auch die gebräuchlichen kirchlichen kultusformen für die weltlichen kinder der tafelrunde gelten lässt, was sie mögen, noch wie heilige!

Neben jener drastischen kritik und verurteilung der geistlichen träger der kirche gab es aber auch noch eine andere, völlig entgegengesezte poesie, die, genährt von dem studium der klassiker und des Aristoteles, sich bemühte, das universum des damaligen gesamten wissens, und den zusammenhang von natur und mensch mit gott durch allegorische darstellungen, wozu der ganze antike götterhimmel zu hilfe

1) Wright, The latin Poems, com. attrib. to W. Mapes p. 7, 111.

genommen wurde, der gelehrten lesewelt zur anschauung und zum verständnis zu bringen. Ich erinnere an den „Entheticus“ des Johannes Sarisberiensis († 1180), an die schrift des Adelard von Bath [1] (um 1130), welche zeigt, wie die seele sich aus den banden der sinlichkeit nur durch rückkehr zu sich selbst und zu ihrem gebiet, dem studium der philosophie und der freien künste, retten kann. Diese verleihen der getrübten seele wider ihren glanz und erheben sie von ihrem falle. In andrer weise benuzt Bernardus Silvestris [2] diese allegorie, um seine weltanschauung darzulegen. Besonders wichtig ist der viel verbreitet gewesene Anticlaudianus des Alanus ab Insulis,[3] der in seiner Allegorie die idee deutlich erkennen lässt, dass durchgeführt werden soll, wie der in allen tugenden und allem wissen volkommene mensch, indem er in allen versuchungen der sünde besteht, und alle übel besiegt, der erde das paradies zurückgewint. Der Anticlaudianus bildet ein glied in der kette, die schliesslich in der Divina Comedia Dantes endet, als dem schlussergebnis der mittelalterlichen weltanschauung. Inmitten dieser extremen pole von dichtungen ganz heterogener richtungen ergoss sich der bis jezt noch nicht übersehbare strom der weltlichen Artusromane und die wol wesentlich durch Crestien weiter geführte verschmelzung derselben mit der legende von Joseph von Arimathia und dem Gral. Und bei diesem überschwenglichen reichtum von poetischen, philosophischen, religiösen ideen, welche in diesen dichtungen walten, solte es unmöglich und undenkbar sein, dass ein echter dichtergeist den Gral anders als nur als reliquie habe auffassen können?

§ 3. Aber es lohnt sich auch näher zu überschauen, wie weit Wolfram sein ihm zur last gelegtes lügengewebe ausgesponnen hat, welche fülle von stoff seiner phantasie zugeströmt ist, den er nicht aus Kyot, doch vielleicht aus andern werken, wenn nicht aus sich selbst entlehnt hat, und welche ausgebreitete kentnis der französischen litteratur seiner zeit ihm zu gebote gestanden hat. — Zarncke ruft unter beistimmung von Rochat und Birch-Hirschfeld:

> „Kyots quellen sind wunderlich. Flegetanis, das manuscript von Toledo, die chronik von Anjou — das alles ist verloren. Ist das möglich, oder auch nur wahrscheinlich?“

Ich antworte auch hier mit aller kämpferruhe:

1) Jourdain, Gesch. der aristotelischen Schriften im Mittelalter. Von Stahr, 1831. S. 249.

2) De mundi universitate sive megacosmus et microcosmus. Ed. von Barach und Strobel. Inspruck, 1876.

3) S. die eingehende abhandlung darüber von dr. O. Leist in den schulprogrammen des gymnasii zu Seehausen in Altm. Ostern 1878. 1879. 1881. 1882.

Ja allerdings. Diese quellen hat Kyot erdichtet, und das war ihm notwendig, ja selbstverständlich.

Wir wissen von unsern epischen kunstdichtern, und brauchen dazu nicht erst Lachmanns bestätigenden ausspruch, wie sie bemüht sind, durch angabe von autoritäten und quellen ihre erzählungen als verbürgte wahrheit hinzugeben, und dass sie auch meistens wirklich ältere vorlagen gehabt haben. Dasselbe findet auch bei den französischen erzählern statt. Überhaupt hatte man im mittelalter für die erfindungen der phantasie keine andere bezeichnung als lüge. So rät der Wälsche Gast, v. 1084: dass die erwachsenen sich nicht mehr mit der lectüre von romandichtungen befassen sollen, *wan si suln verlâzen gar diu spel, diu niht wâr sint.* V. 1118: *die âventiure sint gekleit dicke mit lüge harte schône; diu lüge ist ir gezierde krône.* V. 1140: *und heten si getihtet daz, daz vil gar ân lüge waere, des heten si noch groezer êre* — wogegen ein andrer dichter sagt: hübsche lüge ist keine sünde. — Wenn Kyot also sich von der geläufigen idee des Grals als reliquie, also von der legende des Joseph von Arimathia abwante, so war es für ihn unerlässlich, anderweit autoritäten zu beschaffen, ja selbst zu erfinden, um seiner erzählung eingang und glauben zu schaffen. Machte doch der verfasser des prosaromans vom H. Gral sich kein gewissen daraus, den Heiland selbst als lieferanten des nur eine hand grossen buches vom Gral vorzuschieben; weshalb solte Kyot nicht zu dem sternkundigen halbjuden und heiden Flegetanis und nach dem buch von Toledo greifen, und zu der chronik von Anjou, deren fundort er jedoch wol weislich nicht angibt?

§ 4. Mir wird aber ferner entgegen gehalten:

„Das französische buch des provenzalen ist auch verschollen. Die vorgeschichte Gahmurets, die Gralfamilie, Titurel, Frimutel, Amfortas, der Talfin von Graswaldane, wovon in der französischen und provenzalischen litteratur keine spur zu finden ist, das alles müste Kyots erfindung sein. Alles möglich, aber auch wahrscheinlich?"

In der provenzalischen litteratur, die ein vermeintlicher Provenzale doch solte gekant haben, ist allerdings bis heute nichts davon gefunden. Von der französischen litteratur lässt sich dies aber so absprechend nicht behaupten; und ist hier zunächst Albrechts Titurel in verbindung mit Wolframs Parcival und seinen Titurelfragmenten schärfer ins auge zu fassen, während wir auf Gahmurets geschichten noch unten werden zu sprechen kommen.

Domanig (Parcival-Studien I. Paderborn, 1878) hat mit feinem poetischen gefühl und scharfsinnig eingehend auszuführen gesucht, dass Wolfram seine Titurelfragmente als ergänzung und nähere erläu-

terung vieler anspielungen und beziehungen im Parcival nachträglich gedichtet, ihn dabei die idee, entsprechend T. 56, die wahre minne (freilich nicht im sinne Gottfrieds von Strassburg) zu verherlichen, zugleich aber auch die absicht geleitet habe (l. c. s. 38) „sein ideal von minne in der erscheinung Sigunens vorzuführen, nicht an Schianatulander, noch gleichermassen an ihnen beiden." — Indess scheint hier der vorwurf, den der dichter sich soll gestelt haben, doch zu eng begrenzt und einseitig. Denn die worte T. 39: *„er wirt dirre âventiure ein herre"* deuten denn doch zu bestimt an, dass er die absicht habe, ein grösseres heldengedicht zu verfassen, und sich nicht auf die schilderung der jugendliebe Schianatulanders zu beschränken, und er entschuldigt sich gewissermassen T. 52, dass er die *kintlîchiu minne* so ausführlich geschildert habe (*wan daz ez sich lenget*). Auch die str. 56, worauf Domanig die idee Wolframs basiert, sagt mehr als er annimt:

Al die minne pflâgen — und minne an sich leiten,
Nu hoeret magtlîch sorge — unde manheit mit den arbeiten,
Dâ von ich wil âventiure künden
Den rehten, die . . . durch herzeliebe ie senende nôt erfünden.

T. 40 und 75 geben an, dass Schianatulander den Gahmuret auf seinem ersten zuge zum Baruch begleitet, und mit ihm zurückgekehrt sei, wovon wir in unserm Parcival nichts finden. In T. 76 nimt er abschied von Sigunen: *„ich muoz von dir zen heiden;"* T. 102 mahnt ihn jedoch Gahmuret:

„Ey kranker knabe, waz waldes — ê muoz verswinden
Ûz dîner hant mit tjoste — solt du der ducissen minne bevinden!
Werdiu minne ist teilhaft ordenlîche: (im Schildesamt.)
Si hât der sælige ellenhaft — erworben ê der zagehafte rîche.

Der verliebte knabe wird also auf spätere noch von ihm zu leistende heldentaten verwiesen, und auch Herzeloyde mahnt Sigunen T. 128: *„Schionatulander an prîse ûf muoz stîgen,"* was doch nur durch tapfre rittertaten geschehen kann. — Diese andeutungen scheinen mir so deutlich die absicht, eine heldenaventüre dichten zu wollen, zu bekunden, dass auch Müllenhoffs bemerkung (Zeitschr. f. d. A. XVIII, 297) „es entbehre diese ansicht ganz und gar jedes haltes" von Frz. Pfeiffer (Germ. IV, 301—308), desgl. von Bartsch (Ed. Parc.) mit recht zurückgewiesen ist. — Und diese Aventuren des Dauphins finden wir ausführlich in Albrechts Titurel erzählt: seine schwertleite, die feste Arthurs auf Floritschanze, bei dem er sich so sieghaft zeigt, die fehden mit Orilus und Lähelin, welche die ihm nach Gahmurets tode zur

verwaltung überwiesenen lande widerholt angreifen, endlich sein zug zu hülfe des Baruch, eine widerholung von Gahmurets fahrten ins heidenland. Dergleichen widerholungen derselben abenteuer mit veränderten namen und nebenumständen sind in den französischen romanen keine seltenheit. Ohnehin sind beide fahrten Gahmurets zum Baruch (wenigstens bei Wolfram) sehr kurz und algemein gehalten. Aber im Titurel Albrechts wird dessen geschichte weitergeführt, indem sein tod durch Schianatulander an Hippomedon (kap. XXVIII des drucks, und Hahn 4120), ferner der tod des Schianatulander (kap. XXXV, nr. 5031) an Orilus durch Ehcunat von Kanedich (kap. XL, nr. 5795 — 5845) gerächt, und somit diese heldenmäre zum völligen abschluss gebracht wird. Nach allem, was uns Albrecht in seinem Titurel bietet, können wir nicht annehmen, dass dieser alles das, wozu ihm Wolfram im Parcival nicht die stichworte bot, selbst aus freier phantasie erfunden, zumal auch die wunderliche caprice Sigunens nach dem brackenseile, das eine so grosse rolle spielt, ganz im charakter der französischen romane geschrieben ist, wie z. b. auch im Berner ms. des Parcival die sucht der schönen nach dem hund und hirschkopf, womit der held sich so lange und mühsam herumschleppen muss, ähnliche grillen zeigt. Vielmehr spricht alle wahrscheinlichkeit dafür, dass Schianatulander der held eines besondern romans gewesen ist, in welchem auch noch die abenteuer andrer helden mit verwoben gewesen, und aus welchem Kyot gewisse züge, namentlich die liebesgeschichte des Dauphins und Sigunens, in seinen roman von Parcival und dem Gral mit herüber genommen, die jedoch Wolfram wider ausgeschieden hat, indem er sich auf Sigunens kurze erzählung ihrer liebe beschränkt, und das leidige brackenseil mit einer zeile (P. 141, 16) abfertigt.

§ 5. Bartsch hat in seiner ausgabe des „Parcival“ nun noch zwei stücke aufgenommen, die er dem Wolfram vindiciert, wovon das eine (nr. II) die strophen des Hahnschen Titurel 923 — 955 oder kap. VIII, 126 — 127 des drucks, und das zweite (nr. IV) 1234 — 1264 oder kap. X, 59 — 133 des drucks enthält. Beide halte ich aber eher für abschriften aus Albrechts Titurel, als für echte oder umgearbeitete originaldichtungen Wolframs. Auch hier heisst es (Bartsch 143) T. 929 in bezug auf die waffentaten des Talfin:

du solt sie under schilde vil manlîchen koufen.

Wenn wir aber (B. 151, Tit. 938) lesen:

„Mîn herz mit tôde ringet: Jesus Crist durch dîner marter ére
lâ dich erbarmen alle mîne weisen,
und bevôgte mîne sêle mit dînem kriuze vor des tiuvels freisen“

dem bei Hahn 939 noch in gleichem stile hinzugefügt wird:

„Mîn schilt vor aller schcutze und vor des tievels kratze
ist wol daz fron kreutze. wer ez zu reht gein sunden wider satze
mit hertzen und mit hende für sich schrenket
und got mit truwen danket, daz er durch uns an kreutze wart gehenket —

so hören wir nicht Wolframs, sondern Albrechts, des salbungsvollen priesters sprache.

Ebenso str. 932, die bei Bartsch fehlt:

Gedenke mîner sele mit helfrîchen dingen
daz die von aller quele werde erlôst. almûsen soltu bringen
in hospital und guten religiosen,
der wort zu himel dringent vil seldenrîch ouz und ouz klosen.

Diese zusatzstrophen scheinen, als tautologisch, vom abschreiber weggelassen zu sein. Wären beide fragmente wirklich echt, so böten sie noch mehr stoff zum Schianatulanderroman. In gleichem priesterlichen ton ist B. 148, T. 935 gehalten:

Jesus, sun der megede, ein got und dri genende,
ez vordert mîn geloube und mîn gedinge gar ân zwivels wende
an dich daz brôt, daz wart von dem worte,
und daz bluot, daz Longinus liez ûz dîner sîten mit eins speres orte.

Die lezte zeile aber erinnert so deutlich an die lanze der legende, dass weder Wolfram noch Guiot hier ihrer gedacht haben kann. Vielmehr hatten sie gegründeten anlass, sich von dieser tradition abzuwenden. da zwar bei der eroberung von Antiochien (1098) die lanze des Longinus, die in der kirche des apostels Petrus daselbst solte verborgen gewesen sein, entdeckt worden, und so grosses aufsehn im kreuzheere gemacht hat,[1] bei welcher gelegenheit auch das schweisstuch des herrn mit seinem abbilde gefunden ward, und die von Otto von Freisingen († 1150) Chron. L. VII, c. 4 als „usque ad id tempus incognita“ bezeichnet ward: während andrerseits die sage verbreitet war: dass bereits Karl der Grosse dieselbe lanze besessen, die von ihm auf Otto I gelangte, der sie bei seiner vermählung mit Editha, schwester des königs Athelstan von England, dem lezteren nebst dem schwerte Konstantins des Grossen, einem nagel vom kreuz des Heilands, einem stück der dornenkrone und dem paniere des h. Mauritius, dessen sich Karl der Grosse ebenso wie jener lanze gegen die Saracenen bedient hatte, zum geschenk übersante. Dem nichtblindgläubigen muste also hier ein

1) v. Raumer, Gesch. d. Hohenstaufen. B. I, s. 161. 191.

frommer betrug deutlich in die augen springen, ihn mistrauisch gegen die überlieferung machen, und sie ihm verwerflich erscheinen lassen. Dagegen ist bei Wolfram der lanze eine ganz andre und tiefere, in engstem zusammenhang mit der krankheit des Amfortas stehende bedeutung gegeben, von der Crestien nicht weiss, und die dem freilich nicht erkenbar werden kann, der den gegensatz des reiches des Grals und des bösen im ganzen organismus unsers gedichts nicht zu fassen oder anzuerkennen vermag. Birch-Hirschfeld, s. 274, hält zwar diese umwandlung der bedeutung der lanze, die bei Crestien und seinen fortsetzern sich wie ein überflüssiges möbel in den Gralromanen herumtreibt, zwar für so naheliegend: „dass Wolframs gedanke sich beinahe von selbst ergibt.“ Aber es ist Wolfram oder Guiot zu wenig ehre angetan, wenn er meint: Wolfram habe die lanze bei den Franzosen gefunden, und nur nach einem motiv gegriffen, ihr diese neue bedeutung zu geben, um sie nicht ganz wegfallen zu lassen. Dass aber die lanze der speer eines heiden ist, ihre vergiftete spitze nicht im höllischen feuer gelötet, sie vielmehr ein werkzeug in der hand gottes zur bestrafung der sünde des Amfortas ist, von welcher versündigung überhaupt Crestien nichts weiss: dass diese sünde und deren sühne streng mit der erhöhung Parcivals zum Gralkönig verbunden ist, und dies den knotenpunkt unsers ganzen gedichts bildet, ist dabei nicht zu ignorieren oder wegzuleugnen. Ob Kyot oder Wolfram dabei an die wunde des Telephos und den sie heilenden speer des Achilles gedacht, und sie dies aus dem Homer gelesen haben, können wir füglich dahin gestelt sein lassen.

§ 6. Birch-Hirschfeld s. 283 legt Wolfram den gedanken unter: „Durch eigne schuld wird Amfortas der qual seiner wunde überliefert; von dieser solte ihn die teilnehmende frage des durch kampf und busse gereinigten Parcival erlösen.“ Hier vermissen wir den logischen zusammenhang zwischen frage und deren wirkung; denn den grundsatz hat Wolfram doch klar genug durchgeführt: dass der sündenwurm im eigenen herzen durch reue und busse des schuldigen selbst nur ertötet und die schuld gesühnt werden kann. Wenn dies also im Amfortas nicht geschehen ist, wie kann ihm die frage helfen, bei der er ganz passiv ist? Soll sie so mechanisch wirken, wie etwa das unter die nase einer ohnmächtigen gehaltene riechfläschchen? Darum kann in der frage Parcivals nur eine prüfung der seelenläuterung des Amfortas liegen, von der weder Crestien noch Birch-Hirschfeld eine ahnung haben; s. meine Parcival-studien II, s. 256, 257.

§ 7. Ähnlich verhält es sich (Birch-Hirschfeld s. 252 und 278) mit dem taillor d'argent, dem *snîdenden silber* (P. 255, 11. 316, 27),

den beiden silbernen messern. Da Kyot und Wolfram den teller, die patena der abendmahlschüssel, allerdings bei ihrer auffassung des Grals nicht verwenden konten oder mochten, so ist dessen umwandlung in messer, die auch mit der wunde des Amfortas in beziehung gesezt sind, sehr geschickt: sei bei Wolfram nur mangel an sprachkentnis, oder bei Guiot ein wortspiel mit „*tailler*, schneiden“ dabei mitwirkend gewesen — entschieden hat bei beiden doch die absicht vorgewaltet, von dem inhalt der legende die bedeutung abzulenken.

Auch die stelle P. 491, 13:

dâ von kom ûz ein mære,
er wær ein vischære.
daz mære muoser lîden:
salmen, lamprîden
hât er doch lützel veile,
der trûrege, niht der geile.

ist eine unzweideutige hinweisung auf den fisch der legende, mit welchem die von sünden rein befundenen gespeist werden (Birch-Hirschf. s. 154), die aber auch hier zurückgewiesen wird, und frappant an die oben citierten spotreden des Alanus ab Insulis erinnert: malunt legere in salmone, quam in Salomone; weshalb wir die verse P. 13, 15—14, 2 mit hindeutung auf das pabstrecht des Baruchs und seine mönchsorden auch nur als einen satyrischen seitenblick Wolframs auf die angemasste sündenvergebung des pabstes und die verderbte möncherei jener zeit zu erkennen vermögen, den ihm indess vielleicht Kyot schon an die hand gegeben hat. Aber es sagt auch schon unser Freidank 150, 20:

sünde nieman mac vergeben
wan got allein . . . . .
der ablâz dunket tôren guot,
den ein gouch dem andern tuot.

§ 8. Birch-Hirschfeld (l. c. s. 290) findet in den strophen 6167—6176 (im druck von 1477 kap. XLI, 30—39), worin Titurel berichtet, dass der engel ihm den Gral als abendmahlschüssel, die bis dahin Joseph von Arimathia bewahrt, gebracht habe, und somit von Albrecht die legende als das richtige acceptiert werde, den eclatantesten beweis für die nichtexistenz Kyots: welche schlussfolge jedoch nicht wol verständlich ist, indem ich auch hier gerade das gegenteil daraus folgern muss. Die strophen bei Hahn T. 77 (Alt. dr. kap. I, 1.):

Der von Proventzale
Flagetanis perlûre
heidensch von dem grâle,

und frantzois tuot euch kunt vil âventüre
daz wil ich tütschen, wil es mir got nun künden.
was Parzival da birget,
das wirt zuo licht gebracht ân vackelzünden —

und die bei Hahn fehlende strophe des alten drucks, kap. XLI, 86:

Kyôthe Flegetanîse, dem (der?) was her Wolfram gebende
dise âventiure zu prîse.
di bin ich Albrecht hir nâch im ûf hebende —

lassen allerdings in seiner gedunsenen sprache zweifelhaft, ob er Kyot und Flegetanis für zwei oder nur für eine person hält, allein in andern stellen führt er doch Kyot als eigne person an, z. b. in betreff des krames des Secureis, T. 2942:

ob uns Kyot niht triuget,
von dem diu âventiure ûz heidenschefte
den christen ist gewizen.

und T. 5295: *Albarose*
alsust genant sô was ir nam zu deute.
zu Proventz in der sprache, ob Kiot hie niht triegen kan die leute.

T. 5296:

die ander Barbidele. der nam sich hie glosierent
nach lieber danne die sele. er meint vil liht die da die giegent zierent.
Owe waz hân ich ûf gezeuget!
von Proventziale an siner âventeur also niht treuget.

In der lezten zeile finde ich den ausdruck, dass Albrecht sich hier von Wolfram, der dem Kyot nacherzählt, verlassen sahe, da in der tat von Albarose und Barbidele in unserm „Parcival“ nichts zu finden ist. Beide damen gehören mit Klauditte zu denen, welche dem Feirefiss minne ohne ritterlichen dienst geboten, die er jedoch verschmäht, und dafür Sekundillen erworben hat, und gehören sie in die frühere lebensgeschichte des Feirefiss vor seinem zuge ins abendland, um den vater aufzusuchen. Bei Wolfram heissen diese geliebten Olympia und Klauditte, und es scheint Albrecht merkwürdig, dass er hier von Kyot abweicht, den er als vorhanden also doch annimt. — Albrecht hat uns aber bereits T. 77—256 (kap. I des alten drucks) eine besondere geschichte der ahnen Titurels, die er zwar mit nebenbemerkungen ausgeziert haben mag, die er jedoch schwerlich selbst erfunden hat, gegeben. Er nent Sennabor, einen reichen heidnischen könig von Kapadocien (89) als stamvater, der zur zeit lebte, als Jesus von Judas verkauft ward; doch sein sohn Parille mit dessen vier brüdern und mehreren schwestern liess sich taufen. Zu jener zeit belagerte der römi-

sche kaiser Vespasian die Juden in Jerusalem, dem Parille sich anschliesst, und ein drittel der Juden starb, ein drittel fiel unter dem schwert der sieger, und ein drittel ward in die sklaverei verkauft. Vespasian überhäufte Parillen mit ehren und nahm ihn mit seinen brüdern Sabbilor und Azubar mit nach Rom. Er erhielt Vespasians tochter Argusille zur ehe und seinen brüdern gab er andre königstöchter. Parille erhielt ferner von ihm das königreich Frankreich zum lohn für seine taten, die brüder aber Antschowe und Kurnavale, wo sie das christentum verbreiteten. Das geschah 500 jahre früher, als Gandin, Gahmurets vater und „der Markis“ (Marke, der gemahl der Isolde?) lebten. Parille ward von den heiden vergiftet; doch sein sohn Titurisone bezwang die heiden von Galizien bis Aachen (112) und ward mit Elisabeth, der tochter des königs Bonifante von Arragon, eines verwanten des kaisers Tyberie, vermählt. Mit einer walfahrt nach Jerusalem erkauften sie sich von gott einen sohn, Titurel, der herlich und heldenhaft erwuchs.

Bis dahin ist vom Gral mit keiner silbe die rede gewesen. Das kap. II des drucks dagegen begint plötzlich, T. 357:

Do Titurel der licht gemal sust lebt gar her von jugende,
ein engel im von got den gral nu gebende waz durch sîn manec tugende;

allein es wird auch sogleich hinzugesezt, T. 261:

wie viel der tugende war an dem gral und wirde
daz seit ein ander maere,

womit ohne zweifel Wolframs gedicht gemeint ist. Es ist nicht gesagt, dass der Gral mit Parille ins abendland gekommen, die legende von Joseph von Arimathia ist völlig ignoriert, gott selbst gibt ihm den Gral zur hut, und da nach der regel der romanschreiber das geschlecht Titurels doch auf einen stamvater basiert werden muste, sezte er diese vorgeschichte, die er wol aus Kyot oder andrer tradition kennen gelernt, seinem werke voran, bevor ihm die weitere ausbildung der legende bekant geworden. Erst gegen das ende seines langen gedichtes, woran er gewiss eine reihe von jahren gearbeitet hat, hat er kunde von der sage, dass die in Cäsarea gefundne schüssel die abendmahlschüssel sei, wovon Helinand († 1227) und Jacobus de Voragine (1244—1298) u. a. m. berichten, erhalten, auch wol von den französischen Gralromanen kentnis genommen, und steht nun nicht an, diese ihm hochwilkommene mystische bedeutung des Grals, wenn auch in offnem widerspruch mit seinem früheren bericht, aufzunehmen. Er bekent, dass er sich mit der von ihm mitgeteilten tradition der ahnen Titurels auf falscher fährte befunden habe. Auch ward ja nach Wilcken (Gesch.

d. Kreuzz. V, 306) zu Konstantinopel eine abendmahlschüssel Christi als reliquie gezeigt, die später nach der eroberung der stadt 1204 nach Frankreich und sogar nach Troyes gekommen sein soll, freilich erst nach Crestiens tode. — Neuen aufschwung mag die tradition auch erhalten haben, als 1247 der patriarch von Jerusalem ein gefäss mit dem heiligen blute, als von Joseph von Arimathia und Nicodemus herrührend, dem könig Heinrich III von England zum geschenk sante (Matth. Paris. Hist. maj. rer. Anglic.), wie überhaupt mehrere dergleichen gefässe mit dem blut des erlösers an verschiedenen orten als wundertätige reliquien bewahrt und gezeigt wurden.

§ 9. Merkwürdig und beachtungswert bleibt bei Albrechts geschichte des Gralkönigsgeschlechts die erwähnung des Vespasian und des kaisers Tiberius, und es will fast scheinen, als ob uns mit diesen beiden namen eine reminiscenz aus den Gestis Pilati, dem Mors Pilati und der Vindicta Salvatoris,[1] aus denen sich die legende von Joseph von Arimathia, wie Zarncke gewiss richtig ausführt, weiter entwickelt hat, entgegentrete. Es heisst da: zur zeit des kaisers Tiberius, da Christus von Pontius Pilatus den Juden überantwortet ward, litt dessen Regulus in Equitanien, Titus, in der lybischen stadt Burdigalla am nasenkrebs, Tiberius in Rom aber am aussatz und schweren fiebern. Als Titus von einem hausierenden Ismaeliten Nathan, sohn Naums, hörte, dass Christus kranke mit einem wort geheilt und andre wunder getan habe, verwünschte er die Juden, die ihn getötet, und ward zur stelle gesund, liess sich taufen, berief den andern stathalter dort, Vespasian, und zog mit diesem mit heeresmacht gegen Jerusalem, belagerte und eroberte es. „Titus et Vespasianus apprehenderunt Judaeos, et ex parte lapidaverunt, et ex parte suspenderunt in lignum, pedes sursum et caput deorsum, et lanceis percusserunt eos; alios autem tradiderunt in venditionem, et alios diviserunt inter se et fecerunt quatuor partes, sicut et illi fecerunt de vestimentis domini. Et dixerunt: Vendiderunt Christum triginta argenteis, et nos vendamus triginta ex ipsis pro uno denario. Et cum hoc fecissent, apprehenderunt omnes terras Judaeae et Jerusalem.“ — Dies klingt wider bei Albrecht:

T. 100:

Dô man getouft Barillen (statt Titus) *und Jherusalem besezzen*
Wart durch des kuniges willen, des got mit sîner pfleg niht hât vergezzen,
Uespasian der drizzig stunt drizzig tusent
der iuden in Jherusalem het mit heres krefte umbeclûsent.

1) Tischendorf, Evangelia apocrypha. Lipsiae, Mendelssohn, 1876.

T. 101:
Untz ir tôt vor hunger ligende daz dritteil was mit alle,
daz ander ungesigende dritteil was mit cristenlîchem valle,
daz dritte dritteil wart under uns verkoufet,
sô daz si sunder êre solden leben der wirdekeit bestroufet.

Da Albrecht auch hier von Joseph von Arimathia und seinem heiligen gefässe nichts sagt, ist anzunehmen, dass auch seine vorlage davon schwieg, und war diese Kyots bericht, so geschah es von diesem gewiss mit absicht. — Nach der Vindicta Salvatoris schickte Titus aber den Nathan an Tiberius nach Rom in begleitung der Veronica, deren schweisstuch mit dem abbild Christi den kaiser sofort heilt, worauf auch er sich taufen lässt, und Titus und Vespasian üben ferner strenges gericht in Judäa.

§ 10. Da Birch-Hirschfeld (s. 273—279) von der ansicht ausgeht, dass kein dichter in Frankreich den Gral anders, denn nur als abendmahlschüssel habe auffassen können, bleibt ihm nichts übrig, als die abweichende darstellung Wolframs bald auf dessen unkentnis der sprache, bald auf verlegenheiten und notbehelfe, um über die von Crestien gelassenen lücken hinweg zu kommen, oder auf mehr oder minder geschickte erfindungen und motive zu deren ergänzung zurückzuführen: während in unserm deutschen gedicht alles klar vorliegt, und wozu Wolfram auch wol schon andeutungen bei Kyot gefunden hat. Besonders scheint ihn zu irritieren, dass er den Gral nur „ein ding, den stein“ nent, worunter er einen edelstein mag verstanden haben. Indess wird P. 592, 1 die mit edelsteinen besezte spiegelsäule zu Schastelmarveille auch nur „ein stein“ genant. — Sehr weislich hat Wolfram die gestalt desselben, etwa als schaale, kelch, kruzifix usw. zu beschreiben unterlassen, um dadurch nicht an die für ihn tote reliquie zu erinnern, über deren fund allerdings der ultramontane priester Albrecht hoch erfreut ist, indem er damit wider den Gral Wolframs auf positiv kirchlichen boden bringt, um dem unmittelbar von gott dem Titurel anvertrauten heiltum ein fromm dogmatisches gewand umzuhängen. — Mochte jeder hörer und leser sich die gestalt des Grals nach seinem gefühl und geschmack denken; dass sie nicht ganz roh und ungestalt war, sondern der stein wenigstens einen glatten rand hatte, ist deutlich gesagt, da auf diesem rande die befehle gottes geschrieben wurden.

§ 11. Dass Wolfram des Nordfranzösischen nach seinem eignen geständnis zwar ziemlich mächtig gewesen, dass er aber doch häufig sich auch auf sprachlichen misverständnissen hat ertappen lassen, wird

zugestanden. Finden wir nun aber einerseits das Gralgebiet als einen banforst, den unberufene nicht betreten dürfen, bezeichnet und terre de salvatsche benant, worin fontâne la falvatsche, an welcher der klausner Trevrecent wohnt, wo Sigune ihren heiligen aufenthalt hat, und wo Parcival die weisungen zu seiner belehrung empfängt: und andrerseits das zaubergebiet Klinschors vom strom der weisheit begrenzt, durch den nur eine gefährliche fuhrt führt, worin der unglückshohlweg, der qualenstrom, der Tamarisken- oder Klinschorwald ist, ferner Schastelmarveille mit dem Litmarveille und andern zaubern,[1] so ist doch nicht zu leugnen, dass diese gebiete entschieden tief in den organismus unsers gedichts eingreifende gegensätze sind: dass gerade hier die vorbemerkten namen und bezeichnungen ihre bestimte allegorische bedeutung haben: das Wolfram sie französisch (durch die mss. noch mehr corrumpiert) widergibt, und dass der erfinder dieser namen sie doch mit absicht gewählt haben, und sich ihrer bedeutung bewust gewesen sein muss. — Warum hier nun gerade nur französische namen, während ausserdem doch sehr viel wälsche, bretagnische, provenzalische und deutsche im gedicht vorkommen, also eine einheit darin nicht erforderlich war — wenn nicht eben ein Franzose ihr erfinder war? Auch Crestien hat diese namen, aber aus dem Rosche-Sabbîns, dem felsen der weisheit, macht er la Roche de Sanguin mit dem albernen zusatz: „maint bon drap vermeil et sanguin i taint on et mainte escarlate (Bartsch, Parc. II, s. 298), wodurch er zur genüge zeigt, dass er die bedeutung der namen nicht verstanden, sie also auch nicht erfunden hat. Wolframs quelle bleibt daher Kyot.

§ 12. Im zweiten Titurelfragment erzählt Wolfram: Klaudite, die jungfräuliche königin von Kanedich (schwester der Florie, die mit dem sohne Arthurs, Ilinot vermählt, dessen tod im kampfe auch Floriens tod aus gram zur folge hatte) *kôs den duc Ehkunahten de Salvâsch ze âmîen* (T. 151),

T. 152: *welt ir tiutsch ir friundes namen erkennen?*
der herzoge Ehcunaver von Bluome diu wilde, also hôrt ich in nennen.

T. 153: *Sît er von der wilde hiez, gegen der wilde*
si sante im diesen wiltlîchen brief, den bracken usw.

also mit der aufforderung, ihr um minne zu dienen.

T. 143: *Gardevîaz hiez der hunt: daz kiut tiuschen: Hüete der verte.*

1) Meine Parc.-Studien, bd. II und III, 6—8.

Ist es denkbar, dass Wolfram hier die französischen namen samt deren verdeutschung erfunden habe, und dazu auch die weitere geschichte vom brackenseil, die wir ferner auch aus Albrechts Titurel erfahren? Müssen wir nicht vielmehr glauben, dass ihm ein französischer stoff vorgelegen hat, den er zu einem roman verarbeiten wolte, dessen hauptheld Schianatulander sein solte? Daraus folgt, dass das material hierzu ihm in Kyots vordichtung gegeben war.

§ 13. Die P. 770 zahlreich aufgeführten ländernamen der von Feirefiss besiegten oder ihm untertänigen fürsten hat **Martin** (Gralsage, Strassburg, 1880) zum grösten teil als aus des Solinus „Polyhistor" entlehnt nachgewiesen. Es ist also erwiesen, dass Wolfram sie nicht erfunden hat. Es ist aber ebensowenig wahrscheinlich, dass der deutsche ritter sie sich persönlich aus dem lateinischen Solinus herausgelesen oder von einem gehülfen hat herauslesen lassen, um sie hier in einer wenig geschickten weise in haufen vorzuführen. Einem französischen buchgelehrten dichter ist die lectüre des Solinus jedenfals weit eher zuzutrauen. Dieselben namen finden zum grösseren teile sich auch neben unzähligen andern in Albrechts Titurel, kap. 24—27, als teilnehmer und kämpfer bei dem grossen turnier auf Plenantze, das der Baruch dem Secureis zu ehren ausgeschrieben, das, nachdem es in eine blutige schlacht ausgeartet, auf dem plan Pudellen fortgesezt wird, und das (kap. 27) damit endet, dass Schianatulander den Secureis, und später (kap. 28) auch den Hippomedon tötet, und somit Gahmurets tod rächt, worauf er (kap. 30) nach Europa heimzieht, wo er demnächst mit freuden empfangen, aber in den kampf mit Orilus und Lähelin verwickelt wird. Es wird also hier ein teil der aventuren erzählt, deren „herr" nach Wolfr. Tit. 39 Schianatulander sein solte. Albrecht scheint auch hier einer fabel zu folgen, die entweder schon selbständig erzählt war, oder die Kiot in sein gedicht verwoben hat. Da in der vorgeschichte Gahmurets, wie sie Wolfram gibt, sein tod ungerächt bleibt, so lag für einen romanschreiber jener zeit der reiz nahe, die rache durch Schianatulander ausführen zu lassen, und so einen volkommenen schluss der geschichte Gahmurets herbeizuführen. Es ist zu bedauern, dass Albrecht nicht seine quelle für diese geschichten anführt. Aber wie er beim feldzuge des kaisers Lucius von Rom (kap. 32) aus Gottfried von Monmouth, und kap. 33 ein stück aus Lamprechts Alexanderlied einfügt, ohne seine quelle zu nennen, so verschweigt er sie auch hier, da er bis zum schluss seines gedichts in Wolframs namen spricht, der nur Kiot als quelle nent.

Die Franzosen liebten und giengen nach dem muster Gottfrieds von Monmouth, Hist. regum Britt. IX, 12 mit dem beispiel voran, die

namen der teilnehmer bei festen, turnieren und heerzügen zu häufen, und die deutschen dichter folgten ihnen darin nach. Fand Wolfram dergleichen bei Kiot, deren aventuren er jedoch für seinen zweck nicht gebrauchen konte, so schaufelte er sie hier in einen haufen zusammen, indem er sich damit ihrer kurzweg entledigte. Ähnlich verhält es sich auch wol mit den von Parcival besiegten (P. 772), deren kämpfe bei Kiot oder sonstwo etwa specialisiert waren, und die zeit ausfüllen, da den Parcival unser dichter in seinem werke auf dessen fünfjähriger bussfahrt in den hintergrund schob, und uns mit deren widererzählung verschonte.

Derjenige aber, der den Solinus aufgeschlagen, vielleicht auch des Plinius hist. nat., um heidnische namen aufzusuchen, hat sich auch weiter darin umgetan, hat darin die reiche der Secundille, Tribalibot und Tabronit in Palibotra und Taprobane entdeckt, und auch die verschmähten geliebten des Feirefiss Olimpia und Klaudite in Alexanders mutter Olympias und der Claudia, welcher auf einem phrygischen schiffe die vittae castitatis als preis der keuschheit überbracht wurden, gefunden. Auch Wolframs Eckuba von Janfuse, die heidin, findet ihren anhalt im tumulus Cynossema dictus Hecubae sepulcrum, und der turris Protesilai gibt ihm anlass, denjenigen, der Belakanens geliebten Isenhart getötet, Prothizilas zu taufen. Sogar Sekundille, eine hauptperson im roman, findet sich in der riesigen an zehn fuss grossen Secundilla, deren reste noch zu des verfassers zeit in der begräbnisstätte der Salluste zu sehen waren. Alles schon damals im gedächtnis des volks berühmte sagenhafte personen! Protesilaus, der sohn des Iphiclus, zog ja mit 40 schiffen vor Troja und landete dort zuerst, wobei er jedoch den tod fand. Auch Hippomedon, der den Gahmuret getötet, entnimt seinen namen von dem Hippomedon, der als einer der sieben gegen Theben zog, aber von der hand des Ismarus fiel; und sein bruder war Pompejus, doch nicht derjenige, der einst vor Julius von Rom entfloh, sondern ein neffe Nebucadnezars von mutterseiten (P. 102, 2, 3. 14, 4. T. 73. 74). Man sieht deutlich, hier hat ein buchgelehrter nach bedeutenden heidnischen namen gefischt.

§ 14. Hat nun aber zur decorirung des lebens und tuns der Sekundille und des Feirefiss das klassische heidentum diesem jüngeren geschlecht wenigstens zu den personennamen das material geliefert, so bildet es einen eigentümlichen gegensatz, den vater Gahmuret in den celtisch-germanischen sagenkreis eingetreten zu sehen. Schon in der ersten hälfte des 12. jahrhunderts und früher finden wir bei Nennius und Gottfried von Monmouth ausführliche erzählungen von den kämpfen

der Britten mit Hengist und Horsa;[1] Lot von Norwegen spielt bei Gottfried eine hauptrolle im brittischen interesse. Finn, der deutsche heros in den angelsächsischen stamtafeln und liedern, ist gleichnamig mit dem, die küsten gegen die einfälle der Sachsen schützenden nationalhelden der Schotten und Iren Finn-gal (d. h. der fremde). Die Gudrunlieder zeigen vielfache beziehungen zwischen England und Irland und dem östlichen kontinent des atlantischen oceans, und berühren den sogenanten Nordseesagenkreis. Darum dürfen auch germanische namen in brittischen sagen ebensowenig überraschen, als die einmischung heidnischer mohrenfürsten in die brittischen heere vor Patelamunt und Kanvoleis, da schon früh nach Lappenbergs forschungen die schwarzen fremden (dub gal), die piraten der Nordsee, von den romanschreibern als heidnische mohren verstanden wurden, zumal nach der sage auch Irland ursprünglich von Afrikanern soll bevölkert worden sein. — In Pfeiffers Germania bd. II habe ich versucht, die taten des vaters des Peredur Evrawc, grafen des nordens, auf den Eboracus bei Gottfried und dessen geschichte auf eine stamsage der stadt York zurückzuführen. Aber auch der deutschen litteratur ist neben Wolfram der Gahmuret nicht fern geblieben. Das von Boppo M. S. II, 236 dreimal erwähnte *des küniges Tyrols buoch* muss eine ältere existenz haben, und das lehrgedicht von „könig Tyrol von Schotten und Friedebrand, seinem sohne“ auf früheren traditionen fussen, obwol es auch des Amfortas und Flegetanis, wol mit bezug auf Wolframs Parcival, erwähnt. Merkwürdig aber bleiben die von J. Grimm (Haupt, Zeitschr. f. d. a. I, 7) mitgeteilten fragmente eines epos, wahrscheinlich aus dem schluss des 13. jahrhunderts, worin (Fragm. D.[a]) nicht blos *amuret* als name, dessen anfangsbuchstabe G im ms. defect ist, bestimt auf Gahmuret hinweist, sondern auch die halbleute, nemlich halb schwarz-, halb weissfarbigen elstermenschen, ganz nach der beschreibung des Feirefis, erscheinen. Ferner lässt Heinrich vom Türlîn in seiner „Krone“ bei einem turnier v. 18046 einen könig Cavomet von Arabien mit zwei brüdern, Pelde und Efroi, Laamez von Babylon und seinen schwestersohn Aschalone, und deren verwanten, einen jüngling aus Syrien *der Vâruch was genant*, auftreten. Cavomet führt auch einen anker im wappen, und scheint ein entstelter Gahmuret, den der französische vordichter Heinrichs jedoch nicht aus unserm Wolfram kann entnommen haben, und ebenso deutet könig Efroi, der ausserdem in den bekanten romanen nicht vorkomt, auf jenen wälschen Evrawc. Das zum grunde liegende französische gedicht muss spätestens 1200, wenn

1) S. meine Beiträge zur brittischen und celtischgermanischen Heldensage. Quedlinburg und Leipzig. 1847. Abschn. IV. Finn und Hengest.

nicht schon früher vorhanden gewesen sein. — Hier liegt ein fuchs im loche, der noch ergraben werden muss! Vielleicht findet sich auch noch ein bis jezt verschollener Gahmuret-roman. — Dass die deutschen namen und ihre geschichten im „Parcival“ aber nur bei Gahmuret erzählt werden, und ohne beziehung zu Feirefis stehn, ist für mich ein anzeichen, dass beiderlei elemente erst von dem Franzosen, evt. Kyot, kombiniert sind.

§ 15. Schon M. Haupt hat bei seiner ausgabe von Hartmanns Erek auf die namen aufmerksam gemacht, welche v. 1628—1692 als teilnehmer an Artus tafelrunde genant werden: worunter viele sind, welche auch in Wolframs Parcival sich finden, und die nicht sämtlich mit denen in Crestiens Erec (l. c. XI) übereinstimmen, die Hartmann also anderswoher muss entnommen haben, und er komt neben andern gründen daher zu dem schluss, dass Crestiens Erec nicht Hartmann zur vorlage gedient habe. Es ist für unsern zweck nicht unwichtig, heraus zu spüren, wo und in welcher beziehung gewisse namen in der französischen oder deutschen litteratur vor Wolfram sich vorfinden. Denn wenn Wolfram sie irgendwo entlehnt hat, so müssen sie doch schon in älteren französischen romanen vorhanden gewesen sein. Abgesehen von den fast in allen romanen widerkehrenden haupthelden, Lancelot, Parcival, Tristan, Erec, Iwein, Gawan, Segramors, erscheint es besonders auffällig, dass Erec 1650 den Titurel, und 1690 den Ganatulander (= Schianatulander) nent, die wir nur aus Wolframs Parcival und Titurel kennen, und die meines wissens bis jezt in französischen romanen nicht entdeckt sind. Hat Hartmann sie erfunden? wogegen der neben Titurel genante Bliobleherin (bei Crestien Bleableheris), in Hartmanns Iwein, 4705 als Plîopleherîn und P. 134, 28 als Pliopleherî, von Orilus getötet, erscheint. Nach P. 271, 15 nahm Parcival den speer, den der wilde Taurian, Todines bruder in Trevrecents klause vergessen hatte, mit sich; doch legt Wolfram irtümlich dem Taurian den beinamen „der Wilde“ bei, der nach Er. 1636 und Crestien „Dodinez li sauvages,“ dem Dodines gebührt. Auch Iwein 87, 4696, 4705 erscheint Dodines der wilde, Wigalois 458 ohne den zusatz, dagegen in Ulrichs Lanz. 7098 als Dodines der wilde mit den breiten handen, der das land des königs von Irland verheerte, Lanz. 7107, 7115, 7154. — Maurin „mit den schönen schenkeln,“ sohn des Isajes, auf den das marschalamt an Artus hofe vererbt ward (P. 662, 19—25) erscheint in Ulrichs Lanz. 3052 als von Erec besiegt und gefangen zur geliebten gesant, *her Maurîn mit den liehten schenkeln;* und eod. 3487 sass er bei vrou Aden, welche den Lot und Maurin wider frei gab. In dem von Haupt

(Zeitschr f. d. a. bd. XI, 490) mitgeteilten bruchstück eines mhd. Artusromans wird Maurin hart verwundet nach Mumphilia gebracht; dennoch fehlt er bei Crestien. — Ein teil der von Hartmann genanten namen findet sich bei Crestien wie bei Wolfram, dagegen fehlen bei Crestien die auch anderswo erscheinenden Ither von Gaheviez, Equinot (Ehcunat, Ehkunaver), Gahillet (Kailet) von Hochturasch (Hoskurast), Ider fil Noyt (in den wälschen sagen hervorragend), und Marlivliot von Katelange, die wir aus Wolfram kennen, und die Hartmann wo anders muss entnommen haben. Von dem von ihm genanten Garel haben wir auf französischer grundlage beruhende romane des Pleier über „Meleranz" und dessen sohn „Garel," dessen geschichte mit der des Ehkunaver von Kanedich in verbindung steht; wie es auch noch andre erzählungen gab, worin Gawan und Segramors hauptpersonen sind. — Wolfram müste doch die ausgedehnteste kentnis der französischen litteratur gehabt haben, wenn er seine beiläufigen und uns mehrfach dunklen anspielungen auf abseitsliegende begebenheiten und personen sich selbst gesucht haben solte; noch weniger kann er sie nach den vorhandnen spuren derselben wilkürlich erfunden haben.

§ 16. Einen schlagenden beweis für die mannigfache bearbeitung der Parcival- und Gralgeschichten liefert Rochat selbst in seiner schrift über den „Percheval li Galois" des Berner manuscripts. Gleich im anfang des gedichts macht ein jäger dem Parcival, der bereits fertiger held ist, vorwürfe, dass er am hofe des fischerkönigs nicht gefragt habe. Also die geschichte seiner jugend und seiner fahrten bis nach jenem ereignis wird als bekant vorausgesezt, und die ersten zeilen des gedichts beziehen sich auf *le bon conte de Percheval* und *le haut livre de Greal*. Zwar ist Parcival auf der Gralsuche, aber diese ist durch die affaire Parcivals mit dem hund und hirschkopf, die er seiner geliebten widerbringen will, dergestalt zur seite und in den hintergrund gedrängt, dass der dichter erst am schlusse seines gedichts darauf ausführlich nachholend zurückkomt. Hund und hirschkopf sind selbst in ihrer modulation eine parallele des brackenseils im Titurel. — § 7 erinnert ferner an den erschlagenen Schianatulander, der hier Odiniaus heisst. § 12 streift an Parcivals erlebnisse mit Konduiramur, die hier wie bei Crestien Blanchefleur heisst, und von Augingueron und Clamadieu (Kingrimursel und Klamide) bedrängt wird. Im § 17 empfängt Parcival belehrung zum gottesfürchtigen wandel vom eremiten, und über den fischerkönig, den Gral, die h. lanze und das schwert, und das ende schliesst sich der legende an. Der inhalt stelt in vielen passagen sich zwischen das märchen von Peredur mit stark wälscher färbung und Crestiens erzählung; doch gibt Rochat selbst zu (s. 165), dass des

dichters vorlage nicht Crestien noch Kiot gewesen sein kann, und beruft sich dieselbe auch mehrfach auf schon geschriebene bücher.

§ 17. Noch stärkeres zeugnis für die freiheit, mit welcher mit dem reichhaltigen sagenstoff der tafelrunde und des Grales umgesprungen ward, gibt uns endlich auch „die Krone" des Heinrich vom Türlîn,[1] die Haupt in das jahr 1220 sezt, die also zwar nach Wolframs zeit in Deutschland, aber in Frankreich wol schon zu ende des 12. jahrhunderts gedichtet sein muss. Es heisst v. 217:

Nu wil iu der tihtære
von künec Artus ein mære
sagen ze bezzerunge,
daz er in tiutsche zunge
von franzois hât gerihtet,
als er ez getihtet
ze Karlingen geschriben las;
wan er sô gelêret was,
daz er die sprâche kunde ....
246. *Ez ist von dem Türlîn*
Heinrîch —.

Er kent Wolframs Parcival, Hartmanns Erec und Iwein, Wirnts Wigalois und andre dichter: Reinmar, Dietmar von Eist, Heinrich von Rugge, Friedrich von Husen u. a. m. Unzählige male beruft er sich auf die *âventiure*, *daz mære*, *daz buoch*, *diu fabel an dem buoche, als ichz welsch gelesen hân;* er nahm *daz mære ûz einem exemplar, der dises buoches herre* (besitzer oder auftraggeber?) ist v. 30002. Dass er wirklich französisch verstand, und das buch in dieser sprache geschrieben war, beweisen stellen, wie

V. 23260: *als ich ez en franzois las.*
24791: *er sprach alsô en franzois:*
Artûs fier, gentil rois,
daz sprichet: edeler künec hêr.
25837: *Als ein schevalier errant,*
daz sprichet: als ein recke.

Meister Cristian von Trois wird mehrmals lobend erwähnt. Der hauptheld Gawan ist zur gralsuche bestimt, da Parcival durch die unterlassene frage dazu untauglich geworden, obwol auch Gawan schon einmal beim gral gewesen, ohne zu fragen, daher auch ohne erfolg. Wir finden alle abenteuer Gawans, welche Crestien und Wolfram erzählen, mit zwar gänzlich veränderten namen doch wenig verändertem tatsächlichen, aber mit vielen andern neuen vermischt, wider. An die stelle

1) Ed. von Scholl, Stuttgart 1852 (Liter. Verein. bd. XXVII).

Klinschors, den Crestien nicht nent, und persönlich nicht auftreten lässt, ist ein dem Artus und Gawan sehr wolgesinter zwerg, zauberer und pfaffe Gansguoter getreten, der jedoch Arturs mutter Igerne (wie sie richtig bei Gottfr. v. Monmouth, Crestien und in allen wälschen erzählungen heisst) *mit videln erwarb,* und auf seinem zauberschlosse mit vielen andern rittern und frauen bewahrt, zugleich auch mit ihrer tochter Orcades und niftel Clarisanz, Gawans schwester, die ihm nach besiegung der zauber zur ehe angeboten wird, bis sie sich wider erkennen; sie vertritt Itoniens stelle im Parcival. Auch hatte Gansguoter eine göttin zur schwester, die Gawanen rat gibt, wie er sich beim gral und dem alten könig zu verhalten, und die frage zu tun habe. Nachdem dies bei der feier, deren apparat ähnlich wie im P., geschehen, lesen wir aber zu unserer überraschung, dass der alte könig dem ob der frage erhobnen algemeinen freudengeschrei stille gebot, und zu Gawan sprach: „Was du hier siehst, ist der h. gral. Durch deine frage hast du eine grosse schaar lebender und toter erlöst, die bisher in schweren nöten waren. Sie hofften schon früher durch Parcival erlöst zu werden, aber es gelang ihm nicht, weil er die rettende frage versäumte. Zu den toten, die dir ihre rettung verdanken, gehöre ich selbst mit meinem ganzen hofe; wir scheinen zwar lebend, sind es aber nicht. Diese frau dagegen (Gansguoters schwester) und ihre gefährtinnen leben wirklich; ihnen hat gott um ihrer reinen weiblichkeit willen den gral übergeben, mit dessen genuss sie mich jährlich einmal erquickten. Alle aventiure, die du in der lezten zeit gesehen, ist vom h. gral gekommen. Nachdem du nun alles, was dir oblag, glücklich bestanden hast, nimm als preis deiner ritterlichen tugend dieses schwert, das dir in allen kämpfen zum siege helfen wird. Den gral wird fortan niemand mehr zu sehen bekommen. Danke du gott, dass deine augen ihn schauen durften, und frage nicht weiter, was es damit für eine bewandnis habe, denn das darf keinem sterblichen geoffenbart werden.“ (V. 29098—29602.) Darauf verschwindet der alte sofort mit dem gral und seinem ingesinde vor Gawans augen, und nur die göttin, Gansguoters schwester, mit ihren frauen bleibt zurück, und am folgenden tage bricht Gawan mit ihnen nach Karidol auf, das sie indess unter manchen abenteuern erst nach sechs monaten erreichen, dann aber von Artus mit grossen freuden empfangen werden, worauf feste so herlich veranstaltet werden, wie nie zuvor an Arturs hofe gesehen worden. Es ist schwer, mit mehr unverstand die hier unverdaute celtische mythe vom totenreich zu Avalon mit der christlichen legende zu combinieren; wie überhaupt von gewissen leitenden ideen bei Heinrich wenig zu spüren ist. Nur einige züge möchte ich zur

berücksichtigung für die tadler Wolframs berühren: man wirft ihm vor, dass die beschuldigung der mordtat Gawans sich in nichts auflöse. Heinrich lässt Gawan durch eine jungfrau warnen, sich durch nichts auf seiner gralsuche aufhalten zu lassen. Da fält ihn plötzlich (v. 16407) eine ganze ritterschaar streitbegierig mit den rufen an: „er erschlug meinen vater! — Mir brach er seine treue! — Mir erschlug er drei brüder! — Er hat meine schwester beschlafen!“ — Doch lässt er sich nicht irren, und reitet ohne kampf weiter. Dergleichen nichtige anklagen scheinen in den romanen dem helden ebenso stereotyp anzuhaften, wie dem könig Artus die mehr oder minder freiwilligen entführungen seiner gemahlin Guenvivar, wie auch die der Igerne. In fünf oder sechs romanen gibt Ginovers entführung oder entweichung die einleitung zu reihen von abenteuern; so wenig wie Kyot oder Heinrich sich wundert, dass Gawan nicht sofort die Arnive, Sangive und Itonie, und Igerne, Orkades und Clarisanz widererkennt, so wenig wundert sich Wolfram darüber, und ist deshalb nicht zu tadeln, zumal doch bald Gawan zu erkennen gibt, dass er wenigstens die seinigen erkant hat. — Endlich hat Heinrich noch die lose im publikum herumflatternden fabliaus vom kurzmantel, vom maultier ohne zaum, vom überlaufenden becher, vom zauberhandschuh in seinen roman hineingezogen, um den abenteuerknäul noch zu vergrössern, wovon sich Kyot in seiner dichtung gleich Wolfram frei gehalten hat.

§ 18. Es muss zu ende des 12. jahrhunderts in Frankreich sich die romanschreiberei in einer wahrhaft wucherischen fülle entwickelt haben. Ein grosser teil der hauptritter der tafelrunde hatte bereits vor und dnrch Crestien seinen besonderen roman erhalten; wir wissen es von Lanzelet und Tristan in mehrfacher bearbeitung, von Erec, Iwein, Gawan u. m. a. Um der erschöpfung vorzubeugen, griffen nun die romanschreiber dazu, jenen hauptelden voreltern und nachkommen zu geben, und entnahmen aus dem grossen abenteuervorrat unter andern neuen namen und mit mehr oder minder veränderten situationen einzelne züge und abenteuer für bisher minder berühmte helden. So sehen wir sich auf den Petit Graal des Robert de Boron die Queste, den Grand St. Graal und den prosaroman vom Gral aufbauen; andrerseits erhob Crestien in seinen Contes del Graal den Parcival zum haupthelden, während seine fortsetzer, am schluss von ihm im stich gelassen, die geschichte in ziemlicher verworrenheit weiterführten, jedoch unter festhaltung der reliquie. Wolfram muss schon von Albrecht den tadel erfahren (Tit. str. 5910), dass sein Willehalm des anfangs und sein Parcival des endes entbehre, und die französischen Chansons vom h. Wilhelm zeigen, wie dessen leben stückweise von verschiedenen händen

vorn und hinten ergänzt, und in dem „starken Rennewart" und der Moniage Wilhelms zum schluss geführt wird. Der name des Hippomedon, der den Gahmuret getötet, ward, wie oben erwähnt, hervorgezogen, und zum helden eines besonderen romans gemacht; von dessen söhnen Danaus und Protesilas entlehnt der leztere den namen des Protyzilas, der den geliebten der Belakane Isenhart, getötet, und fanden beide im Hugues des Rotolande aus Credinhill in Cornwal, einem zeitgenossen des Walther Mapes, ihren geschichtschreiber.[1] Die Alexanderromane von Artus und Surdamur und Crestiens Cliget verbanden sich mit den sagen des Artuskreises. Der redacteur des Monser ms. des Parcival fand es für nötig, dem helden eine, wenn auch kurze, doch von Wolfram und Kyot abweichende vorgeschichte zu geben. Das Berner ms. des Percheval li Galois und das Mabinogi von Peredur giengen ihren eignen weg, doch nicht ohne anlehnung an ältere dichtungen und geschichten, und die karlingische vorlage zu Heinrichs „Krone" warf den Parcival gänzlich bei seite und schob den Gawan unter. Man kann es daher dem zeitgeschmack und den ansprüchen des damaligen lesepublikums nur ganz entsprechend finden, wenn auch Kyot dem Parcival, wie er ihn bei Crestien oder anderswo fand, die vorgeschichte seines vaters Gahmuret gab, und ist Wolfram kein vorwurf zu machen, dass er dieselbe in seinem werke nicht, wie vieles andre, bei seite geworfen hat. — Durch die ausführliche und gründliche erörterung der in den ersten drei büchern unsers gedichts angeführten beziehungen auf für uns zur zeit unbekante oder nur zum teil bekante personen und ereignisse hat Bötticher[2] meines erachtens zur genüge erwiesen: „dass diese über Crestiens Parcival hinausgehenden punkte Wolfram aus einer quelle nahm, welche nicht blos eine ganz ausführliche geschichte Gahmurets und Schianatulanders enthielt, sondern sich auch über andre persönlichkeiten aus seinem geschlecht verbreitete;" und ich unterschreibe unbedingt seine schlussworte s. 439: „Diejenigen erweisen Wolfram einen schlechten dienst, welche ihn sinlosigkeiten und widersprüche erfinden lassen."

Bötticher, l. c. s. 432 findet es zwar auffallend, dass Wolfram erst im 8. und 9. buche sich auf Kyot beruft, und nicht sogleich anfangs. Allein von vorn herein hat er bereits erklärt, dass er einer aventure von fremder hand folge.[3] Diese speciell anzugeben, trat als

1) De la Rue, t. II, s. 285—296; und Weber, Englische metr. Romane, t. II, s. 279—365.

2) B. XIII, s. 420 d. Zeitschr. „Zur frage nach den quellen des Parcival."

3) Vgl. 4, 9. 12, 3. 15, 13. 58, 16. 59, 4. 73, 9. 74, 9. 95, 27. 101, 30. 115, 30. 123, 14. 158, 13, et centies.

notwendigkeit erst ein, als er auf die bedeutung des grals mit seiner verfassung und die bildungsphasen seines helden näher einzugehen begann, und sich hier wesentlich von Crestien entfernte, dem damals eine grosse autorität in diesem sagengebiete zugeschrieben wurde. — Dass Kyot erst nach Crestien sein gedicht ausgearbeitet hat, lassen die worte P. 827:

„Ob von Troys meister Cristjân
disem mære hât unreht getân
daz mac wol zürnen Kyôt,
der uns diu rehten mære enbôt,

nicht wol in zweifel.

II.

Wir haben uns bisher darauf beschränkt, zur widerlegung der gegnerischen behauptungen diejenigen gründe zur geltung zu bringen, welche uns Wolfram und Albrecht und andere merkzeichen der altfranzösischen litteratur an die hand gaben. Die beharliche zurückweisung desjenigen Guiot aber, den diese litteratur einzig und allein darbietet, des Guiot von Provins, nötigt uns, auch auf diesen nochmals als zeugen zurückzukommen, da er sich in der tat nicht mehr vornehm ignorieren, oder mit einem achselzuckenden non liquet, worin Lachmann und Gervinus den jüngeren vorangegangen sind, abweisen lässt.

In der einleitung meiner ausgabe der „Bible Guiot“ (Parcival-studien, bd. I) habe ich angeführt, dass es unberechtigt sei, aus unserm nichtbesitz eines Parcivalromans von Kyot auf dessen nichtsein zu schliessen, wie es ja auch ebenso unberechtigt ist, Wolfram kurzweg einen lügner zu schelten, weil er uns das in bezug genommene buch nicht wirklich vorzeigen kann. — Zugegeben wird, dass der von Wolfram genante Kyot nordfranzösisch geschrieben haben muss, wie die in unserm „Parcival“ mitgeteilten französischen phrasen und floskeln beweisen; aber über die unnatürlichkeit, dass ein provenzale nordfranzösich geschrieben habe, wird zu leichtfertig hinweggegangen, um nicht anstoss zu erregen. Aach Bartsch, der einen Guiot von Provence statuiert, hat bei seiner namenerklärung,[1] und öfter in seiner ausgabe des Parcival das provenzalische zur worterklärung herangezogen, obwol ihm Guiot selbst den schelmischen streich spielt, dass sein name als deminutiv von Gui seine nordfranzösische heimat verrät, da er provenzalisch Guionet muste genant werden. Wir lesen aber in

1) Germ. Studien, Supplem. zur Germania. Wien, 1875, bd. II, s. 114 fg.

der Bible (v. 70), dass Guiot in Arles, also im südlichen Frankreich, auf der schule gewesen, wo er über die klassiker und philosophen der vorzeit belehrt worden ist. Er war zu Monpellier, das damals schon ein angesehener sitz der wissenschaft mit lehrstühlen der medicin unter schülern des Averroes und Avicenna (v. 425. 2618) war, und in bekantschaft mit dem adel der dortigen gegend; nicht ohne ruhmredigkeit führt er in langer reihe diejenigen könige, fürsten, grafen und andere edle auf, mit denen er persönlich bekant geworden und von denen er woltaten und gunstbezeugungen empfangen, die er nach widerholter versicherung selbst gesehn, und an deren höfen und auf ihren schlössern er wol mehr als die wenigen auf uns gekommenen lieder wird gedichtet und gesungen habrn. Ich hebe als solche nur hervor den könig Ludwig von Frankreich (v. 315), könig Heinrich und seinen sohn (310), den könig Richard (322), den grafen von Bourgogne (333), graf Gerard von Vienne in Dauphiné (335), den könig von Arragon Alphons, den dichterfreund, le chaste roi (337), und seinen bruder Berengar (339, 340), den grafen von Provencce (340), graf Raimund von Toulouse (342), Robert von Salveil in Languedoc (373), Bernhard d'Armagnac (380), das brüderpaar in Marseille (398), die Faucigny, Flavigny, Bassigny usw. usw. (man s. die historischen notizen zu den namen im wörterbuch zur Bible). Bei so viel bewegtem leben in den höheren und höchsten kreisen des südlichen Frankreichs durfte ihm wol ein anflug des Provenzalischen anhängen bleiben, ohne dass er damit sein geburtsland verleugnet hätte. — Aber auch mit den, die dichtkunst lebhaft fördernden höfen von Champagne stand er in näherer beziehung. Er nent Heinrich von Champagne (350), Henri au court mantel, der von 1180 bis 1196 regierte, desgl. 325, graf Thibaut 328, und Eudo von Champagne 471.

Vor allen andern wichtig aber ist uns die erwähnung des grafen Philipp (330), dessen preis er mit besondrem nachdruck hervorhebt:

Li quens Philippes qui refu,
Diex, quel terrier, quel escu!

Es ist wol kein andrer, als graf Philipp von Elsass, graf von Flandern, Vermandois und Artois, ein genauer zeitgenosse aller der übrigen genanten, der seine schwester Margareta I beerbte, zuerst mitregent seines vaters Dietrich von Elsass, und von 1168 oder 1169 ab alleinregent war, bis er 1191 vor Acre starb (Holland, Crestien v. Troyes, s. 6—8). Dieser war es, der dem Crestien das buch gab, wonach er seine Contes del Graal dichtete. Aber Crestien starb um 1190, und hinterliess sein werk unvollendet. Wir sehn, wie begierig, auf Cre-

stiens litterarischem ruhm fussend, zwei und drei fortsetzer nach seinem unvollendeten gedicht griffen, um es weiter zu führen, und liegt es daher keineswegs ausser der möglichkeit, vielmehr sehr nahe, dass auch Guiot sich dasselbe buch, das Crestien benuzt hatte, zu seiner arbeit von seinem gönner Philipp erbat, und somit neben einsicht der Crestienschen dichtung nach ihm aus gleicher quelle schöpfte. Denn dass diese quelle wirklich vorhanden war, lässt sich doch nur dann leugnen, wenn man Crestien ebenso wie Wolfram der lüge bezichtigen will, was noch niemandem eingefallen ist. — Seine Bible schrieb Guiot zwischen 1203 und 1208, er hatte daher seit 1190 hinreichend zeit, bis zu Wolframs „Parcival“ 1204 sein, noch viel mehr als Crestiens werk enthaltendes gedicht zu vollenden. Es wird daher auch ferner gewagt sein, in unserm Parcival die mit Crestien mehr oder minder in beziehung stehenden aventuren allein auf dessen Contes del Graal zu basieren, zumal sie vorzugsweise in den namen der personen verändert oder ergänzt sind, und diese meistens eine französische wortbildung zeigen, wir also deutlich die einmischung einer fremden hand, die nicht dem deutschen Wolfram angehört, erkennen. Wol aber dürfen wir annehmen, dass Crestien und Guiot sich hinsichtlich des tatsächlichen in sehr grosser übereinstimmung mit ihrem gemeinschaftlichen original, das Guiot vielleicht als „Chronik von Anjou“ bezeichnet hat, gehalten, und dass weder Guiot noch Wolfram den Crestien pure abgeschrieben haben.

Bei solcher zurückdrängung Crestiens als quelle Wolframs treten aber auch gewisse, in meiner ausgabe der Bible hervorgehobene stellen in ein helleres licht:

B. 191: *dex! com estoient honoré*
li saige, li bon Vavasor!
cil furent li conpilleor
qui savoient qu'estoit resons;
cil consseilloient les Barons ..)

entspricht dem lobe des treuen vasallen Lippaot, dem der könig Schaut auf dem todbette seinen sohn Meljanz zur pflege und lehre empfahl:

P. 345, 2: ***der fürste was sîn hôhster man,***
gegen triwe alsô bewæret,
aller valschheit erlæret;
den bater ziehen sînen suon.
er sprach: du maht an im nu tuon
dîner triwe hantveste.

desgleichen:

B. 516: *molt por est fox, cil qui a rien,*
quant il ne s'en fet aucun bien;
s'il n'en fet bien lui et autri,
ge di, l'avoirs n'est mie lui.
molt assemble, et pou esploite,
et com plus a, et plus covoite.
jà li siecles n'iert asazez:
non, Déables en ont assez.

die lehren des Gurnemanz an Parcival widerholend:

P. 171, 7: *ir sult bescheidenlîche*
sîn arm unde rîche.
wan swâ der hêrre gar vertuot,
daz ist niht hêrlîcher muot.
sament er ab schatz ze sêre,
daz sint och unêre.

Fast wörtlich widerholt Wolfram P. 241, 21—30, was Guiot B. 606—621 über den wert seiner rede und das verständnis derselben sagt. — Auf die plünderung Konstantinopels von 1204 spielt ebenso P. 563, 8 wie B. 775—780 an.

B. 1909: *molt tost se despiece et esmie*
la foible huevre qui luist defors.
sor le cuivre luist bien li ors;
Mès tost faut cele doréure.

ist ähnlich wie

P. 3, 11: *manec wîbes schœne an lobe ist breit:*
ist dâ daz herze conterfeit,
die lob ich als ich solde
daz safer ime golde.

Man vergleiche über den einfluss des weibes B. 2126—2133 mit P. 291, 292 über die untaten der minne. — Es sind dies zwar meistens algemeine grundsätze und gemeinplätze in der Bible, aber da sie fast wörtlich bei Wolfram sich widerholen, so klingen sie vernehmbar wie reminiscenzen Guiots aus seinem roman an, da keine spur verrät, dass Wolfram die Bible gekant hat. Wie dem auch sei, so zeigen diese parallelstellen wenigstens in ihren lebensansichten eine grosse geistesverwantschaft beider dichter.

Erheblicher scheint folgendes. Da Guiot in Syrien war, dort den könig Amalrich sah (347), ferner die hospitaliter und tempelherren, leztere in ihrer hervorragenden herlichkeit, beobachtete, so wird auch ihm die idee nicht abzusprechen sein, diesen orden als vorbild seiner

Gralgemeinde zu nehmen; und sie sind der einzige orden, dem er volle anerkennung und ehre spendet.

B. 1706: *Molt sont prodomme li Templier;*
là se rendent li chevalier,
qui ont le siecle asavoré
et ont et véu et tasté.
là ne fet pas borse chascun,
et s'est tous li avoirs aün.
c'est l'Ordre de Chevalerie.
a grant honor sont en Surie . . .

Nur mit prophetischem geiste warnt er sie vor habsucht und übermut (*orgueil*), fehler, die freilich später ihren untergang herbeigeführt haben: und *orgueil* ist die materia peccans bei Amfortas, Parcival und Orgeluse.

Da Guiot die reise nach dem Orient gemacht hat, und dabei auch sehr wol die dynasten von Steiermark besucht haben kann, und er dem könig Ludwig dem Frommen von Frankreich (1131—1180) B. 315, so wie den beiden Heinrichen von England B. 319 seinen preis zolt, so gewint für mich die ausführung s. 21 meiner ausgabe der Bible auch neue bestätigung, dass Guiot zur ehre des hauses Anjou auch die episode von Gandine, Rohaz und Greian in seinen roman eingeführt hat, da sie sich bei Crestien oder sonst wo nicht findet; und es fehlt aller anhalt zu der annahme, dass Wolfram sie auf eigne faust erfunden und hinzugedichtet habe. Für Guiot war es eine passende reisereminiscenz, die er dem Trevrecent in den mund legte.

Die vielen wanderungen Guiots und seine ausgedehnten kentnisse machen es ebenso erklärlich, dass ihm die italische sage von Virgil und Klinschor bekant geworden, die er höchst sinnig in seinen roman einfügte, wozu der wälsche Merlin in keiner weise zu brauchen war.

Dass endlich Wolfram den Guiot einen Provenzalen genant hat, beruht sonnenklar auf misverständnis des der schrift unkundigen dichters, wie ich Parc.-Studien I, 15 ausgeführt habe. Hörte er das wort Provins richtig aussprechen, so müste er es als Provenz niederschreiben lassen, wie es auch:

P. 827, 9: *von Provenz in tiuschiu lant*
diu rehten mære uns sint gesant.

wirklich geschrieben steht. Und wurde ihm das Provenz wider richtig Provance vorgesprochen, so konte er in der ableitung den verfasser nur zu einem Provenzalen machen.

P. 827, 5: *endehaft giht der Provenzâl.*

Wolfram selbst kann in diesem punkt am allerwenigsten als entscheidende autorität angerufen werden.

Nach den bisherigen ausführungen darf man Wolfram wol von der erhobenen anschuldigung der lüge freisprechen, und die frage nach einem Guiot von Provenze, von dem weder die nord- noch südfranzösische litteratur eine spur verrät, als beseitigt erachten. Hinsichts der frage nach der autorschaft des Guiot von Provins aber glaube ich die apodictische ablehnung derselben insoweit meinen gegnern gegenüber wankend und sein dasein und wirken wahrscheinlich gemacht zu haben, dass ich im civilprozess mich zur zulassung zum erfüllungseide qualificieren würde. — Nach Holland (Crestien de Troyes, s. 9) kann es als ausgemacht betrachtet werden, dass die Champagne mit Flandern den bedeutendsten anteil an der altfranzösischen, sowol epischen als lyrischen poesie genommen hat, minder nicht wie Paris und die Normandie, welchen der ruhm dieser poetischen kultur nicht vorzugsweise zuzuerkennen ist. Auch Heinrich vom Türlîn hat das buch zu seiner „Krone" aus Kärlingen erhalten. Auch die Niederlande haben dieses gebiet der litteratur mit grosser hingebung bearbeitet. Vielleicht gelingt es Jonckbloet noch, in einer niederländischen bibliothek dem original Guiots auf die spur zu kommen, was den gordischen knoten völlig lösen würde.

Überschauen wir das uns mehr oder minder klar vorliegende gesamte material, so treten uns als romanhelden entgegen:

1. Gahmuret und Belakane mit Feirefis geburt, seine züge zum Baruch, das turnier zu Kanvoleis mit den nebenzweigen: Galoes und Amflise und Kailet und Hardiess; die vermählung mit Herzeloyde, Parcivals geburt, und seinem zweiten zuge zum Baruch, in dem er durch Hippomedon sein ende findet.

2. Parcival und Konduiramur, mit seinem connex mit der gralfamilie, seinen irr- und bussfahrten bis zur erhöhung zum gralkönig.

3. Gawan mit seinen, mehrfach auch anderswo erzählten vielen abenteuern.

4. Schianatulander und Sigune, der als rächer Gahmurets an Hippomedon die heldenfahrt nach dem Orient siegreich vollendet, doch endlich vom feindseligen Orilus im kampfe getötet wird.

5. Ehkunat von Berbester, der ursprüngliche besitzer des unseligen brackenseils, der den tod Schianatulanders an Orilus rächt — also fünf heldenleben, deren jedes stoff zu einem eignen roman hätte geben können, und vielleicht auch gegeben hat, die aber Guiot allem anscheine nach in einen einzigen, allerdings überlangen roman verschmolzen hat, da ja die einzelnen begebenheiten und personen in viel-

fache und enge wechselbeziehungen gesezt sind. Den schluss macht die erhebung des Feirefis mit seinen ritterlichen liebesabenteuern, auf den ersten beginn des ganzen zurückweisend, und seine wanderung mit dem gral nach Indien, womit alle weitere nachfrage nach demselben ihr ende findet.

Gervinus[1] ist zwar so herablassend gewesen, mich als „den unermüdlichsten verehrer, den Wolfram von Eschenbach in Deutschland besizt" zu bezeichnen: und in der tat hat dieser dichter als ein nun mehr als funfzigjähriger freund mich treulich durch das leben in heitren und trüben tagen begleitet, wie er auch heute noch mir den abendhimmel sonnig erleuchtet; wogegen Franz Pfeifer in seiner recension meiner Parcivalstudien[2] mir doch einiges verdienst (er sagt sogar, niemand habe grösseres und bleibenderes) um das tiefere verständnis unsers Parcival und der Gralsage zugesteht. Worauf aber beruht denn diese beharliche verehrung und das verdienst, wenn der inhalt der dichtung voll und ganz schon Wolfram überliefert war, der Franzose ihm auch in seiner häretischen richtung vorangieng, und die winke und fingerzeige ihm angab, denen er nur zu folgen hatte?

Aus den oben angeführten fünf lebensläufen wird ohne zweifel auch Rochat erkennen, dass Wolframs gedicht nicht blos für eine treue übersetzung des französischen vorbildes zu halten ist. Lachmann und andre haben versucht, die ausserhalb des „Parcival" liegenden und nebenbei erwähnten partieen in eine zusammenhängende reihenfolge zu bringen; allein schon Crestien gieng darauf aus, die figur des Parcival aus dem gewirr heraus zu lösen und in gewisser selbständigkeit fortzuführen. Guiot folgte ihm zwar darin, aber verschmähte, Crestiens fortsetzern in die dogmatische mystik der legende, wie sie sich in den Gralromanen entwickelte, zu folgen, behielt augenscheinlich aber den ganzen übrigen romanstoff in seinem werke bei. Wolfram aber stelte sich die aufgabe, aus diesem weitgesponnenen gewebe nur die momente herauszulösen, die seiner sogleich im eingang seines gedichts dargelegten grundidee unmittelbar zu deren plastischer durchführung dienten; und diese aufgabe war keine leichte, sondern erforderte zu ihrer lösung ein hochbegabtes dichtergenie, das ihm ja auch allerseits zuerkant wird. Es bewährt sich nicht blos in der lebensvollen darstellung und gruppierung der einzelnen begebenheiten, sondern auch vorzugsweise in der vergeistigung und vertiefung der hauptcharaktere — ein punkt, der bei den Franzosen wie den übrigen deutschen kunstdichtern mit aus-

1) Geschichte der deutschen Dichtung, Ed. 5. Leipzig, 1875. Bb. I, 585.
2) Germania, 1861, bd. VI, 235.

nahme Gottfrieds von Strassburg in der regel gar nicht, oder nur selten und höchst mässig hervortritt. Es bewährt sich endlich durch die feste geschlossenheit und klarheit des grundrisses seines kunstvollen gebäudes in scharfer sonderung und wechselbeziehung der drei über das menschengeschlecht waltenden mächte in Munsalväsche, Tafelrunde und Schastelmarveille, und die staffeln zum heilswege tragen deutlich die inschriften: *tumpheit, zwîvel, saelde.*

Mit vollem klaren künstlerischen bewustsein stelt er sich hoch über den ihm vorliegenden, weit ausgebreiteten und fast chaotischen sagenstoff, und schaltet damit nach seiner einsicht in voller freiheit, die unerheblichen nebenepisoden leichthin streifend oder als bekant voraussetzend, den kernpunkt des ganzen gedichts doch stets fest im auge. Es ist ein unberechtigter tadel, ihm gewisse unklar gelassne unbedeutende partieen und nebenbeziehungen zum vorwurf zu machen, zumal in einem sagengebiet, das in dieser litteraturperiode als ein gemeingut betrachtet wurde, in das jeder dichter beliebig hineingriff, und für sich unter andren namen und etwas umgestaltung, ohne rücksicht auf litterarisches eigentum und achtung der originalität eines andern, herausnahm, was ihm für seine neue dichtung brauchbar schien. Hier muss die neugier und krittelei unserer modernen kritiker sich zügeln und bescheiden. Wolfram sagt

P. 114, 13: *ich kan ein teil mit sange,*

obwol er würdiges schildesamt im leben höher stelt als sangeskunst, doch P. 4, 2: *nu lât mîn eines wesen drî,*
der ieslîcher sunder phlege
daz mîner künste widerwege:
dar zuo gehôrte wilder funt,
op sî iu gerne tæten kunt,
daz ich iu eine künden wil,
si heten arbeite vil.

Und in der tat, diese rivalen würden geseufzt haben wie Albrecht in seinem werke:

Tit. 227: *dise mer geflohten sint von maniger strange,*
und - 2468: *diese âventiure ist nu geteilt in manic stücke wîten.*

Die exposition P. 241 über seine erzählungsweise und das beispiel von dem bogen und der angespanten sehne P. 453, 1—10:
die recapitulation am schluss des ersten teils P. 337 mit der bemerkung: *ze machen nem diz mære ein man,*
der âventiure prüeven kan
und rîme künne sprechen,
beidiu samnen unde brechen:

die einführung Gawans mit seinen abenteuern als wol überlegten teil seiner dichtung, P. 338 und die rechtfertigung der verspäteten aufklärung über den Gral, wobei er sich auf Kiots beispiel beruft P. 453, 1—10:
die stichworte zu Parcivals lebensgang und bei seiner geburt

P. 112, 9: *hiest der âventiure wurf gespilt,*
und ir begin ist gezilt:
wand er ist alrêrst geborn,
dem diz maere wart erkorn.

die ankündigung der prüfungsfahrt des helden zum Gral

P. 224, 7: *wan ez muoz sîn*
daz er nu lîdet hôhen pîn,
etswenne ouch freude und êre.

die anrede an *frou Âventiure* im beginn des neunten buches, P. 433:
die ankündigung der katastrophe und entwickelung auf Ioflanze

P. 678, 30: *an den rehten stam diz maere ist komn.*
P. 734, 6: *wande ich in dem munde trage*
das zlôz dirre âventiure;
wie der süeze unt der gehiure
Anfortas wart wol gesunt.

die schlussbetrachtung endlich P. 827:
alle diese und noch viel andre ähnliche äusserungen zeigen deutlich, wie er *daz maere prüeft* und stets mit festem plane das ziel im auge behält, so wie er auch in der regel mit meisterhand uns statt der beschreibung mit voller dramatischer kraft die handlung gibt, und mit seinen bemerkungen dazu sich persönlich gegenwärtig und interessiert zeigt: wodurch er uns zugleich ein trefliches bild seines eigensten wesens und gediegenen charakters gibt. — Er beruft sich zwar unzählige male auf „das buch," das ihm den tatsächlichen stoff gibt, als eine autorität, wie er auch versichert

W. 5, 15: *diz maere ist wâr, doch wunderlîch;*

doch wo ihm diese zweifelhaft erscheinen oder nicht mit seinem sinne stimmen will, wirft er die verantwortung auf das buch des Kyot:

P. 210, 18: *ob d'âventiure sagt al wâr:*
P. 224, 26: *mich enhab diu âventiure betrogen:*

und schliesst sich damit der sitte und dem algemeinen brauch andrer an; dennoch nimt er die vorlage nur als ein gegebenes gerippe an, dem er wirkliches leben mit fleisch und blut nach seiner einsicht gibt. Wird ihm aber das dilemma, in das ihn seine vorlage versezt, zu gross, so appelliert er mit kühnem humor an den naiven glauben und das gewissen der zuhörer, wie z. b. bei der speisung des Grals:

P. 238, 8: *man sagte mir, diz sag ouch ich*
ûf iwer ieslîches eit:
daz vorem grâle wære bereit
(sol ich des iemen triegen
sô müezt ir mit mir liegen:) ...
spîse warm, spîse kalt;

und mit recht bemerkt W. Herz (Sage von Parcival. Deutsche Bücherei. Breslau, Schottländer, 1882): „wer so spricht, der glaubt selbst nicht daran.“ Dies bestätigt auch Wolfram selbst bei erwähnung des auch bei den Franzonen im dunkel gebliebnen schwertes, welches das wasser des brunnens von Karnant wider ganz machen solte:

P. 435, 1: *swerz niht geloubt, der sündet.*

Mir tritt daraus der gedanke entgegen, dass er sein gedicht, das, wenn es niedergeschrieben, doch nur wider „ein buch“ im gewöhnlichen sinne gewesen wäre, nicht als ein solches, als einen rohstoff für andere, sondern als eine eigne vergeistigte schöpfung seines genius angesehn wissen, — dass er selbst als ritterlicher dichter, nicht als buchgelehrter gelten will. *Daz buoch* ist ja der technische ausdruck unserer dichter für ihre litterarischen vorlagen, die sie übertrugen oder verarbeiteten. In diesem sinne sagt er daher:

P. 115, 21: *hetens wîp niht für ein smeichen,*
ich solt in fürbaz reichen
an disem mære unkundiu wort,
ich spræche in d'âventiure vort.
swer des von mir geruoche,
dern zels ze keinem buoche.
ine kan decheinen buochstap.
dâ nement genuoge ir urhap:
disiu âventiure
vert âne der buoche stiure.

Er erklärt also *unkundiu wort* für selbständig eingefügte raisonnements des dichters, die nicht in ein „buch,“ das nur den blossen stoff gibt, und welcher art auch meist die französischen romane, und wol noch mehr deren vorlagen waren, gehören. So oft er seiner vorlage gedenkt, heisst es immer konsequent: „Ich hörte sagen, die aventure sagt, macht mir kund“ usw., nirgends aber entschlüpft ihm der ausdruck: „ich las.“ Damit stimt auch seine versicherung

W. 2, 19: *swaz an den buochen stêt geschriben,*
des bin ich künstelôs beliben;

aber er sezt auch zur bestätigung seiner dichterfreiheit hinzu:

Niht anders ich gelêrct bin:
wan hân ich kunst, die gît mir sin.

Man hat neuerlich auch diese angabe seiner lesens- und schreibens-unkunde als eine unwahrheit aufgenommen, und ihm gegen seine worte diese kentnis aufgedrängt, bis zu welcher koncession sich selbst meine „unermüdliche verehrung“ nicht versteigen kann, und ich kann auch nicht finden, dass seine dichterische begabung und der wert seines werkes dadurch sonderlich gesteigert, die vielmehr eher dadurch vermindert werden. Wir haben an Wirnt von Grafenberg und Ulrich von Lichtenstein glaubwürdige zeugen, dass sie gleichfals schreibensunkundig waren; in sehr vielen urkunden finden sich sogar äbte und andere vornehme mit dem vermerk: scribere nesciens, verzeichnet, und wir wissen ausserdem, dass zu jener zeit diese unkentnis nicht als ein vorwurfsvoller mangel der bildung, sondern als gewöhnliche erscheinung angesehn wurde, zumal bei männern, die das schwert statt feder zu führen, für den höheren beruf hielten. Ich meine, dieser streitpunkt kann füglich auf sich beruhen.

Ceterum censeo:
Forschet weiter nach dem roman des Guiot von Provins und nicht minder nach dem ms. des grafen Philipp von Flandern!

MAGDEBURG. SAN-MARTE.

ZU FROUMUNDS BRIEFCODEX UND ZU RUODLIEB.

Vgl. bd. 14, 385—442 dieser zeitschrift.

Als ich im frühjahr 1881 den codex epistolaris Froumundi behufs der fixierung von Froumunds lebenszeit durcharbeitete, überzeugte ich mich, dass diese interessante handschrift, deren anordnung in der ausgabe von Pez gänzlich zerstört ist, notwendig einer neuen behandlung bedürfe, und habe diesen wunsch angedeutet in dem programm der studienanstalt Würzburg 1881 (handschriftliche studien zu Boethius de cons. phil.) s. 9. Schon vorher hatte ich an herrn gymnasialoberlehrer dr. Seiler mitteilungen über Maihinger und Münchner Froumundiana gelangen lassen und auf die unzulänglichkeit der Pezschen ausgabe hingewiesen. Ich freue mich, dass in der jezt fertig vorliegenden arbeit Seilers (s. bd. XIV, 385 fgg.)[1] ein entschiedener schritt vorwärts geschehen ist. Die von herrn Seiler in F mitgeteilte reihenfolge der handschriftlichen bestandteile und der (übrigens schon von einem Münch-

1) Ich bezeichne diese arbeit Seilers im folgenden mit F (= Froumund).

ner bibliothekbeamten zu anfang dieses jahrhunderts an den rändern der handschrift überall genau vorgemerkte) hinweis auf die drucke von Pez und Mabillon gestattet jezt jedem forscher gründlichere studien als sie früher möglich waren; eine völlige neuausgabe, die sich etwa auch auf cod. lat. Monac. 19411 saec. XII [1] ausdehnen könte, möge uns indes recht bald des immerhin noch lästigen nachschlagens in jenen alten drucken überheben.

Aus meinen abschriften, die sich auf alle 1881 noch unbekanten abschnitte des cod. epist. erstreckten, sowie aus meinen notaten zur alten schola Herbipolensis und zu Ruodlieb [2] teile ich im folgenden einige punkte mit, die als nachträge, teilweise als verbesserungen zu den verdienstlichen leistungen Seilers gelten wollen; — der leichteren übersicht halber schliesse ich mich möglichst an die seitenfolge bei Seiler an.

A.

I. F 386.] Ein ausdrückliches zeugnis für den persönlichen aufenthalt Froumunds in Feuchtwangen, den ich im Boethiusprogramm s. 10 vermutete, bietet der cod. Vindobonensis 114 saec. X, [3] aus kloster Lambach [4] stammend; es heisst dort am schlusse von glossen zu Priscian: „Explicit Glossema libri X^{mi} in monasterio phyuhtwangensi a quinto libro usque huc conscripsi ego Froumundus Sed primum, secundum III^{um} et quartum Colonie in monasterio sancti panta-

1) Vgl. Wattenbach, archiv f. österr. geschichtsquellen XIV (1855) s. 58; W. Meyer hat kürzlich den in diesem codex befindlichen ludus de Antichristo behandelt, s. Münchner sitzungsberichte der philol.-philos. classe 1882, s. 1 fgg.

2) Im folgenden ist R = Seilers Ruodliebausgabe.

3) Endlicher, Wiener hdsskatalog, cod. nr. CCCLVIII; tabulae codd. Vindob. I, s. 16; — Huemer, Wiener sitzungsberichte der philol.-hist. cl. 1880, bd. 96, s. 511, wo über des Remigius von Auxerre expositio zu den gedichten des Sedulius nach einer Froumundschen hds. (= c. 1 Mon. 19456) gehandelt wird. Der von Huemer citierte Lambacher codex (= Vind. 114) enthält ausser Priscian unter anderm auch ein stück von einer griech. grammatik und Venantius Fortunatus. Froumund erbittet im 8. brief des cod. epist. (= Pez 115, 7) einen Priscianus maior vom Augsburger bischof Liutold (987 — 996); bei seinen versspielereien mag für Froumund speciell Venantius ein muster gewesen sein. — Es sei mir gestattet hier auch auf Wattenbach, neues archiv d. gesellsch. f. ält. d. gesch. VII, 1881, s. 177—179 zu verweisen, wo die auf den vorsetzblättern des Maihinger Froumundschen Boethiuscodex enthaltenen urkunden ausführlicher behandelt werden; die hds. ist indes nicht saec. XI, sondern noch ende saec. X entstanden und für die vorsetzblätter braucht nicht saec. XII (Wattenbach selbst sezt „XI?“ bei) angesezt zu werden, sondern gleichfals ende saec. X, s. mein Boethiusprogr. s. 12.

4) Möglicherweise hat Froumund diesen codex in Würzburg zurückgelassen, so dass derselbe später von dem Würzb. bischof Adalbero dem neugegründeten kloster Lambach zur aussteuer mitgegeben werden konte.

leymonis (s. meine vermutung Boethiusprogramm a. a. o.). Deus addat et alios qui secuntur ut sibi placet." Sonach war Froumund zuerst in Köln, dann in Feuchtwangen!

II. F 386 anm. 2, 390 anm. 2 und 395 anm. 2.] Über die einsiedelei auf dem Ornwald, über graf Eberhard im Orngau, über graf Richard von Rothenburg a. d. Tauber und über die alte bistumsgrenze von Augsburg und Würzburg handelt im anschluss an die Wigobriefe des cod. epist., bzw. an v. Steicheles abdruck (bistum Augsburg III) herr pfarrer Bossert in den Württemb. vierteljahrsheften 1881, s. 67 fgg., 231 fgg., 287 fgg. Den Theodericus, Wigos vermutlichen vorgänger in Feuchtwangen, sezt Bossert als eremita ins heutige Kupferzell; von hier aus gab er bei gräfin Adelheid, der mutter kaiser Konrads II, den anstoss zur gründung des klosters Öhringen, das später (1037) in ein chorherrnstift umgewandelt wurde (vgl. Ussermann, episcop. Wirceb. 256 fgg.); bereits unter Wigo wird auch Feuchtwangen aus einem kloster in ein stift für weltgeistliche (daher einmal der titel decanus) umgewandelt.[1]

[F 386, brief 3; über Ruotker s. unten s. 429 und anm. 3.]

[F 386, brief 5; über den darin vorkommenden namen Sigihard s. unten absatz XI.]

III. F 387.] Zu anfang von brief 16 hat die handschrift (s. 22) natürlich plata[2] = praelata (Seiler perlata).

IV. F 390.] In brief nr. 33 las ich, ohne mir eine besondere schwierigkeit zu notieren: Oculo dilectionis illius vultum tuum iugiter intendo quam dudum fixeras in cordis mei secreto (Seiler rätselhaft: Δoulodi lectionis . . . fueras).

V. F 392.] In brief 62, zeile 2 v. u. fehlt in der hds. das erste der Seilerschen servi.

VI. F 397.] In brief 124, z. 6 v. u. heisst es vobis (Seiler nobis).

VII. F 400 und 404, these II.] Was die von Seiler entwickelte ansicht über die chronologische anordnung des ersten teils der handschrift anlangt, so stehe ich nicht an ihm beizustimmen, zumal auch ich mir für die mich angehenden abschnitte die von Seiler jezt in extenso aufgestelte theorie gebildet hatte und sie praktisch verwertete in der zurückführung der Froumundschen zeugnisse über seine Boethiushandschrift auf die zeit des abtes Gozpert, s. mein Boethiusprogramm s. 11 fg.

1) Auch Herrieden, ein nachbarkloster von Feuchtwangen, wird um diese zeit aus einem kloster ein chorherrnstift; über Ansbach s. unten absatz XVI.

2) H. Dr. W. Meyer in München hatte die güte die von mir angegebenen lesarten nochmals im original nachzuprüfen.

VIII. F 401.] Dass der volle name unseres scholasters Comarcus Froumundus gewesen sei, will mir nicht einleuchten; ich denke vielmehr bei comarcus (κώμαρχος) an den posten, den Froumund längere zeit als armenpfleger und als administrator von klostergütern eingenommen hat; s. brief 54, 55,[1] 93 (= Mab. 435, 12; Pez 164, 12 und 165, 15).

IX. F 401 mitte, 401 anm., 402 oben, 404 these III.] Seiler scheint mir alzuviel gewicht darauf zu legen, dass sich Froumund bereits unter abt Peringer zu den seniores rechne; ist Froumund im jahr 1001 — 1002 „im vollen mannesalter," so kann man ihm füglich eine lebensdauer bis etwa 1020 zuweisen, wobei ich mir etwa 960 als geburtsjahr denke. Wenn im cod. von abt Burkard und von abt Ellinger zufällig keine briefe stehn, so ist dies durchaus noch kein „beweis," dass Froumund die abbate derselben nicht mehr erlebt habe.[2] Somit kann ich dem „wahrscheinlich" in Seilers III. these nicht unumwunden beitreten.

[F 404; über gedicht XLIII s. unten absatz XVI, wo auch Seilers these IV berührt wird.]

X. F 410, anm. zu VII.] Ob hier ypapanti im kirchlichen sinne = ὑπαπαντή = „festum purificationis b. Mariae" steht, was v. 9 fg. anzudeuten scheint, oder ob es die veralgemeinerte bedeutung hat, wie sie in Osberns Panormie (= Mai, class. auct. VIII, 631) vorgetragen wird: „Ypapanti susceptio obviantis vel oblatio," sei dahingestelt; das nachfolgende „facti" bleibt in beiden fällen unklar. Berücksichtigung grammatisch-lexikalischer seltenheiten ist bei Froumund öfters anzunehmen, so sehe man nauci (F 413, 23; 419, 33), lendes (F 419, 34) und viele andere von ihm gebrauchte wörter z. b. im register zu Keils gramm. lat. I (insbesondere aus Charisius).

XI. F 418 v. 17 und 23.] Darf man bei gitto (vgl. übrigens auch Ducange gitta, getia) etwa an den Magdeburger domscholaster Geddo denken, der für die zeit nach 981 nachweisbar ist? Magdeburg wurde im X. jahrhundert reformiert, indem mönche aus St. Maximin bei Trier dorthin versezt wurden; auch Hartwich, der reformator

1) Unter dem in diesem briefe erwänten Holzkiricha ist jedenfals Holzkirchen im bezirksamt Miesbach (Oberbaiern) zu verstehn; ausser diesem gibt es in Baiern noch sieben ortschaften gleichen namens.

2) R 169 lässt Seiler Froumund das jahr 1017 noch erleben; so sehr ich der geänderten ansicht, die Seiler F 402 entwickelt, beipflichte, insoweit als ich glaube, dass Ellinger den gratulationsbrief an Froumund schon vor 1017 schrieb, so sehe ich doch nicht recht ein, weshalb dies moment für Froumunds lebensdauer so verhängnisvoll werden soll.

von Tegernsee, kam aus ebendiesem Maximinskloster. Wattenbach, in dessen geschichtsquellen [3]I, 258 und 267 diese verhältnisse beleuchtet werden, erwähnt ferner, dass um 957—966 Sigehard, ein mönch von St. Maximin, eine schrift über die wunder des h. Maximin verfasste (vgl. Maurenbrecher, de hist. X. saec. script., 1861, s. 22), — solte dies derselbe Sigihard sein, den Froumund einige verse nach Gitto nent? Vielleicht wäre so auch ein direkter weg gefunden für die bekantschaft Froumunds mit den schriften des Lupus (s. mein Boethiusprogr. 40), der „ehe er abt von Ferrières wurde, das leben des Maximin verfasste und diese schrift seinem freunde Waldo widmete, der die abtei St. Maximin erhielt" (Wattenbach I, 194). — Allerdings kann mit Sigihard auch derselbe feuchtwanger-tegernseer mönch gemeint sein, über welchen brief 5 spricht und aus welchem Günthner (Gesch. der litt. anstalten in Bayern I, 171) etwas vorschnell den schulvorstand von Feuchtwangen macht. — Über abt Sigehardus, der, wie Trithemius berichtet, von Hirschau kommend das Burkardskloster zu Würzburg „optime reformarit" und zwar etwa ende des X. jahrhunderts, s. Ussermann, episc. Wirceb. 193, Wieland im archiv des hist. vereins für Unterfranken. 1861, bd. XV, I, 90, 94, 98.

XII. F 418 und 426.] Gedicht XIX und XXXII, 33 fgg. klingen mehrfach an den anfang des carmen paschale von Sedulius an: „Quum sua gentiles studeant figmenta poetae | Grandisonis pompare modis tragicoque boatu | Ridiculove Getae seu qualibet arte canendi | Saeva nefandarum renovent contagia rerum" usw. Für Sedulius hatte Froumund besonderes interesse, s. oben s. 420, anm. 3.

XIII. F 422.] Für gedicht XXIV, 3 war der berühmte anfang der consolatio des Boethius das vorbild „Carmina qui quondam studio florente peregi | Flebilis heu maestos cogor inire modos | ... Et veris elegi fletibus ora rigant."

XIV. F 424 fg.] Lebhaft erinnern wider an die weise des Sedulius die gedichte XXIX—XXXI über einige wunder Christi, vgl. carmen paschale lib. IV.

XV. F 430.] In gedicht nr. XXXVIII, v. 5 hat die hds. iocundus statt Seilers rotundus; auf dies und auf das folgende gedicht wird zurückgekommen werden in

absatz XVI., der sich vornehmlich mit F 434—442 (vgl. 404) zu beschäftigen hat, d. h. mit dem grossen gedicht XLIII, dem Pez die überschrift: „Apologia pro schola Herbipolensi" gegeben hat.

Wilhelm Grimm (zur geschichte des reims, s. abhandlungen der Berliner akademie 1851, s. 673) hat dies gedicht wegen des durchgeführten zweisilbigen reims ins XII. jahrhundert gesezt; Seiler, in

R 161 noch Grimm folgend, sagt F 404: „da carmen XLII (welches um 1056, d. h. bald nach Ellingers tod gedichtet ist) denselben reimcharakter trägt wie XLIII, so ist eine so späte datierung nicht nötig; über die mitte des XI. jahrhunderts ist es jedoch jedenfals hinauszurücken.“ Michael Wieland, archiv des hist. vereins f. Unterfr. XV, I, 91 fgg. weist -- durch Pezens zu einer andern stelle gemachte angabe „um 990“ verführt — das gedicht in den ausgang des X. jahrhunderts zurück, indem er unter der verherlichten schule die des Burkardsklosters in Würzburg, unter dem gepriesenen scholaster den aus Hirschau kommenden Arnold versteht, der bis 1001 hier gewirkt haben soll. An die zeit Arnolds scheint auch Niedermayer, Kunstgesch. der stadt Wirzburg 1860, s. 48 zu denken, der sich übrigens sehr reserviert ausdrückt (überschrift „bischof Bruno“; über diesen s. unten s. 427). v. Wegele, gesch. d. univ. Wirzburg (1882) s. 2 fg. bezieht das gedicht auf noch frühere decennien, nämlich auf die blüte der domschule unter dem von Novara[1] hieher berufenen doktor Stephanus,[2] der bald nach 970 Würzburg wider verliess.

Es hat bis jezt niemand darauf geachtet, dass uns die verse 176—178 den schlüssel zur hebung mancher zweifel bieten; wir lesen:

Auxiliis dandis veneremur sacra Johannis,
In pugna metri petimus munimina Petri,
Cui consors aulę cęli nos protege Paule,
Gratia levitę Stephani det gaudia vitę,
Auxiliique manus tendat sanctus Kilianus,
Cum pacis palma proprium defendat agalma,
Testis divinus fiat tutela Quirinus,
Assis Ambrosi usw.[3]

1) Ein landsmann desselben war Gunzo, mit dessen epistula ad Augienses fratres unsere apologie hinsichtlich der veranlassung manche ähnlichkeit zu haben scheint.

2) Mit den versen aus dem poetischen testament des Stephanus (s. v. Wegele, Univ. Wirzb. s. 2; Wattenbach, gesch.^{3} I, 234; Niedermayer, Kunstgesch. d. stadt Wirzb. 31; das original auf dem schlussblatt des Würzb. codex Mp. th. f. 6. stehend ist durch reagentien verdorben worden): „Quos habui paucos decrevi tradere libros | Martyr sancte dei, en Kiliane tibi“ hat grosse ähnlichkeit die dedikation Froumunds in seinem Boethiuscodex: „Hunc ego Froumundus librum ecce Colonie scripsi | Atque huc devexi; tibi, sancte Quirine, decrevi.“ Sehr ähnlich sind freilich auch dedikationen wie die von W. Meyer, Münchner sitzungsber. 1873 (zum Waltharius) s. 361 erwähnte des Gerald an Erchambold (965—991): „Praesul sancte dei, nunc accipe munera servi | Quae tibi decrevit de larga promere cura,“ oder die von Wattenbach, gesch.^{3} I, 118 und II, 49 erwähnten.

3) Ambrosius und die in den folgenden versen angerufenen Hieronymus, Augustinus und Gregorius figurieren u. a. auch unter den septem probati exposi-

186 Protegat invictus nos in pugna Benedictus,
Tumbam Burchardi quęramus non prece tardi
Doctoresque sales ope sint hic prodigiales.

Diese verse können schwerlich vor dem jahre 1018, sicherlich nicht vor 1013 entstanden sein; sie beziehen sich nämlich teilweise auf eine stiftung, die bischof Heinrich I (995—1018), der bruder des erzbischofs Heribert von Köln (999—1021)[1] im jahr 1013 gegründet, im jahr 1018 kurz vor seinem am 14. nov. erfolgenden tod als vollendet eingeweiht hat, d. h. auf die errichtung des chorherrnstifts zur ehre der apostel Petrus und Paulus und des protomartyrers Stephanus.[2] Dieses collegiatstift wurde am 3. märz 1057 von bischof Adalbero (s. oben s. 420, anm. 4) in ein mönchskloster Benediktinerordens verwandelt. Wenn nun Ögg (in seiner „entwicklungsgesch. d. stadt Würzburg“ ed. Schäffler 1881 s. 121) davon spricht, dass „das Benediktinerkloster von da an (= 1057) den namen zu St. Stephan trug,“ so ist es leider nötig den gedanken, als hätten wir, da im gedicht noch die namen Peter und Paul mitgenant werden, mit 1057 für unsere apologie einen terminus post quem non gefunden, als einen irrigen von der hand zu weisen, denn in wirklichkeit blieben, wie die von Schannat, vindem. litt., coll. I, s. 53—85 gesammelten (71 datierten) urkunden des Stephansklosters ausweisen, noch bis etwa 1160 in der officiellen benennung des Benediktinerklosters die drei namen Peter, Paul, Stephan, öfters auch sogar nur der eine „S. Petri“ in kraft. Hingegen spricht meines ermessens die anordnung in unserem gedicht, dass nämlich St. Peter-Paul-Stephan die mitte zwischen den stiftern zu Haug und am dom einnimt, während das Benediktinerkloster St. Burkard als vereinzelter nachzügler erscheint, ziemlich deutlich dafür, dass der Tegernseer gast („Quirinus“ in v. 181) zu einer zeit schrieb, da St. Peter-Paul-Stephan noch stift war, also vor 1057.

Unter den in v. 175 genanten sacra Johannis ist am leichtesten stift Haug zu verstehn, welches gleichfals von bischof Heinrich I

tores evangeliorum, die in c. l. Monac. 17142, fol. 110 genant werden, s. Wattenbach, Münchner sitzungsberichte 1873, s. 713. — Dass die werke derselben in Würzburg vorhanden waren, bezeugt bereits bischof Humbert in einem an Rabanus Maurus gerichteten brief; s. Migne patr. lat. 108, 1108 und Dümmler, deutsche forschungen VI, 123.

1) Sie stamten aus dem hause der grafen v. Rothenburg (vgl. oben absatz II).

2) Ögg, entwicklungsgesch. usw. ed. Schäffler s. 27 und 64; Ussermann, episc. Wirceb. 43, 268 fgg. und cod. probationum im anhang s. 20; Heffner, Würzb. und seine umgeb. s. 447; Emmert im unterfr. archiv XV, 2, 197. — Im ehemaligen Stephanskloster, das noch mancherlei umbauten erfuhr (Ögg-Schäffler 441), ist seit 1850 der sitz der kgl. kreisregierung, und die frühere klosterkirche gehört seit 1804 der prot. gemeinde.

erbaut wurde, etwa im jahr 997; in dieses stift wurden mehrere durch frömmigkeit und gelehrsamkeit ausgezeichnete priester aus Köln, Mainz, Regensburg und Speier berufen, welchen „auch der höhere unterricht der adeligen jugend des landes übertragen wurde“;[1] stift Haug war die lieblingsschöpfung des bischofs. Während stift Haug zunächst Johannes dem täufer geweiht war, geschah eine dritte stiftung des bischofs, das Neumünster, zur ehre Johannes des evangelisten; an der stelle des 855 abgebranten Salvatorhauses (d. h. des alten doms) stand seit etwa 990 eine kapelle „zum Kiliansgrab,“ von graf Richard von Rothenburg, bischof Bernwards (990—995) bruder errichtet (s. oben absatz II); Heinrich I schuf um das jahr 1000 auf der gleichen stelle das neumünster.[2] Wiewol nun die Kiliansgruft in neumünster zu allen zeiten besonders verehrt wurde, so wird man in v. 179 am passendsten doch an den dom selbst denken = ecclesia S. Kiliani.[3] Das in v. 187 erwähnte Benediktinerkloster zu St. Burkard[4] (vorher St. Andreas) jenseits des Mains wurde 984 restauriert, brante im jahre 1033 ab und wurde 1042 neugeweiht, doch werden wir aus diesen zahlen wenig nutzen ziehen können, indem ja die tumba Burchardi auch zwischen 1033 und 1042 als fortbestehend anzusehen ist.

Sehr beachtenswert ist die tatsache, dass die zeit des Adalbero, der von 1045 an bischof war, für die studien und somit auch für den zuzug auswärtiger scholaren eine ausserordentlich ungünstige war,[5] und so wenig man infolge des unsicheren materials bestimte behauptungen wagen darf, so spricht doch auch diese beobachtung

1) Ussermann 212 fgg.; v. Wegele im hist. album der stadt Wirzb. s. 6; Heffner 54 fg.; Niedermayer 39. Ögg-Schäffler 63.

2) Ussermann 217 fgg., 252; v. Wegele, hist. alb. 7; univ. 3; v. Urlichs, baugeschichte Würzburgs, s. 6; Heffner 194 und 271; Ögg-Schäffler 62; Niedermayer 36 und 68, woselbst die stelle: (Adalbero ... novum monasterium) „in honore beatae dei genitricis et omnium sanctorum a fundamento erexit“ Adalbero baute Neumünster völlig um (Polenkönigin Richenza!) und versezte 1057 die kollegiatherrn vom Peter-Paul-Stephansstift in dasselbe, während er zugleich das Stephanskloster mit mönchen aus dem Gumbertuskloster von Ansbach bevölkerte.

3) Das 746 erbaute Salvatorhaus wurde 855 zerstört (erdbeben und feuer); neben den ruinen erstand ein zweiter dom, 862—891 aus holz aufgebaut; dieser brante vor 918 ab; der abermalige neubau, 923 begonnen, erfuhr durchgreifende umgestaltung durch bischof Bruno 1042. Niedermayer 60; v. Urlichs 5; Heffner 269 fgg.; Ögg-Schäffler 21, a. 3, 23, 66.

4) Wieland, unterfr. archiv XV, 1, 48 fgg.; Ussermann 190—195; Sighart, gesch. d. bild. künste in Bayern (1862) s. 82 fg.

5) Wattenbach, gesch.[3] II, 127; v. Wegele, univ. Wirzb. 4; für den satz bei Niedermayer s. 68 „die schulen des sprengels hat er (Adalbero) gehoben,“ finde ich nirgends einen beleg.

dafür, das gedicht vor Adalberos zeit zu setzen. Während aus Adalberos tagen fast nichts über schulen verlautet, treten uns unter den bischöfen Mainhard (1018 — 1034) und Bruno (1034 — 1045) glänzende namen entgegen und von mehreren berühmten kirchenfürsten wird gemeldet, dass sie in Würzburg ihre studien gemacht haben, so dass wir auch für die worte

v. 79 Pontifices summi quem tunc sectantur alumni

eine geeignete erklärung gewännen. Der bekante Otloh[1] wirkt hier bis 1032; schon neben ihm und dann unter Bruno, dem nahen verwanten und vertrauten der kaiser Konrad II und Heinrich III, welcher selbst durch hohe gelehrsamkeit glänzte und biblische kommentarien schrieb, muss auch „famosus ille Wirzeburgensium magister Pernolfus“[2] gewirkt haben. Als zögling der Würzburger schule wird aus diesen zeiten genant bischof Heribert von Eichstädt (1021 — 1042), ein vetter des übersetzers des hohen lieds Williram von Ebersberg; die Würzburger domherrn Hunfried und Engelhard werden 1023, bzw. 1051 erzbischöfe von Magdeburg. Otloh und Pernolf (Bernulf) hätten wir uns an der domschule[3] zu denken; die möglichkeit, dass der panegy-

1) Wattenbach, gesch.[3] II, 50; über Otlohs reime s. auch W. Meyer, Münchner sitzungsb. 1882, 67.

2) Wattenbach, gesch.[3] II, 126, wo auch erwähnt wird, dass der kunstsinnige bischof Otto I von Bamberg vermutlich in Würzburg studiert hat; v. Wegele, univ. 4, Niedermayer 48; Emmert, unterfr. arch. XV, 2, 183; Henner in der „allg. deutschen biogr.“ III, 435 fg. Praepositus (= dompropst) Bernolf unterzeichnet 1057 jene in anm. 2 auf s. 425 bereits citierte urkunde = Ussermann 176 und cod. prob. 20; vgl. v. Wegele, Corpus Regulae seu Kalendarium Domus s. Kiliani Wirceburgensis = abhandlungen der k. b. akad. d. wissensch. III. cl., XIII. bd., III. abteilung s. 46.

3) Der volständigkeit halber sei es erlaubt, hier auch auf die namen von domscholastern hinzuweisen, die Ögg in seiner Chorographie (1808) s. 578 fgg. angibt, die aber lediglich auf luftigen phantasien zu beruhen scheinen: Nandolf, Gundher, Abo, Ruathelm (vgl. Dümmler, deutsche forschungen VI, 119), Werner, Tiso, Demarlanus Franco; den Hengrumius (Ögg 278, 544, 585) hat Simon (die hdss. zur rhetorik ad Herennium, Schweinfurt 1863, 13) richtig in Hengeninius verwandelt; Öggs Gerbotus finde ich so wenig wie Simon. Reuss, Serapeum VI (1845) s. 161 nent diese angeblichen scholaster nur als bücherschreiber, und v. Wegele hat sie in der vorgesch. d. univ. wol mit recht übergangen. — Aus bischof Erlongs zeit (1106 — 1126) wird uns der domscholaster David genant (Wattenbach, gesch.[3] II, 69; Emmert, unterfr. arch. XV, 2, 186 und 208 sezt ihn fälschlich vor Pernolf); natürlich hat der in v. 222 der apologie vorkommende name David mit diesem scholaster nicht das geringste zu schaffen (vgl. v. 132; David und Jonathan kommen auch vor in den Quirinalia des Metellus ed. Basnage III, II, 184). — Einige domscholaster treten auch auf in dem Corpus Regulae ed. v. Wegele (s. oben anm. 2), nämlich Gozwinus, Rudolf de Hurnheim, Walther de Tannenberg, Albertus de Lewenstein, Boppo de Trimberg, Burkardus, Gerhardus, Wolframus de Grumbach; sie gehören meist ins XIII. jahrhundert, nur Johannes (Gallicus) ins ende

ricus einer anderen von den hiesigen schulen gegolten habe, etwa dem oben erwähnten stift Haug [1] oder den schulen zu neumünster, St. Stephan oder St. Burkard [2] muss freilich offen gelassen werden, doch spricht die grösste wahrscheinlichkeit für den dom.

In Würzburg entstand augenscheinlich auch gedicht nr. XXXIX; dieses sowie das vorausgehende gehören ins jahr 1014 oder auch ins jahr 1022 (vgl. Seiler F 402—404; Hirsch, jahrb. d. d. reichs unter Heinrich II, bd. II, 227 und 433); nr. XXXIX bewegt sich im algemeinen in sog. versus reciproci,[3] nr. XXXVIII hat den zweisilbigen reim ausserordentlich häufig; einen so exorbitanten abstand in der versification zeigt die apologie eben nicht.[4] Solten etwa alle drei gedichte (XXXVIII, XXXIX und XLIII) von dem gleichen verfasser um 1022 gedichtet sein?

Dass dieser verfasser nicht Froumund war (s. Seilers IV. these s. 404), ist auch mir äusserst wahrscheinlich; gleichwol ist die wenn auch ferneliegende möglichkeit, dass er in seinen lezten lebensjahren (s. oben absatz IX) diese gedichte geschrieben habe, nicht so apodiktisch auszuschliessen, wie es von Seiler geschieht. Die metrischen beobachtungen, die Seiler vorträgt, erheischen gewiss alle berücksichtigung, indessen wären gerade bei Froumund, einem so lerneifrigen und für verskünsteleien stark eingenommenen mann, änderungen in der verstechnik und speciell der gebrauch des zweisilbigen reims[5]

des XII. — Ältere litteratur zur Würzb. schulgeschichte findet man citiert bei Gropp, nova coll. script. Wirceb. I, 52, s. auch Reuss im Serapeum 1845 s. 161 fgg. Die Colloquia Magistri Petri Poponis de scholis Herbipolensibus, die ich 1882 herausgegeben habe (Würzburg, Stuber), stammen aus saec. XV.

1) Dafür könte allenfals die voranstellung von „Johannes“ (v. 175) sprechen. Im Corpus regulae s. 92 tritt ein scolasticus in Haugo dictus de Kregelingen auf.

2) Dass die nachrichten vom scholaster Reinhard zu St. Burkard (s. u. a. Ögg, Chorographie 758) unzuverlässig sind, bemerkt v. Wegele, univ. 3, anm. 2; auch die von Emmert, unterfr. arch. XV, 2, 208 fgg. gemachten angaben, dass in St. Burkard von 1001—1048 Egilward und nach ihm bis 1072 Marquard, nach diesem bis 1090 Johannes als scholaster gewirkt haben, wollen sehr vorsichtig aufgenommen sein; dass Egilward erst ins XII. jahrh. gehört, wies Ussermann s. 192 nach. — Über spätere scholastiker von St. Burkard s. Wieland, unterfr. arch. XV, 1, 95.

3) Von anderen serpentini oder echoici genant, dem verfasser des gedichts wol speciell aus des Sedulius elegie (ed. Arevalo s. 361) bekant; vgl. W. Meyer (Radewin) Münchner sitzungsberichte 1873, s. 86. Bei Huemer, Wiener studien 1882, s. 302 heissen solche verse „paracterici.“

4) Parallelen wie das vorkommen von Samson und Salomon in apologie und in gedicht XXXIX, 42 entscheiden ebensowenig gegen als für die ansetzung einunddesselben verfassers.

5) In wahrheit hat übrigens reichlich $^{1}/_{7}$ der 279 verse noch unreinen zweisilbigen reim. Betrefs des aufkommens des zweisilbigen reims sind die akten

nicht absolut unmöglich; solte doch durch diese apologie die überlegenheit in metrischer kunst bewiesen werden (s. v. 145, 147, 176); ja ich könte sogar anführen, dass in der apologie einige von jenen wörtern widerkehren, die sich Froumund aus dem metr. Apollonius Tyrius als merkenswert exzerpierte und auf die ränder seiner Boethiushandschrift eintrug,[1] aber das sind gewagte argumente[2] und wir müsten uns zudem der unbequemen annahme von zwei aufenthalten Froumunds in Würzburg getrösten, die durch einen zwischenraum von beiläufig 20 jahren getrent wären. Ein andenken an den ersten aufenthalt Froumunds in Würzburg enthält brief 3, der im original die (nachträglich und nicht durchaus sicher von Froumund geschriebene) überschrift hat: „Ad Ruotkerum abbatem Herbipolensem.“ Ich finde von diesem abt nirgends sonst eine kunde;[3] Wieland[4] sezt ihn ins Burkardskloster und

noch so wenig geschlossen wie über so manches andere kapitel der mittelalterlichen litteratur, und wie sich gegen Grimms und Seilers (F 402 und 404) statistik schon jezt einwände erheben und mancher neue faktor einsetzen lässt, so ist von späterer publikation handschriftlicher anecdota noch manche aufklärung zu erwarten. Lehrreich sind die untersuchungen W. Meyers, Münch. sitzungsb. 1882 über lat. rhythmen, insbesondere s. 64—71, 136—143 und 190; vgl. auch W. Meyer, Münch. sitzungsb. 1873, 70—99 über die arten der gereimten hexameter. Schon die an erzbischof Ebbo von Reims (816—855!) gerichteten 46 verse (= Dümmler, poetae aevi Car. I, 623) lassen dem zweisilbigen reim grossen spielraum, desgleichen die aus 154 versen bestehende epistel Gottschalks an Ratramnus (= Migne, patr. lat. 121, 368 fgg.), die etwa um 840 (!) entstand. Nicht anders ist es in dem von Froumund schon vor dem jahr 1000 gelesenen und bewunderten metrischen Apollonius Tyrius (s. die folgende anmerkung), und die 1881 von Kieffer als programm des Mainzer gymnasiums herausgegebenen 867 versus Ekkeharti IV Sangallensis, der seit 1022 domscholaster in Mainz ist, „ad picturas domus domini Mogontinae“ zeigen einen entschiedenen triumph des zweisilbigen reimes.

1) Von den 31 Apolloniusglossen, die sich Froumund schon vor eintrag seiner scholien in seinem Boethiuscodex vormerkte, lesen wir in der apologie: v. 73 retinacula (vgl. Apollonius ed. Dümmler v. 234); v. 103 nęvum, hier allerdings in andrer bedeutung als bei Apollónius v. 70. Man vergleiche ferner apologie v. 136 conspectum lincis mit Apollonius v. 555 fgg. (s. auch unten absatz XVII und XXI!) und apologie v. 239 cerriti mit Apollonius 150 cerritus. — In dem echt-froumundischen gedicht XXVII, 5 wird das Apolloniusnotat „pronostonus“ verwortet, jedoch in „pronostinus“ verdreht, s. Seiler F 423 anm. 3 (vgl. auch adelphę Apollonius 42 = echtfroum. carmen V, 8).

2) In utramque partem wie die in anm. 4 auf s. 428 erwähnte parallele lässt sich der umstand deuten, dass in v. 189 der apologie „Sancti seu cuncti nobis succurrite iuncti“ steht, das echtfroum. gedicht XXXVI aber das thema „Insontes domini nobis succurrite sancti akro- und telestichisch behandelt. Vgl. auch gedicht XV, 1.

3) Ein zeitgenosse dieses angeblichen abtes ist der bekante biograph des grossen Bruno v. Köln „Růtger clericus Coloniensis (ad St. Pantaleonem?).“ Der name Rueger war in der familie der grafen von Rothenburg in übung, doch sind

allerdings war zu Gozperts zeit, in die uns die räumliche stellung des briefs im cod. epist. verweist, in Würzburg nur dies eine kloster. Froumund schreibt ziemlich derb und gereizt,[1] — ob er wol je wider neigung verspürte den wanderstab nach Würzburg zu lenken?

Schliesslich sei, was „Vangia“ in v. 15 der apologie betrift, noch erwähnt, dass ich einen augenblick daran dachte, dieser ausgangsort der litterarischen fehde — dass Würzburg durch ein „poema“ angegriffen ward, steht v. 102, 143, 161 — möchte vielleicht nicht Worms sein, wie Wattenbach (gesch.[3] I, 233) und v. Wegele annehmen, sondern das im cod. epist. so oft genante Feuchtwangen; indessen würden ebendadurch wider neue erhebliche schwierigkeiten in der erklärung entstehen. In v. 87 lässt Seiler Labeonem mit unrecht gespert drucken, als sei Labeo wirklich ein zeitgenössischer gegner des apologeten; Labeo, der bearbeiter einer lat. Ilias, gilt vielmehr als typus eines stümpers und unsere stelle ist gebildet nach Persius[2] I, 4: Ne mihi Polydamas et Troiades Labeonem Praetulerint.

B.

Nur wenige bemerkungen sind es, die ich zu Seilers Ruodliebausgabe vorzubringen habe. Die erklärungsversuche nach Osbern, Ducange und lex. Salomonis heben, wie mir bewusst ist, nicht endgültig die schwierigkeiten; die mähr vom ligurius auf ihre quelle zurückzuführen, erwies sich als nicht so einfach, und vorläufig sind es nur negative resultate, die ich in dieser richtung erzielte; gleichwol wird die von mir gesammelte litteratur nicht unerwünscht sein. Ich fahre in der begonnenen zählung fort:

die von Colland (Einige beiträge zu d. fränk. gesch., Öhringen, sine anno) s. 24 und 41 erwähnten träger desselben weltliche herren. Der in Froumunds brief genante Hezilinus liess mich daran denken, dass kaiser Konrads II vater, graf Heinrich, Hezel zubenant war, sowie dass auch der oft von mir genante bischof Heinrich I von Würzburg den deminutivnamen Hezelin führte (Colland 24, Ussermann 44); doch war gerade in Franken der name Heinrich ausnehmend beliebt und die freilich vieldeutigen briefworte „Hezilinum nescio quid promiscui pecoris petentem“ wollen nicht recht auf den bischof passen.

4) Wieland, unterfr. arch. XV, 94, 98 lässt Ruotker „schriftsteller“ sein, wiewol auch er weiter keine notiz über ihn auftrieb als unsern brief nr. 3; Wieland gibt überhaupt zu viel auf höflichkeitsphrasen wie „doctorum peritissimus,“ womit Ruotker angesprochen wird, sowie auf die schablonenhaften lobeserhebungen, wie wir sie bei Trithemius zu finden gewohnt sind.

1) Ist etwa der in brief 3 gemachte vorwurf „neglectae cautionis“ schon in verbindung zu setzen mit brief 77 (mendacium) und brief 92 (angebl. veruntreuung eines buchs)?

2) Dass schon Froumund das studium des Persius in Tegernsee kultivierte, lehrt brief 17 und brief 100.

XVII. R s. 35 fg.] Der sieg Ruodliebs im harfenspiel erinnert an Apollonius Tyrius, wo der held gleichfals schöner als die anderen auf der cither spielt;[1] zu R 177 liesse sich als weitere ähnlichkeit des poetischen apparats erwähnen, dass der luchs sowol im Apollonius (v. 555 — 568) als im Ruodlieb als bevorzugtes wundertier erscheint. Die 12 lebensregeln im Ruodlieb entsprechen etwa den 12 rätseln im Apollonius. Der chronologischen ordnung nach hätte übrigens Apollonius vor Otloh, Ekkehardt IV und den übrigen von Seiler R 173 fgg. angezogenen dichtern zu stehn, denn seine entstehung ist nicht in „saec. XI ex.," wie Dümmler nach der Genter hds. bestimmen zu müssen glaubte, sondern ein gut teil früher anzusetzen, was demnächst im „neuen archiv der gesellschaft f. ält. d. gesch." von mir dargetan werden soll.

XVIII. R 162.] Zu dem spruchvers Quod rarum carum usw. finde ich noch eine parallele bei Jo. Saresberiensis ed. Giles V, s. 245 = v. 191 des liber entheticus:

Abdita namque placent, vilescunt cognita vulgo.

Die formel rari atque cari s. u. a. bei Wattenbach, ztschr. f. d. gesch. d. Oberrheins XXV, 151 fg. (Säldner contra Gossembrot).

XIX. R 164.] Wiewol die beiden dichter vielleicht kein ganzes „menschenalter" auseinander sind, wie Seiler annimt, konstatiere ich doch ausdrücklich, dass es mir nicht in den sinn komt Ruodlieb dem Froumund zuzuschreiben.

XX. R 231 = V, 139 scutis retalatis (?).] Taliatus = zerrissen, eingeschnitten. Die inkunabel vom sog. lex. Salomonis hat: „Retilat aperit. Reticulatos cancellatos." Solte an falsche messungen wie taliatis oder reticlatis gedacht werden müssen? oder soll es heissen „rutilatis = rötlich gefärbt?"

R 233 = V, 196 veluti glandes.] Lex. Salomonis: „Glandium dubium." Ducange kent glandis = turris lignea; solte etwa der sinn sein: „die höflinge umlagern den könig wie waltürme und tragen ihm dabei heimlich ihre bitten vor?"[2]

R 240 = V, 355 boga.] Der Tegernseer Metellus hat in seinen Quirinalia ed. (Canisius-) Basnage thes. monum. III, II, s. 153 fg. dreimal boga = fessel.

R 304 = Epigr. VIII, 1 efilatas.] Osbern = Mai, cl. auct. VIII, 243: Filiatus curvatus aquilus camuratus obuncus reduncus arcuatus lunatus; ebenda 198: Ebilare mutilare detruncare.

XXI. R 26, 186, 229 = II, 1 fgg.; V, 104—129; XIII, 19.] Besondere aufmerksamkeit wante ich auf die erforschung der medici-

1) Die mittelgriech. fassung des Apollonius saec. XIII (ed. Wagner) hat v. 155 auch ἅρπα. 2) (Korrekturnachtrag.) Eine andre deutung s. jezt bei Laistner in Steinmeyers ztschr. n. f. XV, s. 96.

nisch-naturwissenschaftlichen fabeln, d. h. namentlich auf die würdigung der buglossa als zauberkraut gegen wölfe und zum fischfang, sowie auf die erzählung von Lynx und von der künstlichen herstellung des edelsteins Ligurius-Lyncurium. In dem von Seiler R 187 erwähnten Plinius Valerianus (Basel 1528) ist nichts zu finden; von der übrigen litteratur [1] habe ich hier zu erwähnen:

In Gesners hist. anim. (1720) findet sich s. 678 über den luchs: „author quidam obscurus (nomen iam non succurrit) scripsit animal esse mixtum natumque ex cerva et lupo aut cervo et lupa;“ ferner: „Antonius Musa Brasavolus terram lyncum urina madidam saepius collectam sibi et repositam scribit, sed nihil unquam in ea crevisse, mire autem foetidam fuisse; .... 681 Lyncurius lapis effusa lyncis urina

1) Wenig ist zu hoffen von dem buch, welches Beckmann in seiner Marbodausgabe s. 49 citiert „memoria sul lincurio del cavaliere Carlo Antonio Napione, Romae 1795.“ Die durchsicht dürften etwa noch verlohnen Albertus Magnus und die schriften der alchemisten. Alte kräuterbücher erwähnt Wattenbach, schriftwesen [2] 295 anm.; ein ähnliches zauberkraut wie die buglossa, wodurch tote fische wieder ins leben gerufen werden, kommt vor bei Rohde, Griech. roman s. 125.

Vergebens habe ich durchgesehn (diejenigen werke, welche weitere litteraturnachweise bieten, gebe ich mit gespertem druck):

Aelian, de nat. anim. IV, 17 und XIV, 6 ed. Jakobs; — Apuleius de herbarum virtutibus. Basel 1528 s. 109 (buglossa); — Beckmann, geschichte d. erfindungen I, 241 fgg. (lyncurium); — Bochart, Hierozoicon I, 796 fgg.; — Boppe, der starke = v. d. Hagens minnesinger II, 377 (allerlei wunder- tiere); — Brehms tierleben I; — Caesarius v. Heisterbach, illustr. mirac. et hist. memor. libri XII, 1599; — Forer, tierbuch 1583 (s. 156 luchs); — Hildegardis, physica, Strassburg 1533 (s. 116 linx und ligurius); — Isidors origines; — Iso magister de XII lapidibus, in der Prudentiusausg. v. Weitz s. 877; — Köhler, tierleben im sprichwort der Gr. u. Röm. (1881), s. 117 lynces; — Langkavel, botanik der späteren Gr., 1866, s. 48 buglossa; — Lewinstein, die alchemie = Holtzendorff-Virchow, vorträge, 5. serie, nr. 113; — Macer Floridus de viribus herbarum (v. 1135 fgg.); accedunt Otto Cremonensis, Walafrid Strabus (hortulus), Joh. Folcz ed. Choulant-Sillig; — Marbod, lib. lapidum ed. Beckmann 1799, v. 358—368; — Oribasius, Strassburg 1543, s. 130 und 170; — Paradoxographi ed. Westermann (vgl. O. Keller, rer. nat. script. Gr. min., vol. I) = Aristotelis mir. ausc., Antigoni, Apollonii, Phlegontis hist. mirabiles, Pselli lect. mir.; — Physiologus ed. Mai, class. auct. VII, 589—596; — Salomonis lexicon, inkunabeldruck s. l. e. a., artikel ligurius und lincis, wo gleichfals ligurius (nicht lync.) steht; — Solinus ed. Mommsen s. 44, 13 (lyncurium); — Tabernaemontanus, kräuterbuch, Basel 1731, s. 804; — Theobaldus Episcopus de XII animalibus, inkunabeldruck s. l. e. a.; — Theophrast, fragm. II (περὶ λίθων) kap. V, 28 und fragm. CLXXV (= ed. Wimmer bd. III, s. 41 und 221). — Reiche litteraturangaben über Ligurius geben auch: Waldmann, der bernstein im altertum, separatabdruck aus dem progr. des livländ. landesgymn. Fellin für 1882, Fellin 1883, s. 18 fg. und Schade, althochd. wörterbuch s. 1391—1394. Wegen buglossa vgl. Laistner in Steinmeyers zeitschr. n. f. XV (= 1883) s. 92 fgg., 102, 106 (electrum 102).

septem dierum spatio generatur. Jorath." Bei Gesner findet man eine menge von litteraturnachweisen.

Froumunds Maihinger Boethiushandschrift hat zu Boethius de cons. phil. s. 65, 22 ed. Peiper in dem kommentar, der sonst etwa den gleichen wissensstand repräsentiert, wie ihn der dichter des Ruodlieb besass, auf blatt 84[b]: „Linces animalia sunt, ut quidam dicunt, ex cane et lupo nati, ut alii extremi catuli luporum, qui sunt peiores."

Mich. Psellus, etwa ein zeitgenosse des Ruodliebdichters, sagt (*περὶ λίθων δυνάμεως* ed. Ideler, phys. et med. Gr. min. I, s. 244): „*τὰς ἀγνώστους ἡμῖν λίθους ἐάσω, τὸν Ὀνοκάρδιον . . . καὶ τὸν λύγκουρον καὶ ὅσοι τοιοῦτοι, ὧν τὸ ὄνομα μόνον ἴσμεν, οὐ μέντοι γε αὐτοῖς ἐντυγχάνομεν.*"

Eine merkwürdige und namentlich wegen der scheidung zwischen den formen *λιγύριον* (= ligurius R V, 102) und *λαγκούριον* (*λυγκούριον*) beachtenswerte stelle ist vorhanden bei dem schon im vierten jahrhundert schreibenden Epiphanius Episcopus (ed. W. Dindorf 1862 vol. IV, pars I, s. 229) in dem nur auszugsweise erhaltenen buch *περὶ δώδεκα λίθων* (d. h. über den schmuck des hohepriesters Aaron): „*λίθος λιγύριον· τούτου δε τὴν εὕρεσιν οὐδαμῶς ἔγνωμεν οὔτε παρὰ φυσιολόγοις οὔτε παρά τισιν ἀρχαίοις τοῖς περὶ τούτων μεμεριμνηκόσιν. εὕρομεν δὲ λαγκούριον . . . ὅν τινες τῇ τρανῇ διαλέκτω λαγούριον καλοῦσι.*" Epiphanius äussert dann die vermutung, der stein *λιγύριον* der bibel (= Moses II, 28, 19) sei identisch mit dem hyacinthus. — Die nach dem volständigen griech. original gefertigte versio antiqua hat nun aber folgende ergänzung (s. 189): „Et liggurus quidem vel etiam laggurus, si ipse sit liggyrium, rursus ex quo sit loco, nescitur a nobis .... Explanatur enim liggurus a quodam animali quod liggium nominatur habens colorem bubali[1] vel buculae rufae, cuius cauda modica est, et habet puncta quaedam viridantia, propter quod et lapis ligurus idem liggii cauda vocitatur; s. 191 wird über die gewinnung von edelsteinen folgendes berichtet: „in Scythia iugulant agnos et excoriantes dimittunt desuper e saxis ... lapidesque .. agnorum decoriatorum carnibus adhaerescunt;" wenn dann adler das fleisch heraufgeholt und gefressen, die edelsteine aber liegen gelassen haben, werden leztere von sträflingen eingesammelt. Wichtig sind Dindorfs anmerkungen. Über diamanten, die durch adler geholt werden, vgl. Rohde, griech. roman (1876) s. 181 anm. d = Sindbads abenteuer.

1) Solin. ed. Mommsen s. 108: sunt et uri, quos imperitum vulgus vocat bubalos, cum bubali (= gazellen) paene ad cervinam faciem in Africa procreentur.

WÜRZBURG, JANUAR 1883. GEORG SCHEPSS.

DER TEXT DES ZWEITEN TEILES VON GOETHES „FAUST."

Viel ungünstiger als beim ersten teile steht es mit der überlieferung des textes unseres weltumfassenden dramas beim zweiten, da nur dessen anfang und die „Helena" bei lebzeiten des dichters gedruckt wurden, und auch diese ohne gehörige sorgfalt; denn die zu grunde liegende handschrift war eilig angefertigt und nicht achtsam genug durchgesehen worden. In noch viel höherem grade war dies bei der vom dichter nachgelassenen des ganzen zweiten teiles in den noch ungedruckten akten und scenen der fall. Die reinschrift, nach welcher der druck gemacht wurde, ist nicht mehr vorhanden; von einer in Goethes archiv befindlichen handschrift ist nichts bekant, vielmehr deutet alles darauf, dass Goethe, wie sonderbar es auch scheinen mag, von dem vollendeten zweiten teile nur eine handschrift hinterliess, die er im juli 1831 einsiegelte, dann im januar 1832 wider herausnahm, um seiner schwiegertochter die beiden lezten akte vorzulesen, wobei er einiges, was ihm auffiel, änderte (vgl. meine grössere erklärung 109 zweiter aufl.), ja wir werden den beweis erbringen, dass nur eine äusserst fehlerhaft geschriebene sich vorfand, die von den herausgebern ohne jeden andern anhalt verbessert wurde. An methodischer darlegung der sachlage hat es bisher gefehlt. Meiner herstellung der elisionen war von Loeper in der den richtigen grundsatz ausführenden schlussanmerkung seiner ersten ausgabe des zweiten teils gefolgt; in der zweiten dagegen hat er sich nicht im zusammenhange darüber ausgesprochen. Was Schröer darüber gibt, ist bereits besprochen; seine haltlosigkeit wird aus der folgenden darlegung noch klarer hervorgehen.

Beginnen wir mit der zuerst gedruckten „Helena," wie sie 1827 die taschenausgabe im vierten bande der werke brachte; der druck der octavausgabe des folgenden jahres zeigt keine verschiedenheit. Am 25. märz 1825 sante Goethe, noch ehe er von dem schrecken über den theaterbrand sich ganz hergestelt hatte, den anfang der „Helena" an Riemer, „einen teil der gestrandeten ladung, den er den strudeln der Lethe kecklich abgewonnen habe." „Schenken Sie diesem hefte Ihre gewohnte liebevoll einsichtige aufmerksamkeit," bat er. „Es gibt freilich mancherlei dabei zu bedenken." Die hofnung, mit dem übrigen, der fortsetzung und dem schlusse der „Helena," solle es auch gelingen, wenn sich die elemente nur nicht gar zu wild entgegensezten, täuschte ihn nicht, wenn auch längere zeit dazu gehörte, als er sich gedacht. Es bedurfte noch mancher studien, besonders einer eindringenden beschäf-

tigung mit der geschichte der griechischen erhebung und der früheren fränkischen eroberung des alten Peloponneses, ehe er an die weitere ausarbeitung gehen konte. Die vollendung gelang erst, nachdem er den winter darauf verwant hatte, auch nicht ohne lücken und mit ausnahme des schlusses, im frühjahr 1826; bis zur ablieferung der handschrift hatte er noch bis zum nächsten jahre zeit. Auch diesmal ward die durchsicht zunächst Riemer anvertraut. Auf die „Helena" bezieht sich Goethes brief an Riemer vom 2. december 1826,[1] wo er schreibt: „Sie erhalten hierbei, mein werthester, das fragliche wundersame werk bis gegen das ende. Haben Sie die gefälligkeit, es genau durchzugehen, die interpunktion zu berichtigen und allenfalsige bemerkungen niederzuschreiben, vorzüglich aber folgendes im auge zu behalten. Ich unterliess, wie Sie sehen, in prosaischer parenthese das, was geschieht und vorgeht, auszusprechen, und liess vielmehr alles in dem dichterischen flusse hinlaufen, anzeigen und andeuten, soviel mir zur klarheit und fasslichkeit nötig schien. Da aber unsere lieben deutschen leser sich nicht leicht bemühen, irgend etwas zu suppliren, wenn es auch noch so nah liegt, so schreiben Sie doch ein, wo Sie irgend glauben, dass eine solche nachhülfe nötig sei. Das werk ist seinem inhalt nach rätselhaft genug; so möge es denn der ausführung an deutlichkeit nicht fehlen." Besonders der zweite teil der „Helena" bedurfte solcher scenarischen bemerkungen, die nach dieser äusserung alle, höchstens mit geringen ausnahmen, von Riemer sind. Freilich wurden sie von Goethe gebilligt, woraus aber nicht folgt, dass dieser die richtigkeit derselben bis zum einzelnen ausdruck alseitig erwogen habe. Schon vorher war die abschrift der „Helena" begonnen, deren monolog er bereits den 22. november an Boisseree gesant hatte; sein versprechen, ihm auch die folge mitzuteilen, erfülte er. Bis auf die lezte stunde, schrieb er diesem, sei noch immer etwas daran zu bemerken, zu bestimmen. Am 26. januar 1827 gieng das ganze zum druck ab, von einer kanzleihand,

1) Irrig ist Riemers eigne datierung vom folgenden jahre, wodurch der anschein entstand, Goethe habe damals am fünften akte des „Faust" gearbeitet. Wir wissen aber, dass er am 1. oktober den anfang der zweiten scene des ersten aktes Eckermann vorlas und sich, da er den ersten akt bis zur scene im lustgarten der neuen ausgabe des ersten teils folgen lassen wolte, auch so eifrig daran hielt, dass er ihn schon im nächsten januar zum druck absenden konte. Dies stimt ebenso wenig zu dem, was Goethe in unserm briefe bemerkt, als bei der datierung vom december 1826 alles auf den damaligen zustand der „Helena" passt. Wenn Riemer selbst den ausdruck „das fragliche wundersame werk" auf den „Faust" bezieht, so ist dies entweder ein versehen oder er denkt an den „dritten akt des Faust," wie er „Helena" auch in der anmerkung zum oben angeführten briefe vom 25. märz bezeichnet.

wol von Kräuter, nicht von seinem secretär John geschrieben. Wir bemerken hierbei, dass eine später unterdrückte rede der scheidenden Phorkyas in einem von Kräuters hand geschriebenen entwurf sich erhalten hat. Dass die zum druck bestimte handschrift eine ins einzelne gehende, besonders die notwendige elidierung der vokale *e* und *i* und die interpunktion sorgfältig beachtende durchsicht erfahren, steht an sich schwer zu behaupten. Eckermann scheint diese nicht übernommen zu haben; denn Goethe überraschte ihn damit, dass er ihm das zur absendung bereite packet zeigte, und weder Riemer noch Göttling wurden damit beauftragt, wenn sie auch das ganze vor der abschrift gelesen hatten. Demnach könte es nicht auffallen, wenn die abschrift an ungenauigkeiten, ja selbst an andern kleinen versehen litt, die Goethe, wenn er sie selbst las oder sich vorlesen liess, leicht übersehen oder überhören konte. Wenn der schriftsteller beim corrigieren seiner eigenen werke oft fehler übersieht, indem er beim lesen nicht das, was wirklich gedruckt steht, sondern was er sich gedacht hat, herausliest, so konte dies hier auch bei Goethe leicht der fall sein, nicht weniger mochte er beim vorlesen auch irriges überhören, da ihm das richtige im sinne lag; vor allem aber ist es begreiflich, dass er auf die durch den vers gebotene elision nicht die nötige sorgfalt verwante, nicht beachtete, dass sein abschreiber regelmässig die vollen prosaischen formen geschrieben hatte, auch wo der vers sie nicht gestattete.

Vergleichen wir die behandlung der antiken versmasse, wie sie Goethe sonst in anwendung bringt, mit der im ersten drucke der „Helena“ sich findenden, den wir wesentlich als treue widergabe der handschrift ansehen dürfen. Den ersten versuch in trimetern machte der dichter im september 1800 mit dem anfang der „Helena.“ Die gesetze des griechischen verses scheint er aus Hermanns schrift De metris Graecorum et Romanorum (1796)[1] kennen gelernt zu haben, auf die er wol durch Wilhelm Schlegel hingewiesen worden war, dessen metrische und prosodische kentnisse er damals zu seinem zwecke benuzte, auf dessen hülfe er auch wol in bezug auf die versmasse der chorgesänge rechnete, die er in der „Helena“ wagen muste. Die grundgesetze des antiken trimeters, dessen schema, wie er es nent, hatte er sich gemerkt. So wuste er denn, dass die Griechen den anapäst sich nur im ersten fusse sowie bei eigennamen, wenn diese einen fuss bilden, dagegen den tribrachys in den vier ersten füssen, selten im

1) An diese schrift Hermanns ist nach Schillers äusserung in dem briefe an Goethe 766 (vgl. 768. 770) zu denken, obgleich schon 1798 dessen „Handbuch der Metrik“ erschienen war.

fünften, den daktylus im ersten und dritten gestatten: aber diese freiheiten einzuführen durfte er bei der unbestimtheit der deutschen prosodie und der furcht, dadurch den rhythmischen schritt zu verdunkeln, sich nicht gestatten, wogegen er sich des eintretens des anapästs, besonders in namen, nicht ganz enthalten mochte. Freilich ist uns die damalige fassung des ersten monologs der Helena (wol 1—28, 36—72 und 81—103) nicht erhalten, so dass wir kein sicheres zeugnis seiner ersten behandlung des trimeters in händen haben, aber im folgenden monat schrieb er zum geburtstage der herzogin mutter das vorspiel „Paläophron und Neoterpe," in welchem er sich des antiken verses, wahrscheinlich doch wesentlich in derselben, wenigstens in keiner gebundeneren weise als im tragischen monologe der Helena bediente. In den 185 trimetern [1] des kleinen allegorischen stückes finden sich zwei anapäste in dem verse (6):

Könnte man etwa fordern, dass ich sagte, wer ich sei.

Aber hier scheint etwa ein versehen des setzers statt auch, wie in der ausgabe der werke hergestelt ist, so dass nur ein anapäst im ersten fusse zurückbleibt. Dass hier etwa blos als eine silbe genommen sei, wie in der „Helena" 672 fg., ist nicht wahrscheinlich. Auch könte man meinen, der später verbesserte vers (64):

Ihr seht es hoffentlich doch zufrieden an,

sei eigentlich ein fünffüssler, in welchem der vierte fuss ein anapäst, aber wahrscheinlich war hoffentlich ein versehen des setzers statt des später wirklich eingeführten wie ich hoffe. Die endungen von beiwörtern auf *ig* sind nie zur bildung von anapästen gebraucht, sondern *i* ist immer ausgestossen. Wir lesen 18 den versschluss langbedächt'gen Schritt, 36 gleichfals am ende leid'ge Brut, wie auch in den trochäischen und jambischen versen des stückes *i* elidiert ist (74 heil'gen, 240 ew'ger). Die endungen -ere, -eren, und das schliessende e des verbums vor ich, er, es, euch sind nie beibehalten zur bildung eines anapästes.

Durch die herlichen trimeter in Goethes monolog der „Helena" fühlte sich Schiller angeregt, zu seiner „Jungfrau von Orleans" drei in nachahmung Homers gedichtete auftritte (II, 6—8) in demselben versmass zu schreiben. Hermanns buch, das ihm Goethe auf seinen wunsch geliehen, war ihm schwer fasslich, doch wird er die hauptgesetze des trimeters daraus ersehen, mehr aber dürfte er sich an

1) Genauer 173, denn fünf verse (26—28. 30. 196) haben einen fuss zu wenig, einer (9) einen zu viel, und sechs, die siebenfüssler waren, (39. 46—48. 53. 112), sind erst in der ausgabe der werke zu richtigen trimetern geworden.

Goethes beispiel gehalten haben. Auch Schiller behält das *i* nie bei, um einen anapäst zu bilden; wir lesen bei ihm Unglücksel'ger, blut'ge (6, 8. 11), britt'schen, ird'sche, heim'schen, heil'ge, gnäd'ge (7, 1. 31. 53. 89), heil'ger, lebend'ger (8, 6. 11). Auch blühnden finden wir (7, 52). Die beiden ersten silben eines anapästs bilden zweimal die abbiegungen eines participiums auf end, drohenden, zitternde (6, 2. 8, 7). Sonst haben wir den anapäst mehrfach im ersten fusse, wenn die zweite silbe der bestimte artikel ist (Doch die Fürchterliche, Wie die Brunst, Denn dem Geisterreich, Mit dem Schwert 6, 4 fg. 7, 20. 22), einmal auch im fünften, in der Jugend (7, 36). Ausserdem stehen am anfang des verses die anapäste: Wenn er auch und Muss ich hier (7, 11. 76). Später hat Schiller nur noch einmal sich des Trimeters bedient, in der ergreifenden scene der „Braut von Messina“ IV, 8. Dort findet sich nur einmal ein anapäst, in dem versanfang Den Verbrecher (65); die elision des *i* komt mehrfach vor, in blut'ge, bussfert'ge, ew'ge, ew'gen, heil'gem, wogegen in den vollen formen die silbe metrisch mitzählt, wie in unglückselige Gerüst, der Lebendigen.

Doch wenden wir uns von Schiller zu Goethe zurück. Die nächsten trimeter finden sich 1802 in der rolle des Merkur in dem vorspiel „Was wir bringen.“ Dort erscheint der anapäst nur 18, 18 in Seelenwanderung und 19, 29 in verfallenem, aber an beiden stellen hat die darin doch wol entscheidende ausgabe lezter hand das *e* ausgestossen, wie dieses schon im ersten drucke fehlte in Dämmrung (16, 10), heitre, höhres, höhern oder höhren, unsres (16, 2. 11. 28. 30. 35. 74). An allen stellen, wo die beibehaltung des *i* einen anapäst brächte, ist es elidiert; so in günstgen, günstgem, gewaltger, lebenskräftger, lebensthätgen, mannigfaltge, gegenwärtge, schuldge, gnädge, unbändgen, einzgen, phantastschen (16, 4. 61. 70. 76 fg. 82. 19, 33. 35. 21, 11. 18). Dieselbe durchgehende ausstossung des *e* und *i* zeigt der prolog von 1807, sowol in den trimetern wie in den trochäischen versen. Ausnahmen bilden nur 75 ewiger, 76 Unbändige, 265 übermässiger Freude, von denen die beiden ersten schon in den werken elidiert sind, übermässiger nur übersehen und in übermässger zu ändern ist (vgl. in der „Pandora“ 308 übermässgen). Das übersehen der elision ist ein nicht selten vorkommender druckfehler, wie z. b. in der „Iphigenie“ IV, 2, 130 sich in der quartausgabe Entschuldigung statt Entschuldgung einschlich, in der „natürlichen Tochter“ V, 163 die erste ausgabe das später verbesserte 'Linderung am schlusse des verses hatte, in den bruchstücken der „Nausikaa“ einmal der vers falsch auf

„zuverlässiger“ endet, während vorher richtig zehenjähr'ger (zuerst unrichtig zehnjähr'ger) gedruckt sich findet. Der prolog hat nur zwei wirkliche anapäste, beide im fünften fusse, der einen solchen raschen schritt liebt, strahlende Heiterkeit und rühmliche Lebenszeit (74 und 308).

Zwei monate nach dem prolog von 1807 begann die ausführung der „Pandora,“ deren anfang Goethe im nächsten frühjahr zum drucke absante. Als er im april zu Jena an die fortsetzung gehen wolte, bat er Riemer, ihm „das Schema zu sechsfüssigen Jamben, wie sie die Alten gebraucht,“ zu senden, da er das unglück habe, dergleichen immer zu vergessen; auch möge der freund für Karlsbad, wohin er ihn begleiten solte, „sich mit alten und neuen Prosodisten rüsten, teils zu theoretischen, teils zu praktischen Zwecken.“ Riemer wird ihm kurz die gangbaren gesetze des antiken trimeters ins gedächtnis gerufen haben. In Karlsbad konte er nur einen teil der fortsetzung zu stande bringen, woran zum teil die antiken silbenmasse schuld waren, die Goethe nach Riemer „auf seine weise zu versuchen sich gemutet fühlte, ohne dass sie ihm so geläufig gewesen wären, wie es die anmut des gedichtes verlangte.“ Das wundervolle festspiel blieb unvollendet.

Betrachten wir zunächst die trimeter, deren das gedicht 411 zählt, so ist die zahl der elidierten *e* und *i* ausserordentlich gross, die beibehaltung derselben ohne bedürfnis des verses ganz verschwindend klein. 68 lesen wir: „Auch Unbekannte zu beschädigen bringet Weh,“ wo ohne zweifel beschädgen zu lesen, wie 786 vergegenwärtgen, 427 Unbändger, 308 übermässgen steht. Auffält 581: „Und peiniget in der Tochter sich zum zweitenmal.“ Nirgends, auch nicht im imperativ, zeigt sich sonst die volle form auf et, wo nicht das metrum sie fordert, auch da nicht, wo man meinen könte, sie wäre bezeichnend, wie in den versen: „Erhebt die starken Arme leicht, dass taktbewegt“ (165), „Dort stürzt von euren Hebeln Erzgebirg herab“ (229). Wenn es 641 heisst: „Das Reh zu fliehen, es zu verfolgen, sprang der Leu,“ kann man freilich glauben, es sei absichtlich fliehen gebraucht, um dem verse raschern fluss zu geben, aber dieses ist eben nichts weniger als nötig, und so möchten wir auch hier fliehn vermuten, wie ziehn 302, widerstehn 228, gesehn 436 stehen. Des wohlklanges wegen scheint 623 wie es (statt wie's) wunderbar zu schliessen, aus gleichem grunde 703 zu stehen: „Da sprach sie: Wähle! Das eine sei dir anvertraut,“ wogegen der folgende vers: „Wähle schnell!“ jambisch auslautet. Wenn hiernach anapäste durch ein *i* oder *e* der endung mit äusserst wenigen, leicht wegzuschaffenden oder zu erklärenden ausnahmen, gar nicht gebildet werden,

so finden diese sich dagegen bei den abbiegungen der participien auf end. So lesen wir 11 gestaltenmischender Möglichkeit, 17 neubelastende Qual, 617 treffende Pfeilgewalt, 691 leidenschaffende gab, 946 dringende Hochgewalt. Ähnlicher art sind entgegnete sie 694, göttliche Gliederbau 684. Mehrfach bildet die zweite silbe des anapästs ein nicht zu vermeidendes er, sie, sich oder der bestimte artikel. Hierher gehören zündet er schon 30, entfaltend sie blüht 952, schmiegten sich zwitzernd 619, Schlangenkreise sich dehnt 629, wie sich frei 621, Kriegsgefährte den Schützen 616, mit dem Schild 617. Auf jener folgt zweimal ein jambisch beginnendes wort, jene Gefährliche 577, jenen Cypressen 733. Die zweite kürze wird mehrfach von der vorsilbe ver gebildet, schmückend verbreiterten 631, solche Verwandelung 690, ewig verwaister 740, und ähnlicher art ist lieblich hervor 953. Alle diese anapäste sind aus der notwendigen freiheit der bewegung hervorgegangen, da der dichter zu ihrer vermeidung sich hätte zwang antun müssen. Wenn er den namen Phileros zweimal (58 und 427) anapästisch braucht, so folgt er der für eigennamen auch von den griechischen dichtern angenommenen freiheit. In den trochäischen massen gestattet sich Goethe den dactylus nur einmal, in mittägiger Heimchen 505; wir finden sonst heilger, Unruhgen, Uebermüthgen, lebendgen, beherzgen, heitern, bessre, goldne, geschlossne, verstossne, wohlerworbne, vergangnem usw. So tritt der grundsatz, die metrisch nicht zählenden *e* und *i* auszustossen, so entschieden wie möglich hervor.

Gleichfals finden wir dies in den 127 trimetern des „Prologs" von 1811. Hier lesen wir Mannigfaltge, vaterländschem, Nothwendgem, endge, tiefrem neben finstern, höhrem neben grössern, Erheitrung, offnem. Ein anapäst erscheint nie. Es war das für lange der lezte versuch in trimetern; an ihre stelle trat von jezt an wider der fünffüssige jambus. Aber auch in diesem, wie in allen versarten, blieb der ausfall der metrisch nicht geforderten, selbst in der gewöhnlichen rede meist verschlungenen *e* und *i* stehender grundsatz. In dem schönen epilog zum „Essex" von 1813 findet sich keine abweichung. Sehr belehrend ist der in den verschiedensten jambischen und trochäischen massen sich bewegende grosse maskenzug zum 18. december 1818, der grösteuteils noch in des dichters handschrift vorliegt. Hier gibt die handschrift: ewgen, ewgem 28, 689, 693,[1] woneben ewige

1) Der druck hat an den beiden lezten stellen die volle form, wie auch 526 kriegerisch, zum beweise, wie leicht eine solche durch den abschreiber oder den setzer verschuldet wird.

112, 122 ein blosses versehen sein muss, wie auch würdiger 182, nach der grossen überzahl der elidierten formen: unverständger 163, Lebendge 270, anzukündgen 440, entschuldgend, huldgend 245. 247, bedächtger 230, kräftger 537. 597, geschäftge 933, gewaltge 716, mannigfaltgen 780, Gegenwärtge 368 fg., geistgen 119, günstgen, Günstges 120. 968, kriegrisch 526. Nicht weniger entschieden ist der ausfall des *e* in den endungen ere, erem, eren, eres. Den ausnahmen andere 603 und Aeusseres 612 stehen eine grosse zahl von stellen entgegen, die andre, andern haben, äussres 725, äussern, innern 190. 697. 726. 820 (auch Erinnrung 520), unsre 346, unsers unsres 461. 919, niedre 543 (nach der handschrift), muntern 179, heitre, heitern, heitren, heiterm, heitrer 128. 235. 349. 611. 700. 1030, düstrer, düstern 22. 348. 550, höhern 454. Freilich lesen wir 234 angewiesenen, aber dagegen wohlgewachsner 996, ungemessnen 818, erfahrner 943, erhabner 692, goldne, goldnen 60. 222. 360, offnen 349, eignen 382. 815, vergangnen 219. Einen anapäst finden wir 553: wollen es nicht, 645: Zauberin und 887: verstecke mich. An der ersten stelle ist wollen's nicht (vgl. 704 stehts ihm an), an der leztern versteck' vom dichter beabsichtigt. Jedenfals tritt der grundsatz deutlich hervor, nicht ohne not anapäste zuzulassen. Freilich scheint dieser bei dem prologe für die Berliner bühne vom jahre 1821 nicht beobachtet, wo wir kräftige 33, geistiger 45, Tüchtige 50, heiligem 96, mosigen 129, vulkanischer 144, obere 65, dienstbaren 75 schon im ersten drucke lesen, wogegen das *e* in den endungen ere, erer, eren, enen ausfält, aber hier müssen die vollen formen vom schreiber oder setzer herrühren. Unmöglich kann Goethe hier von dem beständig durchgeführten grundsatze abgegangen sein, das *i* und *e*, wo es der vers nicht verlangte, zu elidieren, mochte er dies auch zuweilen bei der abschrift übersehen, wie z. b. in der Marienbader „Elegie“ von 1823 das *i* durchweg im lezten fusse steht (sehnsüchtiger Thränen 2, 6, selige Stunden 5, 2, heiligem Schatten 6, 2, seligen Höhe 14, 5, gabeseligen Munde 23, 5), wogegen das *e* überall geschwunden ist. In den kurz darauf geschriebenen strophen „Aussöhnung“ lesen wir dagegen im versschlusse ewger Schöne (2, 4). Derselben blos durch versehen entstandenen nachlässigkeit begegnen wir bei Goethe auch sonst, wie wenn in dem 1824 geschriebenen gedichte „an Werther“ neben unwillkommner und Aeussres sich unbefangene findet, in der „Legende“ der ballade vom Paria das *i* und *e* bald steht, bald ausgestossen ist. Leztere hatte er seinen freunden nicht vorgelegt, ehe er sie

in den druck gab. Eine solche ungleichheit kann unmöglich beabsichtigt sein.

Als Goethe im jahre 1825 die „Helena“ wider aufgriff, hatte er längst keine trimeter mehr versucht; denn die übersetzung der bruchstücke des Phaethon des Euripides, die er 1824 in „Kunst und Alterthum“ zu seiner herstellung des stückes benuzte, war von Göttling, und kaum dürfte er der metrischen behandlung derselben besondere aufmerksamkeit zugewant haben.[1] Der anfang der „Helena“ lag ihm vor, aus dem sich seine art der behandlung des trimeters ergab; doch, da er Riemer bei der ausführung zu rate zog, besonders wegen der chorischen versmasse, wird er diesen auch wider wegen des schemas des trimeters befragt haben. Sehen wir nun, wie in der uns im ersten drucke der „Helena“ vorliegenden überlieferung der Trimeter behandelt ist, und zunächst, wie es sich mit der elision von *i* und *e* verhält. Wir bemerken zuvor, dass die gesamtzahl der trimeter in der „Helena“ an fünfhundert beträgt. Nur dreimal finden wir das *i* ausgestossen. Vers 348 begint „Unsel'ger Bilder,“ zwei verse darauf steht „vaterländscher Flur,“ 525 „verständger Mann.“ Dass diese formen durch den schreiber oder setzer hereingekommen, ist höchst unwahrscheinlich, dagegen könte einem derselben oder beiden abwechselnd ein grosser teil der vollen formen angehören, wenn wir auch zugeben, dass manche auf der nachlässigkeit Goethes selbst beruhen. Regelmässig ist in der abbiegung von heilig das *i* erhalten (24. 85. 87. 462. 491), ebenso bei wenig (448. 522. 696), heftig (154. 274), flüchtig (492), nächtig (547), geschäftig (184), umsichtig (477), mannigfaltig (357), bärtig (1089), mannlustig (290), leidig (635), lebendig (93), vaterländisch (6, gegen 350), anzukündigen (651), auch bei phrygisch, cimmerisch, thessalisch (4. 513. 1486). Umgekehrt ist *e* mit wenigen ausnahmen geschwunden. Zwar lesen wir Ebene (59), mustere (63), munterer (524), glühende (164), erschütterendes (157), erschüttere (953), schöpferisch (205), schädlicheres (341), anderes (531), Königes (284), Dienstes (301), ziehe (56), stehet (507), Throne (1482), rege (496). Aber diesen wenigen beispielen treten entgegen Ebnen (1061), Erhabnen, Erhabnes (505. 697), Vergebne (346), umgebnen (151), erworbnen (380), wohlgeschliffnes (90), mustre (55), muntrer (509), muntern (306), bittern (41), Gebiet'rin (597), gebiet'risch

1) Göttling hat dreimal den anapäst angewant (50 Erinner' ihn, dass, 51 Wunsch zu gewähren, 144 rührte die Zügel), der auch 15. 24. 27. 131 durch die vollen formen unserer, einziger, einzigen, andere gebildet wird, wogegen 47 innern steht.

(201), Wandrer (281), andre, andern (91. 588. 644. 701), vordern (48), düstern (669), betretnen (168), gehaltnem (703), gewordnen (659), eh'rnen (15), unsre (550), trockne (88), Betrunknen (285), erzogne (291), geschlungne (544), hagrer (202), entlassnem (169), verglommner (188), willkommnen (664), unterschworner (342), freigebornen (377), verworrner (1497), Herrn (660), Ungeheu'r (327), ziehn (282), Dräun (195), wohlgehn (490), bestehn (647).

Fragen wir nach dem sonstigen gebrauch des anapästes im trimeter, so ist derselbe, besonders im anfange, sehr bedeutend, wird aber meist durch die bequemlichkeit des dichters herbeigeführt. An dreiundzwanzig stellen bildet der bestimte artikel eine der kürzen (3. 15. 44. 48. 51 fg. 56. 81. 94. 101. 118. 151. 269. 272. 362. 453. 467. 469. 507. 538. 576), nur an einer (19) der unbestimte. Eine einsilbige präposition erscheint fünfmal (178. 325. 366. 512. 546), eben so oft ein persönliches fürwort (197. 206. 332. 506. 661). Viermal steht im anapäst das te des imperfectums (332. 498. 569. 571), fünfmal die abbiegung der participialendung end, et (16. 42. 47. 190. 279), sechsmal abbiegungen der endung lich (99. 373. 478. 549. 660. 951), dreimal in Königin (460. 467. 654), einmal in Schaffnerin (181), zweimal beim Superlativ (8. 462), einmal in einsamen (374). Mehrfach veranlassen die vorsilben den anapäst, sechsmal be (24. 44. 344. 455. 579. 643), dreimal ge (392. 589. 649), einmal ver (353). Auch die erste silbe von fürwahr fält einmal (44) in den anapäst. Die übrigen fälle finden sich in den besondre freiheit schon bei den alten geniessenden eigennamen, Tyndareos, das verschieden gemessen wird (10. 504), Erebus (325), Deiphobus (567). Hiernach war es wol nicht das streben nach rhythmischer abwechslung, welches den dichter zu den anapästen veranlasste, sondern das bedürfnis, da er sich sonst zu eingezwängt fühlte. Deshalb stehen auch die anapäste in allen versfüssen, die meisten freilich in den vier mittlern (in sechszehn bis neunzehn fällen), aber zweimal auch im ersten fusse (zu des erdgebeugten, 94, zu bestehn, 643). Wenn in einem verse (44) sich drei anapäste finden, so ist das eben zufall.

Neben dem trimeter tritt selten der moderne fünffüssige jambus ein. In den 122 versen findet sich nur dreimal kurz hintereinander ein anapäst (Halte fest 1458, alles Gemeine 1465, lange du dauern 1466), wogegen einmal die elision von *e* in unschätzbar'n 1462); zwischen diesen versen findet sich einmal ein sechsfüssler (763). Auch vierfüssige jamben werden zuweilen angewant; es sind 107 verse. In diesen findet sich nur einmal ein anapäst (797: „Der erste wusste

vom lezten nicht"). Blut'gen ist elidiert 829. In den kleineren jambischen versen 1223—1249. 1268—1297. 1353—1363 stehen sich Verwegne 1231, das jedenfals irrige, weil dem vers widerstrebende errungene 1256. 1294 und das 1296 darauf reimende erzwungene entgegen, wogegen man leichtfüssige 1281 dem dichter gestatten kann. Freilich scheint „Aus Gefahr in Gefahr" (1357) aus zwei anapästen zu bestehen, wie auch der kurze vers „Wer im Frieden" (1353) anapästisch begint, aber diese verse solten eben anapästisch sein. Die weiteren jambischen verse, 1376—1388. 1397—1403. 1408—1419, sind ganz rein. Wir bemerken darin düstern (1418).

Von viel grösserer wichtigkeit sind die antiken trochäischen tetrameter, deren wir 102 zählen. Hier finden wir 423 flücht'gen im dritten fusse, dagegen im ersten 480 garstigen, wie sogar 473 unsere, 480 am schlusse idyllischem Liebespaare, am anfang 1114 thöriger, wo aber schon die form thörig auf die bei dieser eben leichtere elision hindeuten dürfte,[1] wie denn auch 1118 luft'gen steht, aber weiter unten finden sich kurz hintereinander die ausgeschriebenen formen übermächtiger, künftigen und ewigen (1137. 1139) und obgleich 1508 luftigen als kretikus gebraucht ist, 1540 fg. die versschlüsse kräftigem tanz und saftiger Beeren, ein wechsel bei welchem eher die nachlässigkeit des schreibers als die des dichters zu beschuldigen sein dürfte. Halte gespert 471 könte man dem dichter zu gute halten und den dactylus Mutter dich 483 wird man nicht beanstanden, dagegen stehen dem schon angeführten unsere unsre 481. 1516, unserm, unsrer (1101), andern (1126. 1521), andren (1114), andrer (1550), Unerfahrnen (1109), erschütternden (1517), bewegtern (1518), keltrer (1541) entgegen, um nicht an goldne, gespaltne, Trunkne (470. 1137. 1547. 1549), sehn (1141) und Wunderlichs (1095) zu erinnern. Auch vierfüssige trochäische strophen finden sich, im ganzen 203 verse. Der anapäste sind hier sehr wenige: 860 Diener, es ist, 1018 ewiger (wogegen sel'gem 1083), 1299 Mässigung, 1310 fg. widerspenstige Brust, widerspenstigen Mund, 1446 unglückseligsten tage. Das erste und lezte lassen sich entschuldigen, obgleich unglückselgen hinreichte; in den andern fällen möchte doch die elision geboten scheinen.

Wenden wir uns endlich zu den chorliedern, so haben wir zunächst die anapästischen systeme von den chorgesängen zu unterscheiden. Von diesen (29—36. 73—80. 665—677) ist nur zu sagen, dass häufig der jambus den anapäst oder spondeus vertreten muss. 76

1) 640 finden wir thöricht, aber thörig im zweiten akte (3111).

fält auf, dass nicht ruhen geschrieben ist, wodurch der folgende fuss ein anapäst würde, wie 79 freuet steht. Anstössig ist, dass 670 fg. etwa als eine silbe gesprochen werden muss. Am wichtigsten sind die strophischen chorgesänge, wobei Goethe nur im algemeinen an die metrische composition der alten tragiker anknüpfte, aber besonders das genaue entsprechen der einzelnen strophen beachten muste. Wenn in der ursprünglichen fassung des chorgesanges 1142—1191, die Biedermann veröffentlicht hat,[1] strophe und gegenstrophe sich nicht entsprechen, so war dies eben nur der erste entwurf, dessen nähere durcharbeitung auch in metrischer hinsicht der dichter sich vorbehielt. Dass Goethe völliges entsprechen von strophe und gegenstrophe beabsichtigt habe, muss man bei den wenigen sich zeigenden abweichungen annehmen, wenn er auch die von den griechischen tragikern befolgten freiheiten sich in seiner weise anzueignen nicht anstand, wobei aber zu bemerken, dass er, je weiter er in der „Helena" vorschritt, immer kühner wurde. Nicht allein liess er den gewöhnlichen und den sogenanten polyschematischen Glykoneus (— ◡ — ◡ ◡ — ◡ — und — ◡ — ◡ — ◡ ◡ —) sich ensprechen (auf den eigentlichen grund dieser freiheit gieng er nicht ein), sondern er verschob auch den dactylus, wie es in auffallender weise schon 215 fgg. geschieht (— ◡ ◡ — ◡ — ◡ ◡ — ◡ statt — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ — ◡), ja sezte statt des trochaeus am anfange des verses, wo er eigentlich basis ist, den daktylus. Am stärksten tritt diese freiheit im lezten launigen chorliede hervor (1140—1189). Aber der dichter bediente sich dieser freiheit nur der freien bewegung wegen, brauchte sie nie ohne nötigung. So muss man denn annehmen, dass 139: „Über die zinne des kerkers hin," auf irtum beruht, da Goethe sehr wol sagen konte: „Über des kerkers zinne hin." Dem verse 221: „Mauern, aber die flammenglut," kann nicht entsprechen 228: „Und der züngelnden flamme lohe"; es muss wol loh' heissen. Am schlusse von 229: „Schreitend wundergestalten," fehlt nach 220: „Sich verbreitend von hier und dort," eine silbe; ich habe gross vermutet. 409 kann es unmöglich beabsichtigt sein, dass Trost reich begabten (— — ◡ — ◡) dem wohlthätig erscheinend (— — ◡ ◡ — ◡) 400 entspricht; Goethe schrieb etwa Trostrede oder reichlich statt reich. Dem verse 606: „Schon entschwand das liebliche," entspricht 617: „Statt verheissener Rettung Heil," wenn man verheissner schreibt; dass der dichter die trochäen hier rein halten wolte, zeigen deutlich 601 fg., wo sich deshalb die elision heil'ge findet, wie aus gleichem grunde 610 gesell'ger steht. 607 wolte Goethe Gestad statt Ge-

1) Goethe-Jahrbuch II, 299 fg. Vgl. Schnorrs Archiv XI, 166.

stade; denn in unserm chorgesange verschiebt er wol den daktylus, aber er sezt nie einen daktylus geradezu statt des trochaeus; 607 hat jezt zwei daktylen, dagegen der entsprechende vers 617: „Untergang verkünde zulezt," nur einen. 622 „Weh uns, weh, weh!" ist eine silbe zu wenig gegen oben 611: „Seh' ich, ach, nicht mehr." Am wahrscheinlichsten ist ein weh ausgefallen. Vgl. Pandora 405: „Ai! Ai! Weh! Weh mir! Weh! Weh! Weh! Ai! Ai mir! Weh!" In 902: „Ja Gefangene, wie schon öfter," müsten wir, um eine entsprechung mit 910: „Vielleicht schwarzborstigen Faunen," zu erhalten, zur kühnen annahme greifen, Goethe habe sich gestattet, die erste länge des daktylus in zwei kürzen aufzulösen; wahrscheinlicher dürfte man Gefangne oder gefangen vermuten, so dass die lezte silbe lang gezogen würde. Will man nicht zugeben, dass Goethe ohne not einem beginnenden trochäus einen daktylus entsprechen lasse, so wird man 912 statt über die schwellenden herstellen müssen über schwellende gegenüber 902 Ilios' und der. 1010: „Jeder sich selbst zu eignem Nutz," erwartet man, wie in der strophe 1001: „Schmeichler listig entschmeicheln sie ihm" zwei daktylen, die auch 1011 hat, und man sieht nicht, weshalb Goethe nicht, um den zweiten daktylus zu gewinnen, eigenem geschrieben haben solte. Alle verse der beiden in rede stehenden strophen haben wenigstens einen daktylus mit ausnahme von 998 und 1004, wo man ihn leicht gewint, wenn man im ersten verse schmeichelend statt schmeichelnd, im andern darum statt drum schreibt. 1144 entspricht nicht der gegenstrophe 1152. Hier solte wol der vers, wie in der erhaltenen ersten fassung, mit belehrendem schliessen und im folgenden beginnen: „Wort hast gelauscht wohl." 1090: „Raubt auch Cyprien, wie sie ihm kost," haben wir zwei daktylen, wenn man nicht Cyprien äusserst hart als zwei silben lesen will, was durch die consonantische lesung des *i* in Joniens (1146) und durch manche ähnliche fälle, wo dem *i* nur ein consonant vorhergeht, wie Siciliens (5972), verauctionirt (1513), Kastanien (1642), nicht verteidigt werden kann. Der zweite daktylus ist 1174 wol dadurch herzustellen, dass wir sonnedurchstrahleten statt sonnedurchstrahlten lesen. Freilich hat im vorhergehenden verse der erste fuss in der strophe einen daktylus statt des trochaeus der gegenstrophe. So zeigt sich, dass auch in den chorgesängen der abschreiber oder der drucker nicht immer sorgfältig verfuhr, wie wir dasselbe in den übrigen teilen der „Helena" annehmen musten, sollen wir nicht glauben, der dichter habe dafür gar keinen sinn mehr gehabt, ob statt des reinen jambus und trochäus ein anapäst oder daktylus sich einschleiche, wenn er ihn durch die hergebrachte, von ihm selbst

früher, wie von allen dichtern befolgte elision vermeiden konte. Ja solte das unwahrscheinlichste wirklichkeit gewesen sein, wir würden dem dichter einen dienst erweisen, wenn wir durch unsere herstellung seine verse in seinem sinne lesbar machten.

Der erste druck der „Helena“ und, wie wir vermuten müssen, auch die zu grunde liegende abschrift, zeigt ausserdem manche fehler. 316 kann: „Da du, nun Anerkante, nun den alten Platz,“ nicht richtig sein. Ich habe Neuanerkannte vermutet. 529: „Ich acht' auf seine Grossheit, ihm vertraut' ich mich,“ muss es achtet' heissen. 574: „Untheilbar ist deine Schönheit, der sie ganz besass,“ zeigt schon der vers, dass es die heissen muss. Vor 731 muss Thurmwächter statt Thurmwärter stehen. Vgl. 4630 Thurmwächter ist der Gefangenwärter. 747 wird Wusst' statt Wüsst' gefordert, 820 Nur statt Nun, 858 Göttliche statt göttliche, 886 auch statt euch, 1158 listig statt lustig. 1258 ist das komma nach hie irrig, wie 1303 das komma statt semikolons, 1405 statt fragezeichens. Nach 1268 solte bemerkt sein, dass der folgende gesang allein dem chore gehört. 1360 muss es dem statt den heissen. Wahrscheinlich ist auch 93 zeichnet irrig statt bezeichnet' (vgl. 436), vielleicht 752 „sog ich an“ statt ein. Solches Wechselstreites 340, leeres Hauchs 952, jedes Winkes 1008, heutiges Tages 1151 stimmen nicht zu guten Muths 106, trippelnden Schrittes 628, gleichen Tons 645, eilenden Fusses 592, und wir wissen aus Goethes äusserung gegen Göttling, der die starke form hier verlangte, dass diese ihm zuwider waren.[1] 1198 lesen wir das richtige von Herzen gehen, wogegen vom 891 steht. Auf kleinere druckversehen gehen wir nicht ein. Einzeln stehen euren statt euern 152, traurend statt trauernd 340, andrem statt anderm 1104, tändlend statt tändelnd 1506. Regelmässig hat das *e* vor *l* und *r* sich erhalten, mit ausnahme von edlen. Einmal steht hierher (144), dagegen hieher 22. 380. 451. 656.

Von der „Helena“ wenden wir uns zu dem ein jahr nach dieser erschienenen anfange des ersten akts bis 1424. Fragen wir zunächst nach der elision des *i*, so ist diese freilich seltener als die anwendung der vollen form; jedenfals muss der abschreiber sie an den wenigen stellen, wo sie der druck zeigt, in der vorlage gefunden haben, und

1) So lesen wir denn auch im ersten akte 1876 vollen Stroms, 1931 gestärkten Arms, im zweiten 2437 weiten Schrittes, 3448 schwanken Lebens, 3546 solchen Raths, im vierten leichten Schwungs 5449, wilden Wesens 5788, wonach die änderung der abweichenden stellen sich ergibt. Vgl. meine bemerkung in der „deutschen Vierteljahrsschrift“ 1857, 2, 244 fg.

der wahrscheinlichkeit entspricht es, dass er sie an manchen andern, wo sie das metrum gebot, übersah. Wolte man meinen, der abschreiber sei ganz genau verfahren, habe die vom dichter gegebenen formen überall treu widergegeben, so würden wir dem dichter eine ungleichmässigkeit zuschreiben, die blos aus unabsichtlicher nachlässigkeit hervorgegangen und deshalb abzustellen wäre. Wie solte Goethe darauf gekommen sein, einer gangbaren metrischen freiheit zu entsagen, die es ihm zugleich ermöglichte, das schwankende in der verwendung derselben form als trochäus, daktylus und kretikus auszuschliessen, heil'gen von dem daktylischen und kretischen gebrauche von heiligen zu unterscheiden! Gleich in den ersten fünffüssigen jamben finden wir luft'gen 9, aber ganz an derselben versstelle nächtiger und heiligen (14 und 21). Der abschreiber nahm wol das erste aus seiner vorlage, überliess sich aber später seiner gewohnheit, die volle prosaische form zu setzen. So finden wir auch die schönen terzinen des erwachenden faust durch die formen ätherische 68, tausendstimmigem (75), ewigen (85. 95) und farbigen (115) entstelt, während nur duft'gen (79) sich erhalten hat. Selbst in die trochäen sind im ersten und vierten fusse die daktylen dunstige, lustigen, prächtiger eingedrungen (810. 865. 900), nur gegen den schluss hat sich heilgen im zweiten fusse erhalten (1360), aber die beiden lezten verse schliessen wider alle metrische möglichkeit mit schädigen und bethätigen (1373 fg.), die weder als lahme kretische schlüsse gelten noch einen daktylischen schlusstrochäus vorstellen können. In den jambischen versen hat der abschreiber dem anapäst das freie feld geöfnet. Wir finden hier 151 günstigem, 160 Heiligenschein, 181 grimmigem, 198 schädigen, 294 Heiligen, 323 mächtiger, erst 376 hat sich lebend'ge erhalten; es folgen 412 Kundigen, 460 heiligen, weiter 741 heutigen, 767 Unseliges, 925 halbwüchsiger, 1051 leidigem, 1077 allzulästigen, 1089 widersinnigen, 1121 artiger, 1143 unsinniger, 1187 mächtiger, 1278 lustigen; erst 1334 treffen wir wider auf die elision in unglückselge, dem aber 1345 allseitigem folgt, dann in den folgenden trochäen heilgen (1360). Dagegen bringt die scene im lustgarten vorherschend die elision: auf neugierige (1410) folgen prächt'gen, ew'gen (1411) und luft'gen (1416). Das beibehalten des *i* ist um so auffallender, als sonst daktylen statt der trochäen und anapäste statt der jamben selten sind. In den trochäen findet sich (denn in Victorie 843, Bestien 881 wird das *i* konsonantisch gesprochen) gar kein trochäus mit einziger ausnahme von unsere 486, dem andre 771, heitre, heitern 481. 653, meistre, begeistre 911 fg., uns-

rer 783, Bewundrer 915, dunklen 1291, eitlen 1372, Erdgebornen 4, goldne 536, verworrne 796, sichern 512, eignen 528 entgegenstehen. Von den jambischen versen zeigen die terzinen, in denen wir fünfmal das *i* unelidiert fanden, weiter gar keinen anapäst. Sonst wird das *e* an zahlreichen stellen, wo es das metrum nicht fordert, weggelassen, in unsre, unserm, andre, andern, andres, heitern, heitres, lautres, dichtern, Untre, Düstre, Finstern, keltre, bittre, sondern, sichre, wackres, innres, tapfres magre (1171), schwangre, frevle, eklen, edlen, edlem, gewundner, offne, goldne, goldnen, goldnem, goldner, ehrnen, eignen, willkommne, gedroschner, auch in Mann's (284), gehn (790), anzusehn (735). Gegen diese massenhaften fälle können Dämmerung 68, verworrener 297, Erwünschterem 762, feuerspeiende, das man dem dichter wol gestatten mag, und glühenden nicht in betracht kommen; den beiden leztern treten bejah'ndes 630 und glüh'nder 1377 geradezu entgegen. In gewonnenem 1066 war die elision unmöglich. Narren- und Todtentänzen 454 wird man kaum beanstanden. 972: „Da springt eine Perlenschnur hervor," konte freilich 'ne geschrieben werden, wie ja Goethe ein auch 2202 elidierte; ebenso war 973 der anapäst leicht zu vermeiden durch den wegfall der endung in Spange. Doch konte der dichter diesen gerade hier für bezeichnend halten, wie er ihn denn im folgenden mehrfach braucht, wo er ihm freilich zuweilen aufgedrungen ward, er an andern stellen dem verse einen guten fluss gibt. 1031 schliesst „von Hunger und Durst." Der Abgemagerte droht 1034: „Vom Leibe mir, ekles Weibsgeschlecht!" wo leicht Leib' geschrieben werden konte, auch sollt' statt sollte 1041. Dagegen ist gegen 1114: „Wir nehmen den Koffer in Besitz," kein bedenken zu erheben. Ebensowenig wird man 1177: „Er wendet sich zu den Weibern dort," das in früherer zeit von Goethe gebrauchte wend't verlangen. In der rede der Faunen tritt absichtlich mehrfach der anapäst ein (1213 fg. 1216), wonach auch 1208 lustigen nicht zu beanstanden sein dürfte. Ebenso bezeichnend erscheinen die anapäste in dem übermütigen spotte des Satyrs (1219—1221. 1225. 1227). Auch die gnomen bedienen sich ungescheut der anapäste; sie beginnen nicht blos v. 1230: Im moosigen Kleid, wo freilich moos'gen nicht zu hart wäre, sondern haben auch zweimal den anapäst in der mitte des verses (1245 fg.), wonach es fast auffält, dass 1248 drei Gebot veracht't steht, da Gebote verlangt wird, und sogar der apostroph fehlt. In der rede der riesen ist 1252 der anapäst am schlusse des verses dadurch vermieden, dass sind's genannt gedruckt ist, wo aber wol nach von Loepers vermutung s'

(d. h. sie) beabsichtigt war. Auch die nymphen gestatten sich zweimal einen anapäst. 1271: „Und Lüftlein wiegen ihn mild in Ruh," und 1284: „So ehre dem, dem Ehre gebührt!" In der langen rede des herolds 1308—1357 findet sich nur zweimal ein dem dichter aufgedrungener anapäst (1306. 1311), und zwar nicht da, wo diese am leidenschaftlichsten bewegt ist. Gerade in dieser rede stehen sich unglückselge und allerseitigem entgegen, und jede veranlassung, einen anapäst hineinzubringen, wie bei offne 1312, unserm 1321, andres 1340, ist vermieden.

Nach dieser sachlage wird niemand dem dichter die absicht zuschreiben wollen, durch beibehaltung des *i* und *e* anapäste in die jamben und daktyle in die trochäen zu bringen, wodurch der reine vers in unserer prosodisch so unbestimten sprache, wenn es nicht eine besondere wirkung gilt, nur entstelt wird. Diese eingedrungenen vokale gehören grösstenteils dem abschreiber und etwa dem setzer, zum geringern teile der nachlässigkeit des dichters an; am allerwenigsten kann dieser wilkürlich gewechselt haben: ihm dürfen wir ein solches beabsichtigtes schwanken ebensowenig zutrauen als ähnlet und Wimmlens (467. 1402) neben wechselt (780), versammelt (117), verrammelt (237), spiegelt (113), wandeln, Handeln (774 fg. 821 fg. 1169 fg.), schütteln (1068), züngeln (1351), spiegelnd (34), glitzern (33 fg.), zaudernd (51 fg.) usw. Die abschrift war eben nachlässig gemacht und ein grosser teil dieser nachlässigkeiten weder bei der durchsicht noch bei der korrektur weggeschaft worden; darin stimte der anfang des ersten aktes mit der „Helena" überein. Dass es mit der handschrift des gesamten zweiten teiles, die Goethe zum drucke hinterliess, nicht besser stand, dafür liegt uns ein urkundliches zeugniss vor, das bisher äusserst wenigen bekant war, noch von niemand benuzt worden ist, obgleich es von weitreichendster bedeutung.

Goethe hatte die abschrift des zweiten teiles seinen freunden, denen er früher manche teile derselben mitgeteilt, nicht vorgelegt, sondern sie, sobald sie vollendet war, eingesiegelt, so dass er weiter nichts daran zu tun habe. Die für den nachlass bestimten herausgeber Riemer und Eckermann, denen der testamentsexecutor kanzler Müller zur hand gieng, waren über die fehlerhaftigkeit der abschrift verlegen, die einer gründlichen durchsicht vor dem erscheinen bedurfte. Nachdem Müller und Riemer sie durchgesehen, wurde sie Eckermann übergeben, der sie am 21. september 1832 Riemer zurückschickte mit folgendem briefe, den wir hier zum ersten male nach der handschrift geben, die sich in Hirzels samlung auf der universitätsbibliothek in Leipzig befindet.

„Hier, mein bester Hofrath, schicke ich Ihnen den Faust besprochenermassen ausgeputzt. Die Stelle von Asmodaeus habe ich nicht finden können.[1] Ich habe statt „Juli“ „vollendet im Sommer“ geschrieben, weil das doch im Grunde auch richtig ist, und es auf so genaue Bestimmungen nicht ankomt.

Mein Auge war aufs hohe Meer gezogen,
Es schwoll empor usw.[2]

Vielleicht hat Herr Geheimerath von Müller gedacht, man könne verleitet werden, das Es auf Auge zu beziehen, weshalb denn das vorgeschlagene Das (wenn sonst dadurch gegen kein grammatisches Gesetz verstossen würde) vorzuziehen sein möchte. Welches alles Ihrer alleinigen Entscheidung anheim gegeben sein soll.

Ich habe bis jetzt in einem fort daran gearbeitet und mich im Aufsuchen der manchen Fehler fast blind geguckt. Wenn man Zeit hätte, man fände noch was.“

Also Eckermann hatte den „Faust“ von zahlreichen fehlern der abschrift befreit, damit er gedruckt werden konte, meinte aber, es sei noch manches stehen geblieben. Dass er bei einer so grossen anzahl sinstörender fehler auf metrische reinheit und gleichmässige schreibung weniger sein augenmerk gerichtet hatte, war sehr natürlich. Riemer sah nach ihm noch einmal die handschrift durch, aber, wenn er auch manches änderte, scenarische bemerkungen und die verweise auf die bibelstellen 5482. 5519. 7424. 7431 und die Acta Sanctorum 7439 hinzufügte, so beachtete er doch die metrischen entstellungen weniger, wozu eine genauere durchsicht gehört hätte, als die zeit verstattete, weil die druckerei die handschrift verlangte; denn der zweite teil des „Faust“ solte noch in diesem jahre erscheinen. Hiernach ist der grund und boden unseres textes des zweiten teiles, so weit derselbe erst nach Goethes tod herauskam, keineswegs so fest und sicher, wie die hartnäckigen festhalter an der überlieferung sich einbilden: manche fehler der abschrift sind von den herausgebern geändert worden, ohne zweifel verbessert, obgleich immer möglich bleibt, dass Eckermann an einzelnen stellen das von Goethe gewolte nicht getroffen, wovon wir ein belehrendes beispiel in 6330 finden; andere waren stehen geblieben, von denen einige später richtig verbessert sind, manche wol noch der verbesserung harren. Sämtliche änderungen hatten keine handschriftliche grundlage; denn wäre eine andere handschrift im nachlasse vorhanden gewesen, so hätte von keinem „aufsuchen der fehler,“ keinem

1) V. 2348 fg. Nahm Riemer an der namensform oder an der eigentümlichen verwendung des störenfrieds der ehe anstoss? Im ersten drucke steht Asmodeus.

2) V. 5585 fg. Es wurde beibehalten.

„ausputzen“ die rede sein können, sondern Eckermann hätte das zum abdruck bestimte exemplar einfach mit dem andern vergleichen müssen, da den herausgebern, wie selbst noch zu der ausgabe von 1836, die verfügung über den ganzen nachlass zu gebote stand.

Fragen wir zunächst, wie der erste druck des anfanges des ersten aktes und der „Helena“ sich zum texte der gesamthandschrift in den „nachgelassenen werken“ verhält. Es ist unzweifelhaft, dass die handschrift hier die schon gedruckten stücke im frühern druck enthielt. Riemer bemerkt (Mittheilungen II, 569), Goethe habe 1831 das herz gefasst, „das geheftete exemplar, worin gedrucktes und ungedrucktes ineinander geschoben sind, zu versiegeln.“ Wenn der dichter auch bei der fortsetzung des ersten aktes an das gedruckte anknüpfen muste, so folgt daraus keineswegs, dass er dieses noch einmal kritisch durchgieng und einzelne fehler verbesserte. Bekantlich wurden alle bände der taschenausgabe nach dem erscheinen durchgegangen, um die darin sich findenden fehler in der danach zu druckenden octavausgabe zu verbessern. So erschien auch der zwölfte band, der den „Faust,“ den ersten teil mit dem anfang des zweiten, brachte, ein jahr nach der taschenausgabe. Aber hier finden wir keine wesentliche änderung, nur die offenbaren buchstabenverwechselungen sind natürlich verbessert, ein neuer druckfehler durstige statt dunstige 798 hineingekommen. Anders verhält es sich mit der nach dem tode des dichters erschienenen gesamtausgabe des zweiten teiles. Hier sind eine anzahl fehler, mögen sie nun aus der nachlässigen abschrift hervorgegangen oder vom setzer verschuldet sein, nicht nach vergleichung der handschrift, die wol gar nicht mehr vorhanden, sondern in der druckerei geblieben oder verkommen war, von Eckermann und Riemer verbessert. Wir lesen 215 ihr Toben, wüthend Hausen statt ihr Toben wüthend hausen, was kaum als verbesserung gelten kann, 282 Gold statt Geld, 475 einz'ger statt einzig, 505 finde statt findet, 570 dich statt sie,[1] 590 krachend schlagen statt krachen, schlagen, 660 diesem statt diesen, das freilich nach älterm sprachgebrauch zur not zu halten wäre, 670 borgt statt des wunderlichen kneipt, das einer sonderbaren ideenassociation des setzers seinen ursprung verdankt,[2] 723 Weife statt Weise, 907 Schnaubts statt schnaubt, das richtig

1) Sie gibt von Loeper als lesart von 572, wo freilich auch die taschenausgabe dich hat. Dies bemerkte Schröer, ohne aber, obgleich er selbst die taschenausgabe verglich, zu entdecken, dass die variante, welche von Loeper anführt, sich zwei verse früher findet, also nur die verszahl verdruckt ist.

2) Die verbesserung ergab sich hier und 660 so leicht, dass darin nichts weniger als „die korrektur des dichters selbst oder das zurückgehen auf seine handschrift erkenbar“ sein dürfte, wie Schröer meint.

scheint, 1254 alter statt aller, 1284 Ehre statt ehre. In den scenarischen bemerkungen finden wir zwei änderungen: vor dem zweiten auftritt tritt ein statt tritt vor, vor dem vierten dessen Hofstaat Männer und Frauen statt des einfachen Hofleute, zu welcher änderung sich Riemer wol um so berechtigter hielt, als von ihm die meisten scenarischen bemerkungen herrührten. Wir übergehen die fälle, wo die neue ausgabe den apostroph hat, ohne dass die form dadurch verändert würde; lezteres ist der fall 218, wo ging' statt ging steht, wie umgekehrt 331 Schafft statt Schafft'. Unverbessert ist 776 beging' statt beging geblieben. Berg' statt Berg- 251 ist irrig. Die interpunktion ist zum teil nach andern grundsätzen gemacht und genauer, wenn auch noch zuweilen sehr vernachlässigt, ja unrichtiger, wie 194 ; statt . gesezt, der gedankenstrich nach 755 und 1260 ausgelassen ist. Auch solte nach Revier 1415 statt der drei die unterbrechung andeutenden punkte nicht ein ausrufungszeichen mit gedankenstrich, sondern lezterer allein stehen. Für den sinn bedeutend ist die verbesserung der interpunktion 142 gern . statt gern :, 746 fg., wo früher komma nach Schmeichelkätzchen und semikolon nach Liebe-Schätzchen stand statt der umgekehrten folge, und 779: „Echo, horch! erwiedert,“ statt des frühern „Echo! Horch! Erwiedert.“ Sehr wilkürlich ist die elision behandelt. Richtig lesen wir jezt 68 Dämm'rung statt Dämmerung, 297 verworrner statt verworrener, 762 Erwünschterm statt Erwünschterem. Auf den vier lezten seiten sind alle elisionen, die bis dahin erhalten waren, beseitigt, unglückselige 1334, heiligen 1360, luftigen 1416, prächtigen, ewigen 1411 und glühender 1377 gesezt. Von Loeper folgt wilkürlich 1334 dieser ausgabe, während er an den übrigen stellen die ältere lesart beibehält, was doch völlig unberechtigt. Die ausgabe von 1832 hat hierin so wenig wie in allen übrigen lesarten urkundliche bedeutung. In bezug auf die schreibung bemerken wir ähnelt statt ähnlet 467, wogegen Wimmlens 1402 geblieben; einmal (389) ist edeln statt des durchgängig edlen gesezt; 1419 steht hierher statt hieher. Mehrere druckfehler sind unverbessert geblieben. Dahin rechnen wir 364 er (statt es), auch 534 Wunder seltsam statt Wunderseltsam, 653 Luft statt Lust, 1115 „Was solls, ihr Thoren? soll mir das?“, wo es wol soll heissen muss, 1175 „Wie er es drückt und wie es ballt,“ wo Schröer ohne irgend eine andeutung der veränderung das richtige er's ballt gibt, 1339 „Der Kaiser,“ wo das zweite anführungseichen an das ende des verses gehört, 1383 züngelt statt züngelt'. Von Loeper vermutet, 104 sei Der statt Den verlesen, was freilich möglich. Auch an neuen druckfehlern fehlt

es der ausgabe von 1832 nicht. 265 steht umherzuschauen statt umher zu schauen, 496 Lass statt Lasst, 539 absatz vor Wenn der Sommer, 789 drobenstehend statt droben stehend, 1142 zu statt du, 1338 Orte statt Orten, 1367 Wölkchen kräuselt statt Wölkchen, kräuselt, 1398 zu schönster statt zur schönsten nach einer gewöhnlichen verwechselung der setzer.

Ähnlich wie mit dem anfang des zweiten teiles verhält es sich mit der „Helena"; auch diese ist vom dichter zum zwecke der verbesserung nicht wider durchgegangen worden, ja am schlusse ist die bemerkung, „um, insofern es nötig wäre, im epilog das stück zu commentiren," stehen geblieben, obgleich diese, nachdem die „Helena" als „dritter akt" eingefügt war, hätte wegfallen müssen. Wir wissen, dass Goethe am 17. märz 1830 Eckermann beauftragte, in der „künftigen ausgabe" v. 363 statt siebenjährig, wie er auf Göttlings „einwendung" hatte drucken lassen, das frühere zehenjährig wider herzustellen. Er war damals mit der „klassischen Walpurgisnacht" beschäftigt, wo Faust sagt (2814), Helena sei, als sie von Theseus geraubt wurde, „erst sieben jahr" gewesen, was sich auf die bekante berechnung von Duris bezieht. Dort wolte er nicht, wie Schröer getan, zehen geschrieben haben, weil es ihm eben auf die torheit solcher altersbestimmungen der gestalten der sage ankam, wo die tollste ihm am liebsten sein muste. Dagegen sagt bei der erscheinung der Helena im rittersaal eine dame von Helena: „Vom zehnten Jahr an hat sie nichts getaugt," indem Goethe diese eben auf die gewöhnliche annahme sich berufen lässt. Auffallend ist, dass zwei verse nach der stelle, wo Goethe die herstellung von zehenjährig bestimte, eine sonderbar bisher algemein übersehene abweichung von der frühern fassung sich findet, die kaum anders als mit entschiedener absicht erfolgt sein kann. Früher stand 365: „Durch Castor und durch Pollux aber bald befreit," wo wir jezt statt und durch lesen dann durch. Den dichter hätte dazu das „stossen und zusammenkleben" der beiden d in und durch veranlassen können, welches ihn verleitete, im titel seines lebens statt Wahrheit und Dichtung die umgekehrte folge zu wählen. Solte er vielleicht beim nachschlagen der stelle von der siebenjährigen Helena auf jenen vers gestossen und der übelklang ihm aufgefallen sein? Aber er könte auch von anderer seite auf den vers aufmerksam gemacht worden sein und diese änderung bestimt haben, die sich Eckermann ohne weiteres kaum erlaubt haben dürfte. Die bedeutendste änderung aber ist 1360 fg. eingetreten. Dort stand im ersten drucke: „Den nicht zu dämpfenden | Heiligen Sinn"; da dieses aber nicht in den zusammenhang zu passen schien, wagte man „Mit nicht zu dämpfen-

dem | Heiligem Sinn“ trotz der verletzung des reimes auf Kämpfenden. Es genügt dem statt den zu schreiben, so dass die rede anakolutisch ist, der relativsatz „Welche — Bluts“ durch „dem — heiligen Sinn“ aufgenommen und dies durch alle den Kämpfenden näher bestimt wird. Alle andern berechtigten abweichungen sind entweder verbesserung offenbarer druckfehler oder betreffen bloss die form.[1] Druckfehler waren 574 deine statt die, 729 Thurmwärter statt Thurmwächter, 886 euch statt auch, 1167 lustig statt listig, deren verbesserung auf der hand lag. Ebenso leicht ergaben sich 63 mustre, wie schon 55 stand, für mustere, 159 Erschütterndes für Erschütterendes, die ebenso richtig, wie die einführung der vollen formen verglommener statt verglommner 188, verständiger statt verständger 525, blutigen statt blut'gen 829, seligem statt sel'gem 1083, kräftigem statt kräft'gem 1546 sich als wilkürlich ergibt. Umgekehrt ist 290 Königs an die stelle von Königes getreten. 293 grünende (statt grüne) Feldersaat, könte der abwechslung wegen gesezt sein, da 269 auf grünen Pfad schloss. 721 ist ehrenvollster (statt ehrenvoller), schuldigster Empfang mindestens unnötig, 969 alle kleinen (statt kleine) Königslande höchstens als strenge durchführung eines gesetzes richtig. Streift' statt streift 499 ergibt sich von selbst als notwendig. Göttlichen ist mit recht 858 statt göttlichen geschrieben, auch sonst mehrfach ein grosser anfangsbuchstabe eingeführt, wie 419 Bösartige, 482 Entathmen, Ersticken, 549 Bedrängliches, dagegen der kleine in ähnlichem falle mehrfach beibehalten, wie 183 wandelnden, 194 unbewegliche. In bezug auf die endungen bemerken wir die änderungen euren statt euern 157, trauernd statt traurend 400, tändelnd statt tändlend 1500, wogegen andrem 1104 und heitrem 1391 stehen geblieben. Von veränderten schreibungen erwähnen wir Mass, Schoss, Gräuel, ergötzen, Orcus (statt Orkus), vördersamst (1529), piepsen (1492) und den gebrauch des *ss* statt *ss*. Einmal ist hierher statt hieher gesezt (379). Die interpunktion ist vielfach verbessert, der apostroph häufig hinzugetreten, aber auch hierin vermisst man strenge folgerichtigkeit. Es fehlt viel, dass alle druckfehler verbessert wären. Wir führen nur an Lohe statt Loh' 227, nun Anerkannte statt Neuanerkannte 316, begnügt' statt be-

1) In ein paar fällen finde ich in meinem exemplare nicht die abweichungen, welche von Loeper und nach ihm Schröer aus dem ersten drucke der „Helena“ anführen. Da ich keinen blossen irtum annehmen kann, so müssen hier verschiedene drucke vorliegen. Mein exemplar hat deutlich 106 Guten, nicht Gutes, 471 goldne, nicht goldene, 1175 „So auch er der behendeste,“ nicht „So auch der Behendeste.“

gnügt 521, acht' statt achtet' 529, Wusst' statt Wüsst' 745, Nun statt Nur 820, Haupten statt Häupten 1136, Schleppt' statt Schleppt 1305, Welle statt Wälle 1368, die fehlende strophentrennung 905—923, um an anderes bei der besprechung des ersten druckes der „Helena“ erwähnte nicht zu erinnern. Druckfehler des zweiten druckes der „Helena“ sind nach statt nah 10, sollt' statt sollt 170, heiliges statt heilig 255, leblosem statt lebelosem 855, Ungestüme statt Ungestüm 949, hindern statt hinderen 1003, am schlusse in der scenarischen bemerkung „tritt vor (statt tritt aber von) den Cothurnen herunter,“ wenn auch aber absichtlich ausgelassen sein könte. Auch Tanze in der scenarischen angabe vor 1258 kann nicht absichtlich in Tanz verändert sein.

Wie aber verhält es sich mit der bei weitem grössern hälfte des zweiten teiles des „Faust,“[1] der nach der handschrift gedruckt wurde. Leider wissen wir gar nicht, wie diese abschrift zu stande gekommen. Gewiss hat Goethe bei der langsamen art, wie er jezt dichtete, nicht frei diktiert, wenigstens nur in den allerseltensten fällen, wo es ihm leicht floss, wie etwa da, wo Mephistopheles als wunderdoktor von den damen bestürmt wird; das allermeiste wurde sorgsam entworfen, dann vom dichter durchgearbeitet und entweder dem abschreiber übergeben oder vom blatte diktiert; das leztere dürfte wol nur in wenigen fällen geschehen sein. Dass die zum drucke hinterlassene abschrift fehlerhaft war und von Eckermann verbessert wurde, wissen wir, aber es ist kaum glaublich, dass dieser immer das richtige getroffen, besonders da oft eine mehrfache möglichkeit der verbesserung sich ergeben mochte, aber schliesslich doch eine trotz aller zweifel gewählt werden muste, da einmal das überlieferte offenbar fehlerhaft war.

Wir beginnen mit der zweiten hälfte des ersten aktes und dem folgenden zweiten. Gehen wir auch hier von den abbiegungen der wörter auf ig, ich und isch und den zeitwörtern auf igen aus, so findet sich durchweg die volle form mit i auch da, wo metrisch das i nicht gezählt wird, sondern es den jambus zum anapäst, den trochäus zum dactylus macht. Den mehr als achtzig fällen steht nur ein einziger der elision entgegen, 3662: „Dreifach merkwürd'ger Geisterschritt!“ obgleich sonst die zusammensetzungen mit würdig ganz ausgeschrieben sind (1826. 2023. 2044. 3376). Ausserdem findet sich in einem entwurf 2902 heilgem statt heiligem. Es gehört ein starker glaube dazu, mit Schröer darin die reine hand des dichters zu erkennen und

1) Der zweite teil enthält nach Schröer 7498 verse (nach mir 7481), von denen auf den anfang des ersten aktes und auf „Helena“ zusammen etwa zwei fünftel kommen.

selbst die einzige ausnahme im texte zu halten, zu glauben, dass Goethe aus wunderlichem eigensinne die im dichtermunde regelmässig, wenn der vers nicht das i fordert, elidierten formen von heilig, selig, ewig, blutig ausgeschlossen habe, obgleich er sonst an rein jambischen stellen den anapäst nie zugelassen, wo er nicht dazu gezwungen war (2498: „Bis morgen ists alles durchgebracht," wo man ist statt ists vermuten muss. 3790: „Hoch ist der Doppelgewinn zu schätzen"),[1] in trochäischem masse sich nie ein solcher dactylus zeigt, wie er in den versen sich findet (2080): „Der Lebendige, wie ein Todter," (2093): „Wo ich diesen Bärtigen traute." Umgekehrt ist in den abbiegungen der endungen en und er, in den zeitwörtern auf ern, den wörtern auf erer und erung durchgehend ein e ausgelassen, regelmässig andre, anderm, andern, andrer, unsre, unsrer, unsres, unsern, unserm, heitrer, düstrer, seltner, betrogner, gewogner, verwegner, verrufner, häufner, willkommner, vergossner, Ebne, glühnder oder glüh'nder (1641. 1827), aufblühnder, Kämm'rer, Donn'rer, Lindrung, verkümm're usw. geschrieben. Auch hier finden wir nur eine abweichung, 3674: „Heiteren Tags Gebenedeiten," das nicht bloss Schröer, sondern auch von Loeper allen andern fällen gegenüber erhalten zu müssen geglaubt hat, da es doch keinem zweifel unterliegt, dass diese einzige ausnahme jeder berechtigung entbehrt, wenn man nicht etwa darin eine tiefsinnige bedeutung erspähen will. In bezug auf die endungen ern, erm, ernd, eln, elm, elnd, wo Schröer das e nach der liquida als Goethes schreibung herstellen will (II s. VIII), bemerke ich, dass unsere ausgabe nicht blos frevlend, frevlen, frevlem, sondern auch frevelnd (2953), segelnd (2691), funkelnd (3863), dünkeln (2136), nicht wandlen, sondern wandeln (1832. 3541), wechseln (3637), sammeln, versammeln (1759. 2555), freilich eurem, euren, ungeheuren, ungeheurem hat, dagegen Mauern, heitern, zittern, wittern, um von den schreibungen in den folgenden akten nicht zu sprechen. Wir erwähnen hier noch die zusammenziehung menschenähnlichs 2648 und schaffen's (statt schaffen das) Eisen 3043, wo der dichter offenbar den dactylus und den anapäst mied. Den ausfall des e in der endung -liches hat sich Goethe selbst im „Tasso" und der „natürlichen Tochter" gestattet, und so finden wir auch „Herrlichers ist" als zwei trochäen im vierten akt des „Faust" (6039).

1) 3183 ist wol „'ne oder ein (statt eine) Mummenschanz" zu lesen. 3299: „Hat mein Flehn," ist ein rein anapästischer vers. Kein solcher anapäst findet sich in den antiken trimetern (440—474), die ausser diesem leidigen i frei von anapästen sind, was gleichfals von den trimetern des vierten aktes (5427—5454) gilt.

Offenbare druckfehler (denn die schreibfehler würde Eckermann wol verbessert haben) sind Appollen (2954), Rink (3727),[1] Kreisenden statt Kreissenden (2922), düstre statt düstere (2394), auf blühnder statt aufblühnder (1841),[2] Altgesang statt Allgesang (vor 3727), Staunen statt staunen (3545), und die mehrfache verwechslung von komma und punkt (2342. 3129. 3395). In andern fällen kann man zweifeln, ob ein irtum dem drucke oder der abschrift angehört; aber jedenfals beweisen sie die fehlerhaftigkeit unserer überlieferung. Wir gedenken zunächst des fehlenden apostrophs bei sucht 1733, wenig 2837, wogegen ein solcher irrig nach Zwerg 3002 steht, statt - nach still 2341. Das - fehlt in der scenarischen bemerkuug vor 3747 nach und. Die kommata sind nicht nach bestimmten grundsätzen streng durchgeführt. Sinstörend ist das 2899 nach Blinkend gesezte. 2432 fg. muss das komma nach Graus, nicht nach Fenster stehen, da „in des Nordens Wust und Graus“ nicht zu Seh' ich gehört. Nach 2006 muss semikolon statt komma stehen, wie nach dem folgenden fragezeichen richtiger als ausrufungszeichen ist. Drinn statt drein steht 2613; den irtum zeigen sinn und reim (2616). Dem statt den finden wir vor 3727, Phorkyaden statt Phorkyade in der überschrift 3370, 'n Wein statt des vom verse gebotenen 'nen Wein 2202, zum statt zu und am statt an vor 3265 und vor 3779, wägt statt wegt 3762, Muschelpfad statt Muschelfahrt 3740, wie der reim zeigt, Verhängniss-Wetter leuchtet statt Verhängniss wetterleuchtet 3277. Der name der Psyllen ist vor 3747 in Psellen entstelt. 3774 steht Galate'n, 3834 Galate's, obgleich an beiden stellen die lezte silbe lang sein muss. Der dichter wolte Galatees, Galateen, wie er 3533 Galatee schreibt, dagegen 3838 die vom verse geforderte viersilbige form Galateas braucht. 3078 lesen wir: „Schon hoch genug — hier zuckt noch manches Feuer.“ Es muss offenbar Hier heissen und vor dem gedankenstrich oder statt desselben punkt stehen. Den in früherer zeit häufigen gebrauch des gedankenstriches statt des punktes finden wir auch 2339, wo man einen punkt noch davor gesezt hat. Dem setzer gehört das mehrfach vor dem gedankenstrich stehende komma (2342. 2371. 3671), das freilich Schröer an allen stellen, von Loeper an zweien beibehält.[3] Ein wunderlicher gedankenstrich findet sich 2650: „Lüftlein wie — ein Scherzergötzen“;

1) Das schon in der oktavausgabe verbesserte Rink hat Schröer der beachtung wert gehalten, obgleich Goethe nie, soviel wir wissen, Rink geschrieben.

2) Schröer behält das völlig ungefüge auf blühnder Jugendkraft bei!

3) Denselben gebrauch von komma, auch semikolon, zeigt der auf den „Faust“ folgende band (42), der die älteste und jüngste gestalt des „Götz“ bringt.

wenigstens sehe ich nicht, was er hier soll, da er unmöglich eine pause der spannung oder des bedenkens des redenden, wie er sich ausdrücken soll, andeuten kann. Auch sonst wird mit dem gedankenstrich eine grosse verschwendung getrieben, vor allem nach dem ende des satzes, wie 1559. 1750. 1753. 1882. 1885. 2195. 2198. 2291. Gedankenstriche zur andeutung einer pause sind freilich an der stelle, aber wo eine solche nicht eintritt oder sie sonst keine beziehung haben, solte man den text von gedankenleeren strichen befreien. Ausserordentlich seltsam sind die in der klassischen Walpurgisnacht oft an die stelle der eine pause andeutenden gedankenstriche getretenen zwei, drei oder vier punkte, und diese plötzlich hineingeschneiten, unter sich auch mit gedankenstrichen bunt wechselnden punkte sollen wir als des dichters weisliche absicht verehren, da sie doch nur eine marotte des abschreibers sind, welcher Eckermann hätte den Garaus machen müssen, und selbst wenn Goethe auf den einfall gekommen wäre, hier einmal punkte statt des gedankenstriches zu setzen, so hatte er ohne zweifel keinen wechsel in der zahl der punkte beabsichtigt, noch weniger denselben in der abschrift genau kontrolliert, abgesehen davon, dass es durchaus nicht angeht, in der „Walpurgisnacht“ eine interpunktsweise gelten zu lassen, die sonst weder im ersten noch im zweiten teile des „Faust“ sich findet. Freilich standen im ersten drucke des anfangs des zweiten teiles 1415 zum zeichen des abbrechens der rede vier punkte, aber im volständigen zweiten teile trat an ihre stelle gedankenstrich mit vorangehendem ungehörigem ausrufungszeichen. Die bunte wirtschaft mit den punkten begint in der rede der Erichtho 2393 — 2427, wo wir fünfmal dem gebrauche von drei punkten begegnen, und zwar an stellen, wo so wenig eine unterbrechung statfindet, dass ein einfacher punkt volkommen genügt, ja die stärkere trennung das zusammengehörige zerreisst. Darauf finden wir 2473 ebenfals drei, dann aber 2477 und 2479 vier punkte, 2481 und 2505 einen ganz gleich gebrauchten gedankenstrich. Auf zwei punkte treffen wir 2619, aber gedankenstrich folgt wider 2635. Vier punkte stehen 2688 und 2694, drei 2715 und 2718, dann wider einmal vier 2724, drei 2770, zwei 2787, drei 2814, zwei 2917 (nur einen geben von Löper und Schröer), vier 2953, nach dem gedankenstrich 3078 drei punkte 3079. Da, wo Mephistopheles nach den Lamien hascht, treten wider die punkte ein, einmal drei, dann fünfmal vier (3157 — 3186). In der bewegten rede des Anaxagoras 3298 — 3317 finden wir zuerst zweimal drei punkte, dann ebenso oft gedankenstriche. Auch 3343 begegnen wir wider einmal vier punkten, dann aber bleiben wir fast fünfhundert verse lang mit dieser punktierung verschont, nur noch zweimal erscheinen drei

punkte (3822. 3857). Ich habe schon längst diese wunderlich wechselnden punkte durch den ehrlichen, sonst überall im „Faust" angewanten gedankenstrich ersezt, und glaube damit im sinne des dichters gehandelt zu haben, der nichts weniger als durch solche äussere seltsamkeiten die an sich schon so viele schwierigkeiten darbietende dichtung entstellen wolte. Wer etwas tiefsinniges in diesen wechselnden punkten ahnen will, möge sich nur bald durch den versuch überzeugen, dass keine weisheit dahinter steckt. Die rede der Erichtho komt ebenso gut mit einfachen gedankenstrichen fort wie die Fausts am anfang des vierten aktes.

Doch kehren wir zu den textfehlern unseres druckes zurück 2423 fg. lesen wir:

Ich wittre Leben. Da geziemen will mirs nicht
Lebendigem zu nahen, dem ich schädlich bin,

ohne dass ein bezüglicher nachsatz folgt. Auch erwartete man die wortfolge: „Da mirs nicht geziemen will." Ohne zweifel wolte Goethe: „Ich wittre Leben da. Geziemen will mir nicht." Der abschnitt mitten im verse findet sich ebenso 2404. 2417. 2420. 2426. — In dem verse 3853:

Will unseren Augen sich offenbaren?

steht im vierten fusse ein jambus statt des anapästes. Der vers würde hergestelt durch ein nach sich eingeschobenes da. — 2164 fgg.:

Des Menschen Leben lebt im Blut, und wo
Bewegt das Blut sich wie im Jüngling so?
Das ist lebendig Blut in frischer Kraft,
Das neues Leben sich aus Leben schafft.

Hier lässt sich „Das ist lebendig Blut" wol zur not halten, wenn man das erklärt des Jünglings; aber man braucht sich die stelle nur lebhaft vorzutragen, um zu finden, dass Goethe nur sich denken konte: „Da ist lebendig Blut." — 2323: „Nun fort mit ihm" fordert der zusammenhang das drängende Nur, wie im ersten teile 2390; anders ist es 2457: „Nun frisch zu neuen Wunderdingen"; dagegen dürfte auch 2490: „Man greife nun nach Mädchen, Kronen, Gold," nur zu setzen sein. — 2749 fordert der sinn wol: „Den (statt Dem) Edelsten in Thaten nachgestrebt"; „das Edelste in Thaten" wäre seltsam, wogegen nach der gegebenen verbesserung der vers genau dem vorhergehenden: „Du hast die Grössten deiner Zeit gesehen," entspricht. — Bei unserm zustande der überlieferung wird es auch nicht alzukühn sein, 2382 das durchaus nötige Entdeckst du statt Entdeck' ich, 2623 lustfeile statt lustfeine, 3680 empor statt hervor zu setzen, wogegen ich Schröers vermutung glühend statt blühend 3821 nicht beitreten möchte, da blühend hier bezeichnend steht und der ähnliche

gebrauch von blühen nicht zu leugnen ist. Das sonderbare „Mische dich zum lustigen Gesinde“ 2688 wird gestüzt durch 5957: „Und mischte gern sich auch zum neuen Streit.“ Sehr scheinbar ist 7455 von Loepers vermutung ungemessen, für die sich manche, auch Schröer, erklärt haben, statt angemessen. Allein bei dieser bitte der drei büsserinnen muss der hauptnachdruck darauf liegen, dass Gretchen die verzeihung verdient habe, wogegen ungemessen an der stelle wäre, wenn von grossen sündern die rede wäre, Gretchen aber tritt gerade in gegensatz zu den grossen sünderinnen (7448), die erst nach langer zeit verzeihung erlangen, wonach die veränderung sinwidrig.

Einer falschen versabteilung begegnen wir 1986 fg.; denn eines gar starken glaubens an die unfehlbarkeit unserer auf so schwankem boden stehenden überlieferung bedarf es, um sich die trennung: „Zu Tausenden kommen wir, | Vater, getanzt“ gefallen zu lassen, wie von Loeper und Schröer tun, da doch wir im ersten verse ebenso überzählig ist, wie der folgende vers es fordert. Welcher grund der richtigen versabteilung entgegenstehen könte, sehe ich nicht. Falsche zwischenräume finden wir vor 2682. 2918 und 3590. Solte an der ersten stelle dadurch ein absatz angedeutet werden, so fiele es auf, dass gleich darauf zu demselben zwecke punkte verwant sind. Auch das veränderte versmass kann den abschnitt nicht rechtfertigen, da wir in gleichem falle 2694 punkte angewendet finden. Ebenso wenig sind die zwei zwischenräume in der rede des Baccalaureus 2077—2108 zu billigen; wir erhalten durch sie in der mitte abschnitte von je sechs versen, obgleich ein sinnabschnitt nur nach 2088 und 2100 angenommen werden kann, den ein gedankenstrich, wie auch sonst, andeuten könte. Solche reichen auch in der rede der Erichtho 2413 und 2421 statt der ungehörigen drei punkte derselben volkommen hin. Die veränderung der scene wird zweimal, vor 2468 und vor 2637, übergangen. Der ausfall eines verses ist vor 2315 wahrscheinlich.

Was die rechtschreibung betrift, so lesen wir hier ereignen 3138, wie auch Ereigniss im vierten und fünften akte sich findet (5824. 7494), wogegen im ersten eräugnen steht (1305). Fittige lesen wir 3730, wie in der „Helena“ (136), wo auch schlechtbefittigt (4197), dagegen 3177 Fittichs. Zwischen hieher und hierher schwankt die schreibung, wie auch in der „Helena“; ersteres steht 2500. 3452, das andere 2527. 2872. 1856 stand hinzuräckeln. Schnaken findet sich 1971, Schnack 2094. Dass hier ein unterschied der bedeutung statfinde, kann ich nicht zugeben, da an beiden stellen dieselbe belehrung des Mephistopheles vorschwebt, welche dieser und der jetzige Baccalaureus als albernes zeug betrachten. Der

form Egypten begegnen wir 2629, während in der „Helena“ 386 Aegypten sich findet. So wenig herscht auch in der schreibung völlige übereinstimmung.

Später als die lücke zwischen dem anfange der scene im lustgarten und der „Helena“ erhielten die beiden lezten akte ihre ausführung und wurden dann ins reine geschrieben, wonach es geboten scheint, diese für sich in vergleich mit jenen zu betrachten. Das i wird auch hier regelmässig geschrieben. Nur zweimal steht ew'ge (6985. 7084), dann am ende der Alexandriner verein'gen, beschleun'gen, beschäft'gen, bekräft'gen, verkünd'gen, entsünd'gen (6292 fg. 6360 fg. 6404 fg.) gegenüber dem das versmass verletzenden ausgange trochäischer verse Huldigung und Unthätigkeitsentschuldigung (5777. 5779). Die prosaische schreibweise war so eingedrungen, dass wir sogar 7315: „Heilige Gefühle drein“ lesen, wo das metrum durchaus einen daktylischen anfang verlangt; trotzdem hat nicht bloss Schröer, sondern selbst von Loeper das unerträgliche Heilige conserviert. Auch in den erhaltenen handschriftlichen entwürfen einzelner stellen finden sich heiligen und ewigen (7395. 7420. 7474) und in einem nicht aufgenommenen verse bei von Loeper s. 383, wie auch in andern gedichten die vollen formen statt der metrisch geforderten sich eingeschlichen haben, wogegen in andern entwürfen ewgem und prächtgen zu lesen ist (vgl. Loeper s. 346. 350), wie auch in denen zur „Helena“ ewger und selgem (1080. 1083) und einmal im zweiten akte (2902) heilgem. Man sieht, der dichter blieb sich nicht gleich; einmal beachtete er die forderung des metrums, ein andermal folgte er der prosaischen schreibung. Auch in unsern beiden akten braucht der dichter anapäste statt der jamben äusserst selten, fast nur da, wo die not ihn zwang. Die einzigen beispiele sind: „Verbrächte da grenzenlose Zeit“ (5560), „Als mit zerschlagnen Unter- und Oberbacken“ (5900), „Dem frechen Kerl einen Backenstreich“ (6221), wo Goethe wol 'nen schrieb, „Berechnet er alles mehr genau“ (6598 fg.), „Dem unbesonnenen wilden Streich“ (6759), wo ohne zweifel in der ihm geläufigen weise unbesonnen herzustellen ist, „Es war nur Schein, das rührte, das regte sich wieder“ (7022), „Es ist das bübisch-mädchenhafte Gestümper“ (7292), „Die Herrliche mitteninn“ (7380), und ein paar stellen im freiern Lemurenliede: „Da rührten sich meine Füsse. Nun hat das tückische Alter mich Mit seiner Krücke getroffen“ (6921 fgg.) und „Dir dumpfer Gast im hänfnen Gewand (6993). In trochäischen massen findet sich nur ein beispiel dieser art, 7292: „Glückliche! habt ihr keine Spur.“ So spricht auch hier alles dafür, dass der dichter nicht durch unterlassung der alge-

mein anerkanten freiheit der elision des i den vers ohne not verletzen wolte.

Wenden wir uns nun zu dem e, so wird dies durchweg ausgelassen, wobei nur in seltenen fällen der apostroph auf den ausfall deutet, wie Frau'n 5562, Klett'rer 6111, erhöht're 6340, inn're 6699, unternomm'ne 6934, verschloss'nen 7012, bess're 7485, wo man freilich bei Schröer jede andeutung dieser ursprünglichen schreibung vermisst. Nur ein paarmal ist die elision übersehen worden und muss im sinne des dichters hergestelt werden. 5734: „Dass wir in dies gelegene Thal," 5780: „Innere Gährung, Volksgefahr" (vgl. dagegen 6699, auch Innres 7271), 5791: „Und auf vorgeschriebenen Bahnen" (dagegen blutgeschriebnen Titel 7000, halberstorbnen 6455 u. a., im zweiten akte 3303 rundumschriebner), 5834: „Die Majestät zersprengte glühende Ketten" (gegen glühnden Schmiede 6131 und die aus den drei ersten akten angeführten beispiele), 6229: „Der eine stand, der andere fiel" (gegen die zahlreichen beispiele des ausfals der *e*, selbst in den überschriften und scenarischen bemerkungen). Die schreibung in den prosaischen scenarischen bemerkungen und den überschriften komt nicht in betracht; hier solte regelmässig die gangbare form stehen, aber selbst darin bleibt sich unsere überlieferung nicht gleich, der aber trotz allem Schröer unbedenklich folgt, bei dem treulich vor 6430 Wandrer, in der weitern überschrift und in einer scenarischen bemerkung Wanderer, vor 7329 und 7341 Die jüngeren Engel, die vollendeteren Engel, aber vor 7353 Die jüngern Engel nachgedruckt zu lesen ist. In der scenarischen bemerkung nach 6169 steht irrig heitere, vor 5454 anderer statt andrer (vgl. vor 1534 fgg.).

In bezug auf die schreibung der endungen bemerken wir, dass beim zeitwort durchweg eln, elt, elnd, ern, ernd gedruckt ist, dagegen edlem, edlen, frevlen (6378), wogegen dunkeln (6430), euren, eurem, gegenüber euern 6333. 7295, Theuern (6344), ungeheurem (7299), gegenüber düsterm (6606) und finstern (6694). Höh'rem findet sich 5798, ohne apostroph 7305, dagegen höhern 7481. Die ungleichheit geht so weit, dass wir 6033 unsers lesen, während sonst im „Faust," selbst in den scenarischen bemerkungen, wie vor 6204, unsres steht. Man halte diese zusammenstellung mit der früher über die drei ersten akte gegebenen, gegen die bei Schröer I. s. VIII.

Auch an offenbaren fehlern stellen die beiden lezten akte ein bedeutendes kontingent. Beginnen wir mit der schreibung, so ist der apostroph ausgefallen bei liess (5558), droht (5829), Richtet (6409), durft (7435). Auch Tag und Stunden 7017 kann nicht

richtig sein. Mephistopheles steigt hier absichtlich herab. Grosse buchstaben statt der kleinen finden wir 6009 (Er), 6112 (Ein), 6259 (Vier), das umgekehrte 5624 (hörst), 5610 (flutend, wo auch der unmittelbar vorhergehende gedankenstrich wegfallen muss) und 6634 (einem). Jederman (6363) ist regelmässige schreibung der ausgabe lezter hand, auffält dagegen Bimm (6654). Buchstabenfehler wie 7417 (hethört statt bethört) kommen nicht in betracht. Negromant 5827 war die Goethe geläufige italienische form. Hieher und hierher stehen auch hier nebeneinander (5678. 6056). Von der interpunktion erwähnen wir zunächst das mehrfach sich findende komma statt des punktes (5631. 5928. 6048. 6051. 6091. vor 6170. 6196. 7024. 7055); das umgekehrte 5758. Häufig fehlt das komma oder eine stärkere interpunktion, die vielfach durch ein komma vertreten wird. So muss wenigstens komma 7056 nach „Nehmt es in Acht“ stehen. Ein komma fehlt auch 5682: „Einmal gerettet ists für tausendmale,“ wo „Einmal gerettet“ als satz zu fassen ist, und vor der anrede (6297); ein andermal steht es zu viel (6240, wo das komma nach ehrenvoll stört). 5624 werden die worte Krieg oder Frieden durch den punkt zu einem selbständigen satze gemacht und deshalb klug gross geschrieben, während nach Frieden komma stehen solte („mag es Krieg oder Friede sein“). 5659 solte statt des gedankenstriches punkt stehen, ebenso nach übersittlich 7185 und wenden sich 7186, wo Schröer nicht Von in von ändern durfte. Daselbst muss nach anzusehen das ausrufungszeichen ausfallen, wenn man es nicht hinter den gedankenstrich setzen will; dieser muss am ende der gar nicht abgebrochenen rede nach appetitlich 7187 gestrichen werden, wogegen er 5659 nach ging statt des punkts zu setzen ist, da Faust Mephistopheles unterbricht. Sinwidrig ist der gedankenstrich 5884: „Mährchen sagt: — Es war einmal,“ da er unmöglich die rede einführen, noch weniger die den anfang des märchens bildenden worte als aus der mitte herausgenommen bezeichnen kann. Irrig sind auch die anführungszeichen bei dem verse (5519): „Die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten,“ die höchst wahrscheinlich, wie die ungenaue verweisung: „Matth. 4,“ von Riemer herrühren. Deutet auch Mephistopheles auf den Goethe sehr geläufigen biblischen ausdruck, so führt er diesen doch nicht wörtlich an, wie es noch weniger bei der andern von Riemer nach 5482 angeführten stelle der fall ist. Beide verweisungen solten überhaupt aus dem text ausgeschieden werden, da mit demselben rechte andere dem dichter vorschwebende anzuziehen wären. — 6703 fordert die richtige verbindung nach „Ach! die guten alten Leute“ statt eines kommas ein ausrufungszeichen, da mit v. 6704 ein neuer satz

anhebt, wie das sonst anstössige sie v. 6705 zeigt. Einmal hat der setzer auch hier das sonderbare komma mit gedankenstrich, 5546, wo Schröer das erstere weglässt. Nicht weniger auffällig sind semikolon mit gedankenstrich 6018 und 6935, wo der leztere einfach zu streichen. Ebenso verhält es sich mit 5647, wo umgekehrt der gedankenstrich dem semikolon vorhergeht. Häufig finden wir zwischenräume, die einen absatz andeuten sollen, aber entweder durch einen blossen gedankenstrich am schlusse des vorhergehenden verses zu ersetzen (5610. 6637. 7007) oder ohne weiteres aufzugeben sind (6794. 7051. 7080. 7093. 7156, wo sogar ein gedankenstrich vorhergeht. 7261. 7411).

Bei dem auftreten der drei gewaltigen finden wir kurze verse, von denen je zwei einen bilden (6554—6557. 6576—6603). Es ist gar nicht abzusehen, weshalb der dichter solche verse, von denen nur die geraden reimen und die ungeraden oft eine dem folgenden verse fehlende silbe zu viel haben, gewählt haben solte, da doch 6558—6575. 6604 fg. 6737—6774, die zum grösten teil durchaus ähnlich gehalten sind, vierfüssige gereimte trochäen sich finden. Ganz anderer art sind die kurzen verse 6675—6690, die der reim als solche erweist. Dass die kurzen verse opernhaft gedacht und für den gesang bestimt seien, geben wir Schröer nicht zu; die drei gewaltigen können sehr wol im chorus sprechen, und man solte denken, wenn sie singend aufträten, würden sie auch 6672 fgg. mit gesang sich entfernen. Es scheint fast, als ob der abschreiber seinen irtum erkant habe; denn nur so dürfte es sich erklären, dass am schlusse der rede des Mephistopheles wirklich die längern verse stehen, und zwar nicht herausgerückt, sondern in gleicher entfernung vom rande begonnen, wie die kürzern beginnen. Und von hier an hören auch die kurzen verse auf, obgleich 6669—6672 Mephistopheles mit den drei gesellen sich unterhält und 6761—6764 ausdrücklich dem chorus gegeben werden, wie 6554—6557, d. h. dem Mephistopheles mit den drei gewaltigen. Kam der irtum vielleicht daher, dass Goethe geschrieben hatte:

Da landen wir — da sind wir schon.
Glück an dem Herren — dem Patron,

zur andeutung des wechsels zwischen Mephistopheles und den gesellen, so dass der erste teil der verse dem Mephistopheles gehörte (vgl. die ähnliche abteilung im ersten akte beim gemurmel der menge von 145 an), und der abschreiber nun die in folge dessen angenommene verteilung auf zwei verse auch bei 6576 fgg. anwante. Jedenfals ist auch 6761 unter dem chorus Mephistopheles mitverstanden.

Die scenarischen bemerkungen werden gröstenteils von Riemer herrühren. Goethe, der dieselben auch in den bei seinen lebzeiten

erschienenen stücken des zweiten teils diesem kritischen freunde überliess, zweifelte nicht, dass dieser, dem er nebst Eckermann die herausgabe seines nachlasses anvertraute, die fehlenden bemerkungen wesentlich in seinem sinne hinzufügen werde. Freilich einzelne zum verständnisse ganz unentbehrliche gab er selbst. In den uns erhaltenen entwürfen finden wir von Goethes hand scenarische angaben vor 6097. 6410 (wo wieder fehlt). 6725 (dort steht eine genauere bestimmung). 7341 (etwas abweichend). 7368 (das später weggefallene „untereinander“). 7376; sie fehlen vor 5951 und 5958. Riemer wird vielfach das fehlende ergänzt haben, wol nicht überall völlig im sinne des dichters; sind ja auch jezt noch die angaben nicht immer ganz volständig, wie sich aus meiner kleinen ausgabe ergibt. Wir bemerken hier nur, dass vor 7063 nach „Himmlische Heerschaar“, das auf die im himmel vor gott sich der seligkeit freuenden schaaren geht (vgl. den prolog im himmel), ausgelassen ist: „Chor der Engel“; denn diesen, den seelen verstorbener zur seligkeit gelangter menschen, gehört die folgende strophe, in welcher die singenden, wie so häufig in den chorgesängen, sich selbst anreden, nach Goethes eben angeführter bemerkung „untereinander“ sprechen.

Gehen wir endlich zu der verwechslung von worten und wortformen über, so haben wir hier manches entweder geradezu als druckfehler zu bezeichnen oder stark zu beanstanden. 5620 ist zu schreiben von Schritt zu (statt für) Schritt, 5653 hatt' statt hat, 5657 War statt Ist, da immer von der vergangenheit die rede ist, 5757 Lumpe statt Lumpen, das sich durch Schuften 7043 nicht halten lässt, da Goethe an der unterscheidung von Lumpe und Lumpen festhielt, wogegen eine von Schiller wenigstens redigierte xenie nichts beweisen kann, 5849 Sorgenstunde statt des seltsamen Morgenstunde, 5943 ausgeräumt statt aufgeräumt, 5982 unsres statt unsrer, da der dichter sonst immer der Phalanx braucht, 6179 hatt', wie 6181, statt hätt', 6183 einen statt des jeder beziehung entbehrenden ihn ('nen würde wol etwas hart sein), 6219 willkommner statt willkommne, 6233 zischt's statt zischt, vor 6236 tritt statt treten (oder etwa und statt mit), 6263 und vor 6264 Erzmarschall, was auch handschriftlich vorliegt, statt des ungehörigen Erbmarschall, 6267 Väterburg statt Vaterburg (vgl. im ersten teile 2417), 6486 Dort statt Doch![1] 6664 den (statt

1) Sonderbar nent von Loeper Dort einen druckfehler der ausgabe von 1876. In meiner von ihm verglichenen kleinen ausgabe und den in den fünfziger jahren von mir herausgegebenen Cottaischen habe ich längst das durchaus geforderte Dort hergestelt.

dem) Alten, 7106: „Das schrumpft nicht nur, es bräunt sich, dorrt (statt sich dort), es brennt, 7496 ist's statt ist es. An andern stellen liegt mehr oder weniger gegründeter verdacht vor, der dadurch verstärkt wird, dass eben die handschrift sehr fehlerhaft war. Den trimeter 5927 befreit man von dem überzähligen fusse, wenn man unter'm statt unter meinem schreibt oder, was wol richtiger, schauend weglässt. 5536 ist wol am (statt an) Rollekutschen zu lesen, was besser zum folgenden: „Am lärmigen Hin- und Wiederrutschen" passt, so dass Rollekutschen substantivischer infinitiv ist, rollend kutschen. 5694 erwartet man, da vom bestimten strande die rede ist, vom grenzenlosen (statt von grenzenlosem) Strande. 5928 ist So bitte (statt bitt' ich), Herr, wenigstens auffallend. 5946: „Sonst warens Ritter, König, Kaiser" hat von Loeper König' geschrieben; dies oder Könige wäre freilich nötig, dächte nicht der dichter sich unbestimt „ein Ritter, ein König, ein Kaiser." 5967 würde geschäftig statt beschäftigt einen richtigen reim auf kräftig geben, aber ähnliche unreine reime kommen im „Faust" mehrfach vor, und dem sinne nach verdient das participium den vorzug. 6102: „Und jeder schwört (das komma fehlt) das sei das Sein," könte man es statt des ersten das vermuten. Ob 6187 Nehm' statt Nimm beabsichtigt sei, könte man bezweifeln, da Goethe im „Faust" die ähnlichen imperativformen nur hat, wo er dadurch eine silbe für den vers gewint; aber zum volkstone passt die andere form. Nicht bloss lesen wir im „Götz" in einer volksscene mess, sondern auch im „Clavigo" sagt Sophie in äusserster erregung: „So bleib' und verderb' uns alle." 6330 lesen wir: „Dann sei bestimmt vergönt zu üben ungestört," wo bestimmt äusserst auffält. Im entwurfe steht: „Sodann sei euch auszuüben ungestört." [1] Den nicht blos metrisch unvolständigen vers muss Goethe, wie schon Sauppe annahm, dadurch hergestelt haben, dass er bestimmt oder vergönnt nach euch einschob, dann aber zu üben statt auszuüben schrieb. Entweder nahm der abschreiber beide in den text auf oder Eckermann fand bestimmt von Goethes hand (beim lesen im januar 1832) durch das übergeschriebene vergönnt verbessert. Genug, dieser nahm beide auf, und schafte dann den überzähligen fuss weg, indem er Dann statt Sodann schrieb und euch strich. Das wäre denn eine sehr schlimme änderung, die wol nicht die einzige dieser art, wenn auch wol die unglücklichste, war.

1) Schröer liess sich durch von Loepers freilich nicht bloss durch einen druckfehler entstelte, sondern auch sonst unrichtige angabe zu der bemerkung verleiten, in der handschrift stehe: „Sodann sei auch vergönnt." Sauppe, auf den sich von Loeper bezieht, gibt s. 18 das oben mitgeteilte.

Von Loeper hat nach Sauppe das richtige aufgenommen. 6873 liegt es nahe das sonderbare: „Und bereitet ihn zur Hölle" durch die änderung sie zu verbessern; die stelle ist ihm, wie es 6548 heisst, „Dorn den Augen, Dorn den Sohlen." Ob 6947 Errungne trotz des gleichen reims Höchsterrungne 6949 richtig, ob nicht Erzwungne oder Gelungne zu lesen, ist schwer zu entscheiden.

Wir haben durch darlegung des zustandes der taschenausgabe den nachweis geliefert, dass wir hier auf einem äusserst unsichern boden stehen, der text sehr verwahrlost, in sich nicht gleichartig ist. Wenn Biedermann auf die octavausgabe als die grundlage eines kritischen textes hinweist,[1] so ist hier damit nichts gewonnen. Freilich wurde die octavausgabe nach einer von Goethes freunden vorgenommenen durchsicht der taschenausgabe und den danach mit Goethes genehmigung gemachten verbesserungen gedruckt, aber wenn auch hier einiges berichtigt wurde, so blieb doch vieles falsche stehen und es stelten sich manche neue druckfehler ein, so dass zuweilen nicht genau zu unterscheiden ist, was beabsichtigte veränderung. Eine genauere einsicht in das verhältnis der beiden ausgaben zu einander gewint man aus meiner textrevision der „italienischen Reise." Schon zum ersten teile des „Faust" ist wenig aus der octavausgabe zu gewinnen. Ausser ein paar druckfehlern (58. 99. 145) wüste ich nur das seltsame h'raus 188, dunkeln statt dunklen (Prol. im Himmel 86) und ungefähr statt ohngefähr (1052) anzuführen. Viel schlimmer steht es bei dem zweiten teile. Biedermanns berufung auf Goethes handschrift, die den herausgebern bei der durchsicht zugänglich gewesen sei, ist ganz haltlos, ja wenn eine solche noch wirklich existiert hätte, so würde ihnen diese auch noch bei der quartausgabe von 1836 zugänglich gewesen sein; denn erst später verschloss sich dem kanzler Müller, und damit auch Riemer und Eckermann, das Goethesche hausarchiv. Aber wir haben gesehen, dass Goethe nur eine einzige sehr nachlässige handschrift hinterlassen hatte, die von Eckermann und Riemer verbessert und dann zum drucke abgesant wurde. Bei der durchsicht vor dem drucke der octavausgabe (dass eine solche bei den „nachgelassenen werken" statfand, ist nicht einmal bezeugt) lag ebensowenig eine handschrift vor, als man in zweifelhaften fällen des dichters entscheidung einholen konte. Es hat demnach die octavausgabe, wie alle spätern, nach Biedermanns ausdruck nur „conjecturellen wert," keinen authentischen. Dabei leidet sie an starken druckfehlern, deren Biedermann gar nicht gedenkt. Wir verzeichnen als solche 2400 wiederholt'

1) Schnorrs „Archiv" XI, 312 fg.

statt wiederholt, 2559 Willkommen statt Willkommnen, 2902 Und statt Uns, 3432 Tönt statt Tönet, 6485 scheinet stat scheidet.[1] Und was ist es denn, was Biedermann „namentlich" aus dieser ausgabe aufgenommen haben will. Ausser der einfachen verbesserung des setzers Ring statt Rink (3727) und dem zugesezten apostroph bei droht' 5829[2] nur 5620 Schritt zu Schritt und 6664 den Alten, das von Loeper und, ihm folgend, Schröer erst der quartausgabe zuschreiben. Zu diesen wenigen verbesserungen bedurfte man doch nicht der vergleichung einer handschrift. Die quartausgabe, der Biedermann im gegensatze zu jener bloss „conjecturellen wert" zuschreibt, bietet viel bedeutendere verbesserungen von Riemers seite, der sich, wie wir aus einem ungedruckten briefe Eckermanns vom 30. januar 1835 ersehen, mit dem „Faust" zum zwecke der schon damals beabsichtigten, ja geordneten quartausgabe eingehend beschäftigt hatte.

Schröers reaktion beruht auf einer argen überschätzung des auf einer fehlerhaften, von Eckermann „ausgepuzten" handschrift beruhenden nachlässigen ersten druckes von 1832. Leider bildet dieser unsere einzige grundlage des textes der bei weitem grössern hälfte des zweiten teiles, da sich sonst nur einzelne entwürfe erhalten haben, die sehr wenig haltpunkte bieten. Die kritik hat hier ein weites feld, nur muss sie sich ihrer grenzen und des grades der wahrscheinlichkeit ihrer vermutungen immer bewusst bleiben und, fern von jedem leichtfertigen gebaren, dem zusammenhange und dem geiste des dichters stets rechnung tragen. Es nimt sich sonderbar aus, wenn Schröer, der sonst so peinlich in der widergabe der überlieferung bis zum ausgelassenen komma und apostroph sein will, aber keineswegs immer ist, hie und da zu den haltlosesten vermutungen greift. Wenn Lynceus in der „Helena" 838 fg. von seinen gesammelten schätzen sagt:

Das alles hielt ich fest und mein,
Nun aber lose, wird es dein,

so zweifelt niemand, dass „nun aber lose" im gegensatz zu fest heisst, „da es nun lose geworden." Schröer entstelt den einfach sprechenden ausdruck durch die ohne weiteres in den text gesezte, nicht einmal unter den lesarten als blosse vermutung erwähnte änderung: „Nun aber, Lose, wird es dein," mit der erklärung: „Lose ist die süsseste Schelte für unheilvoll bestrickende Lieblichkeit," wobei er an das mittelhochdeutsche *îr lôser lieber lîp* u. ä. erinnert. Das Mittelhochdeutsche ist

1) Von Loeper führt auch aus dieser ausgabe 6431 punkt nach Kraft an, aber dieser, nicht komma, findet sich schon in meinem exemplare der taschenausgabe.

2) Das von Biedermann angeführte Fried' 5672 steht schon in meinem exemplare der taschenausgabe.

gar gut, wo es hingehört! Goethe kante jenen gebrauch nicht, und es wäre wol unmöglich etwas aufzufinden, was für den turmwächter Lynceus unpassender wäre als diese „süsse Schelte“ der von Faust soeben als herrin anerkanten Helena. Schröer hat hier lose, so deutlich es auch ist, eben so wenig gefasst, wie die für keinen aufmerkenden eine schwierigkeit bietenden verse 1522 fg.:

Dort bezeichnens der Cypressen schlanke Wipfel, über Landschaft
Uferzug und Wellenspiegel nach dem Aether steigende,

die er als „unverständlich und bisher unerklärt“ bezeichnet. Weshalb liess er denn das in beiden drucken stehende komma nach Wipfel weg, das ihm einen fingerzeig geboten haben würde, dass der dichter sagen wolle, die wipfel der cypressen in der ferne deuteten auf die stelle, wo das haus sich befinde. Eine solche erklärung des nichtverstehens ist freilich besser als so arge misverständnisse, die wir sonst finden, wie er z. b. gegen zusammenhang und sprache der worte daselbst 813: gedörrtes Gras als „wilkommene beute“ (für mich gedört) erklärt und sich nicht einmal durch die ganz ähnliche stelle (843) von dieser misdeutung abbringen lässt. Zu den seltsamsten verirrungen unseres kritikers gehört die entdeckung (I s. LXII), dass die im drucke hereingerückten zeilen gesungen würden. Hätte er sich eine ausgabe der gedichte angesehen, so würde er gefunden haben, dass das hereinrücken nur sache des abschreibers und druckers ist, da dieser bei kleinern versen der äussern symmetrie wegen mehr in der mitte die zeile begint. Zu welcher abenteuerlichkeit diese durch nichts begründete, mit wolgefallen auch im zweiten teile durchgeführte entdeckung verleitet hat, wollen wir nicht ausführen. Dagegen weisen wir auf die wilkür hin, mit welcher Schröer einzelne stellen gespert drucken lässt (2876. 5676), ja uns einmal 6951 — 6955 durch eigenliebige anführungszeichen überrascht, über deren sinn wir vergebens nach aufklärung suchen.

Freilich darin hat Schröer recht, dass die elision des *i* in den zuerst 1832 erschienenen viertehalb akten fast regelmässig durchgeführt ist. Aber unmöglich kann dies die absicht des dichters gewesen sein, der, wie wir früher bemerkten, keineswegs auf derartige eigenheiten bestand, sondern den wunsch hegte, dass der druck sich nach den zur zeit gangbaren grundsätzen richte, damit von dieser seite, was ihm vor allem bei dem an sich der auffassung so grosse schwierigkeiten entgegenstellenden „Faust“ am herzen liegen muste, seinen werken der eingang nicht erschwert werde, insonderheit konte er einer algemein gangbaren dichterischen freiheit nicht entsagen, wodurch der reine metrische fluss widerwärtig gestört werden muste. Wir tun ein gutes

werk, wenn wir im einklang mit dem ersten teile den zweiten von diesen durch sorglosigkeit des schreibers und druckers, auch durch unbeabsichtigte nachlässigkeit Goethes selbst entstandenen härten, wie von den vielen sonstigen entstellungen des textes befreien; diese zu conserviren muss einer historisch kritischen ausgabe überlassen bleiben, dagegen verlangen wir zum genusse und lebendigen verständnisse einen nach strengen grundsätzen gereinigten text, so weit ein solcher bei unserer leider unsichern grundlage möglich ist. Deshalb glaubten wir der reaction gegenüber die wirkliche sachlage möglichst treu darlegen zu müssen. Riemer u. a. haben zur herstellung des textes sehr viel beigetragen; auf ihren spuren müssen wir fortwandeln, nicht das falsche und ungehörige mit aller gewalt zum schaden der dichtung hartnäckig halten, wie es Schröer, freilich nichts weniger als folgerichtig, zu tun versucht hat.

KÖLN. HEINRICH DÜNTZER.

DIE JAGD IM NIBELUNGENLIEDE.

Die folgenden zeilen bezwecken eine zusammenhängende darstellung der jagd zu geben, welche den hauptinhalt des VIII. liedes der Nibelunge Nôt ausmacht. Die herren professoren von Fritsch, g. r. Kühn, Suchier und Zacher zu Halle haben den verfasser durch nachweisung und darbietung litterarischer auskunft und hilfsmittel freundlichst und förderlichst unterstüzt, wofür ihnen derselbe zu grossem danke verpflichtet bleibt.

Hagen hat seiner von Kriemhild schwerbeleidigten herrin Brunhild versprochen (807, 2), sie zu rächen und den entschluss gefasst, den Siegfried zu ermorden: *daz er sich hât gerüemet der lieben vrowen mîn, dar umbe wil ich sterben, ez engê im an daz leben sîn* sagt er 810, 3. 4; zugleich will er damit auch einen helden aus dem wege räumen, der der ausbreitung der macht seines herrn im wege steht (813, 3. 4) und der einzige ist, welcher in folge seiner gewaltigen überlegenheit diesem allezeit ein gegenstand der sorge und befürchtung gewesen ist (934). Hagen wird in seiner handlungsweise nur von einem einzigen motive bestimt, von der treue gegen seinen herrn und seine herrin; darum reflectiert er keinen augenblick darüber, ob sein tun recht oder unrecht sei; er fühlt sich als Gunthers gefolgsmann zu unbedingter treue und zu unweigerlichem gehorsam verpflichtet: dieses

pflichtgefühl ist ihm so sehr in fleisch und blut übergegangen, dass er so handeln muss, wie er handelt, als würde er von einer naturnotwendigkeit getrieben: wer Hagens handlungsweise von diesem standpunkte aus beurteilt, wird sie gerechtfertigt finden müssen und anstoss nur etwa daran nehmen können, dass er Siegfried nicht im offenen kampfe erlegt, sondern ihn hinterrücks ermordet.

Er rät zu einem scheinfeldzuge gegen die Sachsen, um von der in folge dessen besorgten Kriemhild Siegfrieds verwundbare stelle zu erkunden; arglos macht diese sogar auf Hagens rat (846) diese stelle kentlich durch ein seidnes kreuzchen, das sie in Siegfrieds kriegsgewand näht (846. 847). Auf die groben widersprüche in den aufeinanderfolgenden berichten über das gewand Siegfrieds und über das eingenähte kreuzchen hat Lachmann bereits aufmerksam gemacht (kl. schr. s. 60): Kriemhild hat das kreuzchen auf Siegfrieds kriegsgewand genäht, in welchem es Hagen auch betrachtet (850, 4. 851, 1); das gewand aber, welches Siegfried auf der jagd trägt und beim wetlauf anbehält (916, 3. 947, 1) — und nach 922, 2 steht auf diesem das kreuz — ist ein besonderes pirschgewand, von dem gleich im anfange der eingeschobenen abschiedsscene (861, 2) und an der ebenfals eingeschobenen stelle die rede ist, wo Siegfrieds kleidung beschrieben wird (893).

Das märchen von dem heereszuge hat seinen zweck erfült: zwei falsche von Hagen dazu abgesante boten (851) melden den bereits zum kriegszuge aufgebrochenen, dass die Sachsen sich anders besonnen haben und frieden halten wollen; Siegfried ist kaum zur heimkehr nach Worms zu bewegen (852); dort dankt Gunther, der vom heereszug zurückgeblieben war (829), für seinen guten willen (853) und macht auf Hagens rat (854, 4) den vorschlag, im Waskenwalde am nächsten morgen früh eine jagd zu veranstalten (854. 855). Siegfried erklärt sofort, daran teil nehmen zu wollen (856) und begibt sich zu seinem weibe (858), nachdem der aufbruch für den nächsten morgen früh verabredet ist (855). Nach seiner entfernung macht Hagen dem könig von dem erfolge seiner unterredung mit Kriemhild mitteilung und weiht ihn in seine heimtückischen pläne ein: *schiere hete Hagene dem künige geseit wie er gewinnen wolde den tiwerlîchen degen* (858, 2. 3).

Am nächsten morgen erfolgt der aufbruch zur jagd. Im bezug auf Siegfrieds teilnahme an demselben haben wir zwei sich widersprechende berichte; der eine lässt ihn gleich mit den anderen aufbrechen (860, 1. 868, 3. 869, 3); der andere lässt ihn der jagdgeselschaft nachreiten (871, 4); auch die entstehung dieses widerspruches hat Lachmann in den anmerkungen zu 860 — 70 erklärt.

Dass zahlreiche, mit mundvorrat beladene rosse (*soumaere*, *soumer*) bereits vor der jagdgeselschaft den Rhein überschritten haben, geht aus 870, 1 hervor; da sie langsamer ziehen, als die berittnen jäger, werden sie schon am tage vorher oder bei nacht aufgebrochen sein; sie bringen brot, wein,[1] fleisch, jedenfals von zahmen tieren, fische und *ander manegen rât*[2] (870, 3), nach dem jagdorte; schon die mitnahme so reichlicher vorräte lässt auf eine grosse jagdgeselschaft schliessen.

Ausser Gunther, Hagen und Siegfried werden keine teilnehmer namentlich erwähnt. Gernot und Giselher bleiben daheim (869, 4); denn aus 808 fgg. geht nicht nur hervor, dass sie Hagens heimtückische absichten kennen, sondern sie auch misbilligen (vgl 988, 3. 4. 990); der umarbeiter fragt deshalb in einer später zugesezten (nur in CIdh stehenden) strophe (858, 7. 8): *ine weiz durch welhen nît* (= aus welchem grunde von feindschaft oder hass) *daz si in niht en warenden;* und zwei zusatzstrophen schon des textes A suchen sie auch zu rechtfertigen, 1036 und 1037, wo Gernot zu dem scheidenden Siegmund sagt: *got weiz wol von himele, an Sîfrides tôt gewan ich nie schulde: ich hôrte ouch nie gesagen wer im hie vîent wære:* freilich ist die rechtfertigung sehr ungeschickt; denn die lezten worte lassen den Gernot (nach 808 fgg.) eine offenbare lüge sagen: Zarncke (Beitr. z. Erkl. u. Gesch. des NL. s. 160) sucht die unschicklichkeit zu beseitigen, indem er erklärt, „Wir müssen unter *vîent* nicht einen bloss grollenden, sondern einen bestimte feindliche absichten hegenden und auszuführen vorhabenden verstehen, und solche absichten durfte Gernot durch des königs wort (811) als zurückgewiesen annehmen.“ Doch tut diese erklärung dem worte *vîent* gewalt an; ausserdem kann nach 808 fgg. Gernot doch nicht in abrede stellen, dass er von feindlichen, Siegfrieds leben gefährdenden absichten gehört hat, selbst wenn er meinte, durch Gunthers machtwort wären sie in der tat zurückgewiesen worden.

Das jagdrevier ist auf der rechten Rheinseite zu suchen; 861, 3 wird berichtet, Siegfried und die gesellen: *wolden über Rîn,* und dem entsprechend 870, 1: *geladen vil der rosse kom vor in über Rîn.* Im VII. liede aber hatte Gunther den Siegfried eingeladen (854, 3) zu einer *waldreise* (873, 4): *hin ze dem Waskenwalde;* „durch die vereinigung des VII. und VIII. liedes ist der vielbesprochene anstoss ent-

1) Lachm. anm.: die erwähnung des weines charakterisiert die strophe als späteren zusatz; denn gerade sein fehlen wird die veranlassung zu dem wetlauf nach dem brunnen (906).

2) Siehe unten s. 476.

standen, dass der Rhein zwischen Worms und die Vogesen komt." (Lachm. anm. z. lied VIII).

Die jäger reiten *in einen tiefen wald* (869, 1), entfernen sich also ziemlich weit von dem Rheine; sonst könte auch Siegfried, als er den wein vermisst, nicht wünschen, man solte sie näher an den Rhein gesiedelt haben (909, 4). Die abwesenheit von Worms ist auf mehrere tage berechnet, wie daraus hervorgeht, dass Siegfried beim abschiede die weinende, durch träume beunruhigte Kriemhild tröstet (866, 1): *ich kume in kurzen tagen,* d. h. binnen wenigen tagen zurück. Wie weit der weg bis zum jagdgrund gewesen sei, wird nicht gesagt; nach der schilderung des VIII. liedes muss man annehmen, dass der aufbruch der jäger von Worms, die jagd und die ermordung Siegfrieds an einem und demselben tage statgefunden habe und die heimführung des toten in der darauf folgenden nacht.

Der wald ist ein fichten- oder tannenwald (*der tan,* z. b. 875, 3. 883, 3. 887, 1), und zwar ein bergwald, berg und tal wechseln mit einander ab: *von liuten und von hunden der schal was sô grôz, daz in dâ von antwurte der berc und ouch der tan* 883, 2. 3. Im walde sind zahlreiche lichtungen, waldwiesen; häufig entspringt hier eine quelle; auf einer der lichtungen, und zwar auf einer am waldsaume gelegenen, macht die jagdgeselschaft halt: *si hiezen herbergen für den grüenen walt ûf einen wert vil breit* (871, 1. 3): *wert* bedeutet „insula mediamnis," (in einem vocabularius rerum aus dem 15. jahrh. bei Mone, anz. 8, 249[b]), auch halbinsel, die in den fluss hineinragt; überhaupt aber erhöhtes land im oder am wasser, daher auch uferland, (vgl. *den wert Wülpensant,* Gudr. 809, 4 und dazu Grimm, in Haupts ztschr. 2, 4; ahd. *warid, werid,* insula, Gf. 1, 931; ags. *varuð, varoð, vearoð,* litus, Grein 2, 641 und Schmeller-Frommann, bayer. wörterb. 2, 988. Grimm z. Andreas 197). Dass an eine insel, oder gar an eine Rheininsel nicht zu denken ist, hat Lachmann schon bemerkt (kl. schr. s. 77); das mhd. wb. (III, 596 a) erklärt: man hätte die herberge zwischen fluss und wald aufgeschlagen; von einem flusse ist aber nirgend die rede; der *wert* kann auch nicht an einem flusse gelegen haben, sonst wäre die schon erwähnte bemerkung Siegfrieds grundlos: da der wein vergessen worden ist, *dô sold man uns gesidelt haben nâher an den Rîn* 909, 4; es ist anzunehmen, dass sich die lichtung als geschüzter, trockner platz etwas über den feuchten, sumpfigen waldboden erhoben habe; feucht und sumpfig aber konte dieser sein durch den abfluss der nicht weit von der herberge entspringenden quelle,[1] an welcher Siegfried erschlagen ward; deren abfluss bildet einen bach, der an der

1) 910, 2 sagt Hagen: *ich weiz hie vil nâhen einen brunnen kalt.*

herberge vorbeigeflossen zu sein scheint; dessen wasser war zum kochen vielleicht gut genug, aber trinken wolten die helden unmittelbar aus der klaren quelle. Diese, von einer breitästigen linde überschattet (918, 3), entsprang am rande des *angers* (so heisst der *wert* 904, 3), wo derselbe von bergen begrenzt wurde (*er wolde für die berge zuo dem brunnen gân* 911, 3); der wiesenplan ist sehr ausgedehnt (871, 3 *vil breit*); die baumfreie strecke von der quelle bis zur herberge wird also wol ziemlich gross gewesen sein, sonst hätte ja auch Hagens vorschlag, dieselbe im wetlauf zurückzulegen, keinen sinn gehabt; der ganze anger war mit blumen, gras und klee bewachsen (*gras* bei der herberge: 915, 3; *klee* beim wetlauf erwähnt 917, 3; *bluomen* am brunnen 929, 1. 939, 1).

Hier also heissen Gunther und Hagen die dienerschaft, welche den jagdzug begleitet, für die jäger eine herberge bereiten (871): *diu herberge*, ahd. *heriberga*, ist jede einrichtung, in der eine schar, *heri*, oder ein einzelner (*hari* in der alten ursprünglichen bedeutung) bergung findet; da man sich mehrere tage im walde aufhalten wolte, hatte man vielleicht zelte mitgebracht (vgl. altfranz. *les herberges*, zelte; Diez, etym. wörterb. d. rom. spr. 3. a. 1, 13), damit die ritter nicht unter freiem himmel zu übernachten brauchten, oder man errichtete jagdhütten. Im Meleranz, wo eine ganz ähnliche situation geschildert wird, ist ersteres der fall; freilich nehmen hier frauen an der jagd teil; es heisst dort 2042 fgg. (Bartsch):

der hirz der flôch allez vor
vil rehte gegen der fiwerstat
dâ Artûs im bereiten bat
den imbîz, der werde man.
vor dem walde ûf dem plân
was sîn kuchen ûf geslagen.
mit im was geriten jagen
diu küngîn mit manger frouwen.
ouch mohte man dâ schouwen
vil manec gezelt wol getân
geslagen ûf den grüenen plân.
Artûs . . . .
het sich für den grüenen walt geleit . . .
vor einer schoenen ouwen [1]
lâgen si durch kurzwîle.

1) Die angeführte stelle kann mit unserer auch noch deshalb verglichen werden, weil die zur bezeichnung der localität gewählten worte ihrer bedeutung und ihrem gebrauch nach einander entsprechen: *plân* = *anger*, *ouwe* = *wert*.

Zelte werden hier zwar nicht ausdrücklich erwähnt, aber als herberge fürstlicher jagdgenossen müssen angemessene zelte oder jagdhütten doch notwendig vorausgesezt werden: dies wird gemeint sein 870, 3 unter dem *ander manigen rât,* der von hause mitgenommen wird, d. h. anderweite dinge, deren die jagdgenossen bedurften. Eine küche wird an unserer stelle auch aufgeschlagen, daher der ganze platz, ebenso wie im Meleranz, *diu viwerstat* heisst (884, 4. 885, 2).

Als Siegfried sich am morgen des jagdtages von Kriemhild verabschiedete, war gesagt worden: *dô was nu ûf gesoumet sîn edel pirsgewant und ouch der gesellen* (861, 2. 3); da man keinen grund sieht, warum die jagdkleidung von den jägern nicht gleich zu hause angezogen wird, hat man hier unter *pirsgewant* die jagdausrüstung zu verstehen, die 893, 1 *pirsgewaete* genant wird: denn gewant und gewaete werden, wie sich durch zahlreiche beispiele erweisen lässt, trotz ihrer verschiedenen abstammung, ohne unterschied in drei bedeutungen gebraucht: 1) kleidung allein, oft im gegensatz zur bewafnung; 2) alles was man auf dem leibe trägt, schmuck und bewafnung eingerechnet; 3) rüstung, bewafnung im gegensatz zur kleidung. 916 erbietet sich Siegfried, während Gunther und Hagen nur mit dem hemd bekleidet sind, beim wetlauf alles *gewaete* bei sich zu tragen, d. h. seine ganze jagdausrüstung, deren stücke er selber aufzählt: den *gêr,* den *schilt,* das *pirsgewant,* d. h. den jagdrock, auf den das kreuzchen genäht war, den *kocher* mit den pfeilen, das *swert.* Alles dies wird den lasttieren aufgeladen, weil es den jägern auf dem langen wege von Worms bis zum jagdplatze lästig geworden sein würde.[1] Dass jeder jezt vor beginn der jagd seine waffen an sich genommen habe, wird nicht ausdrücklich gesagt; geschildert wird die jagdkleidung und ausrüstung nur an Siegfried;[2] doch ist anzunehmen, dass die der übrigen ritter ähnlich gewesen sei. Dass die jäger beritten sind, erfordert, wie wir gleich sehen werden, schon die art und weise der jagd. Da eine jagd auf hochwild (859, 3. 4.: *si wolden jagen swîn beren unde wisende*) beabsichtigt, also auf gefährliche abenteuer zu rechnen ist (vgl. 878 fgg. 880 fgg.) hat man sich mit waffen gut vorgesehen.

1) Sonst stehen dafür zwei ausdrücke: *wâfen* und *gewant,* wodurch die gesamten waffenstücke von den kleidungsstücken, welche über oder unter denselben bei der jagdausrüstung zum kampf oder zur jagd getragen wurden, unterschieden werden (San Marte, waffenkunde s. 2); so 68, 4: *die helde in hiezen soumen beide wâfen und gewant.*

2) 893 fgg. über die unpassende stellung dieser schilderung hat sich schon Lachmann ausgesprochen, anm. zu 892.

Siegfried hing ein *zier wâfen nider ûf den sporn;*[1] *wâfen* wird in engerem sinne auch für angriffswaffen, insbesondere zur bezeichnung des schwertes gebraucht (San Marte 2 fg.); hier ist Siegfrieds gutes schwert *Balmunc,* das alles zerschneidende, darunter zu verstehen: *daz was alsô scherphe, daz ez nie vermeit, swâ manz sluoc ûf helme: sîn eke wâren guot* (896, 2. 3); *diu eke* ist die schneide, der plural[2] steht, weil das schwert zweischneidig ist. „Obenan (unter den waffen) steht das schwert, dem der held gleich seinem rosse und schiffe namen beilegt, und man kõnte glauben, dass er es sich in gewissen fällen als eine lebendige schlange dachte, die aus der scheide fährt und seinen gegner zu verwunden trachtet ...; gleich den männlichen rossen haben sie in starker declination den acc. sing. belebter wesen (wie Balmungen, 206, 3. im Bit. Mîmingen, Nagelringen usw.).“[3] Siegfried hat das schwert von Schilbung und Niblung erworben (94), nach Siegfrieds ermordung hat es Hagen an sich genommen (1736, 4. 2242 u. ö.); es begleitet ihn, nachdem ihn Dietrich überwunden hat, ins gefängnis; Kriemhild zieht es aus der scheide und schlägt damit dem gefesselten das haupt ab (2310).[4] Den knauf desselben bildet ein edelstein: 1721, 2. 3: *ûz des knophe schein — ein vil liehter jaspis grüener danne ein gras.* Warum gerade dieser stein gewählt ist erhelt aus Marbodus, lib. lapidum ed. Beckmann,[5] wo erzählt wird, dass der jaspis angenehm und mächtig macht und die bösen geister vertreibt. Das *gehilze,* der schwertgriff, war von gold, die *scheide* von leder oder holz und mit roter borte überzogen (2310. 1722, 2. 3).

1) Von der beschaffenheit der sporen wird nichts gesagt; sie waren sonst aus edlem metall, oft von gold; da das schwert an der linken hüfte getragen wurde und bis zum sporn des reiters reichte, kann man sich eine ungefähre vorstellung von seiner länge machen (San Marte, 132 fg.).

2) Vgl. 1472, 4: *ze beiden ecken.*

3) Grimm, Gramm. III, 440. 441. Vgl. San Marte 441 fgg.

4) In der Ravennaschlacht (683) reicht es Siegfried, um sein leben zu erhalten, dem Berner: s. W. Grimm, helds.[2] s. 212 fg.; derselbe vermutet (einl. zum Roseng. V fg.), Balmung sei vielleicht eins von 12 durch drei elfen (Wieland und seine brüder) geschmiedeten und unter die helden der sage verteilten schwertern.

5) Götting. 1799, s. 19, v. 95: optimus est viridi translucentique colore — v. 100 fg. nam consecratus gratum facit atque potentem et, sicut perhibent, phantasmata noxia pellit. Im Plin. (XXXVII, IX, 118) steht nur: totus oriens pro amuleto gestare eas traditur. Mit dem Marbod stimmen noch andere steinbücher überein: Arnold. Saxo de lapidibus (ztschr. f. d. a. n. folge VI, 437): optimus est, qui viridis coloris est et translucentis ... reddit gratum et potentem et facit tutum et pellit fantasmata; vgl. le lapidaire du XIV siècle par Is. del Sotto p. 49: il donne sûreté et accroît honneur et valeur; p. 79: et fait l'homme aimable et puissant. Volmar, altdeutsch. steinbuch 262 fg.: der aber grüene ist garwe, der ist der beste under in. Vgl. Diemer, deutsche gedichte 364, 11 fgg. u. anm.

Ferner führt er einen **bogen**, der so stark ist, dass ein anderer als er selbst ihn nur *mit antwerke* zu spannen vermochte (894): diese art und weise, die überlegenheit des helden über seine genossen anschaulich zu machen, ist echt episch: wir werden unwilkürlich an den bogen des Odysseus erinnert, den die freier zu spannen nicht im stande waren.[1] *daz antwerc* (zu *entwürken* = zerstören), ursprünglich eine kriegsmaschine zur zerstörung von mauerwerk usw., bedeutet sodann eine maschine überhaupt, speciell eine vorrichtung zum spannen der armbrust; wenn der bügel derselben zu stark war, als dass die sehne mit der hand bis hinter den haft gezogen werden konte, bediente man sich dazu des antwerks, entweder eines einfachen, starken hebels, wie ihn die knaben zum spannen der armbrust noch jezt gebrauchen, oder einer winde; an unserer stelle ist nun nicht von einer armbrust (wie im mhd. wb. I, 167a und San Marte 182, offenbar mit rücksicht auf *antwerc,* vermutet wird), sondern von einem bogen die rede; zu dessen spannung diente natürlich jene maschine nicht; denn man kann mit dem bogen doch nur schiessen, wenn man mit der **hand** die sehne an sich zieht und sie wider aus derselben schnellen lässt;[2] hier sollen die worte: *den man mit antwerke muose ziehen dan,* nur bedeuten, die schnur oder der strang, wie die sehne heisst, war in folge der stärke des bogens so straff gespant, dass niemand ausser Siegfried sie aus dieser stellung zu bringen vermochte, es sei denn, dass er jene maschine zu hilfe genommen hätte.

Der **köcher** ist mit pantherfell überzogen (894, 1. 2), *durch die süeze,* d. i. um seines süssen geruches willen. Zu welchem zwecke der dichter ein jagdgerät, wie den köcher, mit einem überzug von süssriechendem pantherfell versah, erhelt aus dem Physiologus,[3] wo erzählt wird, dass den tieren *ze dem suozzem smache gach ist,* der zu gewissen zeiten vom panther ausgeht; auch das abgezogene fell bewahrte diese eigenschaft, und es war wol des dichters, wenn auch sehr seltsame meinung, als er seinen helden mit einem solchen köcher ausstattete, dass dieser auf der jagd davon vorteil haben solte, indem der geruch das wild in seine nähe lockte. Im Lanzelet (8726 Hahn) ist ein köcher *wol bezogen;* im Herzog Ernst (ed. Bartsch 3020, vgl. Alwin Schultz,

1) Vgl. was von Aligern, könig Totilas bruder, gerühmt wird b. San Marte s. 179.

2) Vgl. die ähnliche betrachtung bei Guhl u. Koner, Leben der Griechen und Römer[4] s. 760.

3) v. Karajan, deutsche sprachdenkmäler des 12. jh. s. 76; Hoffmann, fundgruben 1, 18. 23; vgl. Konr. v. Würzb. gold. schmiede ed. W. Grimm, s. XLV. LI fg. LIII.

das höf. leben 2, 172) ist er von elfenbein, *al umbe an den orten gevazt mit guoten borten* (an allen ecken mit borten beseczt), *mit pfeller underzogen* (inwendig mit seidenzeug gefüttert). Ob man sich auch hier die borten auswendig über das pantherfell gesezt zu denken, oder ob man unter borten das band zu verstehen hat, an welchem der köcher getragen zu werden pflegte,[1] ist nicht klar; borten, die als einfassung (das ist auch die ursprüngliche bedeutung des wortes) oder als besatz, als gürtel oder harband der frauen, als schildfessel, endlich als hundeseil oder bauch- und steigriemen der pferde dienten, waren oft aus seide und goldfäden gewirkt.

Der *kocher* (897, 2) oder *kochaere* (893, 4) — beides ist aus dem ahd. *chohhar* entstanden, s. Grimm, Gr.[2] I, 670 — ist *guoter strâle vol* (897, 2); *diu strâle* ist das deutsche wort für das fremde *der pfîl* (aus lat. pilum); mhd. ist das swm. *der strâle* selten, gewöhnlich erscheint das wort als fem., und zwar in der form *strâl* als stf., am häufigsten in der form *strâle* als stf., zuweilen auch als swf. Im Nib. komt das wort nur zweimal vor, 879, 2 (AB stf., CDSd swf.) und 897, 2 (AB stf. CLd swf.); diese seltenheit ist leicht erklärlich, denn pfeil und bogen sind keine ritterliche wehr, und werden von den herren nur zur jagd oder zur waffenübung gebraucht (s. San Marte 181); die nhd. bedeutung (= der strahl) wird erst im 17. jh. üblich.

Die beinahe handbreite eiserne pfeilspitze sizt an einer goldenen röhre, mittels welcher sie auf das schaftende aufgesezt wird; die spitze wird 897, 3 ungewöhnlich *daz sahs* genant (plur. *diu sahs*); denn sonst wird das wort gebraucht in der bedeutung: langes messer, kurzes schwert, wie es vornehmlich die Sachsen trugen, denen es auch den namen gab (s. San Marte, 128); dasselbe hat sonst wenig ähnlichkeit mit der pfeilspitze, denn es ist einschneidig und hat einen starken rücken (San Marte a. a. o.), während jene blattförmig und zweischneidig ist: die beiden gemeinsame eigenschaft des „scharfen“ und „schneidenden“ führte wol zur übertragung des namens; denn das ist die ursprüngliche bedeutung des wortes, das zu der wurzel *ska gehört (vgl. Curtius, gr. etym.[4] 45[b]; Fick, vgl. wb. d. indg. spr.[3] 3, 315).

Die röhre, durch welche die pfeilspitze auf dem schaftende sizt, heisst (897, 3): *daz tülle* (stn., nicht stf., wie Bartsch im glossare s. 313 angibt), welches wort sonst gebraucht wird in der bedeutung: bretter- oder palissadenzaun, kragen; noch jezt nent man tülle den

1) Auf einem der bilder zum franz. Parcival (s. San Marte, anhang, tab. II) hängt der köcher dem zu pferde sitzenden knaben Parc. von der rechten hüfte herab; an derselben stelle wird er von dem bei A. Schultz, II, 173 abgebildeten armbrustschützen getragen.

ring am leuchter, durch den man das licht herauf- oder herunterschiebt, und die feststehende röhre, die in der laterne das licht hält; die strâle sind *von guldînen tüllen:* das *von* ist eine breviloquenz und bezeichnet das versehensein mit einem stoffe, aus dem der betreffende teil gemacht ist; „die scharfen pfeilspitzen, die von goldenen tüllen ausgiengen, in welche sie geschäftet waren, vgl. Biterolf 7089, hatten beinahe die breite einer hand" (Lachm. kl. schr. 1, 245).

Die lezte, zugleich auch furchtbarste waffe ist der jagdspiess: *sîn gêr*[1] *was vil michel starc unde breit* (892, 2). Von ihm ist schon früher die rede gewesen: als Siegfried selbe zwelfter von Xanten nach Worms zieht, wird von seinen begleitern gesagt, sie hätten scharfe *gêre* mit sich geführt: *Sîfrit der fuorte ir einen wol zweier spannen breit, der ze sînen ecken vil harte vreislîchen sneit* (74, 3. 4). Zwei spannen breit ist natürlich die eiserne gerspitze, die gerade so, wie die pfeilspitze, durch eine tülle auf dem schafte befestigt war (San Marte 168 fg.); sie heisst 431, 1 des *gêres snîde*; es ist an dieser stelle von Brunhilds *gêr* die rede, derselbe hat indessen viel ähnlichkeit mit Siegfrieds jagdspiess: seine spitze ist ebenso ungewöhnlich gross, wie dieses: *vierdehalp messe* (ein unbekantes gewicht) *was dar zuo geslagen* (419, 2); es tragen ihn kaum drei männer herbei (419, 3); denn er ist, wie Siegfrieds waffe (892, 2), *swaere unde grôz, starc und ungefüege, michel unde breit, der ze sînen ecken vil freislîchen sneit* (418). Auf die jagd wurde diese schwere waffe mitgenommen zur erlegung der grossen tiere, der wisente, ure, elche und eber, während die hier nicht erwähnten *gabilôte*, die leichten jagdspiesse, für kleineres wild dienten. Siegfried macht indes von dem *gêr* überhaupt keinen gebrauch: kein anderes, als das edelste opfer der jagd,[2] Siegfried selbst, solte durch ihn erlegt werden.

Auch die schilde, deren zwei erwähnt werden, waren wol nicht dazu bestimt, bei der jagd unmittelbar verwendung zu finden; vielmehr dienten sie zur vervolständigung der ritterlichen ausrüstung, mit der man sich versah, weil man sich doch ziemlich weit von Worms und auf mehrere tage entfernte und auf kämpfe mit feinden oder räubern, bei der unsicherheit der damaligen verhältnisse,[3] immer zu rechnen war. Dass dergleichen begegnisse nichts ungewöhnliches waren, geht auch daraus hervor, dass nach Siegfrieds ermordung Gunther und

1) Gaesum, gr. γαῖσος (γαισός, γαῖσον); gallisch-lateinisch gaesum, lat. veru. vgl. Bickell in Kuhns ztschr. 12, 438 fgg. 15, 80. Grimm, Gr. I², 91.

2) *Ein tier daz si dâ sluogen* 943, 3.

3) S. Alwin Schultz, I, 275. 396.

seine begleiter, wie sie es vorher verabredet hatten (941), behaupten, er sei von räubern erschlagen worden (986); das konten sie doch nicht tun, wenn sie nicht hoffen durften, mit dieser aussage einigermassen glauben zu finden. Konte der schild Siegfrieden gegen Hagens heimtücke nun auch nicht schützen, so war er dem totwunden doch die einzige waffe, mit dem er sich an dem fliehenden mörder rächen konte: er schlägt damit auf Hagen so gewaltig los, dass die edelsteine, mit denen die aussenseite besezt war, herausbrechen und der ganze schild schliesslich zerberstet; das gestell desselben war nämlich von holz, der äussere rand bekam halt und festigkeit durch einen beschlag von eisen oder edlerem metall (940, 2: *der was von golde rôt*), von welchem nach der mitte, dem buckel, spangen von gleicher beschaffenheit liefen; auf dem rande und auf den spangen, sowie in der mitte des buckels sassen oft zur zierde edelsteine (vgl. 414—16); nach den beiden hauptbestandteilen des schildes, dem buckel und dem rande, benante man auch häufig das ganze (s. San Marte 83 fgg.). Der zweite schild, der erwähnt wird, hat goldne oder vergoldete beschläge (940, 2) und dient als bahre, auf welcher Siegfrieds leiche nach Worms geschaft wird.

Sein jagdhorn ist, wie das des königs Marke (Tristan 3736) von rotem golde (892, 4); Meleranz hat eins von silber (5845); sonst sind die hörner aus geringerem stoffe: 1924, 2 und Rosengarten 1823 wird der ruf eines helden dem tone eines wisenthornes verglichen, wegen des rauhen, durchdringenden tones eines solchen; dass es auch hörner von elfenbein gab, beweist Rolands Olifant."[1]

Weniger deutlich sind die vorstellungen, die die angaben des dichters von der kleidung Siegfrieds zu machen gestatten.

Sein rock war: *swarz phellîn* (893, 2); *phellelîn, phellerîn, phellîn* sind formen des adjectivums zu dem masc. *phellel, pheller, phelle,* welches ein kostbares seidenzeug bezeichnet; *phelle* ist lat. *pallium,* sodann der stoff, aus dem das kleidungsstück besteht.[2]

Völlig unklar ist die angabe in str. 895: *von einer ludmes hiute was allez sîn gewant. von houbet unz anz ende geströut man drûfe vant.* Zunächst wissen wir nicht, was eine *ludmes hût* ist. Es ist von vornherein anzunehmen, dass *ludem* ein wesen ist, dessen haut ähnliche wunderbare eigenschaften besizt, wie die pantherhaut und der jaspis. Bartsch im glossar vermutet: vielleicht fischotter, luter, lutra,

1) S. Alw. Schultz, I, 435; Heyne, im Anzeiger für kunde deutsch. vorzeit 28. jahrg. 1881. sp. 263 fgg.

2) Über die verschiedenen arten des stoffes sowie über seine herkunft handeln ausser anderen: A. Schultz, I, 249 fgg.; mhd. wb. II, 487 fgg., Weinhold, frauen[2] 2, 247.

fr. loutre? aber wo bleibt dann das r? auch reicht ja ein fischotterfell nicht zu einem ganzen gewande aus. Vielleicht entspricht *ludem* dem fr. *lutin?*[1] *lutin* (Diez[3] 2, 364) ist ein poltergeist, wie *esprit follet* (kobold), und scheint dem deutschen *scrat* zu entsprechen (Grimm, myth. 4. a. Berlin 1875. 1, 396 fgg.; 3, 138), d. h. so ziemlich dem *σάτυρος* und *faunus* der Griechen und Römer, dem zottig behaarten, mythischen waldwesen. Dass eine haut eines *scrat* zu einem jagdkleide ausreichen konte, zeigen die von Grimm in der myth. 1, 398 beigebrachten belege z. b. aus Waltharius 761 fgg. Lateinschreibende im mittelalter brauchen für *scrat: pilosus;* das war ihnen geläufig aus Jes. 34, 14: *et pilosus clamabit alter ad alterum* (Luth.: und ein feldteufel wird dem andern begegnen), und Jes. 13, 21 *et pilosi saltabunt ibi* (Luth.: und feldgeister werden da hüpfen). Beidemale bei Jes. wohnen die *pilosi* in unbewohntem, wüstem lande neben *ohim* und *zihim*, d. h. drachen und ähnlichen ungetümen. Ferner waren sie albekant aus den überall gelesenen und geglaubten Vitae patrum des heiligen Hieronymus, der ausdrücklich versichert hatte, dass es solche pilosi in Ägypten gebe;[2] freilich findet sich nirgend eine andeutung darüber, welche eigenschaft das fell eines solchen wesens gehabt habe. Diese fabelhaften wesen des Jesaias scheinen widerzukehren im franz. Willehalm (ed. Jonckbloet 5981 fgg. 6263 fgg.), sowie in einer niederrheinischen bearbeitung desselben (Roth, die schlacht v. Alischanz, Paderborn 1874.): dort heissen sie *luitons* oder *nuitons,* hier *luitoun;* über lezteres wird (s. 24, 70 fgg.) gesagt: in dem lande des königs Margot von Bosindant, in welchem der abgrund ist, wo die winde wachsen und Lucifer wohnt, befinden sich keine menschlichen wohnungen,[3] nur wilde tiere hausen darin, *serpent* und *luitoun,* die von specereien und dem geruche von gewürzen leben. Aus einer anderen stelle erfahren wir auch, welche eigenschaften die haut eines *luitoun* gehabt habe (s. 40, 93 fgg.): der conc Borel van Babilone ist *gewâpent van ainer louitoun-hout, also,* dass ihn keinerlei waffen zu verwunden vermögen. Der dichter scheint die ursprüngliche bedeutung von *luiton* nicht mehr gekant zu haben, denn an einer dritten stelle (s. 25, 94), an der von dem oben erwähnten könig Margot gesagt ist, er sei durch eine *wormin hout* gegen alle waffen geschüzt gewesen, hat er wol widerum an den *luiton* gedacht. Ebenso unklar ist die bedeutung des wortes offen-

1) Bei dieser untersuchung namentlich hat mich hr. prof. Zacher, und, durch dessen gütige vermittlung, hr. prof. Suchier in Halle freundlichst unterstüzt.

2) S. Berger de Xivrey, traditions tératologiques 475 fg. 481 fgg. Vgl. 37. 156 fgg.; (Adelung) Gloss. man. ad scriptt. med. et inf. lat. s. v. pilosus.

3) Es ist also ebenso wüst, wie der aufenthaltsort der *pilosi* des Jes.

bar Wolfram gewesen: Willehalm 425, 25 fgg. heisst es vom könig Purrel: *sin halsperc einer hiute was, der hâr schein grüener dan daz gras ... der wurm hiez neitun* (varr. *Neitûne*, *Nytune*); 426, 2 heisst es von der haut: *diu waz sô hert erfunden in glîcher art dem adamas, ein schilt ouch drûz gemachet was an allen orten veste.* Wolfram eigentümlich scheint, dass die haut hart wie diamant ist und dass die haare derselben grün sind. *Luiton-nuiton, luitoun-neitun* sind offenbar nur verschiedene formen eines und desselben wortes *Neptunus*. Gervasius Tilberiensis, Otia imperialia (decisio III. cap. 61), sagt, dass die Gallier zwerghafte, freundliche hausgeister, die nachts in den wohnungen der menschen deren arbeiten verrichten und auf dem herde die mitgebrachten speisen braten,[1] *Neptunos* nennen; Liebrecht führt dazu (s. 131) eine stelle des Belgiers Thomas Cantimpratensis an (Apiar. l. 2 c. 57 nr. 9): *sunt daemones, qui in aquis manent, et hos poetae Neptunos vocant.* In Belgien heissen *nutons* die in höhlen wohnenden unterirdischen zwerge;[2] eine um 1359 von dem notar Conrad zu Sandomir verfasste lateinische übersetzung des Sachsenspiegels übersezt landr. 1, 4, 1 *altvîl* (= kobold) mit *Neptunius*. *Neptunus* galt also im 13. jh. in Frankreich und Belgien nicht bloss als *nix* (der im wasser lebt), sondern algemein als kobold oder koboldartiges wesen, wie *scrat* und *pilosus*. Dass *nuton* aus *Neptunus* entstanden sein könne, erscheint wol möglich, denn dass im französischen lateinisches n in l übergehen könne, bestätigt unter andern *licorne*, einhorn, entstanden aus *unicornu:* demnach darf man, bis jemand besseres findet und beweist, ansetzen: *Neptunus — nuiton — luiton — lutin — ludem:* das wort ist aus dem franz. in die deutsche litteratur gelangt und mochte dem verfasser von str. 895 bekant geworden sein, der sich diesen ausputz nicht wolte entgehen lassen. Ursprünglich brauchte man also die benennung *Neptunus* für ein wasserwesen, einen nix, sodann für ein zwerghaftes, koboldartiges geschöpf, das in höhlen wohnt, endlich gleichbedeutend mit *scrat* und *pilosus,* d. i. dem zottigbehaarten wald- und feldteufel, der sich in wüstem, unbewohnten lande neben andern ungetümen finden soll. Woher aber der glaube stammen mag, dass die haut desselben unverwundbar mache, ist bis jezt nicht nachzuweisen; sicher jedoch ist, dass die dichter, die ihre helden mit einer solchen wunderbaren rüstung ausstatteten, die ursprüngliche bedeutung des wortes nicht mehr kanten und *luiton — luitoun* für einen drachen hielten, dessen stahlharte haut ja sprichwörtlich war.

1) Ed. Liebrecht, Hannov. 1856 s. 29; „gerade so benimt sich das schrätel in der bekanten erzählung vom schrätel und dem wasserbär.“

2) S. Joh. W. Wolf, niederländ. sag. Lpz. 1843, s. 578.

Wie geschmacklos es freilich an unserer stelle ist, dem schon unverwundbaren helden noch ein unverwundbar machendes gewand zu geben, liegt ja auf der hand; doch liebt die ausartende sage dergleichen vergröberungen (vgl. Grimm, deutsche heldensage² s. 397); hier wäre die einführung der ludemshaut ein neuer beweis dafür, dass diese ganze beschreibung späterer zusatz sei.

Es fragt sich nun auch, welcher teil von Siegfrieds kleidung aus diesem felle bestanden haben solle. Da der hut von zobel (893, 3), der rock von pheller ist, denkt man zunächst an die kleidungsstücke, die Siegfried ausser hut und rock getragen hat, also besonders an die beinkleider (bruoch und hosen) und an den mantel; von beiden wird sonst nichts gesagt, es werden überhaupt keine kleidungsstücke mehr genant, ausser *zwein wîzen hemden*, in denen Gunther und Hagen den wetlauf machen, nachdem sie ihre kleider abgelegt haben (917, 2); da bruoch und hosen schwerlich aus pelz gewesen sein werden, bleibt nur noch der mantel übrig; den trug man allerdings auf der jagd, wenn er auch kürzer war, als sonst: *dorch daz si jagen reit sone was der mantel niht lanc*, heisst es von Dido in der Eneit (60, 16. 17 Ettm.). Soll die strophe einen sinn haben, so muss man also notgedrungen annehmen, dass der dichter an Siegfrieds mantel gedacht habe; jedenfals ist die vermutung, die Lachmann in bezug auf 896 ausgesprochen hat, dass dieselbe noch neuer sei, als der übrige, von der ausrüstung handelnde zusatz (892—898), auch auf diese strophe auszudehnen, so ungeschickt drückt sie aus, was sie meint. Zeile 3. 4 heisst es weiter von dem mantel: *ûz der liehten riuhe vil manic goldes zein ze beiden sînen sîten — schein:* aus dem helglänzenden rauch- oder pelzwerk leuchtete zu seinen beiden seiten mancher goldfaden, d. h. die beiden vorderen ränder des aus ludemshaut bestehenden mantels sind mit daraufgesezten goldfäden verziert. Endlich ist auch die zweite zeile möglichst ungeschickt und lässt nur erraten, was gemeint ist: *von houbet uns anz ende geströut man drûfe vant.* Bekant ist die sitte, kleiderstoffe mit zierraten, goldsternchen u. dgl. oder mit pelzstückchen von anderer farbe zu besetzen; das nante man *ströuwen*,[1] eigentlich darüber säen; im Meleranz trägt könig Godonas ein grünsamtnes wâpenkleit (*kursît*) *dar ûf vil meisterlîche härmîn arn wârn geströut* (5924 fg.); was hier auf die ludmeshiute von oben bis unten gesezt gewesen sei, wird aber nicht gesagt.

Siegfrieds gewand, nehmen wir also an sein mantel, bestand aus einer ludemshaut; an den beiden vorderen rändern ist derselbe

1) Vgl. Tac. germ. XVII. 2.

durch goldfäden oder golddraht verziert und von oben bis unten ist irgend etwas als zierrat daraufgestreut. Der dichter dieser strophe ist entweder ganz gedankenlos gewesen, oder er meinte, Siegfried habe den mantel vor dem wetlauf abgelegt; denn sonst hätte Hagen das kreuzchen auf dem pirschgewand nicht sehen können und auch die unverwundbar machende ludemshaut den Siegfried vor dessen sper schützen müssen.

Von der ausrüstung der übrigen helden ist, wie schon gesagt, nicht die rede, doch wird sie ähnlich gewesen sein, nur die stoffe etwas weniger kostbar; denn auch durch solche äusserlichkeiten zeichnet der dichter seinen helden aus.

Die jagdgeselschaft wird von jägermeistern, d. h. von erprobten, des waldes kundigen jägern, die zugleich die hunde an der leine führen, und von zahlreichen dienern begleitet. Hagen macht nach der ankunft auf der waldwiese den vorschlag, ein jeder solle sich von leuten und hunden auswählen so viel er wolle, und auf eigne faust, getrent von den andern, sich dahin begeben, wo er viel wild vermute.

Es war nämlich eine pirschjagd beabsichtigt (859, 2): unrichtig ist die angabe in Grimms deutschem wb. 2, 40: *birsen*, innerhalb des park- oder wildzaunes (ml. *bersa*) jagen; *birsen* ist wahrscheinlich ein fremdwort, aus dem franz. kaum vor dem 13. jh. herübergenommen; altfr. heisst *bercer*, gewöhnlich *berser*, mit dem bolzen oder pfeil erschiessen, damit jagen.[1] Die bedeutung ist richtig angegeben bei Weigand, dtsch. wb.: waldjagd mit spürhunden; und bei Schmeller, bair. wb. ed. Frommann (2. a. 1872, 1, 280): jagd durch umhersuchen, schleichen usw. einzelner im gegensatz zur jagd auf dem anstand, durch treiber, gerichte, fallen usw., oder jener jagd, da der jäger stehen bleibt und durch einen hund sich das wild heranjagen lässt; damit stimt überein Landau, gesch. der jagd s. 87.

Dem entsprechend trent sich hier die geselschaft und ein jeder jagt allein auf einem besonderen jagdreviere, begleitet von hunden, von dienern, die die erlegten tiere sammeln und abhäuten (885, 3) oder ausweiden, und von einem *suochman*, fals der jäger, wie Siegfried, des waldes unkundig ist. Am tage vorher hatte Siegfried, als Gunther ihn zur teilnahme an der jagd einlud, diesen um einen des waldes kundigen jäger und um *etelîchen bracken* gebeten (856); wolt ihr nur einen? fragt der könig; ich leihe euch, wenn ihr wolt, vier, denen der wald bekant ist und auch die steige, wo die tiere zu gehen pflegen und die euch nicht *vürewîse* wider heimkehren lassen (857). Obwol

1) Vgl. üb. d. ableitung Diez, etym. wb. d. rom. spr. 3. a. 1870, 2, 221.

die worte: *und etelîchen bracken* der frage Gunthers: *welt ir niht niwan einen?* zunächst stehen, so kann Gunther doch nur fragen: wolt ihr nur einen suchmann? denn wenn Siegfried eben erst um einige bracken gebeten hat, kann Gunther doch nicht fragen, ob er nur einen wolle. Ferner passen die folgenden worte Gunthers: *den wol ist bekant der walt und ouch die stîge, swâ diu tier gânt, die iuch nicht vürewîse wider heim rîten lânt* nicht auf *bracken*, sondern auf *suochman:* obwol *vürewîse* nur hier vorkomt, so kann seine bedeutung doch nicht zweifelhaft sein; es gehört (s. Lachm. kl. schr. 1, 255) zu dem vb. *verwîsen* und bedeutet: falsch geführt, irre geleitet; Bartsch (schulausgabe, 4. a. 1875; vgl. sein. untersuchgg. s. 193 fg.) erklärt: die (bracken) verhindern, dass ihr die herberge verfehlt, indem ihr euch verirt; das kann unmöglich richtig sein; wenn ein des waldes kundiger jäger den Siegfried begleitet, so ist an ein verirren nicht zu denken; ferner muste der hund, wenn man an den heimweg dachte, gefangen und an die leine gelegt werden, damit er nicht immer von neuem wild aufjagte (882, 3 *man vie den spürhunt*); hätte man ihn losgelassen, so würde er sich nicht davon haben abhalten lassen und eher zur verirrung der jäger beigetragen haben; endlich, da so viele an der jagd teilnahmen, war an ein verirren einzelner gar nicht zu denken; denn man hörte den ganzen wald widerhallen von *ludem unde dôz* (883, 1), auch hätte man sich leicht durch hornsignale verständigen können: *vürewîse* bedeutet allerdings verirt, vom rechten wege abgeführt, aber hier nicht vom wege, der nach der herberge führt, sondern von den steigen, wo die tiere zu gehen pflegen; die stellen aber im wald, wo sich viele tiere aufhalten, wo sie ihr lager haben, und die wege, die sie gewöhnlich zu nehmen pflegen, kent der *suochman*, nicht der hund: er (*ein alter jägere* 876) *brâhte den hêrren in einer kurzer stunt, dâ si vil tiere funden;* denn dem hunde kann eine kentnis des waldes in dieser weise nicht zugeschrieben werden; dessen teilnahme an der jagd besteht darin, dass sein geruchsinn das tier an seiner fährte erkent, die er verfolgt, bis er es selbst findet; deshalb bittet Siegfried (875) zwar nur um *einen bracken*, aber um einen solchen, *der sô genozzen hât, daz er die verte erkenne der tiere durch den tan; die verte* sind die fussspuren, die sich in den boden eindrücken und denen der hund riechend nachgeht. Die deutung der frage Gunthers (857, 1): *welt ir niht niwan einen?* und seines nächstfolgenden anerbietens, auf die bracken, nicht auf den suchmann, mag wol hervorgerufen worden sein durch Siegfrieds spätere, eben angeführte worte: *ich hân der hunde rât wan einen bracken* usw.; diese zwingen aber durchaus nicht, Gunthers worte auf *bracken* zu beziehen, widersprechen

auch nicht dem wunsche Siegfrieds, ihm *etelîchen bracken* zu leihen; vorher bittet er um *einen suochman* und um *etelîchen bracken*, hier ist vom suchmann nicht noch einmal die rede; ein erprobter jäger (*ein alter jägere* 876, 1) scheint von Gunther bereits zur begleitung Siegfrieds bestimt worden zu sein; es handelt sich nur noch darum, wie viele hunde mitgenommen werden sollen; um seine geschicklichkeit als jäger noch mehr ins licht zu stellen, beschränkt er jezt seine frühere bitte um etliche bracken sogar noch, und fordert nur einen, aber einen, *der genozzen hât.* Es bleibt noch übrig, diesen ausdruck zu erklären, ebenso die bedeutung von *suochman.* Lezteres ist dasselbe, wie *weidemann, indagator.* Eneit 130, 34 (Ettm.) wird von Ascanius gesagt: *do nam her sîne weideman, den der walt kunt was;* ausserdem begleiten ihn 20 jünglinge: *si fûrden kocher unde bogen und vil scharphe strâlen und swert mit schônen mâlen* (zierrat) *und bracken vil gûte. ir rocke unde hûte wâren grâ schâfvare, die* (acc. die jünglinge) *wîsten sie* (nom. die weidmänner) *dare, die den wech kunden, aldâ si wilt funden.* Der *suochman* ist also ein alter erprobter jäger, ein *jegermeister*, wie ihn die bearbeitung C auch nent (876, 1); auch Siegfried wird wegen seiner gewaltigen jagderfolge so genant (895, 4. vgl. 881, 3).[1]

Eine nicht unbedeutende rolle bei der jagd fiel dem hunde zu. In den volksrechten[2] werden namentlich zwei arten von jagdhunden unterschieden, 1) der *canis sagax, segutius, seusius* oder *seusis,* mhd. *sûse, bracke,*[3] der besonders zur hohen jagd, und 2) der *canis veltris* oder *veltrix, windhund,* der zur niederen jagd verwendet wurde. Von ersterem werden wider zwei unterarten genant: 1) *hessehunt,* hetzhund, oder *trîphunt;* 2) *leithunt, suochhunt* oder *spürhunt: ductor, qui hominem sequentem ducit* (Alem. recht); *qui in ligamine vestigium tenet* (Bair. r.). Lezterer, vom jäger an einem langen seil, dem *leitseil* (*ligamen*) geführt, hatte, wenn die aufspürung des wildes beginnen solte, die aufgabe, die fährte desselben zu finden, und ihr, wenn sie gefunden war, so lange nachzugehen, bis er das wild von seinem standort oder lager aufscheuchte (*ersprengen,* springen machen, z. b. 877, 1); er gieng dabei, die nase am boden haltend, verhältnismässig langsam, um die fährte nicht zu verlieren und *unlûtes,* d. h. ohne zu *lûten,* zu bellen, um das wild nicht vorzeitig zu warnen (vgl. Tristan 17255 fgg.).

1) Später ist für jägermeister auch meisterjäger gebräuchlich geworden, vgl. die waidsprüche und jägerschreie im 3. bd. der altdeutsch. wäld. fr. 12.

2) S. Roth, gesch. des forst- und jagdwesens in Deutschl. s. 59.

3) Vgl. über die ableitung Grimm, deutsches wb. II, 289: vielleicht von *bëracchio* = *ursi catulus,* dann junges andrer tiere, speciell der hunde,

Zur verfolgung des fliehenden wildes aber bediente man sich entweder der hetzhunde oder der windhunde; musten jene, die spürhunde, namentlich mit einer feinen nase ausgestattet, *nasewîse* sein (gegensatz: *naselôse*), so kam es bei diesen, den hetzhunden und windhunden, besonders auf schnelligkeit an; darauf bezieht sich eine, allerdings aus späterer zeit stammende priamel (Grimm, altd. wälder III, 123): *ein trabender leithund ungenossen und ein zeltender* (im zelt, passgang, schritt gehender) *wind, das ist das unnütze hofgesind.* An unserer stelle dient der einzige bracke, den Siegfried mitnimt, sowol zum aufspüren als zur verfolgung des wildes (888, 2: *ir sult den bracken lâzen,* zur verfolgung des bären); deshalb wird er wol auch gleich zu anfang der jagd vom seile losgelassen worden sein (*man vie den spürhunt,* 882, 3, als *daz jeit ergangen was* 885, 1); Siegfried glaubt der hetzhunde entraten zu können, weil er auf seine eigne und seines rosses schnelligkeit vertraute. Zu jener besonderen aufgabe muste natürlich der bracke auch ganz besonders abgerichtet werden; Siegfried verlangt deshalb auch einen, der *genozzen* hat; dieses und sein ebenerwähntes gegenteil: *ungenozzen,* sind waidmännische ausdrücke; was man darunter zu verstehen hat, geht namentlich aus einer stelle des Tristan hervor (3001 fgg.): Tristan lehrt die jäger des königs Marke, wie man einen hirsch kunstgerecht zerlegt (*zewirken* 2793); zum schluss legt er das in vier stücke zerschnittne herz und andere teile der eingeweide auf die haut des hirsches und lässt jenes die durch den ruf *zazazâ* herbeigelockten hunde von derselben fressen; darauf erklärt er, wenn auch falsch, (denn *curîe* ist doch nfrz. *curée*), warum man das *curîe* nenne: *von cuire* (frz. *cuir,* haut) *sô ist curîe komen. und zwâre ez wart den hunden ze guoten dingen funden und ist ein guot gewoneheit, wan swaz man in dar ûf geleit, daz ist in süeze durch daz bluot und machet ouch die hunde guot . . .; wir sehen wol*, sagen die bewundernden jäger, *dise liste sint bracken unde hunden ze grôzen frumen vunden;* aus andern stellen geht hervor, dass man den hunden auch gehirn und blut des erlegten wildes gab. Es fragt sich nun, inwiefern bracken und hunden — damit sind wol hetzhunde gemeint — dies *geniezen ze grôzen vrumen* gewesen sei, welchen zweck es gehabt habe. Stejskal führt zu 112 der jagd des Hadamar v. Laber eine stelle aus der jägerkunst an, nach welcher man den hunden vor der jagd nichts zu essen geben soll, „so sind sie desto leichter zu lauffen und desto begieriger zu fangen, denn sie hoffen davon auch etwas zu geniessen“; ähnlich ist als zweck des geniessens im mhd. wb. II, 1, 392b angegeben: wodurch sie eifriger werden sollen, die fährte zu verfolgen. Beide erklärungen würden aber nur auf

die hetzhunde passen;[1] denn sie setzen beide voraus, dass die fährte von dem spürhunde bereits gefunden ist. Man gab vielmehr dem bracken von dem wilde zu geniessen, damit er den geruch der verschiednen wildarten unterscheiden und jede einzelne an ihrer fährte erkennen, wittern, lernte. Siegfried will (875, 3) einen solchen hund, der *die verte der tiere erkenne*, d. h. das wild an seiner fährte erkent, und diese aufnimt, ihr folgt, bis er zum lager oder standort des wildes gelangt. Hat der hund eine fährte gefunden, so sieht er den ihn führenden herren an, erwartend, dass dieser ihn grüsst, anspricht, d. h. auffordert, sie zu verfolgen. Im Iwein (3885 fgg.) *ersmeckt*, wittert der löwe, der die stelle eines spürhundes vertritt, die fährte eines wildes; *dô er des tieres inne wart ... stuont* (der löwe) *und sach in an* (nämlich den Iwein); *dô gruozter als ein* (d. i. *einen*) *suochhunt* (Iwein den löwen); der löwe verfolgt die fährte, bis er: *ein rêch stênde vant* (vgl. Benecke anm. z. 3894; Stejskal jagd, anm. z. 337).

Ehe die jagd begint, werden *die warte dô bestân an allen enden von den jeitgesellen* (872, 1, 2): *die warte*, der plural von *diu warte* findet man erklärt als die punkte, wo das wild sich aufhält, seinen wechsel hat,[2] die von den jägern besezt werden, um es zu schiessen oder es dahin zu treiben, wo es zum schuss komt;[3] oder: um es den schiessständen zuzutreiben:[4] jene erklärung legt die auffassung nahe, diese verleitet geradezu zu derselben, als ob die jäger an bestimten punkten still gestanden hätten, denen das wild von treibern zugetrieben worden wäre, als ob also die treiber das wild verfolgt und die jäger stille stehend dasselbe erwartet hätten. Bei einer pirschjagd sind aber umgekehrt die jäger gerade diejenigen, die das wild aufsuchen und ihm nach der leitung des hundes folgen; von treibern in jenem gewöhnlichen sinne, die das wild vor sich her dem schützenstande zutreiben, kann also bei einer pirschjagd ebensowenig als von diesem die rede sein.

diu warte, zunächst das ausschauen, das warten, bezeichnet sodann den punkt, wo einer wartet, auf der lauer steht; welche punkte werden nun bei der jagd besezt worden sein? Das wild nimt, wenn es den wald durchzieht, um auf einer waldwiese zu grasen oder eine quelle aufzusuchen, gewöhnlich einen und denselben weg, der den jägern bekant ist, und auf diesen gewohnten weg wendet es sich auch gern auf der flucht, wenn es verfolgt wird. Im Tristan (3422) fordert Marke

1) S. v. Riesenthal, das waidwerk, s. 37.
2) Bartsch, der Nib. nôt, wb. s. 370.
3) Mhd. wb. 3, 528^{b}.
4) Lübben, wb. z. der Nib. nôt.[3]

den Tristan auf: *schicke dîne warte* (hier: die auf den warten zu postierenden leute) *dar, dâ si dich rehte dunken stân;* Tristan antwortet (3426 fgg.): *heizet die jägere kêren dan, die suln die warte sâzen und suln von ruore lâzen: die erkennent hie ze lande sich und wizzent michel baz dan ich, wâ der hirz hin ziuhet und vor den hunden fliuhet; die erkennent die gelegenheit;* lezteres wort steht hier in der ursprünglichen bedeutung und soll heissen: die örtlichkeit, die gegend; sie wissen gut mit ihr bescheid, kennen den weg, den der hirsch auf der flucht zu nehmen pflegt. Die jagd im Tristan ist allerdings keine pirschjagd, sondern eine parforcejagd oder hetzjagd; die bedeutung der warte aber ist bei beiden dieselbe; Markes jäger besetzen die warten, d. h. fassen an solchen wildpfaden, gedeckt von einem baum oder strauch posto. An unserer stelle, wo jeder partei ein bestimt umgrenztes revier zugewiesen ist, sind also die warten diejenigen punkte der verschiedenen innerhalb des jagdreviers laufenden wildpfade, wo diese die grenze desselben überschreiten. Dass der wildpfad noch benuzt wird, erkent ein erfahrener jäger aus mancherlei anzeigen, beim hirsch z. b. an den zweigen, die er berührt oder geknickt hat: das ist die „hochspur,“ der hirsch hat „angerührt, gefegt,“ (s. Zarncke, beitr. s. 163); namentlich aber an der losung. Nachdem solche pfade von den jägern ringsum auf der grenze des jagdreviers besezt worden sind, ziehen die herren und ihre ritterlichen gäste mit spürhunden in den wald und scheuchen den hirsch von seinem lager auf; er entflieht auf seinem pfade, verfolgt von jägern und hunden; sobald er vor die warte komt, wird er zurückgescheucht; er hätte natürlich von den wartenden hier getötet werden können, aber dann wäre den verfolgenden rittern das vergnügen, den hirsch zu erlegen, genommen worden. Die besetzung der warte hat also hier nur den zweck, dem hirsch seine gewohnten fluchtwege abzuschneiden, zu verhindern, dass er auf denselben sich den verfolgenden jägern gänzlich entziehe und sich in ein anderes waldrevier rette.[1] In Gotfrids Tristan wird der hirsch auf diese weise so lange gehezt, bis er von den hunden „erlau-

1) Vgl. Ulrich v. Türheim, Trist. 1093 fgg.:

Die jegere er besande:
„vart zem rôten lande,
fûert mit iu die hunde;
ich wil dâ kurze stunde
hân mit mîme gesinde;
und sehet, daz ich vinde
versetzet wol die warte,
oder ich zurne harte.

fen“ wird (3447): *dâ liez er sich ergâhen und stuont aldâ ze bîle* [1] (2765); d. h. vor müdigkeit oder zorn gibt er es auf, den hunden zu entfliehen, stelt sich ihnen mit gesenktem geweih entgegen und wird von den herbeieilenden jägern erlegt. Im Nibelungenliede würde sich die jagd ohne eine solche beschränkung endlos ausgedehnt haben, oder auch das fliehende wild samt den verfolgenden hunden und jägern in das revier einer benachbarten partei eingedrungen und es würden dann irtümer oder gar conflicte zwischen beiden parteien kaum zu vermeiden gewesen sein. Es ist nachher allerdings von den „wartenden“ nirgend mehr die rede; das darf uns aber nicht wundern, da, wie wir schon widerholt gesehen haben, die schilderung der jagd im Nibelungenliede nur in grossen, die hauptperson heraushebenden zügen skizziert ist; in bezug auf das übrige sind wir auf wenige unklare und unbestimte andeutungen angewiesen.

Der punkt, wo ein wildpfad aus dem walde heraustritt und in ein wasser oder auf eine waldwiese mündet, heisst der *abelouf* des wildes; deshalb kann von der auf dem wert aufgeschlagenen herberge gesagt werden (871), sie hätte gelegen vor dem *grüenen wald: gêns wildes abeloufe.*

Siegfried trent sich also von den jagdgenossen, begleitet von einem alten jägermeister und von einigen dienern; alle sind beritten (887, 2 *si îlten mit im dan*); der alte jäger: *brâhte den hêrren in einer kurzer stunt, dâ si vil tiere funden. swaz der von leger stuont, diu erjeiten die gesellen, sô noch guote jeger tuont* (876): wenn mehrere tiere auf einmal aufgescheucht wurden, werden sich auch die begleiter, wenigstens der jägermeister, an der jagd beteiligt haben; Siegfrieds ross ist so geschwind, dass ihm keines von den aufgescheuchten tieren entrint (877, 3. 880, 3). Zuerst schlägt er mit dem schwerte *ein starkez halpswuol* zu tode; sodann tötet er durch einen pfeilschuss einen löwen, ferner, wider mit dem schwerte, einen wisent, einen elch, vier starke ûre, einen schelch, hirze und hinde; zulezt einen eber; schliesslich folgt als nachspiel zur jagd der fang eines bären, der darnach mit dem schwerte erlegt wird. Die statliche anzahl von tieren lässt der dichter den Siegfried „im umsehen abtun,“ wie Lachmann zutreffend bemerkt, um ihn vor den übrigen jägern auszuzeichnen. Dieser umstand und die erwähnung des löwen hat auch, neben anderen gründen, Lachmann zu dem urteile geführt, die strophen 877—880 als späteren zusatz zu bezeichnen. Der redaktor der vulgata scheint auch diese häufung als ein übermass angedeutet zu haben, indem er 882, 5 die

1) Vgl. Jac. Grimm, kleinere schriften 3, 112.

jäger darüber scherzen lässt: *lât uns — der tier ein teil genesen, ir tuot uns hiute lære den berc und ouch den walt.*

Sämtliche von Siegfried erlegte tiere sind tiere der hohen jagd, fast alle solche, die zu jagen gefährlich ist, sehr viel kraft, mut, übung, gewandheit erfordert. Zwei derselben, das *halpswuol*, oder wie es sonst geheissen haben mag, und der *schelch*, sind uns unbekant.

halpswûl nemlich, wie A (878) hat, ist nur eine von den zahlreichen varianten, in denen das wort überliefert ist; B hat nur *halp* . . . ., C *halpfwl*, a *halphul*, b *halpful*, D *halpsul*, Sd *halpswl*, Jh *helfolen;* Lachmann hat (nach A) im text: *halpswuol*, Zarncke (nach C) *halpfwol;* Bartsch (nach der vulgata) *halpful;* demnach scheint sicher der erste teil: *halp,* unsicher der zweite (*sul, swul, swûl, ful*). Im Schwabenspiegel 315 (W.) wird durch *bêrswîn*, d. h. zuchteber, ein wort erklärt, in dessen zweitem bestandteile die handschriften ebenso wie die Nibelungenhandschriften zwischen *sul* und *ful* schwanken: *ursul, erfaul, erful, ursol, urval* (s. mhd. wb. 3, 434[b]). Grimm (Myth. 948, 4. ausg. 2, 832) entscheidet sich hier sowol als dort für *ful*: also *urful, halpful,* und erklärt dieses als: ein nicht ausgewachsenes schwein, halbschwein, jenes als: alten, ausgewachsnen keuler. Die hauptsache ist ihm nämlich, auf den namen des gottes *Phol* (*Balder*) zu stossen: „nicht des gottes name wird aus dem tier zu erklären, sondern in beiden zusammensetzungen auf das tier angewendet und so erhalten worden sein“; das geht aber nicht an, denn *Phol* ist nach prof. Zachers unzweifelhaft richtiger erklärung gleich ἀ-πόλ-λων, d. i. α-πολ-jων, aus $\sqrt{sphar}$, womit eng zusammenhängt lat. *splendere*, mhd. *spiln* (vgl. *diu spilnde sunne*), indem das *s* im anlaut verloren gieng.[1] Ebensowenig wird man der von Grimm (Gramm. II, 633) ausgesprochnen vermutung beistimmen, es sei vielleicht aus Wittich 1606, wo das wort *urgûl* = eber vorkomt, in das Nibelungenlied *halpgûl* einzusetzen: denn darauf führt keine einzige von den varianten. Endlich wird von Lübben (i. wb.) und vom mhd. wb. (III, 434[b]) zur unterstützung von *halpful* eine stelle des alten Kulmer rechts angezogen, welche lautet: *welh hunt ber* (= eber) *adir hirs adir urful adir andir wilt daz man dôheime heldet — einen menschen tôtet* usw. Wenn man nun auch annehmen wolte, dass das wort hier ohne variante stünde,[2] so wüste man doch immer noch nicht, was es bedeutet; es ist sogar unwahrscheinlich, dass, nachdem in jener stelle von *ber* = eber die rede gewesen ist, hernach dasselbe tier (*urful* = alter, ausgewachsner eber) noch einmal genant sein solte. Demnach

1) Leo Meyer, bemerkungen zur ältesten gesch. d. griech. mythologie. Gött. 1857, s. 25. 2) Das Kulmer r. ist mir nicht zur hand gewesen.

hiesse es eine unsicherheit aus der andern erklären wollen, wenn wir die scheinbar durch das Kulmer recht gesicherte form *urful* in den Schwabenspiegel einsetzten, also *urful heizet ein bêrswîn*, und daraus für das Nibelungenlied auf *halpful* = halbausgewachsnes schwein schlössen. Wir gelangen folglich zu dem negativen ergebnisse, dass wir weder wissen, welche form ursprünglich im Nibelungenliede gestanden hat, noch was für ein tier das von Siegfried zuerst erlegte gewesen ist.

Das zweite, der löwe, den vielleicht seine schnelligkeit vor Siegfrieds schwert gerettet hätte, wird mitten im laufe erlegt durch einen pfeilschuss, durch *eine scharfe strâle*, die Siegfried in den bogen *gezogen* hatte; er ist so gut getroffen, dass er nur noch drei sprünge macht und die genossen Siegfried für den meisterschuss danken (879). Wunderlich erscheint uns die einführung des löwen an dieser stelle: J. Grimm (Rein. Fuchs s. XLVI), gibt eine erklärung dafür, wie er überhaupt in die tierfabel komt: „von den frühsten zeiten wurde er zur schau herumgeführt und an den höfen der könige und fürsten zur pracht gehalten. Auch die phantasie durfte sich den könig der tiere in fernerem hintergrunde denken, als den gewöhnlichen wolf und fuchs; wenige hatten den löwen gesehen, darum hülte sich ein geheimnisvolles, der dichtung zuträgliches dunkel um ihn.“ An unserer stelle will der dichter offenbar den Siegfried dadurch ehren, dass er ihn ein so seltenes, so königliches wild erlegen lässt.

Ähnlich ist die ursache der einführung des wisent und des ûr. Nach der gewöhnlichen annahme ist der *wisent* = *bos bison* (*bos bonasus*), meist fälschlich auerochs genant, der noch jezt in dem urwald von Bialowitsch, im gouvernement Grodno, in gehegter schonung erhalten wird,[1] während der *bos urus* (*bos primigenius*), der *ûr*, der eigentliche, echte auerochs, bereits seit mehreren jahrhunderten ausgestorben ist (Brehm, 388 fgg.); seitdem sprechen die berichterstatter nur noch von einer art wilder ochsen, die sie bald *ûr*, bald *wisent* nennen. Unter benutzung dieser zeugnisse hat G. G. Pusch in Warschau[2] zu beweisen versucht, dass *ur* und *wisent*, slav.-lett. *Tur*,

1) S. Joh. Fr. Brandt, zoogeogr. u. paläontol. Beiträge (aus bd. II der zweiten serie der verhandlungen der russisch-kaiserl. mineralogischen geselschaft zu St. Petersburg besonders abgedruckt). St. Petersb. 1867 s. 136 fgg. Brehm, Tierleb. III², 385 fgg. — Nach Brandt, über d. vermeintl. Unterschied des caucasischen Bison vom Lithauischen Auerochsen, Moskau 1866, lebt er im Caucasus noch jezt wild. — Diese beiden, in Deutschland seltnen schriften habe ich durch gütige vermittlung des herrn prof. v. Fritsch aus der bibl. der k. Leopoldin. akademie erhalten.

2) Anhang zur Paläontologie von Polen; und im archiv für naturgesch. herausgeg. von Wiegmann, VI, 1, s. 47—137, 1840; die erste schrift habe ich nicht

Zubr, lat. *urus*, *bison*, eine und dieselbe rinderart (= *bos urus* L.), und dass *urus* das männchen, *wisent* das weibchen derselben bezeichne. Gegen Pusch hat sich namentlich J. Fr. v. Brandt erklärt (beitr. usw.), indem er die alte ansicht verteidigt, dass vor alters zwei arten wilder ochsen in Deutschland existierten: zunächst sucht er auf grund von fossilen resten die verbreitung der beiden tiere in vorhistorischer, sodann auf grund von historischen zeugnissen die verbreitung derselben in historischer zeit zu bestimmen, indem er sich bei lezterer untersuchung namentlich bemüht, die glaubwürdigkeit der von Pusch citierten zeugen zu erschüttern, die *ûr* und *wisent* als synonyma gebrauchen, und umgekehrt diejenigen als glaubwürdig hinzustellen, die die beiden als zwei verschiedene arten unterscheiden: seine ansicht ist offenbar die richtige; denn keiner von Puschs gewährsmännern sagt ausdrücklich, dass *ur* oder *tur* das männchen, *wisent* oder *zubr* das weibchen bezeichne; vielmehr ist aus ihnen nur zu schliessen, dass zu ihrer zeit *ûr* und *wisent* gemeinschaftliche namen derselben gattung waren. Puschs hauptzeuge, Długosz, gebraucht sogar beide namen, als er von der jagd eines stieres redet; wenn also die behauptung, dass *ûr* das männchen, *wisent* das weibchen bezeichnet, richtig wäre, müste man annehmen, dass *wisent* zwei bedeutungen gehabt habe, eine weitere, welche die art, und eine engere, welche das weibchen derselben bezeichnete. Jene behauptung aber steht auf sehr schwachen füssen; sie gründet sich einzig und allein auf unsere Nibelungenstelle: Pusch argumentiert: der dichter nent 880, 4 *hirze* und *hinde*, also männchen und weibchen einer art; 880, 1. 2 *elch* und *schelch*, d. h., nach Puschs ansicht, ebenfals das weibchen (*elch*) und das männchen (*schelch*) des elentiers: folglich muss dem gesetze der analogie gemäss auch *ûr* und *wisent* männchen und weibchen einer art sein. Diese ganze behauptung aber wird schlagend widerlegt durch die einfache tatsache, dass der dichter, wenn er unter *wisent* das weibchen des wildstieres verstanden hätte, das wort auf keinen fall mit dem männlichen artikel versehen haben würde, in welchem alle handschriften übereinstimmen, 880, 1: *einen wisent und einen elch*. Also bleibt von Puschs resultaten nur das eine bestehen, dass eine anzahl spätmittelalterlicher autoren *ûr* und *wisent* als synonyme namen für eine und dieselbe tierart gebrauchen; aber auch das lässt sich erklären: seit nämlich die eine art (*ûr*) ausgestorben war,[1] wendete man den lebendig gebliebenen namen dersel-

bekommen können; die zweite verdanke ich der güte des hrn. geh. rat prof. Kühn in Halle.

1) Nach Schade, der dem *ûr* und *wisent* im altdeutsch. wb. II², s. 1173 fgg. einen sehr ausführlichen artikel widmet, ist der *ûr* in Deutschland bis etwa um 1300 bezeugt, weiter östlich, an der Skwa, einem nebenfluss der Narewa, bis 1600.

ben irtümlich auch auf die überlebende art, den *wisent*, an und gebrauchte schliesslich beide namen als synonyma. Dass aber die verwechslung nicht algemein wurde und viele sich des ursprünglichen unterschiedes wol bewust waren, das beweist die grosse anzahl der von Brandt zur unterstützung seiner ansicht citierten schriftsteller, die von Schade (a. a. o.) noch beträchtlich vermehrt wird. Auch den dichtern scheint der unterschied noch bewusst gewesen zu sein, sonst hätten doch, wie an unserer stelle, beide arten nicht getrent von einander aufgezählt werden können; *vil wisent und ûrrinder* erwähnt auch Türheim, Wilh. 136[c]; und im Iwein 409 fgg. heisst es: *dâ vâhten mit grimme — mit griulîcher stimme — wisente und ûrrinder;* bemerkenswert in bezug auf leztere stelle ist, dass in der französischen vorlage (Crestien, chev. au lyon, ed. Holland. Hannover, 1862. v. 278) steht: *tors salvages, ors et lieparz*, d. h. wildstiere, bären (nicht *ûre*) und leoparden.

Der *wisent*, den unter anderen Brehm und Schade genau beschreiben, war, wenn man von dem löwen absieht, das gefährlichste unter den jagdbaren tieren, „seine jagd hohe manneslust und auch im liede gefeiert“ (Schade).[1]

Der *ûr* gehört zu den tieren, die Caesar als bewohner der *silva Hercynia* nent; ihm war berichtet worden (b. gall. VI, 28): sie seien *magnitudine paulo infra elephantos, specie et colore et figura tauri;* die alten Deutschen fingen sie in fallen (*foveae*), vielleicht weil bei der unzulänglichkeit ihrer waffen es zu gefährlich war, ihnen offen zu begegnen. Caesar berichtet auch von der grösse und gestalt ihrer hörner und dass die alten Deutschen sich derselben als trinkhörner bedient hätten, nachdem sie den rand mit silber eingefasst; schon damals erwarben sich unverdrossene jäger, wie jezt Siegfried (884) einen *„prîs des jeides“: hoc se labore durant adulescentes et qui plurimos ex his interfecerunt, relatis in publicum cornibus quae sint testimonio magnam ferunt laudem.*[2]

1) Vgl. Grimm, altd. wäld. III, 16. Deutsche heldens.[2] 161, nr. 58.

2) Über palaeontologisches vorkommen des *wisentes* und des *ûres* in Deutschland bemerkt Brandt a. a. o. s. 111: „die meisten reste des *wisent* (*bos bison*) hat bisher das Rheinthal geliefert ... So wurden in einer kiesbank am Rheinufer bei Erfelden zwei schädel nebst skeletteilen gefunden. Zwei auf dem Wormser rathaus bewahrte stammen wol auch aus dem Rheindiluvium. Im jahre 1828 wurde bei Speier ein schädel aus dem Rhein gezogen. In Mannheim fischte man zwei schädel“ usw. und s. 159: „Deutschland gehört zu den reichsten fundgruben der reste des *echten urstiers* (*bos primigenius*). Man hat darin dieselben sowol im diluvium als auch in noch jüngeren schichten, und zwar nicht blos in den nördlichen, sondern auch in den südlichen ländergebieten von Ostpreussen und Schlesien an bis

Auch das elentier war dem Caesar nicht unbekant geblieben: *appellantur alces*, sagt er bell. gall. VI, 27; darauf folgt die wunderliche mär, dass sie kein geweih und kein kniegelenk hätten und die auf lezteren umstand gegründete originelle jagdweise; auch die alten Deutschen erkanten schon das tier an seiner fährte: *quarum ex vestigiis cum est animadversum a venatoribus, quo se recipere consuerint ct.*; zur zeit der Ottonen waren die tiere offenbar schon selten geworden, sonst hätten die kaiser nicht jene befehle gegen deren jagd zu erlassen brauchen, auf die wir bei erwähnung des *schelch* sogleich zurückkommen werden. Nach Leunis (Synopsis des tierreichs I² s. 164; vgl. Brehm, s. 105) verschwanden sie 1746 aus Sachsen, 1769 aus Galizien, 1776 aus Schlesien, zu anfang dieses jahrhunderts aus Preussen, bis auf einige in königlichen forsten, z. b. in Ibenhorst bei Tilsit, wo sie, nach der starken verminderung im jahre 1848, noch jezt sorglich geschont werden.

Der *schelch* ist, wie schon oben erwähnt wurde, ein uns unbekantes tier. Die vorher berührte vermutung, dass *schelch* vielleicht das männliche elentier oder den hirsch bezeichne, ist zuerst von Bujack (preuss. provincialbl. 17, 97 fgg. 1837) ausgesprochen worden, ohne jedoch von ihm bewiesen zu werden; auch Pusch (a. a. o. s. 133 fgg.) bringt nichts stichhaltiges zum beweis der von ihm adoptierten ansicht vor; Brandt (a. a. o. s. 193 fg.) verwirft zwar jene erklärung, billigt aber dafür eine andere, noch viel weniger haltbare, die von Pfeiffer aufgestelt worden ist (Germ. VI, 225), dass nämlich *schelch* der bockhirsch (*tragelaphus, hircocervus*) oder riesenhirsch (*giganteus, megaceros*) sei.[1] Diese erklärung stüzt sich darauf, dass *scelo* und *schelo* in althochd. glossen neben *tragelaphus* steht (s. Germ. VI, 225); sie wird aber hinfällig durch die feststehende tatsache, dass der riesenhirsch in der historischen zeit nicht nachgewiesen ist; alle quellenstellen über den *tragelaphus* aber gehen auf Plinius zurück, der ihn nur am Phasis kent.[2] In einer urkunde Otto I. vom jahre 943 heisst es: niemand solle ohne die erlaubnis des bischofs *in pago Trentano* diejenigen tiere jagen, quae teutonica lingua *elo* aut *schelo* appellantur; das verbot wird später noch zweimal widerholt, 1006 und 1025; in der urkunde von 1006 steht: *elo* et *schelo;* jedenfals ist nicht daran zu zweifeln, dass alle drei urkunden zwei verschiedene tiere unter *elo*

zum Rheinthal, und von Würtemberg bis Meklenburg entdeckt ... Eine namhafte zahl von resten des urochsen lieferte das Rheinland, die meist in den museen von Darmstadt, Mannheim, Frankfurt und Bonn aufbewahrt werden."

1) Joh. Fr. Brandt, a. a. o. s. 96 hält den *schelch* für *cervus euryceros*.

2) Zeitschr. f. ö. G. 1865, s. 517 fg. 1866, s. 482. Leunis, a. a. o. s. 164.

und *schelo* verstanden haben. Da sie also beide tiere zur hohen jagd in Drenthe (*pagus Trentanus*) rechnen, müssen doch wol beide damals noch als wirklich jagdbare tiere im fürstlichen banforst gelebt haben.[1]

Die zahl der erlegten hirsche und hinden wird gar nicht genant (880, 4), offenbar, weil ihre erlegung, wegen der verhältnismässig unerheblichen gefahr und leistung des jägers, dem dichter nach dem bisher geschilderten geringfügig erschien.

Ein grosser eber ist das nächste vom spürhund aufgescheuchte wild; er begint zu fliehen; *des gejeides meister,* wie hier (881, 3) Siegfried genant wird, *bestuont in ûf der slâ, daz swîn zorneclîchen lief an den küenen degen sâ* (881, 3. 4). Einen *bestân* heisst sich jemand entgegenstellen, um ihn zu bekämpfen, ihn anzugreifen; der angegriffene muss demnach dem, der ihn besteht, entgegenkommen; da das von dem spürhunde verfolgte schwein vor dem hunde herflieht, wartet Siegfried auf dasselbe, bis dieses auf dem wege, den es einschlägt, *ûf der slâ,* in höchster wut geradezu gegen ihn andringt. *slâ*, abgekürzt aus *diu slage*, komt von *slahen*, und bedeutet die spur des einschlagenden hufes, also fast dasselbe, wie *vart* (Grimm, Gr. III, 396); *ûf der slâ* heisst daher eigentlich auf der spur, auf dem wege, den das tier gemacht hat, weshalb auch meist von einer verfolgung der *slâ* die rede ist, z. b. Iw. 5961: *setzt iuch rehte ûf sîne slâ,* d. h. verfolgt seine spur, schlagt seine spur ein. Da aber hier Siegfried das schwein unmöglich bestehen kann, wenn es vor ihm herflieht und er es verfolgt, so kann hier: *er bestuont in ûf der slâ* nur bedeuten: er stelte sich dem eber auf seinem gewohnten wege entgegen, er hemte seinen lauf dadurch, dass er ihm den weg, den er einschlagen wolte und sonst gewöhnlich eingeschlagen hatte, abschnitt; das schwein entzieht sich ihm nicht dadurch, dass es von der bahn abspringt, sondern läuft ihn wütend an (vgl. das bild b. Alw. Schultz I, 363). Das leichtere, sicherere und eben deshalb gewöhnliche wäre gewesen, den eber mit dem jagdspiess abzufangen; aber eben deshalb verschmäht das Siegfried und zeigt, dass es ihm ein leichtes ist, den rasenden eber mit dem blossen schwerte zu erlegen.

Damit hat Siegfrieds jagd ein ende erreicht; der spürhund wird gefangen und an die leine gelegt und die beute gemustert, „die strecke gemacht“ (882), erst jezt komt der von Siegfrieds taten fortgerissene und ganz eingenommene dichter dazu, auch der jagdgenossen erwähnung zu tun. Überall rings herum hallt berg und tal wider von lärm und geschrei, woran Siegfried und seine begleiter merken, dass auch

1) S. Roth, a. a. o. s. 299.

die übrigen parteien mit voller lust sich der jagd hingegeben haben. Nachträglich erfahren wir hier, dass auf Hagens aufforderung hin (s. oben, s. 485) bei beginn der jagd sich die geselschaft in 24 parteien aufgelöst hatte, deren jede auf einem besonderen revier jagte. Da bei der oben besprochenen art und weise zu jagen die parteien, um einander nicht ins gehege zu kommen, für sich je einen ziemlich grossen raum beanspruchten, so ist anzunehmen, dass das gesamte jagdrevier ein sehr ausgedehntes gewesen sei: 883, 4 wird gesagt: *vier unde zweinzec* (C: *drîzec*) *ruore die jegere hêten verlân.*

Das wort *ruore* ist oft und ausführlich behandelt worden: zuerst in den beiträgen z. erkl. u. gsch. des Nibl. v. Fr. Zarncke (Lpz. 1857. s. 161 fgg.), welcher *ruore* erklärt als spur: hochspur im laub (s. oben s. 490), dann fussspur an der erde; an unserer stelle sei: *34 ruore verlân* so viel als: *ûf vier und drîzec ruoren daz gehünde verlân.* Dagegen behauptete Müllenhoff (Haupts ztschr. XI, 262 fgg.), *ruore* bedeute, wie schon Lachmann es aufgefasst hatte (kl. schr. I, 111): koppel hunde, meute: 24 meuten wurden losgelassen. Zarncke suchte ihn zu widerlegen in Pfeiff. Germ. IV, 421 fgg.; auch der artikel *ruore* im mhd. wb. (II, 1, 815 fgg.), von derselben hand herrührend, begünstigt natürlich die bedeutung spur,[1] während Lexer die ansicht Müllenhoffs vertritt. Zarncke gibt selbst zu, dass mit der bedeutung „spur“ an mehreren stellen nichts anzufangen und dass dieselbe namentlich an unserer stelle nur gezwungen anzuwenden ist. In der tat ist sie aber durch keine stelle sicher zu beweisen. Aber auch die von Müllenhoff angenommene bedeutung ist zu eng und reicht nicht für alle stellen aus.

rüeren ist zunächst *movere;* erst daraus gieng die bedeutung *tangere* hervor, weil durch anrühren am sichtlichsten bewegung entsteht; noch heute ist der ausdruck gebräuchlich: „die saiten rühren“; auf *rüeren* in der ersten bedeutung allein ist *ruore* zurückzuführen; es ist:

1) das in bewegung setzen, daher: das aufscheuchen, die verfolgung.
2) die entstandne bewegung: flucht des wildes.
3) das in bewegung gesezte: das fliehende wild.
4) das in bewegung setzende: die meute, d. h. die schar der zusammengekoppelten hunde.[2]

1) Ebenso Germ. VIII, 56 fgg.

2) Das französische wort *meute* ist seiner bildung und bedeutung nach zugleich ein analogon zu dem deutschen *ruore;* denn *meute* ist entstanden aus mittellatein. *movita* (= motus). Diez, etym. wb. d. rom. spr.[3] 2, 376.

Das loslassen der meute wird doppelt ausgedrückt: man sagt entweder *von ruore lân,*[1] d. h. die einzelnen hunde von der gesamtheit derselben lösen, sie loslassen zur aufspürung des wildes; oder, wie an unserer stelle: *die ruore verlân*, d. h. die je zu einer schar zusammengekoppelten hunde auf die spur des wildes schicken, natürlich, nachdem jeder einzelne der fessel entledigt worden ist. 24 meuten sind also losgelassen worden; da je eine meute zu einer partei gehört, so ist daraus zu schliessen, dass die jagdgeselschaft in 24 verschiedenen parteien gejagt habe; je eine meute, je ein ritter und je ein gefolge von dienern gehörten immer zusammen; davon macht Siegfrieds partei nur insofern eine ausnahme, als sie nicht von einer meute von hunden, sondern nur von einem einzigen hunde begleitet wird; dieselbe ist natürlich nicht etwa eine von den 24 parteien; vielmehr geht aus unserer stelle deutlich hervor, dass nach des dichters meinung ausser Siegfried 24 ritter mit 24 meuten gesondert von einander gejagt hätten. Die zahl der erlegten tiere war in folge dessen gross: *dô muosen vil der tiere verliesen dâ daz leben* (884, 1).

Gunther ist der erste, der zur herberge zurückkehrt, und lässt die andern durch hornsignale herbeirufen (886); daraus ist nicht zu schliessen, dass das jagdrevier nicht weiter gewesen sei, als eines hornes ton vernehmbar war; vielmehr wird die zunächst jagende partei durch ein hornsignal geantwortet, von dieser es wider die nächste vernommen haben und so fort, wie es die zusatzstrophe in BC (886, 5 fgg.) ausmalt: *dô sprach ein Sîfrides jägere: hêrre, ich hân vernomen von eines hornes duzze daz wir nu suln komen zuo den herbergen: antwurten ich des wil. dô wart nâch den gesellen gevrâget blâsende vil.*

Jede partei bringt die erlegten tiere oder von solchen, deren fleisch nicht gegessen wurde, nur die häute mit nach der herberge: *die brâhten mit in dar vil maneger tiere hiute und wildes genuoc* (885, 2. 3); jede hofft, sie werde die meisten tiere erlegt haben, ihr werde *der prîs des jeides* zu teil werden; als aber Siegfried mit seiner jagdbeute sichtbar wird, ist daran nicht mehr zu denken (884, 3. 4): er reitet voran, seine begleiter folgen; durch den lärm wird ein bär aus seinem lager aufgescheucht (887); Siegfried verspricht eine kurzweil und heisst den hund, der nach beendigung der jagd wider an die leine gelegt worden war, auf den bären hetzen; er selbst reitet beiden nach (889) in der hofnung, den bären zu *errîten;* das ist aber nicht möglich, da derselbe sich *in ein gevelle* flüchtet, wo er glaubt vor den

1) So z. b. an der oben, s. 490 angeführten stelle des Tristan.

verfolgern sicher zu sein (889). Für das wort *gevelle* sind wol schwerlich zwei ableitungen anzunehmen (wie schon das mhd. wb. 3, 224ᵃ bemerkt), die eine von *fallen,* die andere von *fel, felis, fels* (s. Benecke, anm. z. Iw. 3836); denn selbst an den stellen, wo *gevelle* durch gebirge und enge erklärt und der *wîte* entgegengesezt ist, kann man an felsstücke denken, die wild durcheinandergefallen sind; *gevelle* ist also eine gegend, die durch umgestürzte bäume oder felsstücke unwegsam geworden ist. Der reitende Siegfried kann dem bären dahin nicht folgen; er springt vom pferde, fängt ihn lebendig,[1] ohne ihn zu verwunden, und bindet ihm die schnauze und die füsse zusammen (899, 2), so dass er weder kratzen noch beissen kann (891, 1); darauf bindet er ihn an den sattel und reitet zur feuerstätte (891, 2. 3): *er brâht ez an die viwerstat . . . zeiner kurzwîle* (4): die ursprüngliche bedeutung des wortes *kurzwîle*: kurze zeit, die noch lebendig ist in dem adverbium *kurzwîlen,* in kurzer zeit (Walth. 16, 25), ist ganz zurückgetreten vor der abgeleiteten: das was die zeit verkürzt, zeitvertreib, vergnügen, welche bedeutung allein auch durch das verbum vertreten wird: *kurzwîlen,* sich die zeit verkürzen, sich ein vergnügen machen, und durch die adjectiva: *kurzwîlec, kurzwîllîch, kurzwîleclîch* (Lex.); das erst nhd. auftretende: die *langeweile* unterscheidet sich seinem bedeutungsumfange nach dadurch, dass es nicht auch, wie *kurzwîle,* das bezeichnet, was die stimmung herbeiführt, sondern nur diese selbst.

Als Gunthers diener dem Siegfried das ross abnehmen wolten, löste er den bären vom sattel und von seinen banden; dieser strebte dem walde zu (899, 4), geriet aber, erschreckt durch das laute bellen der gekoppelten hunde (901, 3) in die küche, wo er viel unheil anrichtete: *hey* — man merkt des dichters behagen an der situation! — *waz er kuchenknehte von dem viwer schiet! vil kezzele wart gerüeret* (in bewegung gesezt, umgeworfen), *zerfüeret manic brant: hei waz man guoter spîse in dem aschen ligen vant!* (900, 2. 3. 4). Es hatten nämlich, während die ritter jagten, küchenknechte über ofnem feuer und in kesseln für die stolzen jäger *rîterspîse* (904, 4) bereitet, indes andere diener tische (904, 2. 907, 2) und bänke (901, 1) aufgeschlagen hatten. Die herren und ihre mannen, die schon bei tische sassen, sprangen auf und griffen nach spiess und bogen, um dem bären den garaus zu machen; keiner aber konte zum schuss kommen, weil man fürchten muste, einen von den hunden, die man auf Gunthers geheiss

1) *das tier was unbehuot,* nicht: sorglos, sondern: unbeschüzt, nicht sicher, nämlich vor Siegfried, wie aus den folgenden worten hervorgeht: *ez enkund im niht entrinnen.*

losgekoppelt hatte (901, 2), zu treffen; berg und tal hallen wider von dem entstandenen lärm (902, 4); der bär rent, verfolgt von den hunden, dem walde zu, keiner von den helden vermag ihn zu ereilen, ausser Siegfried, der der kurzweil dadurch ein ende macht, dass er das tier mit dem schwerte erlegt (903, 3), welches nun zu dem andern wild in die küche [1] wandert (903), während Siegfried, von den genossen ob seiner stärke und schnelligkeit gerühmt, mit diesen zu der mahlzeit zurückkehrt.

Damit ist die schilderung der jagd zu ende; der rest des VIII. liedes erzählt die ermordung Siegfrieds, die durch den wetlauf ermöglicht wird. Trotzdem Gunther und Hagen *sam zwei wildiu pantel* durch den klee laufen, komt Siegfried doch eher, als sie, zum brunnen (917); seine bescheidenheit, die ihm verbietet, eher als sein wirt zu trinken, erleichtert Hagen die ausführung des meuchelmordes; dessen hemd wird von Siegfrieds herzblut gerötet (922, 3); der schild ist Siegfrieds einzige waffe: der ganze *wert* hallt wider von den schlägen, die er mit ihm ausführt (927, 2); doch bald *viel in die bluomen der Kriemhilde man* (929, 1). Die übrigen ritter, die als kampfrichter (914, 3. 4) den um die wette laufenden langsamer gefolgt sein werden, müssen von weitem gesehen haben, wie Hagen Siegfrieds waffen bei seite trägt, doch ohne zu wissen warum; nun, als der mord ausgeführt ist, eilen sie herbei (932); *die iht triwe hêten von den wart er gekleit* (932, 4); doch ist der respekt und die furcht vor den herren so gross, dass sie übereinkommen, zu berichten, Siegfried sei, als er allein jagen geritten, im walde von mördern erschlagen worden (940. 941); sie legen den leichnam auf einen schild (*der was von golde rôt*), und bringen ihn, nachdem sie die nacht abgewartet haben, nach Worms, die edelste beute der jagd: *ein tier, daz si dâ sluogen daz weinden edeliu kint. jâ muosten sîn enkelten vil guoter wîgande sint* (943, 3. 4).

1) Ob von dem erlegten wilde etwas zur mahlzeit verwendet worden ist, wird nicht gesagt, doch ist es anzunehmen; das meiste wird man natürlich mit nach Worms genommen haben; von Siegfrieds jagdbeute wird es ausdrücklich gesagt: 912, 1. 2.

BARMEN, IM AUGUST 1882. E. MATTHIAS.

LITTERATUR.

Germanistische abhandlungen herausgeg. von **Karl Weinhold.** I. **Conrad Müller,** Beiträge zum leben und dichten Daniel Caspers von Lohenstein. Breslau, Koebner. 1882. XII, 107 s. 8. M. 3.

Unter den dichtern Schlesiens ist gerade Lohenstein von der litterarhistorischen forschung wenig beachtet geblieben. Abgesehen von der ziemlich leeren abhandlung Passows (1852) hat ihm nur Kerckhoffs (1877) eine schrift gewidmet, die einiges bibliographische material beibringt und im übrigen den dichter mit mehr eifer als glück gegen das übliche verwerfende urteil in schutz nimt. Im gegensatz hierzu hat die vorliegende tüchtige arbeit ihr hauptverdienst in der genaueren erforschung von Lohensteins lebensgeschichte. Der verfasser, ein schüler Weinholds, hat durch fleissige ausnutzung der schlesischen archive zahlreiche einzelheiten klargelegt und berichtigt; bisweilen allerdings, doch nicht oft, hat ihn wol das streben, ein möglichst volständiges und anschauliches bild zu geben und eine leicht begreifliche vorliebe für den landsmann zu viel aus den vorhandenen nachrichten folgern lassen. Festgestelt ist, dass der dichter bis zum 35. jahre nur den namen Daniel Casper oder latinisiert Caspari führte; der wappenbrief, in dem am 11. juli 1670 seinem vater und dessen familie der adel mit dem zusatze von Lohenstein verliehen wurde, war im vorigen jahre hier in Berlin auf der heraldischen ausstellung zu sehen. Ausführlich dargestelt wird die schulzeit auf dem Magdalenäum zu Breslau, in die mehrere poetische versuche, darunter der Ibrahim bassa, fallen. Nach einer trockenen, musterhaft verwanten studienzeit — wir hören weder von dichterischer tätigkeit noch von einer liebschaft — wird D. Casper 1655 (nicht 1654) in Tübingen zum dr. iur. promoviert, bereist Deutschland, die Schweiz und die Niederlande, lässt sich 1657 in Breslau als rechtsanwalt nieder und heiratet. Seine drei güter Reisau, Roschkowitz und Kittelau sind ihm nicht, wie die älteren biographen berichten, durch seine frau zugebracht, sondern erst später von ihm erworben und ererbt. Neues bringt ferner der auf archivalischen quellen ruhende abschnitt über die diplomatische sendung nach Wien, welche Lohenstein 1675 als syndicus der republik Breslau übernahm, um eine ermässigung der drückenden steuerlasten herbeizuführen. Wenn er hier als ein gewissenhafter arbeiter und nüchterner, klug berechnender geschäftsmann erscheint, der alle mittel daran sezt, die interessen seiner stadt an dem ränkevollen kaiserlichen hofe zu fördern, so verträgt sich dies recht wol mit dem bilde, das uns seine dichtungen liefern: dem eines innerlich kalten mannes, der durch gelehrsamkeit, wie sie in den anmerkungen zu den tragödien massenweise aufgespeichert ist, und durch gesuchten wortprunk zu ersetzen strebt, was ihm an dichterischem feuer abgeht.

Auf eine umfassende betrachtung der einzelnen werke Lohensteins hat Müller verzichtet. Er teilt s. 28 das frostige klagegedicht auf den tod seiner mutter mit und bespricht s. 17—26 den Ibrahim bassa, den der fünfzehnjährige Lohenstein nach einem von Zesen übersezten romane der Scudéry dichtete. Derselbe roman gab die grundlage für ein 1684 zu Dresden gedrucktes mischspiel von A. A. von Haugwitz,[1] das jedoch schon *vor vielen jahren auff einer universitet*

1) Müller ist dasselbe unzugänglich geblieben; ich benuzte das exemplar der Berliner bibliothek. In dieser findet sich auch der s. VIII[9] genante „Poetische staarstecher“ 1730, der übrigens hauptsächlich den poetischen wert der gedichte von Hanke erörtert und verteidigt und Lohenstein nur kurz (s. 145) erwähnt.

einer damahls von etlichen studenten zu einiger sprach-ubung unter sich auffgerichteten comoedianten compagnie zugefallen auffgesetzt worden war: Obsiegende tugend oder der bethörte doch wieder bekehrte Soliman. Hier ist die glückliche lösung der vorlage beibehalten, ohne dass freilich die motivierung genügte, während Lohenstein den schluss tragisch gestaltete. Eine kentnis oder benutzung Lohensteins tritt nirgends hervor. Die sprache des Ibrahim bassa steht noch ganz unter dem einflusse von Gryphius und ist von der späteren Marinischen manier Lohensteins im wesentlichen frei. Klarer würde dieses verhältnis hervortreten, wenn wir eine untersuchung besässen über den wortschatz und stil des Gryphius und der nächstfolgenden tragiker, wenn festgestelt wäre, welche neubildungen besonders in den compositis bei Lohenstein zuerst auftreten. Hoffentlich entschliesst sich der verfasser dazu, der schon über die compositionsweise der beiden dichter treffende bemerkungen gemacht hat. Es wäre hier auch eine gelegenheit zu einer zusammenfassenden behandlung der ganzen klasse von dramen aus der türkischen geschichte, welche in der litteratur des 17. jahrhunderts einen solchen raum einnimt, nachdem dieselben stoffe schon in der früheren periode vielfaches interesse erregt hatten. Ich möchte hier beiläufig auf eine hergehörige, wie es scheint, noch unbekante handschrift der Berliner bibliothek (ms. germ. quart 436) aufmerksam machen, welche wol dem 17. jahrhundert angehört und aus dem besitze einer komödiantentruppe stammen mag. Sie enthält ein dreiaktiges drama in prosa, die an einzelnen stellen in alexandriner übergeht. Der titel ist verloren. Inhalt: der persische könig Selim hat seinen sohn Selimor auf verläumderische anklage hin zu töten befohlen. Die verlobte desselben Aribane bewegt ihren vater, den türkischen sultan Soliman, gegen den unnatürlichen vater zu felde zu ziehen. Der prinz ist aber durch einen vertrauten gerettet worden und befreit verkleidet in der schlacht seinen vater aus den händen der erbitterten Aribane. Selim beauftragt seinen unerkanten lebensretter, ihm die liebe der gefangenen prinzessin zu verschaffen. Als Selimor ihr seinen wahren namen nent, sinkt sie in ohnmacht; der argwöhnische könig komt hinzu und lässt ihn ins gefängnis werfen, wo er in raserei verfält. Eine verschwörung seiner freunde nötigt Selim zur nachgiebigkeit und bringt alles ins gleiche. Als probe stehe hier der anfang, ein monolog Selims: *Du Blaueß sternendach, du goldt gefärbte Sonne undt selber weißer Mondt, die ihr unser reich von deß feindeß ungehemmtem Lauff mit solchen glückßstrahlen gesegnet und bescheinet, ... soll den nun Soliman der persen Reich zerstören?* — Den schluss des Müllerschen buches (s. 64—107) bildet eine untersuchung über das verhältnis der beiden ausgaben der Cleopatra von 1661 und 1680, auf welches zuerst Kerckhoffs seine aufmerksamkeit gerichtet hatte. In methodischer und übersichtlicher weise erörtert der verfasser die umfangreichen vorstudien Lohensteins bei der umarbeitung, welche die ganze pedantische, schwerfällige art des mannes treflich charakterisieren, seine änderungen in der composition und im ausdruck, welche zum grossen teil aus dem streben nach bühnenwirkung hervorgehen, endlich seine orthographischen grundsätze. Die entstehung der ersten gestalt der tragödie sezt er mit grosser wahrscheinlichkeit in den winter 1655—56. Zum schluss noch eine nebensächliche berichtigung: s. 75[20] wird behauptet, von Antonius Liberalis seien aus dem altertume keine schriften überliefert; es stehen aber seine *μεταμορφώσεις* in allen samlungen der griechischen mythographen, in der von Westermann (1843) s. 200.

BERLIN. JOHANNES BOLTE.

NACHTRAG UND BERICHTIGUNGEN.

(Zu seite 470, zeile 18.)

Ein grossartiges misverständnis ist es auch, wenn er zu 6733 schreibt: „Wir möchten wünschen, dass die Möglichkeit, dieses Anwesen bei Nacht vom Balkon zu erblicken, durch einen kleinen Zusatz betont worden wäre.“ Er fasste also, wie unglaublich es auch scheint, die worte: „Da seh' ich“ im sinne: „Ich sehe da,“ während sie offenbar heissen: „Wenn das Luginsland errichtet ist, werde ich sehen.“ Und diese deutung, von der man meinen solte, sie sei kaum zu verfehlen, war längst ausdrücklich gegeben.

(Zu seite 471, zeile 15.)

Erst nach absendung meines aufsatzes erhielt ich den artikel „Kritische Goethe-Ausgabe“ von Max Koch (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1882, 294), wo mit recht v. 1365: „Rieselt, säuselt, Wölkchen, kräuselt“ in zwei kürzere auf einander reimende verse zerlegt wird; die anrede „Wölkchen“ tritt im folgenden verse nach, ähnlich wie 1365 „Nebeldünste, schwangre Streifen.“ Dagegen kann ich Koch nicht folgen, wenn er 1940 „Strand“ statt „Stand“ verlangt, ein freilich nahe liegender, aber von mir längst verworfener und nicht der erwähnung wert gehaltener gedanke. Der grausen wogenden welle („Graus und Wog' und Welle“) steht das feste land entgegen, wo er feststehen kann (der „feste Stand“). Der strand des meeres ist nicht fest, wird vielmehr immer wider von der flut bedeckt. Eine tautologie ist in den worten: „Er führte mich ... zum festen Stand“ und „Hier fass' ich Fuss!“ nicht vorhanden. Jezt, wo er festen boden unter sich fühlt, will er nicht vom platze weichen, sich nicht von den geistern verdrängen lassen, sondern, wenn sie ihn berauben wollen, mit ihnen streiten.

KÖLN. HEINRICH DÜNTZER.

S. 364 z. 15 l. Pailler statt Pailer.
S. 365 z. 7 v. u. kann milich als svarabhakti gefasst werden; vgl. an. mjólkr, l. mulgeo.
S. 375 z. 17 v. u. l. s. 368 statt s. 5.

INNSBRUCK. WACKERNELL.

I. SACHREGISTER.

II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

III. WORTREGISTER.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. ERNST HÖPFNER UND DR. JULIUS ZACHER

PROVINZIALSCHULRAT IN KOBLENZ — PROF. A. D. UNIVERSITÄT ZU HALLE

FUNFZEHNTER BAND

HEFT I

HALLE

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES

1883

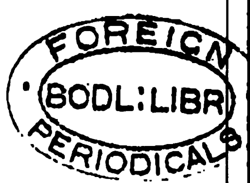
Inhalt.

Die folgenden hefte werden u. a. bringen: Der text des zweiten theiles von Goethes Faust. Von A. Düntzer (Köln). — Zur Alexandersage: Zum Pseudokallisthenes. Aus mittheilungen von J. Gildemeister (Bonn). — Bruchstücke aus der samlung des Freiherrn von Hardenberg. IV. (Posen). — Die ballade und romanze von ihrem ersten auftreten in der deutschen kunstdichtung bis zu ihrer ausbildung durch Bürger. Von P. Holzhausen (Halle) — Johannes Rhonanus. Von E. Höpfner (Koblenz). — Bruchstücke aus handschriften. Von Janicke (Hannover). — Zum Arnsteiner Marienleich. Von H. Jellinghaus (Kiel). — Zur kritik des Nibelungenliedes. Der empfang der gäste. Von E. Kettner (Mühlhausen). — Zur kentnis der Alexandersage im Mittelalter. Von K. Kinzel (Berlin). — Die jagd im Nibelungenliede. Von E. Matthias (Nordhausen). — Mittheilungen aus handschriften. Von R. Peiper (Breslau). — Über die neutralen engel bei Wolfram. Von J. Seeber (Innsbruck). — Beiträge aus dem niederdeutschen. Von F. Woeste (Iserlohn).

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.



ZEITSCHRIFT



FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. ERNST HÖPFNER UND DR. JULIUS ZACHER

PROVINZIALSCHULRAT IN KOBLENZ — PROF. A. D. UNIVERSITÄT ZU HALLE

FÜNFZEHNTER BAND

HEFT II

HALLE

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES

1883

Inhalt.

Miscellen und litteratur:

Die folgenden hefte werden u. a. bringen: Der text des zweiten theiles von Goethes Faust. Von A. Düntzer (Köln). — Zur Alexandersage: Zum Pseudokallisthenes. Aus mittheilungen von J. Gildemeister (Bonn). — Bruchstücke aus der samlung des Freiherrn von Hardenberg. IV. (Posen). — Johannes Rhenanus. Von E. Höpfner (Koblenz). — Bruchstücke aus handschriften. Von Janicke (Hannover). — Zum Arnsteiner Marienleich. Von H. Jellinghaus (Kiel). — Die jagd im Nibelungenliede. Von E. Matthias (Nordhausen). — Mittheilungen aus handschriften. Von R. Peiper (Breslau). — Guiot von Provence. Von San-Marte (Magdeburg). — Zu Froumunds briefcodex und zu Ruodlieb. Von G. Schepss (Würzburg). — Über die neutralen engel bei Wolfram. Von J. Seeber (Innsbruck). — Beiträge aus dem niederdeutschen. Von E. Woeste (Iserlohn).

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN



VON

DR. ERNST HÖPFNER UND DR. JULIUS ZACHER

PROVINZIALSCHULRAT IN KOBLENZ — PROF. A. D. UNIVERSITÄT ZU HALLE

FUNFZEHNTER BAND

HEFT III

HALLE

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES

1883

III. WORTREGISTER.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. ERNST HÖPFNER
PROVINZIALSCHULRAT IN KOBLENZ

UND

DR. JULIUS ZACHER
PROF. A. D. UNIVERSITÄT ZU HALLE

FUNFZEHNTER BAND
HEFT I

HALLE
VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES
1883

Inhalt.

Die folgenden hefte werden u. a. bringen: Das erste neuhochdeutsche minnelied. Von Joh. Crueger (Dorettenhof). — Zur Alexandersage: Zum Pseudokallisthenes. Aus mittheilungen von J. Gildemeister (Bonn). — Drei kleine bemerkungen zu Goethes Faust. Von Jgn. Harczyk (Breslau). — Der dramatiker Thomas Birck. — Der Nürnberger spruchsprecher Wilhelm Weber. Von H. Holstein (Geestemünde). — Johannes Rhenanus. Von E. Höpfner (Koblenz). — Bruchstücke aus handschriften. Von Janicke (Hannover). — Zur kritik des Nibelungenliedes. II. Die hoffeste. Von E. Kettner (Mühlhausen). — Mittheilungen aus handschriften. Von R. Peiper (Breslau). — Kleine beiträge zur kentnis des aberglaubens des mittelalters. — Granum Sinapis. — Bunte reihe. Von P. Pietsch (Kiel). — Fabian Frangk. Von E. Wernicke (Bunzlau) und P. Pietsch (Kiel). — Über die neutralen engel bei Wolfram. Von J. Seeber (Innsbruck). — Beiträge aus dem niederdeutschen. Von Fr. Woeste (Iserlohn).

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

